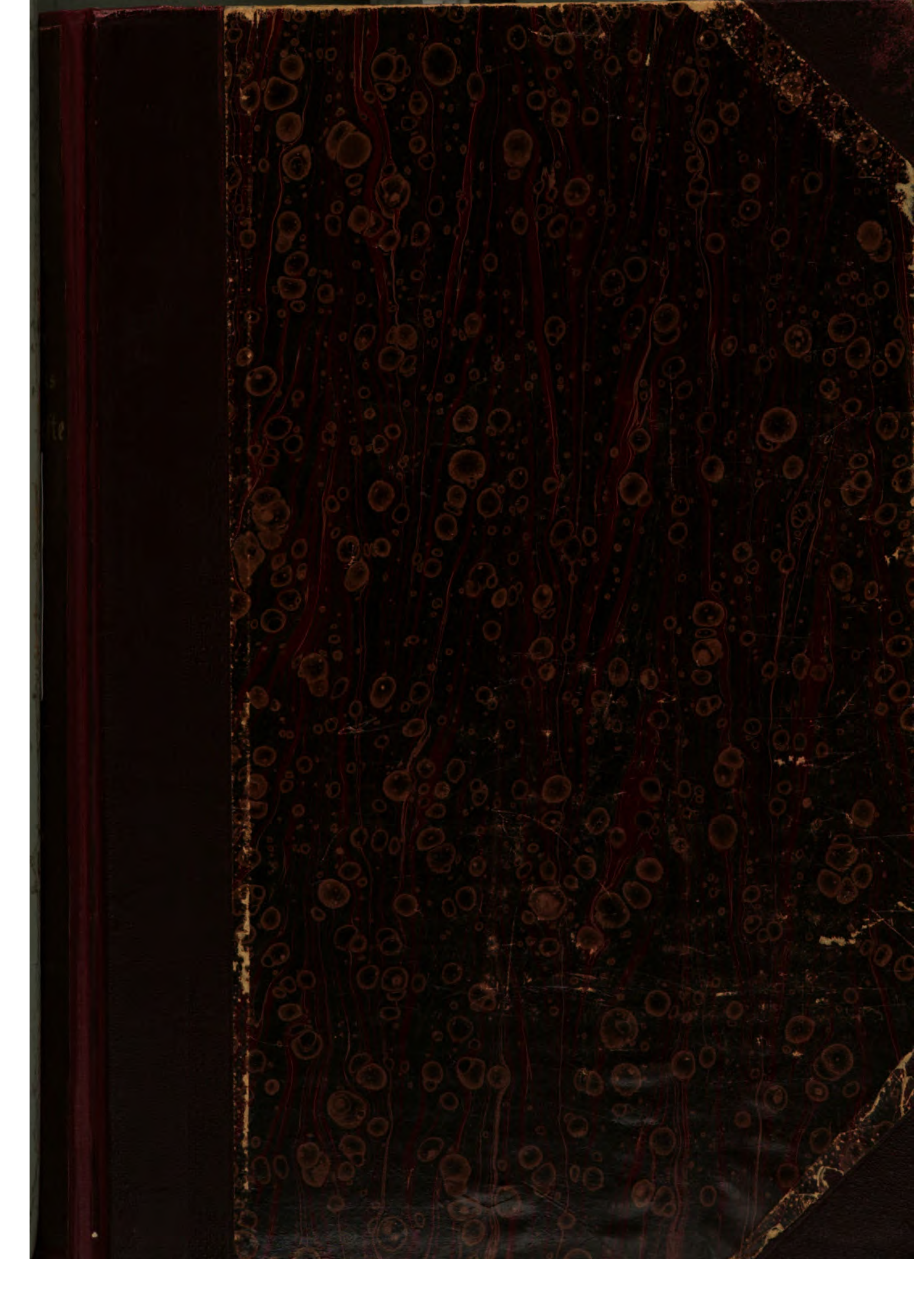



BERKELEY
LIBRARY
UNIVERSITY OF
CALIFORNIA

Velhagen & Klasings Monatshefte

Jahrgang 1904/1905

2. Band



Berlin, Bielefeld, Leipzig und Wien
Verlag von Velhagen & Klasing



Inhaltsverzeichnis.

XIX. Jahrgang 1904/1905.

Zweiter Band.

Die illustrierten Beiträge sind mit * bezeichnet.

Seite

Romane, Novellen und Verwandtes.

Gedichte, Sprüche.

Vom Schreibtisch und aus dem Atelier.

Kunst und Literatur.

Sonstige Aufsätze.

Neues vom Büchertisch.

Kunstbeilagen.

Einschaltbilder.

Selbständige Abbildungen, Studien- und Skizzenblätter im Text.

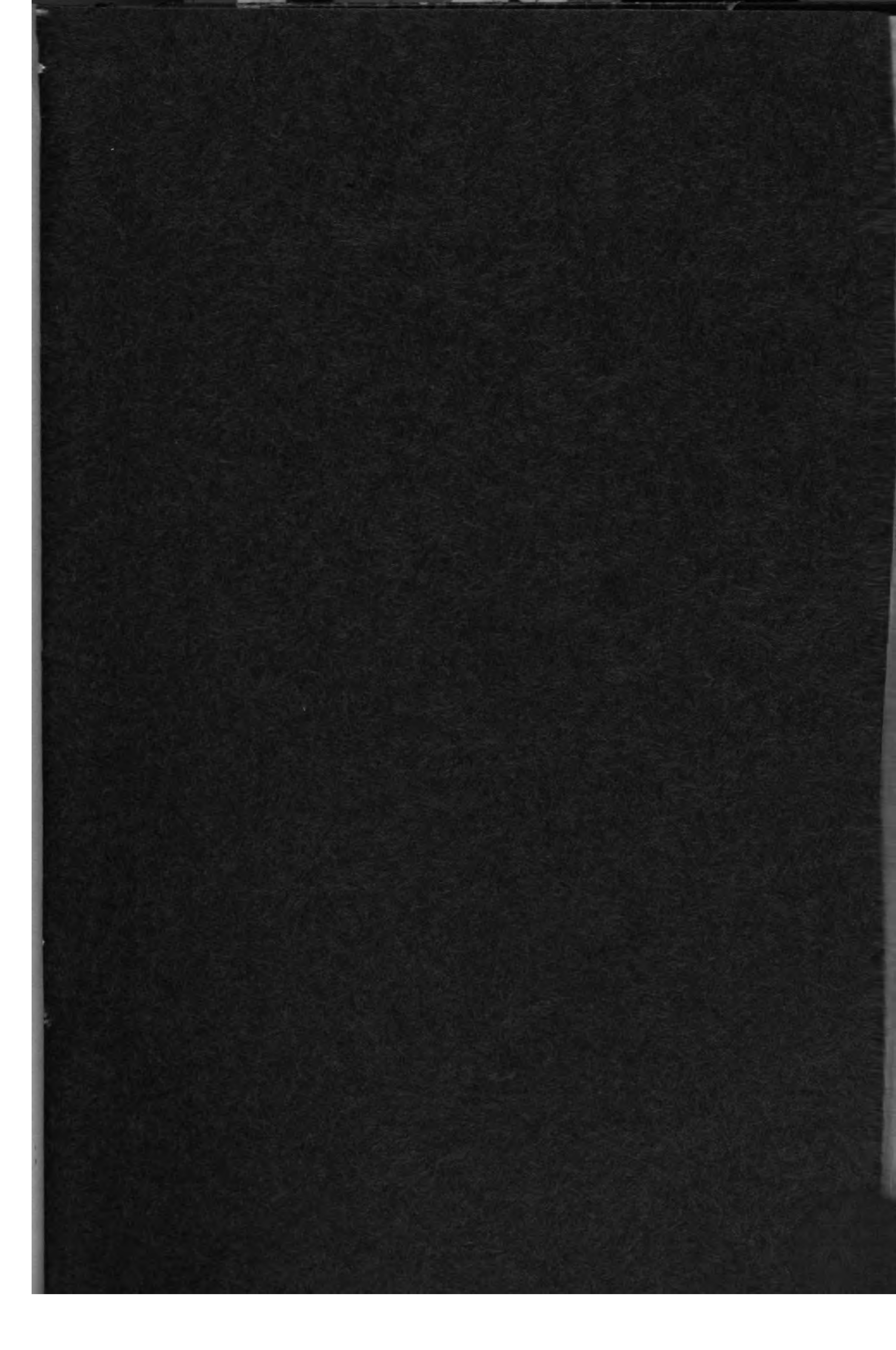
Kunst, Kunstgewerbe und anderes.

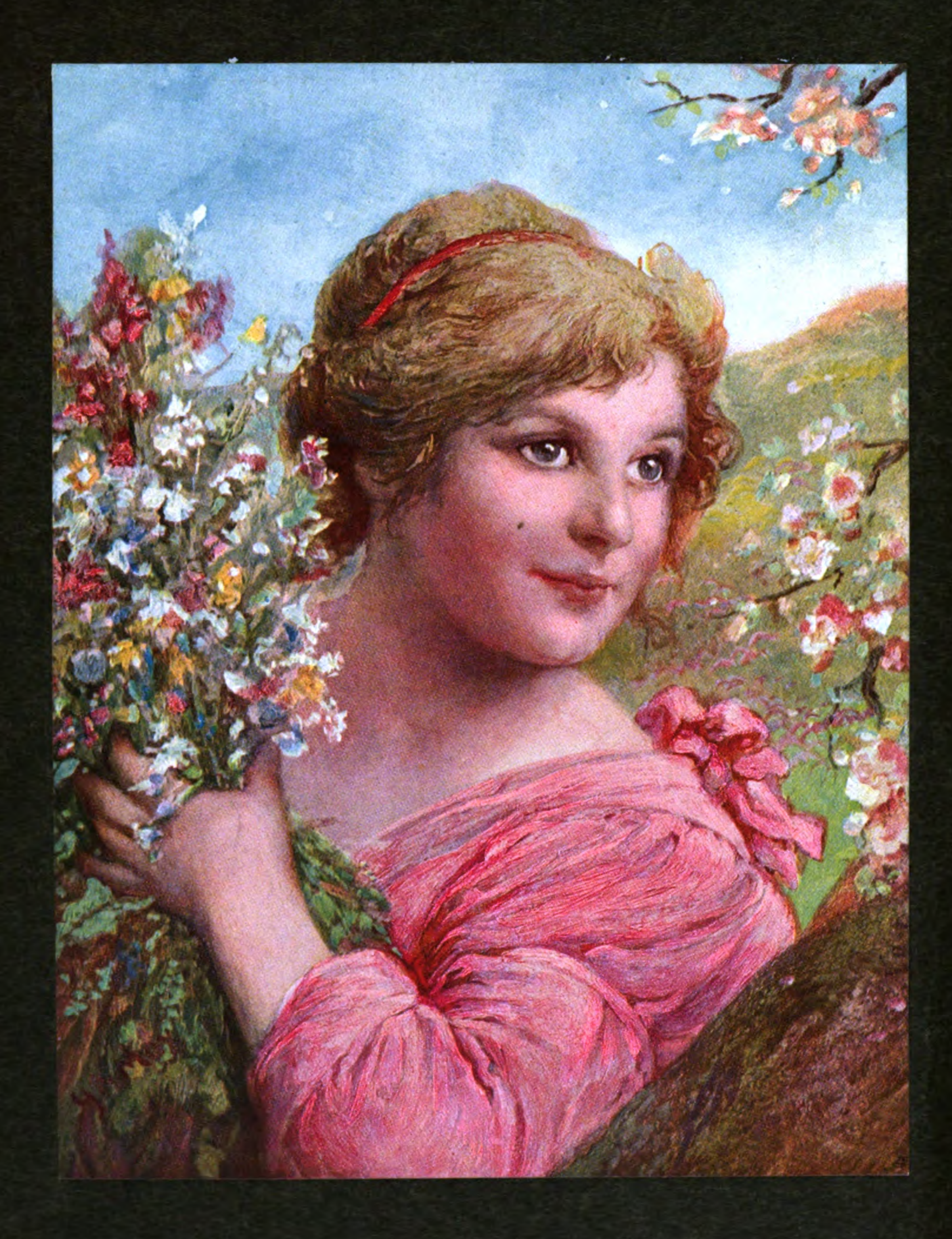
Gratisbeilage:

Velhagen & Klasings Romanbibliothek. XV. Band, Nr. 7 bis 12:

Eine Welle von drüben. Roman von Fedor von Zobeltitz. Seite 193—400.







Frühling. Gemälde von Prof. Gabriel Max.

[illegible]

Velhagen & Klasings
Monatshefte
Herausgeber:
Theodor Hermann Pantenius und Hanns von Zobeltitz.
XIX. Jahrgang 1904/1905. Heft 9, Mai 1905.

Schiller

Vor hundert Jahren! — Mailich rings die Lüfte,
Ein Blütenrausch ums junge Grün sich spann;
Jedoch für Dich — die zarten Fliederdüfte
Wie Todesahnung wehten sie Dich an.
Dir galt nicht mehr die ausgetane Spende,
Nicht mehr, was rings die Menschenbrust bewegt,
Denn der Erlöser hatte seine Hände
Mit sanftem Kuß Dir auf das Herz gelegt.

Ins ew'ge Licht sich Deine Schwingen wandten,
Zur steten Jugend, zur erträumten Ruh';
Dem fernen Reich, dem großen, unbekannten,
Trieb Deine Seele unaufhaltsam zu.
Wenn auch befreit von allen Kümmernissen,
Dem Himmlischen, dem Göttlichen so nah —
Zu früh wardst Du dem Irdischen entrissen,
Das zukunftsfroh Dir noch ins Auge sah.

Wie stand die Welt im Bann der Ideale,
Wie lag das ‚Heute' morgenfrisch umglänzt,
Als Dir ein Gott die heil'ge Nektarschale,
Den Becher der Unsterblichkeit kredenzt!
Es ging Dein Ruf gebiet'risch in die Weiten —
Und gläubig hat die Menschheit ihm gelauscht,
Als unterm Zauber Deiner goldnen Saiten
Im deutschen Hain der Lorbeer noch gerauscht.



Nicht ſteht der Tag mehr unter Deinem Scheine,
Dein großes Erbe hüllt ein trüber Dunſt;
Den Leidenſchaften paart ſich das Gemeine
Und wettert ans Palladium der Kunſt.
Denn rauhbeſchurt, mit frech enthülltem Buſen,
Aufs Schlagwort ‚nackte Wirklichkeit‘ geſtellt,
Hat ſich dem Kranze der erlauchten Muſen
Die zehnte Muſe kurzerhand geſellt.

Vom Bild zu Sais zerrte ſie den Schleier,
Sie, die doch ſtets die lautre Wahrheit mied —
Und es verſtummt Apollens goldne Leier,
Wo ſie das Land mit Beckenſchlag durchzieht.
Bei ihrem Nahn birgt ängſtlich ſich das Schöne,
Die wahre Kunſt hüllt klagend das Geſicht;
Die Muſe ſiegt, die lächelnd ums Obszöne
Mit frevler Hand die Tollkirſchkränze flicht.

Entrückt biſt Du nach weiten Sonnenfernen,
Ein Meer des Lichts iſt dort um Dich geſprengt . . .
Du ſel'ger Geiſt dort über jenen Sternen,
Mach' Du zu nichte, was das Herz bedrängt.
O ſteige nieder, großer Zaubermeiſter,
Im tiefen Leid wir ſehnen uns nach Dir;
Im Kampfgewühl, im Schlachtenruf der Geiſter
Beſchirme das gefährdete Panier.

Dann reißt der Flor — das Dunkel wird ſich klären,
Es muß zu Fall, was ſittlich morſch und hohl —
Es ſtürzt von den entheiligten Altären
Der Aftermuſe gleißneriſch Idol.
Es wird das Edle jubelnd Dich umdrängen,
Vom toten Lorbeer ringt ſich Zweig um Zweig,
Und wieder rauſcht auf mächtigen Geſängen
Der alte Wohllaut durchs befreite Reich.

Joſeph Lauff.



Die Frauen in Schillers Leben.



Von

J. Höffner.

Mit einundzwanzig Abbildungen.

Zwischen Sinnenglück und Seelenfrieden
Bleibt dem Menschen nur die bange Wahl.

Unter den Frauen, die bildend und handelnd in Schillers Leben eingegriffen haben, gebührt die erste Stelle ihr, die ihn uns gab. Sind es auch überaus zarte, oft kaum erkennbare Fäden, „die sich leise und unmerklich um das Herz der Mutter und des Kindes spinnen", wissen wir auch, daß das Werden eines Dichters sich nicht nach Gesetzen der Natur berechnen läßt und daß in Schiller ein viele Geschlechter hindurch ans Licht drängender Genius zur Inkarnation kam — so sind wir doch, wenn wir einmal „verwegen fragen und ahnen" wollen, zunächst an die Eltern, vornehmlich an die Mutter gewiesen.

Eine jener starken, ursprünglichen Naturen, wie Luthers Mutter hervorgewachsen aus dem regenerierenden Boden unerschöpften, unverbildeten Deutschtums, hat sie dem Sohne das Beste gegeben, das er sein eigen nannte: den Adel und die Keuschheit der Seele. Auch der hohe Flug des Geistes, der ihn über die Niederungen des Lebens emportragen sollte zu den Gefilden hoher Ahnen, ist an den schüchternen Flügelschlägen, mit denen die Mutter an der Seite eines ähnlich gearteten Mannes über den geringen Kreis der ihr gewiesenen Lebenssphäre hinausstrebte, deutlich nachzuweisen.



Jugendbildnis der Mutter Schillers. Gemälde.

Ohne diesen Idealismus, von Vater und Mutter als ein Erbteil, das er zu mehren habe, übernommen, wäre Schiller nicht der große, hinreißende Dichter. Seine Kraft liegt in seiner sittlichen Weltanschauung. Diese und die Art wie er sie zu vertreten und durchzusetzen wußte, hat ihren Grund im elterlichen Hause.

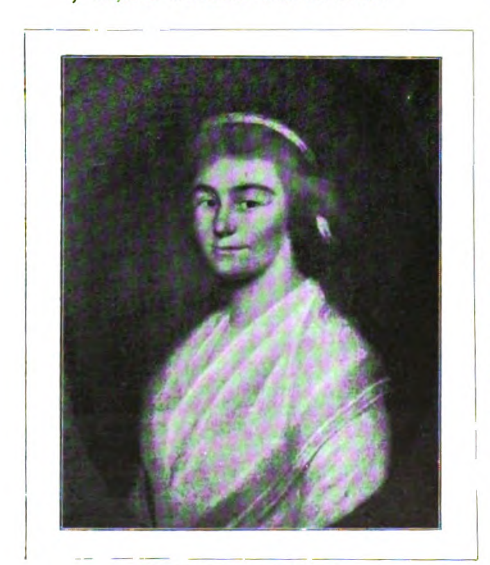
Es ist durchaus nicht so zufällig, daß in das Nest der Bäckertochter aus Marbach sich ein „Adler verirrte". Man hat aus des Vaters gereimten Andachten die frühe Freude des Knaben an dichterischer Form erklären wollen. Poetischer aber als der Vater scheint die Mutter gestimmt gewesen zu sein. Es lebte in ihr eine Art unbewußt dichterischen Gestaltens, die sich in der gemütvollen Ausstattung der Häuslichkeit, in dem schlichten, treuen Walten des Weibes betätigte, aber auch wohl hin und wieder überraschend zum Ausdruck kam, wie auf jenem Osterspaziergang, auf dem sie die Geschichte der Jünger von Emmaus ihren Kindern so ergreifend zu erzählen wußte, daß sie an ihrer Seite mit gefalteten Händen niedersanken. Dazu finden wir in ihren leider nur in geringer Anzahl erhaltenen Briefen eine überraschend gewandte Ausdrucksweise und scharfe Beobachtungsgabe.

Aufgewachsen inmitten des schwäbischen Pietismus, bestimmt zu einer entbehrungs- und sorgenreichen Ehe, hat sie — auch darin als Schillers Mutter erkennbar — ein reiches, tiefes Innenleben geführt, mit einem leisen Hang zur Schwermut eine warme Herzensfrömmigkeit und die unerschütterliche Zuversicht auf ein besseres Leben „mit tausend Gnaden und Seligkeiten" verbindend.

Eine unermüdliche Gehilfin ihres in heißem Kampf erprobten und vorwärts strebenden Mannes, ist sie in der Erinnerung an den finanziellen Zusammenbruch des väterlichen Hauses darauf bedacht, in weiser Sparsamkeit „den Gewinn zu mehren", ohne von ihrer reinen Herzensgüte etwas einzubüßen, die auch gegen Menschen, „die ihr nichts angingen, unerschöpflich war, und ihr überall Liebe erwarben" [1]). Wir verstehen, daß es einer Frau von ihrer Art unerträglich sein mußte, etwas, das irgendwie nach Almosen aussah, anzunehmen, und wenn es aus der Hand des Sohnes kam, oder die Füße unter einen fremden Tisch zu stecken, und wenn es der der eigenen Tochter in Cleversulzbach war.

Alle ihre Eigenschaften sind Eigenschaften großen Stils. Ihr ganzes Leben ist ein stilles Heldentum. Es ist mehr als bloß „stille Resignation" [1]), es ist eine fast antik-christliche Seelengröße, mit der sie ihr

[1]) Schiller an Lotte 31. 12. 1789.



Christophine Schiller.
Gemälde von Ludovike Simanowitz.



Luise Schiller.
Gemälde von Ludovike Simanowitz.

„leidenvolles Schicksal" [1]) trägt und die am erhabensten in den letzten Tagen ihres Lebens sich offenbart.

Unschwer läßt sich also bei liebevoller Betrachtung in dem Charakterbild der Mutter, wenn auch in schwachen, oft kaum angedeuteten Linien das des Sohnes erkennen, während die Ähnlichkeit in der äußeren Erscheinung geradezu überraschend ist.

Es war ein überaus zartes und inniges Verhältnis, in dem Schiller zu seiner Mutter stand. Machte sie mit Milde wieder gut, was des Vaters wohlmeinende, aber doch oft leidenschaftlich zufahrende Strenge an dem leicht einzuschüchternden Knaben fehlte, so öffnete dieser ihr rückhaltlos sein Herz, das selbst in späteren Zeiten noch dem Vater gegenüber so trotzig und verschlossen sein konnte. Sie wachte über ihm, als er dreizehnjährig die Karlschule beziehen mußte, und in der Stuttgarter Periode suchte sie durch „ihre im weichen Liebeston gehaltenen Warnungen" [2]) den jugendlichen Leichtsinn in Schranken zu halten; sie allein kannte und verstand, selbst temperamentvoll, das Temperament ihres Sohnes und wußte um seinen Fluchtplan. Und wenn in der Folge hinter den Forderungen, die Genius und Welt an ihren Sohn stellten, ihre Ansprüche zurücktreten

[1]) Schiller an Lotte 31. 12. 1789.
[2]) Karoline v. Wolzogen.

mußten, so war sein wachsender Ruhm ihr Ersatz und Genugtuung, für seine kleinen Bedürfnisse zu sorgen, ihre liebste Beschäftigung, das Wiedersehen in ihren alten Tagen ihr letzter Sonnenschein, der Kuß auf sein Porträtbildchen in der Todesstunde und ihr Seufzer: „Ach, so gibt es nur einen Sohn in der Welt," der letzte ergreifende Ausdruck ihrer tiefen Liebe.

Und Schiller — auch darin edler als andere Große unseres Volkes, die des Lorbeers betäubender Duft ein schlichtes Elternhaus und kindliche Dankbarkeit vergessen machte — hat mit der Zärtlichkeit des Knaben die geliebte Gestalt der Mutter bis an sein Ende umfangen und verehrt. Mehr noch als des Vaters graues Haupt wird ihm der Mutter gebeugter Rücken ein Sporn zu unermüdlichem Schaffen, damit seine Sonne den Abend ihres Lebens vergolde. Daneben fühlt er, zumal nach des Vaters Tode, die heilige Verpflichtung, die wirtschaftliche Lage der Mutter zu bessern. Und weit über seine Kräfte hinaus und immer mit rührendem Zartgefühl hat er, der doch wahrlich nie an Überfluß litt, diese Pflicht geübt; die Höhe der Unterstützungen verschweigt sein Kalender in echt Schillerscher Bescheidenheit. — Daß er auch in seinen Dichtungen seiner Pietät Ausdruck gibt und überall, wo er die Mutter und Hausfrau schildert, auf das Bild der eignen Mutter zurückgreift, brauchen wir unseren Lesern nicht erst nachzuweisen.



Nanette Schiller.
Gemälde von Ludovike Simanowitz.

* * *

Die Mutter schreibt einmal an Schillers Gattin (22. 6. 1794): „Eine glänzende Erziehung habe ich meinen Kindern nicht geben können; aber ihr Herz zu bilden, sie zur Tugend und Rechtschaffenheit, zu Fleiß und Sparsamkeit anzuhalten, halte ich vor die erste Pflicht, und diese wird trotz aller Verachtung und Verlachung der jetzigen aufgeklärten Welt mich niemals reuen." Wir dürfen sagen, sie hat durch ihr **Beispiel** dem Sohne mehr gegeben, Großes, das sie selber nicht ahnte, und das uns überhaupt Schiller als Dichter erhalten hat: die ehrfürchtige, altgermanische Scheu vor dem Weibe.

In einer Zeit, in der französische Frivolität das Familienleben untergrub und leichtfertige Dirnen die Fürsten beherrschten, in der die „Ehe kein Band der Seelen" (W. v. Humboldt) war und das „Weib sehr wenig galt", hat sie das Herz ihrer jungen Töchter vor dem zersetzenden Hauch des Zeitgeistes zu hüten verstanden und Frauen herangebildet, die ihres großen Bruders würdig waren: Christophine, die Gespielin seiner Kindheit und Vertraute seiner Jugend, später die tugendhafte, pflichttreue Gattin eines wunderlichen Mannes, die mit gelassener Vornehmheit ihr hartes Los schweigend erträgt, die weniger begabte Luise, die geachtete und tüchtige Frau des Pfarrers von Cleversulzbach, und die in der Blüte ihrer Jahre dahingeraffte Nanette, ein hochveranlagtes Mädchen, des Dichters Liebling.

Die sittenstrenge, reine Atmosphäre des Elternhauses war für Schiller von unersetzlichem Wert und nachhaltigstem Einfluß. Hier hat des Kindes und des Jünglings Gemüt unbewußt in sich aufgenommen, was der Mann mit der ganzen Kraft seiner Überzeugung vertritt, wenn er das Weib als die Hüterin der Sitte preist und das Haus als das Heiligtum, unter dessen Schwellen die Wasser entspringen, aus denen Kunst und Kultur, Gesundheit und Siechtum, Ehre und Schande der Gemeinden und der Staaten quillt.

Schon verhältnismäßig früh nährt er den Gedanken, eine „bürgerliche Existenz" zu gründen, um ein Glied in der großen Kette zu werden, die in goldenem Eimer der Nachwelt die Schätze der Vergangenheit reicht. Bei seinem starken Bedürfnis, sich anzulehnen und hinzugeben, malt er es sich



Franziska von Hohenheim. Gemälde.

als die höchste „Wonne des Lebens", „an eine Person, die mit ihm seine Freuden und Leiden teile, gekettet zu sein; an ihrer Brust die Seele von tausend Zerstreuungen, tausend wilden Wünschen und unbändigen Leidenschaften abzuspannen und alle Bitterkeiten des Glücks im Genuß der Familie zu verträumen".[1])

Bei Schillers impulsiver Natur, seiner glühenden Phantasie, der Unerfahrenheit und Harmlosigkeit, mit der er in die Welt trat, bedeutete das Weib für ihn eine große Gefahr. Suchte er auch in ihr immer die verwandte Seele, den Resonanzboden für die Schwingungen seines künstlerischen Empfindens, so hatte, wie er selber einmal klagt, jede Kokette eine unfehlbare Macht auf ihn durch seine jugendliche Eitelkeit und Sinnlichkeit.[2])

Heiße Kämpfe, bei denen es sich um Sein oder Nichtsein handelte, waren für ihn unausbleiblich. Er hat sie bestanden. Und es ist ein erhabenes, für unsere heutige Jugend mehr als beschämendes Beispiel, wie er dort, wo er in Gefahr steht, sich in niedere Sinnlichkeit zu verlieren, in männlichem Ringen den Sieg zu gewinnen und seine Ehre zu bewahren weiß. Es ist vornehmlich diese Seite des Schillerschen Charakters, die einen Goethe mit einer geheimen Wunde im Herzen zur Bewunderung zwang:

Und hinter ihm in wesenlosem Scheine
Lag, was uns alle bändigt, das Gemeine.

* * *

Schillers Liebesleben ist nicht leicht zu verstehen. Ihm fehlt hier die Unbefangenheit. Ehe er sich zu einer reinen, stillen Herzensliebe läutert, steht zwischen ihm und dem Wesen, dem er sich zuwendet, neben einer, fast möchte man sagen, medizinischen Selbstbeobachtung und Seelenanalyse eine Gedankenbegeisterung, die ihn zu Vorstellungen und Stimmungen hinreißt, hinter denen seine wahren Gefühle oft kaum zu erkennen sind. Wir können diese Vorgänge im Innern Schillers nicht besser kennzeichnen, als mit den Worten seines Freundes Körner, der mit dem Verständnis des reiferen Geistes ihm Klarheit über sich selbst geben will, wenn er ihm schreibt: „Du glaubst zuweilen unvereinbare Dinge vereinigen zu können. Daher der geringe Widerstand, den jede aufsteigende Leidenschaft bei Dir findet, und eine vorübergehende Grille wird durch Deine lebhafte Phantasie leicht zur Leidenschaft. Kampf dawider scheint Dir oft kleinliche Ängstlichkeit. Du bist Dir bewußt, Kraft dazu zu haben, aber Du willst sie auf die Zeit aufsparen, da Du ihrer bedarfst. Unterdessen ist Dein Geist geschäftig, den Gegenstand Deiner Leidenschaften zu veredeln und einen begeisternden Gesichtspunkt daran aufzufinden." (23. 11. 1787.)

Am deutlichsten tritt uns diese Art zu lieben naturgemäß bei dem jugendlichen Schiller entgegen, zum ersten Male, als er in Stuttgart mit seinem Venuswagen so tragikomisch entgleist, indem er die verblühte Erscheinung der Hauptmannswitwe Vischer mit allen Reizen der Musen und der Grazien umkleidet und mit der Waberlohe einer unbändigen Erotik umgibt.

Schon für Franziska von Hohenheim, die mit dem Herzog fast täglich die Karlschule besuchte, empfand der junge Akademiker mehr als nur dankbare Verehrung, wenn er sie als „hohes Himmelsbild" in seinen überschwenglichen Huldigungsgedichten feierte.

[1]) An Zumsteeg 19. 1. 1784.
[2]) An Körner 19. 11. 1787.

Sie mag als das einzige weibliche Wesen, das in jenen Räumen sichtbar ward, in seinem Herzen zuerst die Sehnsucht nach Liebesglück, das jenseits der Mauern auf ihn warte, angefacht haben. Um so bitterer wird die Enttäuschung gewesen sein, als ihm, dem Ritter von der traurigen Gestalt, mit den unbeholfenen Manieren und dem lächerlichen Aussehen, die großstädtische jeunesse dorée überall den Rang abläuft, wie z. B. Stäudlin bei Wilhelmine Andreae, seiner Minna.

Aber was bedeutet für einen Schiller der Gegenstand? Er vermag aus Einöden und Wüsten Paradiese zu schaffen. Konnte er keine der vielumworbenen Schönheiten sein eigen nennen, so war auch seine Wirtin, die Vischerin, die durch die Töne ihres Spinetts ihn in seiner geistigen Arbeit anregte, die ihm Spätzle buk und ihn pflegte, wenn er sich einmal des Guten zu viel getan hatte, es wert, das erste Versuchsobjekt in der ars amandi zu werden, wenn wir gleich dem Dichter, der in der Glocke das Erwachen der ersten Liebe so lieblich geschildert hat, einen besseren Geschmack hätten zutrauen mögen.

Sie, die fade Blondine, wird dem neuen Petrarca zur Laura, in deren wasserblauen „Augen Sonnenaufgangsgluten brennen, aus deren Klavierspiel Sonnen, vom Schöpfungssturme aufgejagt, funkelnd durch die Nacht des Chaos fahren, der zuweilen auch der Cocytus mit verlornem Heulen folgt, deren Kuß Purpurflammen auf seine Wangen geußt, und hinter der, wenn sie walzt, die trunknen Fichten springen".

Ob und wie weit den sogenannten Laura-Oden wirkliche Erlebnisse zugrunde liegen, ist nicht festgestellt. Sicher aber ist, daß die Vischer in jener Zeit sich noch allgemeiner Achtung erfreute, wenn sie auch später durch die Flucht mit einem jungen Offizier der Welt das Recht gegeben hat, über sie den Stab zu brechen. Von Mannheim aus sandte Schiller ihr noch „ein Marktpräsent" und seine Silhouette.

Für uns ist diese Episode insofern höchst interessant, als sie uns zeigt, was für unklare und überhitzte Vorstellungen in dem Herzen des Dichters auf und nieder wogten. Die Paroxysmen, von denen er geschüttelt wird, verraten eine schwere Störung des seelischen Gleichgewichts. Wir stehen der ersten bedeutungsvollen Krisis in Schillers Entwicklung gegenüber. Eine Frau, Henriette von Wolzogen, die Mutter seines Mitschülers und Freundes, wird ihm der Arzt seiner Seele. —

Vergegenwärtigen wir uns, um ihr Verdienst nach Gebühr zu würdigen, die Lage und den Zustand des Dichters.

Durch den ungeahnten Erfolg der Räuber in seinem Selbstbewußtsein ins Ungeheure gesteigert, als Herausgeber der Anthologie und Mitarbeiter an dem Württembergischen Repertorium sich als den Diktator des guten Geschmacks fühlend, von einem peinigenden, nervösen Ehrgeiz ergriffen, um jeden Preis, ähnlich wie Goethe einst, über Nacht berühmt zu werden, wurden ihm die Zwangsjacke eines wider Willen ergriffenen Berufs, die Despotenlaune des Herzogs und die Würdelosigkeit einer untergeordneten Stellung immer unerträglicher, wobei die Stimme des Genius von der Stimme der Eitelkeit nur sehr schwer unterschieden werden kann. Eine Katastrophe war unvermeidlich und trat ein, als der Herzog ihm jede schriftstellerische Tätigkeit streng verbot. Das bedeutete für Schiller den geistigen Tod. Die Umstände der Flucht sind bekannt. Bekannt auch, wie teuer er seine Gedankenfreiheit bezahlen mußte. Aufs jämmerlichste sieht er sich in all seinen Hoffnungen betrogen. Ein sicheres Brot, die Frucht jahrelangen



Frau Vischer, Schillers Laura.
Stich von H. Kräutle.

Studiums, hat er aufgegeben, den Zorn des Herzogs auf sich geladen und die Existenz seiner Eltern gefährdet. Dafür schreitet das Gespenst einer für seine Verhältnisse gewaltigen Schuldenlast drohend an seiner Seite; Heimat und Elternhaus sind ihm verschlossen, Selbstmordgedanken umlauern ihn ...

In dieser höchsten Not ergreift er die rettende Hand Frau von Wolzogens.

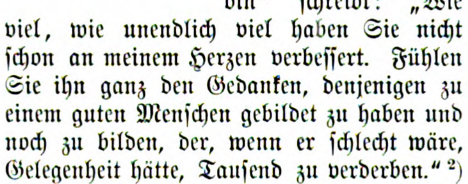
Sie war seit langen Jahren Witwe. Ihre vier Söhne ließ der Herzog von Württemberg, ihre einzige Tochter Charlotte der gothaische Hof erziehen. Das Leben hatte ihr die Rolle einer verarmten Freifrau zugedacht. In welchen Kämpfen sie sich damit abgefunden hat, wissen wir nicht. Jedenfalls tritt sie uns im Licht einer tiefen, leidverklärten Frömmigkeit entgegen, als eine Christin, die für die Dinge der Erde den richtigen Wertbegriff gefunden hat und mit einer gütigen, überlegenen Ironie allen Bitterkeiten den Stachel zu nehmen weiß. Ihr hochherziger Sinn, der frei von jedem Vorurteil sich gegen alles Unnatürliche, Unwahre und Hergebrachte einer abgestandenen Zeit auflehnte, mußte in den Räubern den Herzschlag des verwandten Geistes spüren. Sie verstand, was in der Brust des jungen Dichters tobte, und war glücklich, ihm schon in der Stuttgarter Zeit mit mütterlicher Liebe beistehen zu können. Sie suchte auch die Bekanntschaft von Schillers Eltern, und die Vermutung liegt nicht fern, daß die Sorge der Mutter den Sohn noch mehr ihrem gütigen Schutze anbefohlen habe. Sie war es, die ihn zu der zweiten in ihren Folgen so verhängnisvollen Reise nach Mannheim bestimmte und mit der Vischerin zusammen ihn selbst dorthin begleitete. Sie verriet durch unbedachte, harmlose Äußerungen das Geheimnis, gab dadurch Schiller dem Herzoge preis und mittelbar die Veranlassung zur Flucht. Schillers Vater hat es ihr lange nicht vergeben können, daß „sie auch eine von den Personen gewesen ist, die den Sohn zu seinem Derangement veranlaßt haben“.[1])



Henriette von Wolzogen. Pastell.

Es ist nicht bloß ein Akt der Großmut, sondern auch der Gerechtigkeit, wenn sie dem vom Schicksal so arg Umhergeworfenen auf ihrem weltentlegenen, bescheidenen Besitz zu Bauerbach ein trautes und sicheres Asyl bietet.

Von der Welt so gut wie abgeschnitten und der drückendsten Sorgen vor der Hand enthoben, erlebt Schiller in Bauerbach eine Zeit der Vertiefung, des Sichbesinnens und Sammelns. Unter dem Einfluß der liebevollen, im Ton einer Mutter gehaltenen Briefe Frau von Wolzogens wird er ein anderer: die jugendliche Überschwenglichkeit und Eitelkeit beginnt sich zu mildern; der Schmerz über die enttäuschten Hoffnungen schläft ein; die religiösen Eindrücke aus dem Elternhause werden wieder deutlich, und unter dem Trost seiner Wohltäterin, daß Gott die verborgenen Fäden des Menschenlebens in der Hand halte, söhnt er sich allmählich mit seinem Geschick und der Menschheit wieder aus. Es ist keine Übertreibung, wenn er seiner „zärtlichsten, liebsten Freundin“ schreibt: „Wie viel, wie unendlich viel haben Sie nicht schon an meinem Herzen verbessert. Fühlen Sie ihn ganz den Gedanken, denjenigen zu einem guten Menschen gebildet zu haben und noch zu bilden, der, wenn er schlecht wäre, Gelegenheit hätte, Tausend zu verderben.“[2])



Die Lichtpunkte in seiner Einsamkeit waren die Besuche Frau von Wolzogens, die auf sein Betreiben einst mit Böllerschüssen und Ehrenpforten der Eingeborenen in einer Weise festlich empfangen wurde, die lebhaft an den berühmten Einzug Axel von Rambows in Pümpelhagen erinnert. —

Selbst in dieser friedlichen Stille muß

[1]) An den Sohn 19. 2. 1784.

[2]) An Frau v. Wolzogen 11. 8. 1783.


Charlotte von Wolzogen. Pastell.

sich Schiller mit seinem so leicht verliebten Herzen herumschlagen. Diesmal ist es die Tochter seiner Wohltäterin, die mit einem Herrn von Winckelmann so gut wie versprochen war und mit der Mutter im Mai nach Bauerbach kam.

Schon öfter hatte er Charlotte gesehen, aber nie war sie ihm so lieblich erschienen wie jetzt, im Glanz des Frühlings und einer jungen Liebe. Wieder spielt ihm die Phantasie einen Streich. Der Mai, ein Brief Wilhelms von Wolzogen, der — dem Freier nicht geneigt — Schiller zum Ritter seiner Schwester bestellt; die Entdeckung, „daß eine ansehnliche Provinz ihres Herzens dem bewußten Götzen noch nicht erb- und eigentümlich angehöre“ [1]), die Übertragung der Dankbarkeit von der Mutter auf die Tochter, die Tragödie der Luise Millerin, mit der er damals beschäftigt war — das alles wirkt zusammen; der gefürchtete „Schritt von Achtung und feurigem Anteil zu anderen Empfindungen“ war in der Tat „überraschend schnell getan“, und in kaum drei Tagen steht das Herz des Jünglings, „der alle Fehler der übereilten Hitze fürchten gelernt hat“ [2]), in Brand.

Er will in Bauerbach bleiben und „an Lottes Seite auf die Dauer seine Glückseligkeit gründen“, „seine tragische Muse der Frau von Wolzogen als Stallmagd abtreten“; „zerstörte, wilde Phantasien fliehen durch sein Hirn“, und mit seiner Leonore möchte er sprechen: „Laß in den Staub uns werfen all diese prahlenden Nichts. Laß in romantischen Fluren ganz der Freundschaft uns leben. Unsere Seelen, klar, wie über uns das heitere Himmelsblau, nehmen dann den schwarzen Hauch des Grams nicht mehr an. Unser Leben rinnt dann melodisch wie die flötende Quelle zum Schöpfer.“ — [1])

Lotte ahnte von dem allen nichts. Die Mutter, die ihren Schiller nur zu gut kannte, sah ein, daß er wieder in die Welt zurück müsse, zumal er auch zu krankhaften Träumereien Neigung zeigte. Sie eröffnete ihm auf einem Waldspaziergange die Notwendigkeit einer vorläufigen Trennung.

Schiller hatte ein neues Trauerspiel vollendet, ein zweites entworfen. Dalberg winkte, und am 20. Juli 1783 fuhr er nach Mannheim. Die Reise endete mit seiner Anstellung als Theaterdichter. Er sollte Bauerbach nicht wieder bewohnen, außer bei einem kurzen Besuch 1787, wo freilich die alte „Magie wie weggeblasen war“ [2]). Lieb behalten hat er es sein Leben lang. Besonders in den letzten Jahren


Das Schillerhaus in Bauerbach.

[1]) An Wilh. v. Wolzogen, Juni 1783.
[2]) An Wilh. v. Wolzogen 25. 5. 1783.

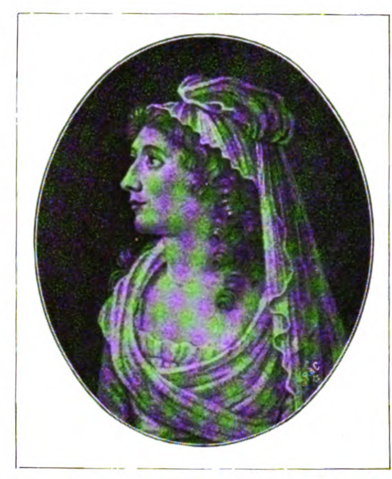
[1]) 30. 5. 1783 an Frau v. Wolzogen.
[2]) An Körner 8. 12. 1787.

seines Lebens hatte er große Sehnsucht, es wieder zu sehen.

* * *

Die Frauen, denen Schiller in Mannheim näher trat, gehörten zunächst und naturgemäß den Schauspielerkreisen an.

Im Hause der jungverheirateten und glänzend veranlagten Karoline Ziegler, der Gattin des Schauspielers Beck, verlebte er viele anregende und angenehme Stunden. Dort arbeitete er auch oft bei einer Tasse schwarzen Kaffees bis spät in die Nacht hinein. Als die gefeierte Künstlerin, infolge eines unglücklichen Sturzes auf der Bühne, nach kaum einjähriger Ehe starb, ließ er seine Dankbarkeit und seinen Schmerz in einem Gedicht ausklingen, das uns leider nicht mehr erhalten ist.



Katharina Baumann.

Ihre Nachfolgerin, Katharina Baumann, durch Schönheit und Anmut im Spiel gleich entzückend, hätte, wenn sie gewillt gewesen wäre, dem Herzen des Dichters gefährlich werden können. Schiller war jedenfalls drauf und dran, die fleischgewordene, liebliche Amalie seiner Räuber mit seiner Liebe zu beglücken, sie aber verständig genug, auf seine fast knabenhaft schüchterne Liebeserklärung, als er ihr auf einer abendlichen Heimkehr vom Theater sein Miniaturbildnis in die Hand drückte, mit geheuchelter Naivität zu fragen: „Was soll ich denn damit?“ Beschämt mußte Schiller entgegnen: „Ja, sehet Sie, i bin a kurioser Kauz, das kann ich Ihne nit sage.“ Verlegen läuft er davon, und damit scheint diese Herzensangelegenheit ihren wenigstens für den einen Teil befriedigenden Abschluß gefunden zu haben.

Ernstlicher war schon die Neigung zu Margarete Schwan, der Tochter seines Verlegers, in dessen kunstsinnigem Hause er bald aus- und einging. Schön, stolz und kokett, weit gereist und durch ihren Vater zu einem gewissen literarischen Verständnis herangebildet, schon seit einigen Jahren — seit dem Tode der Mutter — den Haushalt führend, der Huldigungen von Gelehrten und Künstlern gewohnt, forderte sie auch von Schiller den ihr sowohl als Dame des Hauses wie als anerkannter Schönheit zustehenden Tribut. Schiller war sich seiner Zuneigung nicht gewiß, wenn er auch unter dem Drängen des Vaters, um seine Verhältnisse zu ordnen, an eine Verbindung mit ihr dachte und von Dresden aus allerdings vergeblich bei dem alten Schwan um ihre Hand anhielt.

Durch Schwans Vermittlung machte er auch die Bekanntschaft der Großmutter Clemens Brentanos, der Staatsrätin von Laroche, die in Speier und dann in Mannheim den Mittelpunkt des schöngeistigen Lebens bildete, wie einst in Köln, wo der jugendliche Goethe zusammen mit den Brüdern Jacobi, Herder, Wieland u. a. sich von dieser „wunderbarsten Frau, der er keine zu vergleichen wußte“, angezogen fühlte. Auch Schiller rechnete sie unter die angenehmsten Erscheinungen seines Lebens; er konnte in seinem jugendlichen Überschwang der „sanften, guten, geistvollen Frau, zwischen 50 und 60, mit dem Herzen eines 19 jährigen Mädchens“ seine „Bewunderung“ nicht versagen, und war „stolz, wenn sie mit ihm zufrieden war“.[1]) Unstreitig hat sie damals auf sein künstlerisch-ästhetisches Gefühl läuternd und



Margarete Schwan.

[1]) An Frau v. Wolzogen 13. 11. 1783.

belebend eingewirkt. Auf der Höhe seiner Entwicklung freilich sieht er nicht minder wie Goethe hinter der bestechenden Konversation die Unwahrhaftigkeit vorgetäuschter Gefühle, die ihm auf die Nerven fällt. Was beide in den Tagen von Sturm und Drang als wohltätige Harmonie empfunden haben, erkennen sie in den Jahren der Abgeklärtheit als „drückendes und einengendes Nivellieren".[1]) In höchst despektierlichem Ton reden sie von dem Besuch der einstigen Geliebten Wielands als von dem Heraufziehen eines Gewitters und wünschen sich in dem salbungsvollen Ton, in den sie sich hineingerettet hat, „zur Arbeit allen Segen".[2])



Staatsrätin Sophie de la Roche.
Stich von Sintzenich.

* * *

Es ist eine dunkle, verworrene Zeit in Schillers Leben, aus der diese Frauengestalten nur verschwommen hervortauchen und an die er mit bittrer Reue und Wehmut zurückdenken mußte.

Hatte er sich eingebildet, die Freundschaft Frau von Wolzogens, mit der er in fortgesetztem Briefwechsel stand, werde ihm ein „allmächtiges Gegengift gegen alle Verführung der großen Welt sein"[3]) — so machten die Verhältnisse und sein unberechenbares Temperament alle Ermahnungen der mütterlichen Freundin und alle Vorsätze seines allzu sicheren Herzens nur zu bald zuschanden.

Mannheim war ein teures Pflaster. Sein Gehalt und die ihm von Frau von Wolzogen besorgten 540 Gulden reichten nicht weit, wie wenig er „auch fürs Maul aufgehen"[4]) ließ. Schlimmer als je steckt er bald in Schulden und Wirrnissen. Böse Gerüchte dringen ins Elternhaus: er habe sich mit einer Komödiantin „verheurasselt", sei ein Spieler und Verschwender und wegen gefälschter Wechsel ins Gefängnis geworfen. Die Gläubiger drängen ihn von allen Seiten; auf der Bühne wird er öffentlich verspottet; und schließlich erscheint die Korporalin Frick, ein übelbeleumundetes Weib aus Stuttgart, um ihre Schuld einzukassieren. Nur die Großmut Anna Hölzels, seiner Wirtin, die für den „guten schieler" ihre ganzen Ersparnisse hingibt und sich dadurch den Dank des deutschen Volkes erworben hat, wendet das Äußerste ab. Das einzige Mittel, sich zu rangieren, schien damals wie heute eine Heirat. In dieser Zeit hält er bei Frau von Wolzogen um die Hand der Tochter halb verschleiert an; wie zu erwarten war, vergeblich. Auch an



Charlotte von Kalb.

[1]) Goethe an Schiller 24. 7. 1799.
[2]) An Goethe 17. 8. 1799.
[3]) An Frau v. Wolzogen 11. 9. 1783.
[4]) An Frau v. Wolzogen 13. 11. 1783.

die „stolze Schwanin" denkt er; aber er findet begreiflicherweise damals nicht den Mut, sich zu offenbaren.

* * *

Schillers Elend schien keiner Steigerung mehr fähig zu sein, und doch war das Schlimmste ihm noch vorbehalten; die erste und einzige große Leidenschaft, die ihn auch innerlich fast zum Bettler gemacht hätte: die unglückliche Liebe zu einer verheirateten Frau, Charlotte von Kalb. Vor den Flammengarben dieses wild hervorbrechenden Gefühls verlieren alle anderen Herzenserlebnisse des Dichters ihren Schein. Zugleich aber sollte er in dieser Zeit die Wahrheit erkennen, daß Gott die verborgenen Fäden des Lebens in der Hand halte. Während die dämonische Gestalt Charlotte von Kalbs wie der unheilverkündende Sirius in schwüler Sommernacht seinen Himmel beherrscht, werden am Rande des Horizontes die schwachen Spuren eines neuen Tages sichtbar: die Sendung der Stockschen Damen aus Leipzig und der Besuch der Lengefeldschen Herrschaften in Mannheim.



Minna Körner, geb. Stock.
Pastell von Dora Stock.

* * *

Aus dem reichbegüterten, glänzenden Geschlecht der Marschalk von Ostheim entsprossen, frühverwaist und nach einer trüben, einseitig geleiteten Jugend einem ungeliebten Manne verheiratet, der bei aller Ehrenhaftigkeit ihrer Eigenart kein Verständnis entgegenzubringen vermochte, ungewöhnlich schön und mit einer großen Kraft künstlerischen und dichterischen Empfindens begabt — so tritt Charlotte von Kalb dem Dichter entgegen. Sie war mit ihrem Gemahl, dem Major eines französischen Regiments, auf der Reise nach Landau, seiner Garnison, und kehrte, weil ein Aufenthalt dort gegen die Sitte war, später allein nach Mannheim zurück.

Sie ist unstreitig eine der interessantesten und rätselhaftesten Gestalten der Literaturgeschichte.

Mit dem entsetzten Ausruf der enttäuschten Großmutter: „Du solltest nicht da sein", in dieser Welt begrüßt, scheint sie zu den Wesen zu gehören, über deren Leben ein Fluch hängt. So ist denn auch eine ergreifende Schwermut verbunden mit einem fast krankhaften Gefühl für die dämonischen Gewalten der Natur, der Grundzug ihres Charakters, aus dem zuzeiten mit unwiderstehlicher Wucht ein verzweifelter Lebenshunger hervorbricht. Obwohl sich in ihrem alten deutschen Geschlecht fremdes Blut nicht nachweisen lassen dürfte, hat sie doch etwas von der Art der sarmatischen Ebene, von der tiefen, hoffnungslosen Melancholie der wartenden Steppe und der verborgenen, lauernden Wildheit der starktreibenden Ströme, die zur Frühlingszeit mit sehnsüchtiger Gier das Leben der Ebene an sich reißen — ein Elementargeschöpf, deren dumpfes Triebleben nur durch die Sitte in Schranken gehalten wird. Das Volk hat sein richtiges Gefühl für solche fremdartige Naturen, die in dieser Welt nie Frieden finden können, in den sagenhaften Naturwesen der Meerfrauen und der Saligen niedergelegt.

„Du bist dem Meer verwandt. Das ist das Grauenvolle, und auch das Grauenvolle in Dir. Auch Du schreckst ab und ziehst an" (Ibsen). . . . Gleich nach der ersten flüchtigen Begegnung mit Schiller erklingt in den Tiefen ihres Herzens, verlangend und schwer, wie Wagnersche Töne, vorspielartig: Welch ein Tag — o Kälte des Nords, trübes Gewölk vom Sturme getrieben! — der Lüfte Schärfe hab' ich Euch nur allein gefühlt? Schauer der Nacht

— o Dunkelheit — bist Du nur in Seele und Gemüt? Die Sonne stieg am hellen Horizont, die Aue erglühte von ihrem Glanz, doch inneres Gewölk zu erhellen vermag sie nicht! Das Leben erblühte — heut Erstorbenes . . .

Wie die Leidenschaft zum rasenden Sturme wuchs, wie Schiller von der Achtung und Dankbarkeit gegen die Frau, die auch in jener bösesten Zeit seines Lebens in ihm den Genius erkannte, die ihm durch ihre Weltkenntnis zum Titel eines Weimarischen Rates verhalf und dadurch den Grund zu seiner späteren Existenz legte, die ihn gesellschaftlich bildete, der er rückhaltlos seine Gedanken gab, jede Stimmung zart und weich, wie er sie empfand — wie er zu den Gefühlen einer sündigen Liebe für sie fortschritt, wie sie mit ihrer melusinenhaften Natur den blinden Dichter immer tiefer in ihren gefahrdrohenden Zauberbann lockte: darüber gibt „Don Carlos" — hier fast das einzige Zeugnis — dem, der zu lesen versteht, reichlichen Aufschluß.



Auguste Segadin, die Gustel von Blasewitz. Silhouette im Körnermuseum.

Schiller konnte dieser ehebrecherischen Leidenschaft nicht erliegen, er konnte es nicht, er hätte denn selbstmörderisch die angeborene Hoheit seines adligen Geistes schänden müssen, der mitten unter dem hoffnungslosen Elend mit divinatorischer Gewißheit das Gottesgnadentum seiner Bestimmung fühlte. In zwölftägigem Kampf, den seine Gedichte „Freigeisterei der Leidenschaft" und „Resignation" nur annähernd widerspiegeln, bringt er mit einer sittlichen Kraft, die leuchtend wie nie zuvor hervorbricht, und den künftigen Geistesmenschen ahnen läßt, der „Tugend" das verlangte Opfer dar.

* * *

„Gott" gibt ihm einen Ausweg, sich „aus dem Wirrwarr zu reißen und der ehrlich-Mann zu bleiben" [1]): er sendet ihm

den seltnen Mann, mit reinem, offnen Herzen,
mit hellem Geist und unbefangnen Augen

entgegen, Körner, der auf seinen Notschrei: „ich kann nicht mehr in Mannheim bleiben, der hiesige Horizont liegt schwer auf mir, wie das Bewußtsein eines Mordes" [2]), nicht bloß seine Schulden bezahlt, sondern ihn auch in den folgenden Jahren über Wasser hält. Dresden spielt in dem Leben des Dichters eine ähnliche

[1]) An Frau v. Wolzogen 11. 9. 1783.
[2]) An Körner 22. 2. 1784.



Herzogin Anna Amalia. Gemälde.

Rolle wie Bauerbach. Was von Frau von Wolzogen gesagt ist, gilt in noch höherem Sinn von Körner und seiner Familie, seiner gemütvollen, energischen Gattin Minna und der humorvollen, malerisch hochbegabten Schwägerin Dora, den schönen Töchtern des Leipziger Kupferstechers Stock, die als Kinder schon Goethe lebhaft interessiert hatten und auf deren Urteil Schiller zeitlebens Wert legte. Eine uneigennützigere und treuere Freundschaft hat die Welt nicht gesehen. Unter dem beruhigenden und bildenden Einfluß Körners und der liebevollen Fürsorge der Frauen schreitet in dieser Zeit der „Selbstverständigung" die dichterische und sittliche Läuterung des Dichters fort. Unter dem Zauber der gemütlichen Häuslichkeit Körners und in dem Wunsch sich auch eine solche Stätte ruhigen Lebensgenusses schaffen zu können, hat er dann wohl um Margarete Schwan angehalten.

Vor den Augen des erschreckten Körner wird Schiller, Anfang 1787, noch einmal von einem akuten Liebesanfall heimgesucht. Die schönen Augen Henriette von Arnims, einer gutartigen Kokette, die die Mutter leider auf den Männerfang dressierte, „brachten ihn" eine Zeitlang „aus dem Konzept". Er hatte sie auf einem Maskenball kennen gelernt und traf sie bald in ihrer eignen Häuslichkeit, bald in dem Salon der berühmten Schauspielerin Albrecht. Neben Schiller bewarben sich ein jüdischer Bankier und ein Lebemann, Graf Waldstein-Dux, wie Minna Körner herausbekommen hatte, nicht ohne Erfolg, um die Gunst des schönen Mädchens. Als auch diese Entdeckung Schiller nicht heilte, brachte man ihn im April zwangsweise in die etwas verfrühte Sommerfrische nach Tharandt und überließ ihn mit Werther und den Liaisons dangereuses den kühlenden Einflüssen der Witterung, die ihm zunächst einen tüchtigen Schnupfen, dann aber unter Mitwirkung der sehr energischen Ermahnung aus Dresden: „Wie heißt Dein großer Genius? Schüttle Dich zusammen, zum Henker! Lulle Dich in die Tage Deiner Kraft" [1]) — eine heilsame Erkenntnis eintrug. Jedenfalls vermochte ein Besuch der Mutter und Tochter in Tharandt die rostende Liebe nicht mehr aufzufrischen.

[1]) Huber an Schiller.

Ehe wir mit Schiller nach Weimar ziehen, mag noch der munteren Auguste Segadin aus dem Blasewitzer Bekanntenkreise Körners gedacht werden, der er in seinem „Wallenstein" eine heitere Unsterblichkeit verliehen hat.

* * *

Am 21. Juli 1787 kam Schiller in der thüringischen Residenz an und wurde als berühmter Dichter und herzoglicher Rat, der sich mittlerweile wenigstens notdürftig rangiert hatte und immerhin einen sehr erheblichen Wechsel auf die Zukunft besaß, alsbald in die Reihe der Heiratskandidaten aufgenommen. Körner hatte allen Grund, eine „Verplemperung" zu fürchten. Denn schon hatte der kinderreiche Wieland Schiller als willkommenen Abnehmer einer seiner Töchter ausersehen. Auch in der Mittwochsgesellschaft ruhten die Augen der Weimarer jungen Damen, wie der Demoiselle Schmidt, mit prüfendem Wohlgefallen auf der zugereisten Partie. Selbst aus der berühmten Stadt Schweinfurt wurde ihm im Laufe der Zeit eine Frau mit dazu gehöriger Ratsherrnstelle angeboten. Schiller war aber vorsichtig geworden. Er hatte in Körners Haus gesehen, daß zu einer Ehe mehr gehört als nur ein Herz voll Liebe und die Aussicht auf Ruhm. Außerdem imponierten ihm die Weimarer Frauen sehr wenig, die damals schon stark verwielandete Herzogin Anna Amalia nicht ausgenommen. Überhaupt war er in seinen Urteilen ziemlich scharf: Corona Schröter scheint ihm ein sehr gewöhnliches Geistesprodukt zu sein, wiewohl er viel mit ihr verkehrte; eine Frau von Schardt kommt noch bedeutend schlechter weg. Nur die ruhige Würde der Frau von Stein macht auf ihn Eindruck.

Heiraten will er um jeden Preis, aber nicht unter 12000 Talern — ein mäßiger Satz für einen Klassiker. „Es bleibt dabei, daß ich heirate," schreibt er Anfang 1788 an Körner; „ich führe eine elende Existenz, elend durch den inneren Zustand meines Wesens. Ich muß ein Geschöpf um mich haben, das mir gehört, das ich glücklich machen kann und muß, an dessen Dasein mein eignes sich erfrischen kann. Du weißt nicht wie verwüstet mein Gemüt, wie verfinstert mein Kopf ist (nicht durch äußeres Schicksal) durch inneres Abarbeiten meiner Empfindungen. Wenn ich nicht Hoff-

nung in mein Dasein flechte, Hoffnung, die fast ganz aus mir geschwunden ist; wenn ich die abgelaufenen Räder meines Denkens nicht von neuem auffinden kann, ist es um mich geschehen."

Die Ursache solcher düsteren Anschauung war Charlotte von Kalb, mit der er in Weimar wieder zusammengetroffen war und die ihn durch ihre Verbindungen in die Weimarer Gesellschaft eingeführt hatte.



Charlotte von Stein. Gemälde von Karl Frhrn. von Imhoff.

Wenn Schiller auch die Leidenschaft in seinem Herzen gebrochen hatte, so war sie doch keineswegs gesonnen, ihn aufzugeben. Sie will sich scheiden lassen und Schiller heiraten, ein Gedanke, der in diesem Fall noch verstanden werden kann, aber später in seiner Wiederholung bei Jean Paul mehr als abstoßend ist. Der ewigen Abwehr müde, sieht Schiller die einzige Möglichkeit, einem zweiten Mannheim zu entgehen in einer Heirat. Der Himmel schenkt ihm in Charlotte von Lengefeld die so schmerzlich gesuchte Gefährtin fürs Leben.

Es kann nicht die Aufgabe dieses kurzen Aufsatzes sein, das Werden und Wachsen dieser Liebe bis ins Einzelne zu schildern — das ist zur Genüge von berufener Seite geschehen. Wir müssen uns auf einen sehr gedrängten Umriß beschränken.

* * *

Im Herbst 1787 erneuert Schiller bei Gelegenheit die flüchtige Bekanntschaft mit der Lengefeldschen Familie in Rudolstadt selbst. Er findet, wie er an Körner schreibt (27. 7. 1788), eine stille, häusliche Einfachheit und in den beiden Schwestern, der an einen Herrn von Beulwitz verheirateten temperamentvollen Karoline und der stilleren Lotte, „zwei nicht gerade schöne, aber sehr anziehende Wesen, deren Hang zur Schwärmerei dem Verstande subordiniert und durch eine nicht gewöhnliche Geisteskultur gemildert war"; bei Lotte außerdem „eine gewisse coquetterie d'esprit, die aber durch Bescheidenheit und immer gleichbleibende Lebhaftigkeit mehr Vergnügen gab als drückte".

Ein Sommeraufenthalt in der lieblichen Umgebung des Städtchens erscheint ihm höchst angenehm. Bei dem allerdings nur kurzen Wiedersehen Lottens in Weimar zur Faschingszeit, gewinnt dieser Gedanke Gestalt und kommt im Frühlingsmond 1788 zur Ausführung.

Lotte, von einer unglücklichen Liebe zu dem Engländer Heron noch nicht völlig geheilt, ahnt mit einer Gabe, die Frauen in diesem Fall eigen zu sein pflegt, in dem

„einfachen guten Schiller“ den Mann, der ihr das Gleichgewicht und die Ruhe des Herzens wiedergeben wird. Es ist mehr als bloß das Gefühl wohltätiger Abwechslung, das sie bestimmt, dem in praktischen Dingen höchst unerfahrenen Dichter in dem nahen Volkstädt eine Wohnung zu besorgen, in die Schiller mit der Gewißheit einzieht, daß diese Gegend ihm, dem von den Eumeniden Umgetriebenen, ein Hain der Diana und die beiden Schwestern die wohltätigen Göttinnen sein würden, ihn vor den bösen Unterirdischen zu beschützen und sein eigenes Herz wiederfindenzu lassen [1]. Es entspinnt sich ein harmloser, inniger Verkehr, wie er in heutigen Verhältnissen ohne die Verdächtigung der großen Menge mit „den rohen Sinnen und den unedlen Augen“ kaum möglich wäre. —

Schiller und Lotte.

Bald sucht Schiller schon vormittags das Haus in der Neuen Gasse auf, um an Lottens Schreibtisch unter dem Geistesfluidum der Schwestern etwas für die Unsterblichkeit zu tun, oder auch in süßer Ruhe auf dem Kanapee, einem in Rudolstadt nicht gewöhnlichen Luxusgegenstand, von Lottens Klavierspiel sanft umschmeichelt, holden Träumereien nachzuhängen; bald wandelt er gegen Abend nach angestrengter Arbeit aus dem pfauenumschrieenen Häuschen des Kantors Unbehaun an den Wasserdamm, die kastanienbewachsene via sacra Rudolstadts. Die Schwestern, jedesmal in Furcht, er könne sie bei seiner Kurzsichtigkeit verfehlen, eilen ihm schon entgegen, um dann zusammen Natur zu schwärmen, den Sonnenuntergang zu bewundern und danach den Abend unter bildender Lektüre wie Homer, Ossian u. a. und anregendem Gespräch daheim zu verbringen, oder auch in Beulwitzens Garten in Gesellschaft befreundeter Familien bei Mondschein „schunkelnd“ das „Lied an die Freude“ oder Höltys „Rosen auf den Weg gestreut“ zu singen. Freitag abends bot die Französische Gesellschaft erlesene Genüsse. Aber auch die Kirmes und das Vogelschießen wurden nicht verachtet. Kehrte Schiller dann spät abends unter dem Gefühl: ach, wie war der Tag doch labend, in sein Tuskulum zurück, so kam ihm der besorgte Kantor wohl schon

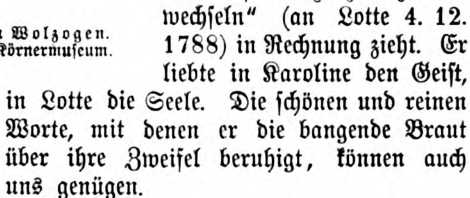
[1]) An Lotte 26. 5. 1788.

mit der Laterne entgegen. Briefe flogen hin und her, besonders wenn Schiller, der sich leicht erkältete, ans Zimmer gefesselt war. Bisweilen mußten die Schwestern den von seinen Arbeiten ganz eingenommenen Dichter durch die verführerische Aussicht auf „starken Kaffee“ oder „Thüringer Klöße“ aus seiner Einsamkeit herauslocken.

Allmählich und unaufhaltsam wächst ihre Liebe: Lotte horcht auf Schillers Tritt; sie sorgt sich um ihn wegen des Windes; sie vermeidet die Wörter, die er nicht gern hat; sie lernt „Die Götter Griechenlands“ auswendig: sie übersetzt „Don Carlos“ ins Englische; sie zerbricht — nicht zufällig — das mit einem H. geschmückte Glas, das ihr der galante und langweilige Knebel zur Erinnerung an Heron geschenkt hat; bei einem Gewitter ist ihre größte Furcht, es könnte in Volkstädt eingeschlagen haben; und wenn sie einmal auf kurze Zeit verreist, wie zu Frau von Stein nach Kochberg, zittert sie bei dem Gedanken, Schiller könnte sich an ihre Abwesenheit gewöhnen.



Karoline von Wolzogen.
Silhouette im Körnermuseum.



Als der Dichter im Herbst notgedrungen nach Weimar zurückkehrt, ist er, ohne sich selbst darüber schon völlig klar zu sein, ein gebundener Mann. Ein Stöckchen „brennende Liebe“ ist die letzte Gabe Lottens beim Scheiden.

Es handelt sich jetzt für Schiller nur noch um eine gesicherte Existenz, um das geliebte Mädchen heimführen zu können. Sie wird ihm in der nicht erwarteten und nicht gewünschten Professur in Jena vom Herzog angeboten. Frau von Stein, die hohe Protektorin des Verhältnisses, hatte mit geschickter Hand die Fäden gelenkt, die ihn binden sollten. Es bedarf der ganzen Überredungskunst der Schwestern, ihn zur Annahme des Amtes zu bewegen. Die Aufgabe, nunmehr dem schüchternen Dichter zu einer Erklärung zu verhelfen, fiel der umsichtigen Karoline zu. Sie löste sie unübertrefflich in Lauchstädt und wußte auch die Mutter, eine treffliche Frau, mit der Schiller stets in musterhafter Einigkeit lebte, einige Zeit später zur Einwilligung zu bewegen. Am 7. August 1789 kann sich Schiller mit seiner Lotte, dem überraschten, etwas pikierten Körner, der noch immer auf der Suche nach einer kapitalkräftigen Partie für den Freund war, als glücklicher Bräutigam präsentieren.

Die äußeren Verhältnisse ordneten sich besser, als man gehofft. Die chère mère bewilligt einen jährlichen Zuschuß von 150 Talern, der Herzog ein fixes Gehalt von 200 Talern und verleiht durch den Hofrattitel der bevorstehende Ehe einen bescheidenen Glanz. Am 22. Februar 1790 nachmittags 5 Uhr verläßt Schiller die Kirche von Wenigenjena als junger Ehemann.

* * *

Damit verlieren die Frauen für Schillers Leben ihre Bedeutung. In Lotte ruht seine Sehnsucht aus. Vor dem stillen Frieden des Hauses entfliehen die Eumeniden, und wo sonst die verzehrenden Flammen einer unruhigen Glut flackerten, leuchtet jetzt das heilige Feuer einer reinen Liebe. Karoline ist lange Zeit am Himmel dieser Ehe als Nebensonne angesehen worden, als habe Schiller sie geliebt und Charlotte geheiratet. Es kann so scheinen, wenn man nicht Schillers leicht überschwengliche Gefühle und seine Art, „gern die Geliebten seines Herzens zu verwechseln“ (an Lotte 4. 12. 1788) in Rechnung zieht. Er liebte in Karoline den Geist, in Lotte die Seele. Die schönen und reinen Worte, mit denen er die bangende Braut über ihre Zweifel beruhigt, können auch uns genügen.

Auf der andern Seite hat man Lotte mit einem Strahlenkranz, den sie gar nicht nötig hat, umgeben zu müssen gemeint, wenn man die mit den Jahren fortschreitende Verklärung Schillers, in der sein innerer Mensch immer schöner die irdische Hülle durchbricht und überwindet, durchaus ihrem Einfluß zuschrieb. Schiller war nicht der Mann, der sich durch das Ewig-Weibliche hätte hinanziehen lassen müssen; das annehmen, heißt die ungeheure sittliche Kraft verkennen, die dem Dichter eingeboren war und aus widrigsten Verhältnissen heraus die Höhen reiner Geistigkeit gewonnen hätte. Es ist im Gegenteil das Verdienst Schillers,

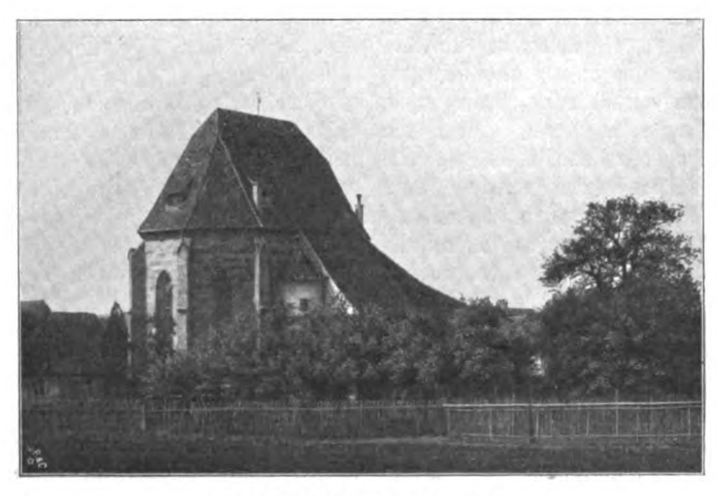
das empfindsame Mädchen zu der harmonischen Gestalt, die uns jetzt vor Augen steht, der würdigen Gefährtin seines Strebens herangebildet zu haben, die auch nach seinem Tode, wie sie selbst sagt, durch Mut und edle Resignation zeigen konnte, daß sie ihren Geist an Schillers Beispiel zu stärken verstand.

Kaum ist je eine glücklichere Ehe geführt worden. Zeitlebens hat er die Mutter seiner Kinder, den guten Geist seines Hauses, die treue Hüterin seiner Gesundheit mit einer tiefen, schonenden Zärtlichkeit umfaßt und auch in ihrer Pflege seine ohnehin schwachen Kräfte freudig geopfert.

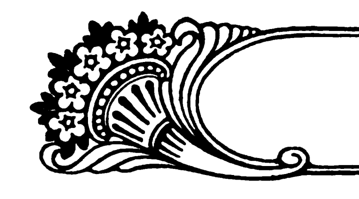
Das Tiefste, was die Gattin dem Gatten als Freund zu bieten vermag, ihm zu geben, lag nicht innerhalb von Lottes geistigem Vermögen. Er begehrte es auch nicht von ihr. Seine Freunde waren Männer, die ihm das reichlich schenkten, worin Lotte notwendig versagen mußte: Körner, Humboldt und vor allem Goethe. Diese Freundschaft bei einer andern Frau zu suchen, wäre ihm bei seiner hohen Vorstellung von der Heiligkeit der Ehe als geistige Untreue erschienen. Immer aber hat er für die weibliche Begabung die tiefste Ehrfurcht gehegt. Für die Staël, die Bohlin, die geistvolle Anmut der Königin Luise, die heroische Seelengröße der vielverkannten Gattin Karl Augusts und die fürstlich-unbefangene Hoheit der jungen Erbprinzeß-Großfürstin hatte er verständnisvolle Bewunderung, wie denn auch seine dichterischen Frauengestalten, gelöst von „der Angst des Irdischen", fast sämtlich durch den heldenhaft-ehrfurchtgebietenden Zug deutscher Urzeit von den Scharen der Staubgebornen sich entfernen.

Schiller hat, obwohl er gerade die beiden geistig hochstehendsten Frauen, die in sein Leben traten, in ihrer tiefsten Erniedrigung hat sehen müssen — Charlotte v. Kalb und Karoline v. Wolzogen —, doch eigentlich die Idealgestalt der deutschen Frau als erster nach Walther von der Vogelweide neu belebt. Er hat das Weib auf ein Piedestal erhöht, von dem herab sie, erhaben über die Kämpfe und Schlachten der Männer, mit dem gelassenen Lächeln einer Heiligen herabblickt. Es widerstrebte seiner tiefen und zarten Ritterlichkeit, sie im Staub und Gewühl des Kampfplatzes, tödlichen Wunden ausgesetzt, zu erblicken. Ihr Platz soll außerhalb der Schranken sein; ihr Beruf, mit „schönen Händen, den Preis dem Sieger auszuspenden". Bei den Frauen hat er „der männlichste Mann", von jeher das glühendste Verständnis gefunden. Und wie sein Wort: „Wisset ein erhabner Sinn legt das Große in das Leben, und er sucht es nicht darin", einer edlen Fürstin in trüben Stunden zum Leitstern diente, so hat seine ideale Auffassung die reine Frau, die Gefährtin des Mannes, die Mutter des Menschen, der niedrigen Auffassung einer entweihenden Pseudokunst zum Trotz

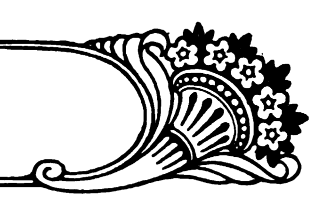
hoch auf des Lebens
Gipfel gestellt.
Sie schließt blühend den Kreis des Schönen,
Mit der Mutter und ihren Söhnen
Krönt sich die herrlich vollendete Welt.



Die Kirche in Wenigenjena.



Dodi.



Roman von

Paul Oskar Höcker.

(Fortsetzung.)

Die auf dem Wasser verlebten eine wundervolle Stunde: Olfers und Krosta mit der kleinen Dodi.

Der Wind blies tüchtig, aber die Nacht war klar, der Himmel schien jetzt ganz wolkenlos. Man befand sich in der Zeit der Sternschnuppenfälle. Das flimmerte und blitzte am Firmament, es war oft ein wahres Feuerwerk.

Da sie vorläufig „mit raumer Schoot" fuhren, brauchte sich Olfers zunächst nicht mehr um die Segelstellung zu kümmern. Er kroch also zu dem ungleichen Paar hinüber. In dem kleinen, windgeschützten, zeltartigen Raum zwischen Haupt- und Gaffelsegel saßen sie dann sehr gemütlich zu dritt beisammen, die Herren unterhielten sich über nautische Dinge, und Dodi, die links die Hand ihres Vaters, rechts die Banklehne festhielt, hörte zu, andächtig zum Nachthimmel emporblickend, an dem es dann und wann leuchtend aufzuckte. Ein paarmal beugte sie sich zu ihrem Papa und küßte ihn, wenn er sich gerade etwas vornüber geneigt hielt, auf die Wange, oder auch nur auf den Rockärmel. Dann preßte er sie immer an sich. Mehr und mehr wich der Trotz in ihm einer großen Weichheit, den kleinlichen Ärger über die Verwandten streifte er ganz von sich ab: die Marinestimmung hatte ihn wieder erfaßt. Es war nur eine tiefe Trauer in ihm darüber, daß Mia ihn wieder einmal so gar nicht verstanden hatte.

„Mädel — ist Dir's aber auch warm genug?" fragte er plötzlich besorgt.

Die Kleine beteuerte es, genau wußte sie's aber selbst nicht. Ihr Stimmchen zitterte leicht, wahrscheinlich nur von der Aufregung über das Abenteuer; er wollte jedoch sogleich seinen Rock ausziehen, um sie einzuhüllen. Das duldete Krosta indessen nicht; er hatte einen Plaid mit, den er flugs aus dem Kasten holte. Als Dodi wie ein kleines Bündel auf der Bank hockte, meldete sich in beiden das Mitleid: jetzt fiel es ihnen erst so recht auf, wie winzig sie doch noch war.

„Aber stolz bin ich trotzdem auf Dich, Du Krabbe!" sagte Olfers, das kleine Plaidbündel gerührt hätschelnd.

Auch Krosta lobte sie, sie sei ein tapferer kleiner Kamerad. Krosta war ein lang-aufgeschossener, grauhaariger Fünfziger mit freundlichem Gesicht, aber einem seltsam melancholischen Ausdruck in den Augen. Er mußte ziemlich heftige Schmerzen in der Hand empfinden, denn das Gelenk war, wie Olfers feststellte, stark angeschwollen. Aber davon wollte der Schiffsbaumeister kein Wesens gemacht wissen. Im Gespräch taute er mehr und mehr auf. Seine Gefährten am Nachmittag — flüchtige Hotelbekanntschaften — hatten den Zauber des Segelns gar nicht begriffen. Jetzt fühlte er sich erst recht in seinem Element und er freute sich lebhaft, einen Gesinnungsgenossen gefunden zu haben.

Während die Wellen, die rauschend hereinbrachen, von der sich wiegenden Jacht durchschnitten wurden und das Wasser, das an den Kiel schlug, einen originellen Rhythmus schuf, in den sich das Singen des Windes mischte, erzählten sie einander, — erst allgemeines aus der maritimen Sphäre, in der sie beide lebten, dann, als sie mehr und mehr in Stimmung kamen, auch dies und das aus ihrem Leben.

Krosta hatte eine bewegte Laufbahn hinter sich. Er war der Sohn eines Fischers vom Stettiner Haff. Von früh an war ein großer Tatendrang in ihm gewesen. Als junger Bursche hatte er auf dem „Vulkan" gearbeitet, dann war er in eine holländische Werft eingetreten, hatte neben der praktischen Tagesarbeit noch abendliche Zeichenkurse und Theoriestunden besucht, um in die Schiffsbautechnik einzudringen. Er

war dadurch seinen beiden Chefs aufgefallen, besonders Mynheer ten Hoge hatte sich seiner angenommen, Schritt für Schritt war er so innerhalb der Firma emporgerückt, und seit dem Tode des alten Sonderlings war er Mitbesitzer der bekannten Amsterdamer Werftanlage von Vanderlips & ten Hoge. Von seinen Verwandten lebte niemand mehr am Haff, er selbst war Junggeselle geblieben, aber aus alter Anhänglichkeit zog es ihn doch alle paar Jahre wieder einmal nach der Ostsee. Diese völlige Loslösung von dem inzwischen sehr ausgedehnten Geschäft ward auch durch Gesundheitsrücksichten bedingt: seit einer Reihe von Jahren war seine Herztätigkeit nicht mehr in Ordnung.

Voll Interesse, hernach in wachsender Bewunderung verfolgte er die nächsten Segelmanöver des jungen Offiziers. Um mit guter Fahrt beim Landungssteg von Misdroy anzulaufen, mußte man eine Strecke weit kreuzen. Das zu den Wendungen erforderliche Halsen der Segel führte Olfers mit solcher Verve und Knappheit aus, daß man in den neuen Kurs kam, ohne daß das Boot merklich ins Schwanken geriet. Krosta bedauerte es lebhaft, daß sie einander nicht früher kennen gelernt und ein paar größere Touren mitsammen ausgeführt hatten. Am zweitnächsten Tag mußte er nun schon der Geschäfte halber nach Amsterdam zurück. Er hatte einen Werftangestellten kommen lassen, der ihm mit der Jacht folgen sollte.

„Das müßte eine prächtige Fahrt sein — so im Boot an Rügen vorbei und dann um das Kap Skagen herum!“ sagte Olfers voll Feuer und Begeisterung. „Hätte ich noch Zeit — ich käme auf der Stelle mit! — Aber leider ist mein Urlaub schon am Sonntag zu Ende.“

Kaum hatte er das ausgesprochen, so fühlte er das Blut zu seinem Herzen drängen, er dachte an Mia — an den Abschied. Seine Rechte tastete ängstlich nach Dodi. Er riß sie stürmisch an sich, nahm sie auf den Schoß und preßte sein Gesicht für ein paar Augenblicke gegen ihre schmale Schulter. Sie wollte ihn umschlingen, bekam ihre Ärmchen aber nicht frei, weil das Plaid sie einschnürte.

Rasch näherte sich die Jacht dem Lande, der Lichtschein des großen Badeorts wirkte zuerst nur wie ein ungewisses Flimmern von Leuchtkäfern, beim Näherkommen unterschied man dann die einzelnen Lichtkreise der Hotels, der Strandhallen, der Kurpromenade, aus deren Pavillon abgerissene Walzertakte übers Wasser klangen. Schließlich hob sich aus dem Lichtmeer die Silhouette der vereinzelt am Strand stehenden Villa ab, die die Konsulin inne hatte. Es waren darin nur wenig Fenster erleuchtet, die ganze Familie schien unten im Speisezimmer noch bei Tisch versammelt zu sein.

Etwas bänglich war es Olfers doch zumute, als er sich von seinem neuen Bekannten, der im Strandhotel logierte, verabschiedet hatte und mit Dodi den Heimweg antrat.

Die Kleine taumelte zuerst, nachdem man gelandet war. Eine Strecke weit nahm Olfers sie daher auf den Arm. Aber Dodi wollte lieber marschieren, sie war zu stolz auf ihr Erlebnis mit den Großen. Da sie an Bord teils aus Respekt, teils aus Bangigkeit solange geschwiegen hatte, drängte sich jetzt ein wahrer Strom von Fragen und Beobachtungen aus ihrem Herzen.

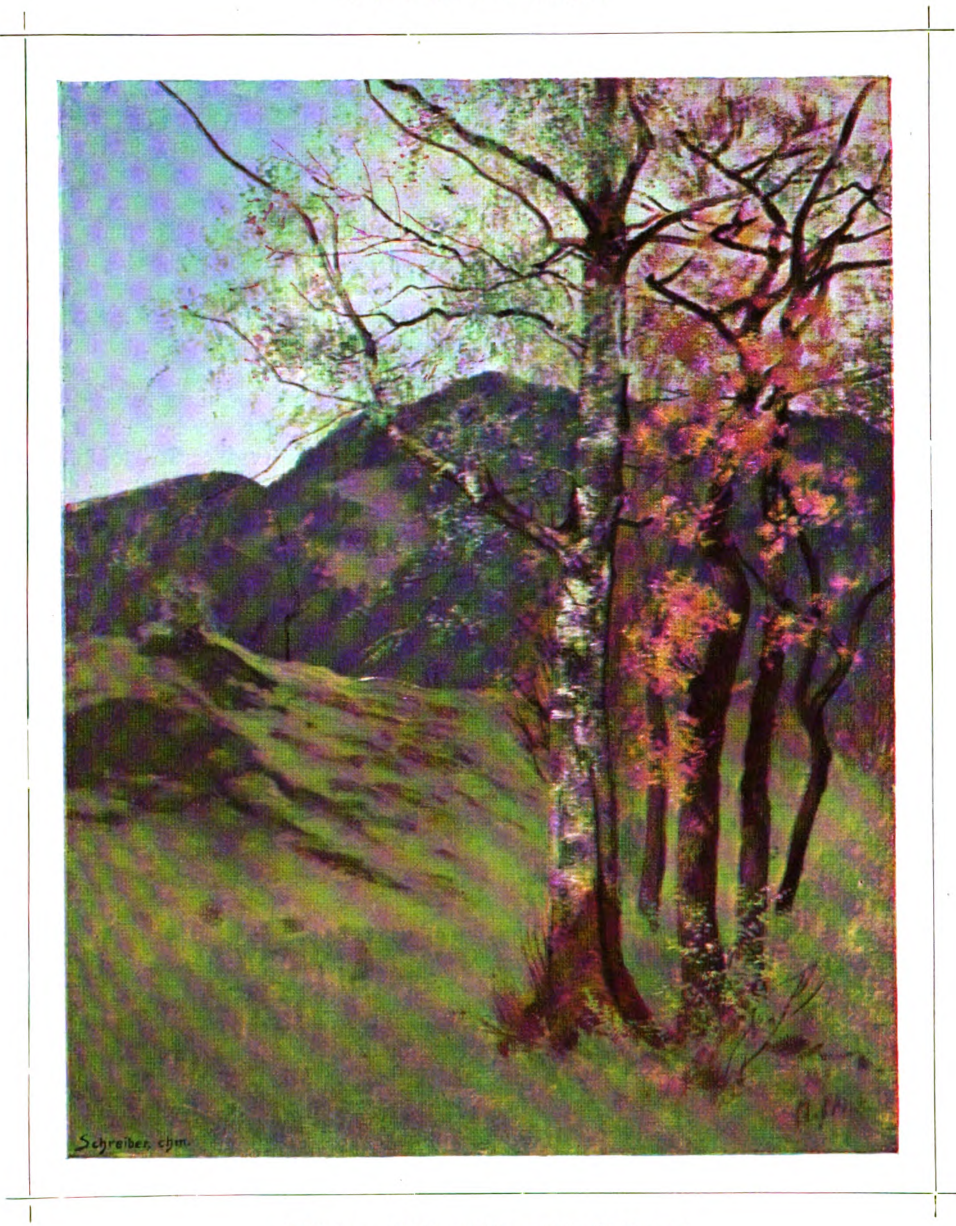
„Mutti — Mutti!“ unterbrach sie sich plötzlich und stürmte davon, der Ankommenden entgegen.

Mia war auf dem Weg zur Landungsbrücke, um nach ihnen auszuschauen. Jubelnd sprang ihr Töchterchen an ihr empor, sie mit wahrer Leidenschaft umarmend. Bis zum Hause war die Kleine dann die Wortführerin. Sie zog aber auch den Vater immer wieder ins Gespräch; er mußte das bestätigen, was sie der Mutter erzählte. Olfers amüsierte sich über ihre temperamentvolle Eindrucksfähigkeit, meinte dann aber doch, nun wäre genug geplaudert, und sie müsse rasch zu Bett gebracht werden. Er ging auch selbst mit hinauf. Dodis Dankbarkeit war rührend. Artig trank sie die heiße Milch, die Christiane ihr brachte, und ließ sich entkleiden.

Bis jetzt hatte das Ehepaar noch kein Wort direkt miteinander gewechselt. Als Dodi im Bett lag und ihr Abendgebet sprach, schon halb im Schlafe und mit geschlossenen Augen, faßte Olfers nach der Hand seiner Frau. Sie ließ sie ihm, erwiderte den Druck aber nicht. So blieben sie denn stumm nebeneinander stehen.

Dodi gähnte mächtig, wühlte noch ein bißchen in den Kissen, legte den Kopf zur

Aus unserer Studienmappe:



Frühling. (Motiv aus Lenggries in Oberbayern.)
Ölstudie von Prof. A. Fink-München.

Seite und schlief sofort ihren festen Kinderschlaf.

Auf den Zehen verließen sie das Zimmer, Mia nahm das im Zugwind flackernde Licht mit.

In gutmütigem Tone, indem er auf der Treppe stehen blieb, sagte Olsers: „Hör' mal, das soll nun doch nichts zwischen uns tragen, wie?“

Sie blieb gleichfalls stehen, zuckte aber matt die Schulter, ohne etwas zu erwidern.

„Weißt Du was, Mia? Wir setzen die Christiane in unser Zimmer, sie kann auf das Kind acht geben, — und wir bummeln noch ein bißchen aus. He — willst Du?“ Da sie schwieg, kam er an sie heran, löschte das Licht und setzte es weg und nahm ihre beiden Hände. „Du, das Gesicht will ich gar nicht erst sehen. Mädel — was ist denn geschehen, ums Himmels willen? Sei vernünftig, machen wir Schluß damit, — und komm!“ Er konnte ihre Miene nicht erkennen, sehnsüchtig wartete er auf ein Wort von ihr. „Das ist übrigens ein prächtiger Mensch, der Krosta,“ fuhr er nach einer kurzen Pause in etwas leichterem, flotterem Ton fort. „Wir haben uns mächtig angebiedert. Gehen wir doch noch für ein Stündchen ins Strandhotel, im Restaurant treffen wir ihn — er wollte sich nur zuerst noch die Hand regelrecht verbinden lassen — es wird ihn riesig freuen. Du, Mädel, Schicksale hat der erlebt —!“

Aufs Treppengeländer sich aufstützend, setzte sie zögernd den Weg fort. „Nein, für Gesellschaft tauge ich heute nicht mehr, ich bin zu elend.“

„Wir werden Dich schon aufheitern, Du. Komm nur. — Notabene: ich hab' natürlich Hunger.“

„Es ist für Dich noch drinnen gedeckt.“

Versteckt lachte er auf und schob seinen Arm in den ihren. Sie kamen jetzt in den Lichtkreis der Flurlampe. „Und dabei tront die ganze liebe Verwandtschaft und wirft mir mißbilligende Blicke zu. Nein, Mia, heute will ich mich nicht mehr ärgern. Komm, seien wir mal leichtsinnig. Wir köpfen mit Kosta zusammen ein Fläschchen Rheinwein und sind fidel.“

„Wenn Du noch ausgehen willst, mußt Du allein gehen. Nach dem, was ich durchgemacht habe . . .“

„Mia,“ unterbrach er sie, sie loslassend, „Du tust ein schweres, schweres Unrecht!“

„Ich kann nicht anders. Du — Du liebst mich ja nicht. Du bist so — — so egoistisch, so lieblos . . .!“

Sie brach in lautes Schluchzen aus. Als er ihr bestürzt die Hände vom Antlitz nahm, um ihr forschend ins Auge zu sehen, wandte sie den Kopf von ihm ab. „Laß mich — ich muß das erst überwinden!“ stieß sie aus.

Nun ließ er schlaff die Arme sinken, schwer enttäuscht. Für eine Sekunde zitterte das Bildchen vor seinem geistigen Auge: wie Dodi im Boot, trunken vor Glück, zu den flimmernden Sternen emporgeschaut, wie sie dem daherpfeifenden Wind ihr keckes, kleines Näschen so trotzig entgegengestreckt hatte. Er konnte gar nicht begreifen, was er denn eigentlich verbrochen haben sollte. Langsam schritt er die Treppe hinunter. Als er im Flur angelangt war, wandte er sich nach ihr wieder um.

„In fünf Tagen geht mein Schiff, Mia. Denkst Du auch daran?“

„Du liebst mich ja nicht — Du liebst mich ja nicht!“ schluchzte sie.

„So. So.“ Es zitterte alles in ihm. Plötzlich fuhr es ihm in steigendem Zorn heraus: „Deine Verwandten — nein, die liebe ich allerdings nicht — die hasse ich sogar! Weil sie unser Glück vernichten wollen — darum hasse ich sie!“

* * *

An diesem Abend wanderte er noch lange unstet am Strand entlang, schließlich durch den schon still gewordenen Badeort. Ins Strandhotel ging er nicht mehr. Er suchte eine Wirtschaft im Dorfe auf, wo er bis gegen Mitternacht bei einer Zeitung sitzen blieb, in der er aber kaum eine Zeile wirklich las.

Bei der Heimkehr sah er schon von weitem, daß in den beiden Giebelstuben der Villa noch Licht brannte.

Christiane kam sofort die Haustür öffnen, als er sich bemerkbar machte.

„Ach, Herr Leutnant,“ sagte das Mädchen in angestrengtestem Flüsterton, „die Kleine ist gar nicht so richtig!“

„Dodi?!“

„Ja, sie hat die Milch ausgebrochen und fiebert — und die gnä' Frau sagt, sie müsse Schmerzen haben, — der Doktor ist

eben gegangen — ich war schon im Strandhotel, um den Herrn Leutnant zu holen . . .“

Immer ein paar Stufen auf einmal nehmend, stürmte er die Treppe empor.

Mia hörte ihn kommen und trat ihm in der Tür entgegen. „Still, still! Grade scheint sie einzuschlafen!“

„Der Arzt war da? Was hat er gesagt?“

Auch Alwin und Elisabeth kamen heraus. Sie wollten ihn beide beschwichtigen. Es lag aber etwas so Vorwurfsvolles in ihren Blicken, daß das innerliche, gereizte Zittern sich in ihm wieder meldete.

„Das Fieber ist nicht mehr so hoch, neununddreißig,“ berichtete Mia, „es brauche nur eine Magenverstimmung zu sein, meint er, aber vielleicht auch eine Erkältung . . .“ Sie weinte plötzlich und wandte sich ab.

„Wenn sich nicht etwa eine Unterleibsentzündung daraus entwickelt!“ fiel Elisabeth ein.

Völlig niedergeschmettert wiederholte er das Wort, noch ungläubig, entsetzt starrte er dabei auf die Zimmertür.

„Sie war eben zu dünn angezogen — gewarnt haben wir Sie ja genug!“

„Lisbeth!“ flehte Mia ganz verzweifelt.

Voller Haß leuchtete es in Olfers' Zügen auf, als sein Blick den strafenden Mienen begegnete, die Schwager und Schwägerin aufsetzten. Es war, als wollte sich all sein Groll jetzt in einem wilden Ausbruch entladen. Aber es war nur ein Stöhnen, was aus seiner Kehle drang. Er riß an seinem Kragen, der ihn einengte, und wandte sich ab. Auf den Fußspitzen trat er in die Krankenstube ein. Lauschend blieb er am Bettchen stehen.

Draußen beschwor Mia den Bruder, sie jetzt allein zu lassen. Sie war ganz aufgelöst in Tränen.

Todi sprach im Halbschlaf ein paar Worte — ihre Wangen waren glühendheiß — fortgesetzt strichen ihre nervös zitternden, kleinen Händchen über die Bettdecke. Ein paarmal zuckte ihr Körper wie im Schmerz zusammen. Dann kam ein leises Wimmern aus ihrem heißen Munde.

Die Kniee knickten ihm plötzlich ein, er mußte sich hastig niedersetzen. Verstört starrte er die kleine Kranke an, seine Hände krampften sich ineinander, und er stammelte fast tonlos: „Todi, stirb mir nicht! — Um Gottes Barmherzigkeit willen! — Ach, Todi, meine kleine Todi!“

Mia fürchtete, daß er sie aufwecken könnte. Sie trat zu ihm, wagte aber nicht zu sprechen. Seine Zerschlagenheit — mehr vielleicht noch die Grausamkeit der andern, die sie selbst nicht minder tief getroffen hatte als ihn, — drängte sie plötzlich zu einer Annäherung. Sie sank lautlos neben ihm in die Kniee, umschlang ihn und preßte ihr Gesicht an seine Brust.

„Sprich nicht, Mia!“ flüsterte er. „Trifft mich eine Schuld, dann bin ich gestraft genug.“

Sie schüttelte heftig den Kopf, ohne ihr Gesicht zu erheben. „Ach, so grausam — so grausam kann ja der Himmel gar nicht sein!“

Lange blieben sie darauf in stummer Umarmung. Angst und Vertrauen führten sie in dieser Stunde zusammen. Er glaubte nun doch wieder an ihre Liebe: da sie nicht wie ihre Verwandten die Gelegenheit ergriff, um ihm Vorwürfe zu machen.

Wieder kam ein Anfall, unter dem die Kleine sich vor Schmerz krümmte.

Bei ihrem Ächzen preßten sie einander in solcher Verzweiflung, daß sie den Atem verloren. Graue Bilder jagten durch seine aufgeregte Phantasie. Der Schiffbruch der „Undine“ fiel ihm wieder ein, es war ihm, als hörte er ganz deutlich das jammervolle Geschrei der Schiffsjungen, die sich schon verloren glaubten und aneinander klammerten . . .

Die Kehle war ihm wie zugeschnürt, er fühlte einen würgenden Druck. Mit aller Macht preßte er die Zähne aufeinander, die Lippen zusammen — sonst hätte der Schmerz ihn übermannt.

* * *

Aber der Grund von Todis Erkrankung ward zum Glück noch in der Nacht erkannt — und er war wesentlich anderer Art, als Mangelsdorffs in ihrem Eifer, dem Schwager alle Schuld beizumessen, angenommen hatten.

Nach einer Stunde tüchtigen Quälens entleerte die Kleine noch einmal den Magen, dann schlief sie ruhig, ohne jede Unterbrechung, bis zum Morgen.

Gegen zwei Uhr gingen auch ihre Eltern zu Bett. Freilich lagen beide noch lange wach, jedem Atemzug des Kindes lauschend.

Es war kurz vor Morgengrauen, als

man aus dem in der mittleren Etage der Villa gelegenen Schlafzimmer von Alwin und Elisabeth ziemlich starke Unruhe vernahm. Gleich darauf ward Christiane wieder geholt. Mia ging nach der Ursache fragen und erfuhr, daß Elisabeth unter ähnlichen Erscheinungen erkrankt war, wie Dodi am Abend zuvor.

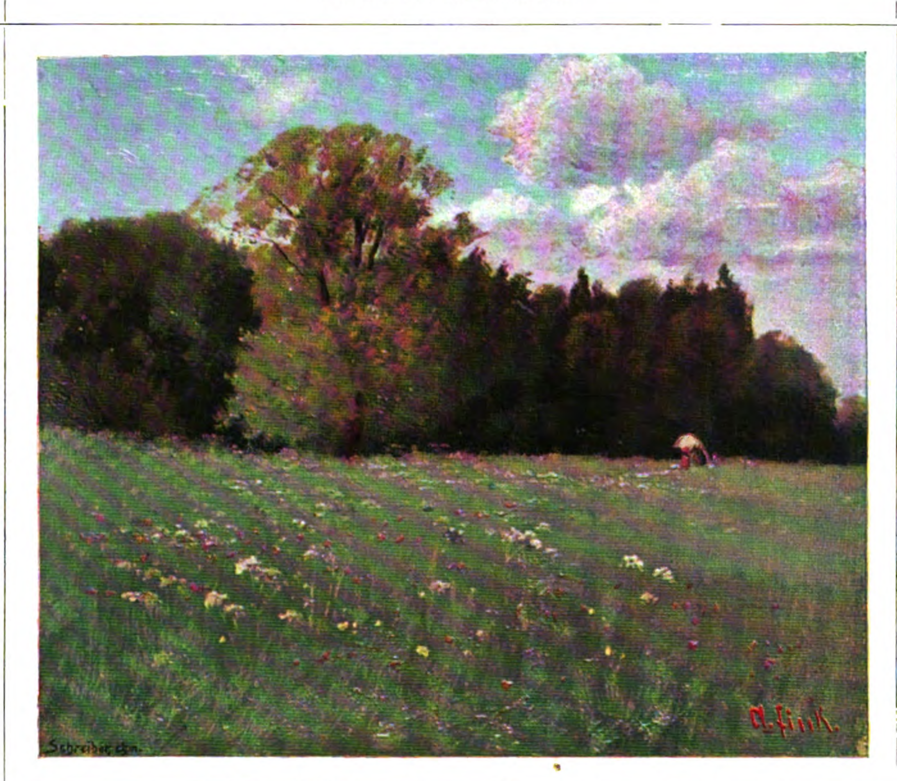
Und morgens erhob sich auch die Konsulin nicht. Es war ihr so übel, daß sie der Milch selbst gelegen haben — oder an dem Topf, worin sie abgekocht worden war.

Das letztere wollte Elisabeth, die wachsbleich war, unter keinen Umständen zugeben, denn sie hatte gerade gestern abend das Milchkochen eigenhändig besorgt.

Lächelnd zog der Badearzt mit nach der Küche, wo sich die Kasserolle noch vorfand.

Als sie zurückkehrten, lächelte der Doktor noch immer. Aber Elisabeth war womög-

Aus unserer Studienmappe:



Waldwiese bei Tölz gegen Wackersberg.
Ölstudie von Prof. A. Fink.

den Kopf kaum auf den Schultern balancieren konnte.

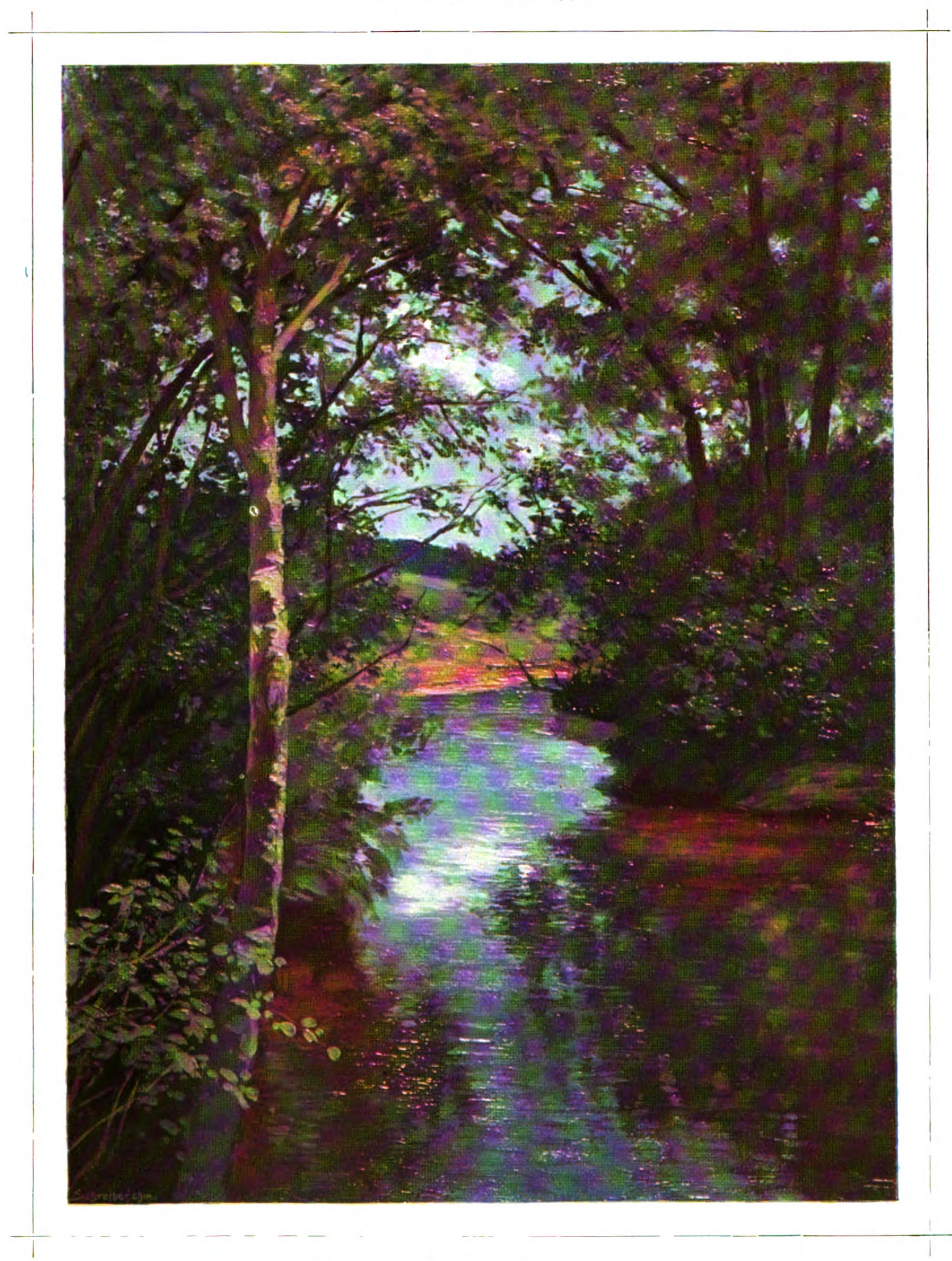
Um acht Uhr stellte sich der Arzt ein. Dodi hatte gut ausgeschlafen; sie kam ihnen zwar noch ein bißchen blaß vor, aber von Fieber war keine Spur mehr vorhanden.

Bei den nun etwas gründlicheren Nachforschungen des Doktors ergab sich darauf dieses: diejenigen Familienmitglieder, die abends nach der Heimkehr Milch getrunken hatten, waren erkrankt. Es mußte also an lich noch bleicher geworden. „Nun, das kann ja auch der besten Hausfrau einmal passieren!“ tröstete er sie.

So endete das Begebnis, das alle Gemüter aufgewühlt, auch soviel Leidenschaften geweckt hatte, mit einer tragikomischen Pointe, und man hätte der Sache, die ja noch glimpflich genug abgelaufen war, eine leichtere Seite abgewinnen können.

Aber zwischen Olfers und den Verwandten seiner Frau blieb der Riß bestehen.

Aus unserer Studienmappe:



Studie aus Sonthofen in Oberbayern.
Von Prof. A. Fink.

In den nächsten Tagen beteiligte er sich an keinem größeren Spaziergang mehr. Auch zu den Mahlzeiten erschien er nicht.

Er hatte Krosta seinen Besuch gemacht, der erwiderte ihn und bat ihn zu Tische. Darauf lud Olfers ihn seinerseits ein (unter der Ausrede, daß die Konsulin noch etwas leidend sei, gleichfalls in ein Restaurant), hiervon konnte sich Mia nicht ausschließen, und es ward dann eine ganz behagliche Sitzung daraus. Krosta, dessen Koffer schon gepackt waren, gab darauf noch zwei Tage zu, und am Sonnabend unternahmen die beiden Herren mit günstigem Wind eine Segelpartie in der Richtung auf Kolberg.

Montag Mittag mußte Olfers in Kiel eintreffen — Mia gedachte mit Dodi noch eine Zeitlang bei der Großmama zu Gaste zu bleiben.

Ganz unerwartet ordnete ihr Gatte aber an, daß sie ihre Koffer gleichfalls packen sollte. Er sagte es so bestimmt, daß sie gar nicht erst den Versuch eines Einwandes machte. Übrigens fiel ihr seine besonders gehobene und zuversichtliche Stimmung auf.

Im Grunde war es ihr selbst eine wahre Erlösung, freizukommen und wenigstens den letzten Abend ganz allein mit ihm zu verleben.

In ihrem Heim kam dann auch — zugleich mit dem Trennungsweh — die alte Stimmung wieder über sie.

Es war reichlich spät, als sie eintrafen. Der Matrose, der sich auf dem Bahnhof zum Empfang einstellte, hatte auch erst einen Teil der Wohnung bezugsfertig gemacht. Da das Dienstmädchen noch beurlaubt war, mußte Mia also Küche und Haus allein besorgen. Vielleicht war es gerade das Hausfrauliche, das ihrem Wesen heute den besonderen Reiz für Olfers gab. Im Eßzimmer sah es noch ungemütlich aus, denn die Gardinen fehlten. Sie speisten also in Mias kleinem Salon. Hier hatte Olfers selbst die Lampen angezündet, auch die Kerzen am Klavier und in den beiden Ampeln: es sollte recht festlich aussehen, damit sie ein freundliches Andenken an diese ernste Stunde behielten. Dodi durfte ein bißchen länger als sonst aufbleiben, sie war zärtlich und folgsam, half der Mutter überaus geschäftig den Tisch decken, die reichlich verwelkten Blümchen, die sie noch am Morgen in Misdroy gepflückt hatte, mußten in einem Wasserglas natürlich auch mit Platz auf der Tafel finden.

Als die kleine Mahlzeit beendet war, erhob sich Olfers, sah sich mit geheimnisvoller Miene überall um, bat im Flüsterton um „silentium strictissimum“ (das seltsame Kommando imponierte sogar Dodi, der kleinen Plaudertasche,) und ging auf den Fußspitzen, leise vor sich hinsummend, auf den Balkon. Dahin hatte er vor Tisch vom Burschen heimlich einen Weinkühler mit Eis und einer halben Flasche Sekt bringen lassen.

„O Du Leichtsinn!“ rief Mia, die schon etwas ängstlich geworden war, ihm zu, als er damit ankam.

„Mäuschenstille, Kinder!“ flüsterte er. Übertrieben heimlich, scheu wie ein Einbrecher sich umsehend — vielmehr, als ob er jeden Augenblick fürchtete, daß Mangelsdorffs oder die Großmama als Geist erscheinen könnten — entkorkte er die schäumende Flasche, goß ein und darauf stieß er mit ihnen an.

Auch Dodi bekam einen Fingerhut davon, mit Selters gemischt; sie schlürfte stolz und begeistert und mit geschlossenen Augen. „Wie ein Alter!“ sagte Olfers lachend.

Als sie das Gläschen immer wieder an den Mund setzte und daran sog, trotzdem kein Tropfen mehr drin war, rief er: „He, Sie, alter Herr, — Sie, Herr Schulze! — kommen Sie wieder zum Vorschein!“

Sie wollte sich über den Namen Schulze, den der Papa ihr gab, totlachen.

„So, Kinder, und jetzt will ich eine Rede halten!“ sagte er mit humoristischer Feierlichkeit.

„Nu ja!“ rief Dodi und wippte auf ihrem Stuhl. „Väterchen soll leben hoch —!“

„Das Mädel hat wahrhaftig einen Schwips!“

Nun begann Dodi so herzhaft zu krähen vor Lachen, daß sie husten mußte.

„Werden Sie den Redner nicht immer unterbrechen, Sie, Herr Schulze?!“ polterte er. Darauf haschte er nach ihr, legte sie übers Knie und gab ihr lachend ein paar Klapse.

Während sie noch in der Luft schwebte, rief sie drollig entrüstet: „Aber Väterchen, was machst Du mit dem Herrn Schulz?!“

Nun lachten sie im Terzett. Es dauerte eine Weile, bis die Eltern sich über den

komischen Zwischenruf des Dreikäsehochs beruhigt hatten. Endlich legte Olfers los. Aber er hielt keine feierliche Rede, sondern er nahm links seine Frau, rechts Dodi aufs Knie und preßte sie an sich, und dabei wälzte er sich das Allerdringlichste vom Herzen.

„Also, Kinder, in der Hauptsache steht die Sache fest: ich werde mich künftighin nicht mehr von Euch zu trennen brauchen. Nur diese eine Reise mache ich noch — wenn ich wieder lande, dann bleibe ich bei Euch, dann atmen wir dieselbe Luft, dann sind wir beisammen immerzu, alle Tage!“

Sofort kletterte Dodi um eine Etage höher, stellte sich auf sein rechtes Bein und umhalste ihn. „Au, Väterchen!“ jubelte sie.

Anfangs hielt es Mia nur für einen Scherz; dann glaubte sie, er habe irgendeine Nachricht über ein Kommando, das ihn für eine Weile an Land ließ, — wie z. B. Hohenegg, der nach Berlin zum Marineamt gekommen war.

„Nein, Mia, mit dem Dienst hängt das nicht mehr zusammen. Ich habe einen großen, schönen, wunderschönen Plan. Die Sache macht sich natürlich nicht von heute auf morgen, es will zuvor noch manches überlegt und geordnet sein. Ich werde auch selbst noch genaue Erkundigungen über alles einziehen, obwohl ich persönlich nicht den geringsten Zweifel habe. Heute nur das Eine: Krosta will mir helfen.“

In wachsender Spannung lauschte Mia. „Wie helfen — worin helfen, wozu? Sag' doch, sag' doch, Schatz!“

„Über kurz oder lang zieht er sich vom Geschäft zurück. Seine Firma schafft dann, um ihn zu ersetzen, einen Direktorposten — eine sehr respektable Stellung mit einem tüchtigen Haufen Arbeit natürlich, aber auch mit vorzüglichem Fixum und Tantième — und diesen Posten will er mir verschaffen.“

„Dazu müßtest Du aber doch — quittieren?“

Er nickte. „Sobald meine Pensionsberechtigung feststeht, reiche ich das Abschiedsgesuch ein. Dann gilt es freilich etwa ein Jahr lang ernste Vorstudien zu machen, um mich ins Technische einzuarbeiten — ein bißchen Zeichentalent hab' ich ja von Papa geerbt — und daneben muß ich mich mit den kaufmännischen Geschäften vertraut machen. Aber darauf kommt die Belohnung. — Kinder, Kinder, ach, ich kann Euch ja gar nicht schildern, wie ich mich immer nach Euch sehne, und wie mich jetzt der Gedanke an später drängt, laut hinauszujauchzen —!“

Wie Sonne lag es in ihren Mienen. Mia erschien das Ganze freilich noch immer etwas fremd und in der Luft schwebend, so etwa wie ein schönes Märchen.

Als Dodi zu Bett gebracht war, plauderten sie weiter. In Mia meldete sich allmählich aber doch wieder Ängstlichkeit und Herzklopfen. Sie dämpfte den Ton, trotzdem sie ganz allein waren. Daß zwischen ihrem Gatten und Krosta ein Übereinkommen bestand, das hatte sie schon beim Abschied der Herren bemerkt. Auf so große Umsturzpläne war sie indessen nicht gefaßt gewesen.

„Ja, hör' mal, Schatz, aber dann müßten wir doch auch Kiel verlassen?“ fragte sie schüchtern.

„Freilich!“ rief er lachend. Er hielt sie umschlungen und an sich gepreßt, während er mit ihr durchs Zimmer wanderte. „Für zwölf Jahre wenigstens müßten wir in Amsterdam bleiben, denn auf so lange würde der Kontrakt lauten müssen, schon der formellen gegenseitigen Sicherheit halber.“

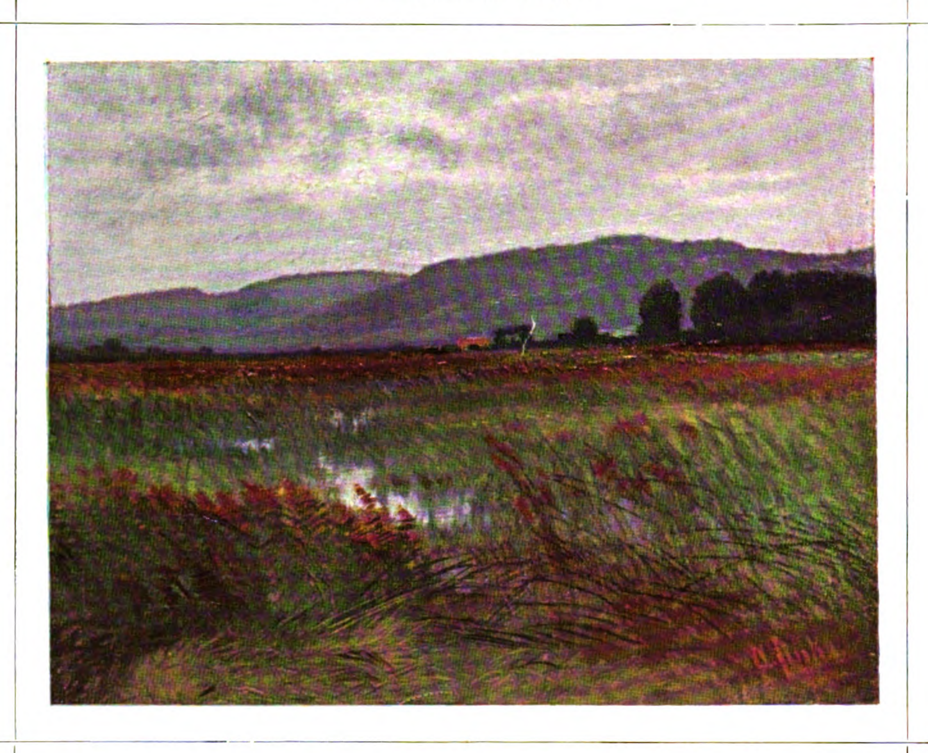
„Ja, aber — aber Großmama — die wird ja außer sich sein, wenn wir Kiel verlassen?“

„Anfangs gewiß. Aber sie wird sich hineinfinden — wird sich hineinfinden müssen. An mir frißt's schon lange. Vorigen Winter hoffte ich, ich würde Hoheneggs Kommando bekommen. Nun, so ist es jedenfalls aussichtsreicher. Geht alles gut, dann wird unsre Dodi einmal eine glänzende Partie. He — was sagst Du?“

Sie lächelte gerührt. Ganz verträumt stand sie da — dabei etwas atemlos. Glückselig erregt zog er sie wieder in seine Arme und sah ihr in die Augen, die ihn vertrauensvoll und doch so flehend anblickten.

„Wir dürfen uns von nichts hindern lassen, Mia. Jetzt können wir uns unser Leben selbst schaffen — wir müssen unsere Liebe, unser Glück verteidigen, Schatz. Aber ich habe die Gewißheit: dort werden wir einander finden, dort in der Einsamkeit, und da werden wir uns so fest aneinander klammern, daß nichts, nichts uns mehr trennen kann.“

Aus unserer Studienmappe:



Im Moor bei Bichl in Oberbayern.
Ölstudie von Prof. A. Fink.

Sie schluchzte in seinen Armen. „Ach, Gott gebe das!“

Als sie sich wieder gefaßt hatte, besprachen sie noch all die Einzelheiten, soweit sie sich heute schon übersehen ließen.

Max Olfers hatte seinem neuen Freund seine Verhältnisse rückhaltlos dargelegt, hatte ihm auch aus der Gereiztheit kein Hehl gemacht, die in seinen Beziehungen zu den Verwandten seiner Frau bestand. Irgendein materielles Opfer konnte und wollte er von der Konsulin nicht annehmen. Da mit seinem Eintritt in die Firma eine Kapitaleinlage erforderlich war, so sollte nur die Kaution, die bei seinem Abschied von der Marine wieder frei ward, in Anspruch genommen werden. Sie sollte aber so sicher gestellt werden, daß Frau Kaupisch vollauf befriedigt war.

Sie stießen mit den letzten Gläsern auf das neue Glück an. Der Schluck Wein machte Mia wieder Mut: Man lebte dann in einer großen, glänzenden Stadt, in einem neuen, schönen, sonnigen Heim, in dem man am alten Glück weiterbauen konnte! Freilich ward ihr Mann nach der nächsten Rückkehr noch vor eine schwere Aufgabe gestellt — er mußte sich auf die Schulbank setzen, mußte eine Zeitlang sogar praktisch arbeiten. Aber dann war doch wenigstens keine Trennung zwischen ihnen mehr nötig. Am besten war's vielleicht, sie gaben ihre Wohnung hier auf, stellten die Möbel auf einen Speicher und mieteten sich in Berlin in einer billigen Pension ein, solange Max seine Studien auf dem Polytechnikum dort festhielten. O — sie wollte schon sparsam sein, um es ihm zu erleichtern. Das war vorläufig das einzige, wodurch sie an ihrem Glück mit bauen konnte. Es gab zuvor ja sicher noch einen tüchtigen Kampf mit den Verwandten — denn das war ihnen alles neu, unerwartet, es ging über das Übliche, das Alltägliche hinaus.

„Und doch — es ist so die beste Lösung!“ sagte sie tief aufatmend. „Es

waren eben zwei Welten, die nicht zueinander paßten. Und ich stand dazwischen und konnte nicht vermitteln. Hier band mich die Pietät — dort zwang mich die Liebe — einmal siegte die Vernunft — ein andermal das Gefühl. Und wo immer ich landete: der andere Teil grollte mir. Lieber Schatz, glaube mir, ich hab' es hier sehr, sehr schwer gehabt."

„Das weiß ich, meine arme, kleine Mia. Und drum eben werde ich Dir jetzt heraushelfen!" Er preßte sie wieder an sich und flüsterte: „Jetzt müssen wir glücklich werden miteinander! — Ach, Kinder, Kinder, was brauchen wir denn von der ganzen Welt, wenn wir drei uns haben!"

Fünftes Kapitel.

Die Entscheidung sollte im Frühjahr des folgenden Jahres fallen.

Max Olfers wußte sich eins mit seiner Frau — mit Krosta, der sich ihm als ehrlicher, wahrhaft väterlicher Freund bewies, war mündlich und schriftlich alles bis ins Detail verabredet, auch die zum Überfluß noch eingezogenen geschäftlichen Erkundigungen über die Amsterdamer Firma lauteten vollauf befriedigend — nun gab es für ihn also keine Schranken mehr.

Ganz selbstverständlich erschien es ihm, daß er vor Mias Verwandte erst mit dem fait accompli hintreten durfte. Die Schwierigkeiten, die sie ihm in ihrer philiströsen Überängstlichkeit sonst sicher bereiten würden, meinte er am promptesten dadurch aus dem Weg zu schaffen, daß er sich selbst die Rückzugslinie abschnitt.

Als sein Schiff zu Ostern, um Kohlen einzunehmen, auf der Heimfahrt von Südwestafrika in Wilhelmshaven vor Anker ging, war das Abschiedsgesuch bereits genehmigt.

Sein Kommandeur sah ihn ungern scheiden. Auch die Kameraden bedauerten herzlich sein Gehen. Als Olfers seinem Chef aber darstellte, welche Aussichten ihm in der ihm angebotenen Zivilstellung winkten, gab dieser jeden weiteren Versuch, ihn von dem verantwortungsreichen Schritt zurückzuhalten, auf.

„Einmal im Leben pocht an jedes Menschen Schicksalstor das Glück, lieber Olfers," sagte der alte Seemann bei dem Liebesmahl, das die Offiziere dem scheidenden Kameraden gaben. „Viele halten die Tür fortwährend offen, um den rechten Augenblick nicht zu verpassen. Denen wirft ein tückischer Zugwind im entscheidenden Moment die Tür aber stets vor der Nase zu. Man muß still bei der Arbeit sitzen, keinen Lärm schlagen und mit ganz feinem Ohr aufs Pochen hören. Nur so kann man herausmerken, ob es das richtige ist. Ist man seiner Sache aber wirklich sicher — dann flugs die Tür auf und das Glück am Schlafittchen gepackt. Sonst kratzt es wieder aus, das Luder."

Die derben, dabei nachdenklichen Worte stimmten Olfers ernst. Er meinte dann aber tief aufatmend: „Es scheint mir diesmal doch der rechte Augenblick zu sein."

„Ich will's Ihnen wünschen, Olfers. Notabene, das richtige Pochen, das meldet sich gar nicht an der Außentür, glaub' ich. Wahrscheinlich erlauscht man das bloß so in der eigenen Brust."

Olfers nickte stumm. Die Stimme des Herzens war es ja eben, die ihn trieb. Ihm stand ein Glück als Mann, als Bürger, als Hausvater vor Augen, nach dem sich alles in ihm — jedenfalls das Beste in ihm — sehnte. Einsam war er durch die erste Hälfte des Lebens gegangen — er ertrug diese Verlassenheit jetzt nicht mehr.

Inzwischen hatte sich aber in Kiel ein für ihn peinlicher Konflikt vorbereitet.

Doktor Mangelsdorff hatte noch vor dem Eintreffen seines Schwagers Kenntnis von der Allerhöchsten Kabinettsorder erhalten: die Zeitungen brachten die trockene Notiz, die in das Schicksal des Hauses Olfers so scheinbar ganz unerwartet einschnitt, unter anderen Nachrichten über Abschiedsbewilligungen und Pensionierungen innerhalb der Kaiserlichen Marine.

Im ersten Schreck vermutete Alwin, der Schwager hätte sich im Dienst etwas zuschulden kommen lassen. Er war gerade im Begriff, wie stets Sonntags, sich mit Elisabeth auf den Weg zur Konsulin zu machen, bei der das gemeinsame Familienessen stattfand. Eilends begab sich das Ehepaar zu Maria; sie hatte mit ihrem Töchterchen die Wohnung aber schon verlassen.

Im Beisein des Justizrats fand dann in der Villa der Konsulin ein förmliches Verhör der Ärmsten statt.

Das Entsetzen aller Anwesenden darüber,

daß sie um eine solche Tollkühnheit ihres Mannes gewußt, daß sie ihnen seinen abenteuerlichen Entschluß bis zu diesem Augenblick verschwiegen hatte, war so groß, die Vorwürfe, die auf sie von allen Seiten niederregneten, waren so heftig, daß Mia sich nicht anders zu helfen wußte, als daß sie in bitterliches Weinen ausbrach.

Die erste Begründung, die der weitausschauende Plan ihres Gatten fand, stand nun schon auf schwachen Füßen. Irre geworden, verwirrt und ratlos, wehrte sie sich nur matt gegen die schwarzseherischen Folgerungen. Die rechten Worte zur Erklärnng, auch nur zur Verteidigung fehlten ihr: sie war auf einen derartigen Ansturm nicht gefaßt gewesen.

Als Olfers, der von Wilhelmshaven aus nach Amsterdam gefahren war, um sich von Krosta auch dessen bejahrtem Kompagnon Mynheer ten Brahe vorstellen zu lassen, in Kiel eintraf, fand er den Boden ungünstig für seine Pläne vorbereitet.

Die schmerzlichste Enttäuschung war für ihn die: auch Mia hatte alles Vertrauen verloren.

Es kam im Schoße des Familienrats zu Auftritten von einer Heftigkeit, wie sie bisher im Hause Kaupisch unerhört gewesen waren.

An der vielleicht unnötigen Verschärfung der Tonart — und damit der Gegensätze überhaupt — trug Olfers selbst eine Hauptschuld. Temperamentsmensch durch und durch, als Choleriker am meisten gereizt gerade durch die kühle Sachlichkeit und ironische Ruhe, womit sich Schwager Alwin wieder ausgerüstet hatte, ließ er sich zu einem Ausbruch seines ganzen, jahrelang aufgespeicherten, immer wieder aus Rücksicht auf Mia zurückgedämmten Grolles verleiten.

Mia war bei dieser Auseinandersetzung nicht zugegen, voll Angst und Sorge war sie daheim geblieben, zitternd vor dem Ergebnis, das ihr Gatte heimbringen würde.

Es war natürlich ein negatives.

Und dabei blieb es.

Als er soviel Sammlung und Ruhe gefunden hatte, daß er einsah, mit seiner temperamentvollen Heftigkeit gleich beim ersten Zusammentreffen weit übers Ziel hinaus geschossen zu haben, machte er den Versuch, die Konsulin allein zu sprechen. Er kam ein zweites, ein drittes Mal, aber immer vergebens. Großmama Kaupisch litt für ihn von Stund an derart an Migräne, daß die alte Christiane ihn nicht vorließ.

Zwischen den Ehegatten herrschte tiefe Verstimmung. Mia war gleich beim ersten Fehlschlagen völlig entmutigt. Sie machte jetzt allerlei schüchterne Versuche, um einzulenken, zu vermitteln. Aber von Kleinbeigeben wollte ihr Mann nichts wissen. Da auch sie in den nächsten Tagen von der Großmama nicht empfangen wurde — selbst Dodi nicht, die sie mit dem Mädchen hinschickte — begann sie die Zukunft in genau denselben schwarzen Farben zu sehen, in denen die Verwandten sie ihr ausgemalt hatten.

Heimlich, ohne daß ihr Gatte darum wußte, suchte sie ihren Bruder auf.

Noch schwankender in ihren Ansichten, wenn nicht gänzlich besiegt, jedenfalls recht deprimiert und hoffnungslos, kehrte sie von dem Besuch zurück.

Alwin hatte sich nichts weniger als hart und grausam gezeigt. So war es ja stets gewesen. Solange sie ihm gegenüber saß, von seiner ruhigen Art selbst besänftigt, solange sie seinen ruhigen, klaren, vernünftigen Worten lauschte, empfand sie jedesmal: der Bruder meinte es wahrhaft gut mit ihr, seine gereifte Welt- und Menschenkenntnis wollte sie und ihr Kind — und auch ihren Gatten — nur vor Ungemach schützen. Sie begriff nicht, woher Max das Recht leitete, immer und immer zu behaupten, ihr Bruder wollte nur das Unglück ihres ganzen Hauses.

Gerade in diesem Falle schien ihr die eigensinnige Rechthaberei wirklich viel mehr auf seiten ihres Mannes.

„Und die Kosten dieses unseligen Streites," sagte Alwin, „sollst Du nun tragen, arme Maria. Du sollst eine sichere, geachtete Position aufgeben, sollst ohne einen stichhaltigen Grund in ein ungewisses Los gehen. Weshalb? Ich frage bloß: weshalb? — Einer Marotte wegen! — Es sind Tausende von deutschen Seeleuten unterwegs, wie er. Den Beruf hat er doch selbst gewählt, freiwillig. Als er die Ehe mit Dir einging, kannte er die Konsequenzen. Jetzt plötzlich durchaus und durchum den Abschied zu nehmen, das ist direkt Wahnwitz. Wir würden ja nichts sagen, wenn

Ihr keine Familie hättet. Du liebst Deinen Mann — gut, es ehrt Dich, daß Du ihm auch in Gefahren folgen willst. Aber darüber darfst Du nicht vergessen, daß Du ein Kind hast, dessen Wohl und Wehe mit von dem Deinen abhängig ist. Max ist ein sehr fähiger Mensch, er ist talentiert, fleißig, das geben wir ja alles zu, — aber wie in seinen Aversionen, so jagt er auch in seinem blinden Enthusiasmus Phantomen nach. Und denen will er seine Stellung, Dein Geld, Ottiliens Erbe zum Opfer bringen? Maria, hier setzt zum erstenmal in Deinem Leben eine große, schwere Aufgabe für Dich ein. Sei stark, halte die Augen offen, verteidige die Zukunft Deines Kindes. Die heiligste Pflicht, die Mutterpflicht, ruft Dich."

Noch am selben Abend beichtete Mia ihrem Mann, daß sie mit Alwin ausführlich über alles gesprochen hatte.

Er sah ihrer bleichen Miene, ihrem fast scheu zu Boden geschlagenen Blick sofort an, daß es dem Schwager gelungen war, das letzte Restchen Selbständigkeit und eignen Willen seiner schwankenden, nie entschlußfähigen, immer von Zweifeln hin- und hergezerrten Mia auszureden. In der Zwischenzeit war der Justizrat bei ihm gewesen, der in seiner verbindlichen, fast jovialen Art zunächst noch einmal versucht hatte, auf ihn einzuwirken, um dann mit dem zögernd, noch immer in kordial bedauerndem Ton vorgebrachten Auftrag der Konsulin zu schließen, zur Hergabe der Kaution könnte sie sich, falls er bei seinem Plan verharrte, natürlich nicht verstehen.

„Also — bin ich — ganz allein!" sagte Olfers schmerzlich bewegt, noch bevor seine Frau dazu gekommen war, ihm Alwins Meinung zu übermitteln.

Sie wollte die Arme ausbreiten, sich schluchzend an seine Brust werfen, mit einem letzten Aufgebot von Zärtlichkeit und flehentlichen Bitten ihn weich machen, ihn umstimmen.

Aber er wich fast fremd vor ihr zurück.

„Du hast mich nie verstanden, Mia!" sagte er.

„Lieber, lieber Schatz, so höre doch auf mich! Wenn mein Gefühl als Mutter mir doch sagt, daß ich ein schreiendes Unrecht begehe, wenn ich untätig zusehe, wie Du Dich in eine so waghalsige Spekulation einlassen willst!"

„Laß nur, laß nur. Es hilft jetzt nichts mehr. Du machst es uns beiden nur unnötig schwer. Und bitter."

„Ja, mein Himmel, wie denkst Du Dir denn die Zukunft?"

„Ich werde Dodis Zukunft sicher stellen auch ohne die Unterstützung Deiner Verwandten. Heute nacht fahre ich zu Krosta."

„Max —! Du gehst nicht zurück — nicht zum Kommandeur? Max, Onkel Justizrat will morgen zu ihm, er hat ihm schon geschrieben, Du brauchst nur ein einziges Wort zu sagen —!"

„Und das Wort heißt?" fragte er, sie finster anblickend. „Soll ich Dir sagen, wie es heißt? Es heißt: Ich bin ein erbärmlicher Feigling!"

Sie schluchzte ganz haltlos. „Ach — nun ist es ja nur Dein Trotz, Max, das weiß ich ja."

„Es ist etwas Besseres als Trotz, Mia. Es ist Stolz."

Wenige Stunden später saß er auf der Bahn.

* * *

Als er von seiner Reise zurückkehrte, war die alte ungebrochene Kraft und Festigkeit in ihm.

War es das persönliche Interesse an Olfers, die Zuversicht, daß von seinem späteren Eingreifen Vorteile für die Firma zu erwarten waren, trieb ihn das Verantwortlichkeitsgefühl, da er den jungen Freund nun einmal zu dem ersten entscheidenden Schritt gedrängt hatte, oder sprach der gekränkte Ehrgeiz mit, der Koller darüber, daß diese Fremden der hinter ihm stehenden großen Werftanlage das geschäftliche Vertrauen nicht schenken wollten: Krosta war sofort sein Bundesgenosse geworden.

Olfers sollte ganz wie abgemacht ohne Zögern seine Studien beginnen, sobald als möglich dann als Volontär in eine deutsche Werft, darauf in die der Firma Vanderlips & Brahe eintreten.

„Zunächst werden Sie meine rechte Hand sein, Olfers. Wie wir uns miteinander einrichten, das hängt von Ihnen ab, Ihrem Willen, Ihrer Intelligenz, Ihrem Fleiß, Ihrem Charakter. Vor all diesen Ihren Eigenschaften habe ich Respekt — also kann's nicht fehlen. Der Posten eines Di-

rektors muß geschaffen werden — und bald. Freund Brahe ist etwas klapprig geworden, er fühlt das selbst, und ich kann wohl noch ab und zu mit Plänen und Ideen zur Hand sein, aber die Ausführung muß einer jüngeren Kraft überlassen bleiben. Ein Mann ein Wort, Olfers: es hat sich in unsern Verabredungen nichts geändert. Bekommen Sie vorerst kein Einlagekapital von Ihren Verwandten, so zeichne ich für Sie. Da soll mir Brahe nichts dreinreden. Der Verstand irrt — das Gefühl nie."

Krosta wollte den jungen Freund, den er nun mit nur noch verstärktem Interesse lancierte, auch mit einem Barvorschuß für die Studienzeit unterstützen. Davon wollte Olfers aber nichts wissen. Bei einiger Sparsamkeit kam er persönlich ja mit seiner Pension aus.

Allein sein Plan, Weib und Kind sogleich mitzunehmen, konnte vorerst doch nicht zur Ausführung gelangen.

Die Konsulin erklärte, daß sie Mia nicht nur den bisher bewilligten Zuschuß entziehen, sondern daß sie auch ihr Testament ändern würde, falls ihre Enkelin mit dem Kinde Kiel verließ.

Noch für ungefähr ein Jahr war seine Familie auf dies Gnadenbrot angewiesen. Wie er sich auch drehte und wendete: darüber kam man nicht hinweg. Sein fester Vorsatz war es aber, das Geld mit Zins und Zinseszins abzutragen, sobald seine Position es ihm nur irgend gestattete.

Er bezog noch in derselben Woche die Charlottenburger Technische Hochschule.

Wenn in seinem Studium, das ihm schwer genug fiel, sein Eifer einmal erlahmen wollte, so brauchte er sich nur den Triumph vorzustellen, den er später über die Angehörigen seiner Frau davontragen würde: sofort erreichte sein Trotz, was das Interesse an dem ersten, trocknen Teil der technischen Wissenschaft allein noch nicht zuwege gebracht hätte.

Lange Ferien machte er nicht. Während die Hochschule geschlossen war, arbeitete er als Volontär an derselben Stätte, an der Krosta seine Laufbahn begonnen hatte: auf dem Stettiner „Vulkan".

Natürlich versuchte es Mia bei jedem Besuch, ihren Mann zu überreden. Aber das brachte immer nur Bitterkeit, ohne irgend etwas zu fruchten. Ihr Leben war schwer, abhängiger und freudloser als je zuvor. Solang ihr Gatte in Kiel weilte, war jeder Verkehr mit den Verwandten unterbrochen. Kam es dennoch zu einer zufälligen Begegnung, so blieb Olfers fremd und kalt, obwohl Schwager und Schwägerin sich so freundlich zu ihm zu stellen suchten, als sich's nur irgendwie mit den Verhältnissen vertrug.

Hinterher mußte Mia es ihren Angehörigen selbst zugeben, daß der größte Teil der Schuld an diesem unerquicklichen Zustand auf seiten ihres Mannes lag.

Olfers seinerseits empfand es am quälendsten, daß Mia mehr unter seiner Abtrünnigkeit als unter der Abhängigkeit litt, in der sie sich jetzt befand. Das war es eben, was von einem Besuch zum andern die Kluft zwischen ihnen vergrößerte: sie besaß keinen Stolz.

Wie meist in solchen Konflikten waren Schuld und Nichtschuld auf beiden Seiten ziemlich gleich groß. Sie beobachteten einander schärfer, nahmen kleine Fehler oder Verfehlungen schwerer, sie mißverstanden einander, weil das rechte Wort zur rechten Zeit fehlte, sie waren oft beide gereizt, ohne es doch sein zu wollen, sie taten einander weh, wenn sie's gar nicht beabsichtigt hatten. Und beide litten sie darunter.

Auch Dodi litt darunter — denn mit ihrem feinen Kindesinstinkt fühlte sie die große Veränderung bald heraus.

Das Verhältnis zwischen Olfers und seinem Töchterchen trübte sich dabei am wenigsten, trotzdem — oder vielleicht gerade — weil ihn das Kind so selten zu sehen bekam.

Je mehr er sich in die fremde Materie hineinfand, je näher er damit seinem Ziele rückte — namentlich als er sein Studentenquartier in Charlottenburg aufgeben und nach Amsterdam übersiedeln konnte — desto lichter und leichter ward es ihm zumute. Seine Hoffnungsfreudigkeit, die Befriedigung an der Arbeit, sein temperamentvoller Ehrgeiz, seine stolze Zuversicht brachten doch immer etwas Sonne und Wärme ins Haus. Es war das einzige bißchen Sonne und Wärme, das Dodi in diesen Zeiten zu fühlen bekam; darum war sie auch so dankbar dafür.

Wenn Väterchens Besuch zu Ende war, dann ging's recht, recht traurig daheim zu.



Sieh, es lacht die Au. Gemälde von Arnold Böcklin.
(Mit Genehmigung der Photographischen Union in München.)

Die Mutter weinte viel, sah kaum einen Menschen bei sich, auch Großmama und Onkel und Tante waren immer so ernst, so bekümmert oder so feierlich, es gab kein Lachen, kein fröhliches Spiel, kaum ein helles, lautes Wort mehr.

Fast schien's, als ob sie selbst schon etwas vom stillen, ernsten Wesen ihrer Umgebung angenommen hätte. Als sie in die Schule geschickt wurde, fand sie zuerst gar nicht mehr den rechten, kindlichen Ton, um sich Freundschaften zu erwerben. Sie war den andern zu scheu, zu gedrückt, zu wenig lustig.

So ward aus der lebensprühenden, schelmischen, kleinen Dodi mit der Zeit ein einsames Kind.

* * *

Da brach das Verhängnis mit solcher Wucht über Olfers herein, daß es schien, sein Trotz sollte und müßte jetzt endlich weichen.

Krosta starb —!

Das erschütternde Ereignis trug sich in Olfers' Beisein zu. Sie waren von der Werft gekommen, um im Kontor eine geschäftliche Angelegenheit gründlich durchzusprechen. Seit ein paar Tagen fühlte sich Krosta etwas unwohl, er hatte mehrmals leichte Schwindelanfälle gehabt, klagte auch über Beklommenheit. Es wäre Zeit, daß er ausspannte, sagte er. Sobald der junge Hoge, der seinen im Sommer verstorbenen Oheim als Bevollmächtigter der Erben in der Firma ersetzte, von seiner Geschäftsreise aus England zurückkehrte, wollte Krosta eine längere Seefahrt antreten, denn das blieb immer noch das Einzige, was ihm wirkliche Erholung brachte. Noch vor seinem Weggehen sollte dann auch endlich der Kontrakt mit Olfers abgeschlossen werden. Krosta hatte mit den verschiedenen Erben seiner beiden früheren Kompagnons, deren Gelder im Geschäft noch mit arbeiteten, manchen Strauß deshalb schon ausgefochten, schließlich waren sie aber doch einig geworden, Olfers als Teilhaber zuzulassen. Das dazu erforderliche Kapital gedachte Krosta, durch Reverse gedeckt, seinem jungen Freund vorzustrecken. Sie sprachen im Anschluß an einen Brief des Vanderlipsschen Erbschaftsverwalters gerade über die Ordnung dieser Angelegenheit, als Krosta sich plötzlich erhob, ängstlich nach Olfers' Arm tastete und nach Atem ringend ausstieß: „Ich weiß nicht, mir ist's mit einemmal so schwindlig ...“ Gleich darauf sank er ächzend zusammen und rührte sich nicht mehr.

Der Arzt wurde gerufen: er konnte nur den Tod feststellen. Ein Herzschlag hatte Krostas tätigem Leben ein kurzes, jähes Ende bereitet.

Was half nun alles Klagen — was half jedes Wenn und Aber?

Hätte Krosta nur ein paar Tage länger gelebt, so wäre das geschäftliche Verhältnis von Olfers zur Firma Vanderlips & Hoge gesichert gewesen — und damit seine ganze Zukunft. Mehrmals, wenn seine Gesundheit zu wünschen übrig ließ, hatte Krosta schon daran gedacht gehabt, für seinen vorzeitigen Todesfall testamentarische Bestimmungen zu treffen. Überbürdung mit andern Geschäften hatte immer wieder eine Verschiebung des wichtigen Aktes eintreten lassen.

Nun ruhte Krosta im Grabe — und mit ihm die große Hoffnung von Max Olfers' Leben.

Der junge Hoge besaß nur ein Amt, keine Meinung, und konnte dem Schützling des Verstorbenen in nichts nützen, als die Erben sich meldeten — weitläufige Verwandte, die Krosta nie von Angesicht gesehen. Der gerichtliche Apparat der Erbschaftsregulierung trat in Tätigkeit, das Konsortium, das sich aus den verschiedenen Gruppen der Interessenten bildete, beschloß hernach die Umwandlung der Firma in eine Handelsgesellschaft.

Mehr als eine moralische Verpflichtung erlegte der Briefwechsel, der in Olfers' Angelegenheit bisher stattgefunden hatte, den Bevollmächtigten der Erben nicht auf. Immerhin konnte ein Antrag, seinen Eintritt in die Firma auch jetzt noch zu genehmigen, in der ersten Aufsichtsratssitzung auf Unterstützung rechnen, weil Olfers von Krosta noch selbst in die speziellen technischen Verhältnisse eingeweiht worden war, weil er also gewissermaßen das geistige Erbe des Verstorbenen besaß.

Eine Einigung darüber hing aber zunächst von der Möglichkeit seiner pekuniären Beteiligung ab.

Olfers nächste Fahrt nach Kiel ließ sich somit als schwerer, deprimierender Bittgang, wenn nicht Bußgang an.

Er fand taube Ohren, geschlossene Türen.

Das Alpha und Omega der Forderung von Mias Angehörigen lautete: er sollte wieder in die Marine eintreten.

Darauf folgte eine böse, böse Zeit.

Die beiden Direktorposten, die zur Leitung der Firma Vanderlips & Hoge geschaffen worden waren, hatte man Fachleuten gegeben, die Examina bestanden hatten, die zudem auf einen regelrechten kaufmännischen Bildungsgang zurückblickten.

Noch immer schwebte Olfers das leuchtende Beispiel seines alten Freundes vor, der sich aus kleinsten Anfängen emporgearbeitet hatte. So beschied er sich denn zunächst mit einer untergeordneten Stellung auf der Werft. Da er das meiste Geschick im Zeichnen besaß, nahm er ohne Zögern den ihm angebotenen Posten eines technischen Hilfsarbeiters des Direktoriums an. Die freie Zeit, die ihm blieb, verwandte er darauf, die einfache und doppelte Buchführung zu erlernen. Langsam konnte er so seine Einflußsphäre vergrößern, seine Stellung verbessern und im Gehalt steigen.

So demütigend es für ihn zu Anfang sein mochte: er hatte sich nun einmal festgebissen — er wollte und mußte sich durchringen!

Sobald sein Einkommen nur einigermaßen ausreichte, um die Kosten eines bescheidenen Haushalts zu decken, wollte er seine Familie nachkommen lassen. Bis dahin gab es aber noch harte Kämpfe, äußere und innere Kämpfe. Und mehrmals wollte er verzagen. Immer niederdrückender wirkte die Einsamkeit auf ihn, immer verzweifelter rang sein Ehrgeiz mit der Sehnsucht.

Es kam das Weihnachtsfest — er mußte es allein verleben, weil er die Kosten der teuren Reise zu fürchten hatte. Es galt jetzt ja die Heller wie ein Geizhals beisammenzuhalten, um möglichst rasch ans Ziel zu gelangen. Dem ungeduldigen Wandervogel, der um die ganze Welt herumgekommen war, waren die Schwingen gefesselt.

So konnte er nicht einmal seine kleine Dodi sehen!

An dem Sylvesterabend, der dieser trübseligen Weihnacht folgte, schlenderte er lässig, vergrämt, gänzlich illusionslos an den Grachten der alten Handelsstadt entlang. Nebel legte sich aufs Wasser, dann begann es müde zu regnen. Er gelangte in Hafenstadtteile, in denen wüstes Matrosenvolk lärmte. Da fühlte er sich heruntergekommen, deklassiert. Viel fehlte in dieser Stimmung nicht mehr, daß er einen Strich unter sein verfehltes Leben machte.

Nicht einmal der Gedanke an Dodi konnte ihn halten.

Was war er dem Kind denn überhaupt? Hatte es denn einen Vorteil davon, wenn er noch lebte?

Jetzt umgab ein großes, wohnliches Heim, jetzt umgaben sogar Luxus und überängstliche Sorgfalt sein Töchterchen. Und welche Aussicht winkte ihm günstigstenfalls bei seinem Vater?

Ein kleines, beschränktes Heim, in dem man sich bescheiden, ach so bescheiden einrichten mußte!

Er blieb mitten auf der Straße stehen und preßte die Hände gegen die Schläfen. In seiner Kehle würgte es, fast kam ihn das Schluchzen an.

... Aber hier hätten sie einander doch ihre Liebe geben können, so rief es in ihm, hier hätten sie ein friedliches, harmonisches, zärtliches Familienleben führen können, wenn sie auch nicht im Luxus lebten ...

Tief stöhnte er auf und starrte in den grauen, schweren, undurchdringlichen Winternebel, der über dem Wasser hing.

Bei wem lag die Schuld, daß es so trostlos, so hoffnungsleer geworden war, — bei wem lag die Schuld?

* * *

Bald nach Ostern las er einmal in der Fremdenliste der Zeitung, daß Myrach, der ehemalige Gardejäger, sein alter Stubenkamerad aus dem Kadettenkorps, im Palacehotel abgestiegen war.

Den flotten, kleinen Hohenegg hatte er unlängst flüchtig auf dem Bahnhof gesehen — er war ihm aber ausgewichen. Warum, wußte er selbst nicht.

Anfangs wollte er auch nicht zu Myrach.

Allein dann entsann er sich, wie sein Zuspruch damals dem armen Teufel wohl getan hatte, als der im Unglück saß. Er brauchte heute ein gutes Wort, das ihn tröstete. Oder vielleicht richtete ihn allein schon der Anblick des Kameraden, der ja auch nicht verzagt hatte, wieder auf.

Myrach sah sein Ausharren, sah seinen Lebensmut jedenfalls belohnt, er hatte mit

dem Hotelunternehmen sein Glück in Deutsch-südwestafrika gemacht. Außer Verbindung waren sie nie gekommen. Er hatte ihn zweimal in Swakopmund besucht, hatte Myrachs Kindern, den Zwillingen, Nürnberger Spielzeug aus ihrer Heimat gebracht, die sie damals noch im Tragekleidchen verlassen hatten. Wie oft hatte er Dodi von den „beiden kleinen Afrikanerinnen" erzählen müssen. Myrachs Frau hatte ihm für sein Töchterchen „Pampa, die Negerbraut", mit den funkelnden Glasaugen und den blitzblanken, weißen Zähnen mitgegeben, die Dodi sorgfältig alle Tage mit ihrer eignen kleinen Zahnbürste bearbeitet hatte.

Er sehnte sich danach, von glücklichen Menschen und einem sonnigen Heim zu hören, und schickte dem Mitarbeiter an jenem wundersamen Gedicht, worin sie als stürmische Tertianer die dunkelblauen Rätselaugen der blonden Mia besungen hatten, seine Visitenkarte.

Aber er traf keinen glücklichen Menschen an — denn auch in jenem sonnedurchleuchteten Heim auf der fremden Erde war es kalt und düster geworden — er traf einen verhärmten Witwer, der wandermüde aus der weiten Welt zurückkam.

* * *

Als Olfers — wenige Tage vor Dodis achtem Geburtstag — die beiden Briefe nach Kiel schickte, worin er seinem Kind eine neue Heimat versprach, worin er seine Frau um ihren Beistand, ihre Kameradschaft in der Stunde dieser schweren Entscheidung bat, zweifelte er nicht daran, daß Mia diesem letzten, dringlichsten Rufe folgen würde. Denn nun brauchte er sie ja: das Hotelunternehmen, dessen Pacht ihm Myrach anvertrauen wollte, rechnete zu allernächst mit der Frau — der deutschen Hausfrau!

Er wartete von Tag zu Tag, von einer Post zur andern, er telegraphierte einmal, ein zweites Mal. Dann endlich kam die Depesche seines Schwagers: „Hierherkommen überflüssig, Maria und Ottilie zur Badekur, Antwort unterwegs."

Nach dieser Antwort gab es für ihn keine Familie mehr.

Mochten sie die Scheidungsklage einreichen — seelisch getrennt war er von seiner Frau nun ganz und gar.

Aber wenn er vorläufig auch von Dodi scheiden mußte: ihre Seele ließ er ihnen nicht. Eines Tages gedachte er heimzukehren und den Kampf um das Herz des Kindes aufzunehmen. Dann sollte das Kind Richter sein, dann sollte es den wahren, den einzig gültigen Schiedsspruch fällen: Wer trug die Schuld —?!

... „Morgen geht das Schiff, das mich in die Welt hinausführt," so hieß es in seinem Abschiedsgruß an seine kleine Dodi, „es nimmt einen vom Sturm zerzausten, armen und unglücklichen Mann mit. Wiederkehren wird er, wenn er sich durch eisernen Fleiß, harte Arbeit und ein ehrenhaftes Leben das Recht erworben haben wird, in die blauen, treuen, forschenden Augen seines Kindes stolz und aufrecht und ohne Erröten zu blicken. Bis dahin, kleine Dodi, bewahre Deinem Väterchen ein treues Andenken. Halte Liebe und Stolz in Deinem Herzen, kleine Dodi, damit auch Du Deinem Vater, wenn er Dir wieder gegenübertritt, rein und klar ins Auge schauen kannst. Gott sei mit Dir, meine kleine Dodi. Ich küsse Dich zum letzten Mal zärtlich und heiß, lege meine Hände auf Deine Stirn und seh' Dir lange, lange, lange in Dein gutes, kluges, treues Kinderauge. Und sage zu Dir: Auf Wiedersehen, meine kleine Dodi!" ...

Sechstes Kapitel.

Es war etwas Fremdes in Dodis Leben getreten, etwas Geheimnisvolles, das sie oft beängstigte. Besonders in der Dämmerung und bei Regen, wenn man auf die beiden kleinen Schlafzimmer im Sanatorium angewiesen war, wo alles auf leisen Sohlen ging.

Dodi hatte gejauchzt, als es hieß, sie sollte mit Mutti und Tante Lisbeth verreisen. Eine Reise, eine große Reise, das war ihr wie ein Fest erschienen nach dem langen, traurigen, einsamen Winter. Man war fast immer daheim gesessen, Mutti hatte sich viel krank gefühlt, — und wenn Onkel oder Tante sich einstellten und so heimlich und leise und dringlich auf Mutti einsprachen, dann war ihr's allemal so furchtbar bang zumute geworden. Mit Väterchen war früher stets ein Sonnenstrahl ins Haus gekommen, es hatte bis zum Augenblick, wo er in die Tür trat, noch so trüb und grämlich zu gehen können. Als er sie das letzte Mal in

Kiel besuchte, hatte sie sich voller Sehnsucht, nein, voller Angst an ihn geklammert, sie hatte ihn bei seinem Abschied gar nicht mehr aus ihren Armen lassen wollen. Und in der bösen, einsamen Zeit hernach — wie oft sie nach ihm gefragt hatte, wie bitter enttäuscht sie gar zum Weihnachtsfest gewesen war, das man ohne ihn hatte feiern müssen. Vielleicht fuhr man nun zu ihm? In einem geheimen Winkel ihres Herzens hoffte sie es. Aber zu fragen wagte sie nicht, denn zu ihrer Mutti ließ man sie nicht, und Tante Lisbeth war so ernst und abweisend, während sie den Reisekorb und die beiden Koffer packte. Dabei hatte die Hast, mit der alles vor sich ging, etwas sehr Aufregendes. Dodis Reisefieber aber war gewiß noch größer als das der andern. Als man endlich das Haus verließ, stieg eine selige Erinnerung in ihr auf — an jene stürmisch-schönen Wochen an der See, wo sie mit Väterchen hatte schwimmen dürfen, wo er sie bei Nacht und Wind im Boot mit hinaus genommen hatte.

Auch auf der langen Eisenbahnfahrt bekam sie nicht zu hören, wohin es nun eigentlich ging.

Als sie Mutti fragte, während Tante Lisbeth in der Coupéecke schlief, ward ihr keine Antwort: Mutti weinte nur wieder so laut und herzzerbrechend, wie sie's von ihrer armen Mama, die in den letzten Zeiten ja viel, viel weinte, noch nie gehört hatte. Und sogleich fuhr Tante Lisbeth aus dem Schlafe auf, sah sie streng an, nahm sie an die Hand und führte sie auf den Gang, der an den Coupés entlang führte, und hielt ihr vor, wie häßlich es von ihr wäre, ihre arme Mutter so zu quälen, die jetzt schwer leidend wäre und keine Aufregung vertrüge, und sie müßte von nun an ein besonders artiges, besonders folgsames Kind sein.

Dazu gab sich Dodi ehrliche Mühe. Aber leicht ward ihr's nicht.

Das Bad, in dem sie weilten, hieß Alexandersbad, und die blauen Berge, von denen das kleine, waldige Tal eingeschlossen war, hießen das Fichtelgebirge. Dodi hatte sich unter einem Bad etwas ganz anderes vorgestellt. Es gab hier nur Wannenbäder, gerade wie zu Hause, die See war hier nicht. Sie fand Alexandersbad nicht schön. Darüber brachte sie auch die Mitteilung der Tante nicht hinweg, daß hier im Gebirge der Main entspränge, der ein großer Nebenfluß des Rheinstroms wäre. Einmal wollten sie auch zu seinen Quellen gehen, und das hätte sie ja schon interessiert, denn Tante sagte, es gäbe einen roten und einen weißen Main, aber dann ward nichts aus der Partie, denn es regnete.

Es regnete hier fast immer.

Morgens mußte sie sehr lange still im Bett liegen bleiben, auch wenn sie längst wach war, weil Mutti nicht gestört werden sollte. Aber Mutti selbst schlief auch nicht mehr; manchmal sagte sie, sie hätte fast die ganze Nacht kein Auge zugetan, von eins bis fünf hätte sie alle Viertelstunden schlagen hören.

Endlich kam Tante Lisbeth und half Dodi beim Anziehen. Das ging bei der Tante immer sehr flink, auch abends das Ausziehen, denn seitdem sie Kiel verlassen hatten, wurden ihr die Locken nicht mehr eingewickelt, sie mußte das Haar vielmehr glatt gescheitelt und aus der Stirn gestrichen tragen, genau so, wie es die Tante trug. Es gefiel ihr aber durchaus nicht. Sie durfte sich auch nicht mehr wie daheim morgens unter die Douche im Badezimmer stellen und abbrausen, wie es Väterchen wollte und was ihr immer so großes Vergnügen gemacht hatte.

Überhaupt durfte sie fast nie das tun, was ihr Vergnügen machte.

Vor dem Sanatorium war ein Garten. Darin sollte sie spielen — vormittags, während Mutti badete, nachmittags, während sie ruhte. Aber sie müßte leise spielen, befahl Tante Lisbeth, weil hier viel Kranke wären, die Ruhe brauchten. Leise Spiele gab es eigentlich wenig. Sie sann sich eines aus, das man allein spielen konnte. Es hieß Gärtner. Das wurde ihr aber sofort verboten, denn Striche in den Kies zu ziehen und kleine Sandhügel abzuteilen, war nicht erlaubt, und kleine Zweige oder Blümchen abbrechen durfte man schon gar nicht. In den Schulpausen hatte sie mit den andern Kindern öfters „Murmeln“ gespielt. Das war noch das leiseste Spiel, das sie kannte. Schade, daß Tante vergessen hatte, ihre Spielsachen mit einzupacken, die sie zu ihren Schulbüchern gelegt hatte, weder „Pampa“ noch das Säckchen mit den Murmeln noch „Jimbo“ waren

mitgenommen worden. Auch der Reifen nicht. Aber Reifen war ja kein leises Spiel, weil man dabei laufen mußte.

So setzte sie sich denn auf die Bank in der Laube und las in der Biblischen Geschichte. Im Lesebuch hatte sie schon alle Stücke mehrmals gelesen. Freilich sagte Tante Lisbeth, sie müsse sie noch gründlicher lesen. Aber sie kannte ein paar davon doch schon halb auswendig. Am besten das Gedicht vom „kleinen Hydriot", das am Schluß des Buches stand und bei dem sie immer an die Bootsfahrt mit Väterchen denken mußte. Gerade das mochte Tante Lisbeth indessen nicht leiden.

Sprang sie einmal auf und eilte ans Gitter, um den Dorfkindern zuzusehen, die draußen auf der Straße spielten, dann zankte die Tante sie aus. Einmal bekam sie sogar für zwei Tage Stubenarrest, weil sie zu den Kindern hinausgelaufen war und mit ihnen gespielt hatte. Saß sie aber still da und las, dann sagte die Tante, sie wäre gar nicht wie die anderen Kinder, sie hätte so etwas Trotziges und Verschlossenes, und aus solchen Kindern würde nie etwas Gutes.

Ach, wären sie doch wieder nach Hause gefahren!

Seufzte sie einmal auf, sie wäre viel lieber in der Schule als hier, dann hieß es, sie wäre undankbar, sie hätte es noch tausendmal besser als „andere Kinder im gleichen Falle".

Zu erwidern wagte sie ja nicht, denn sie hatte grenzenlose Furcht vor der Tante. Aber wenn sie wieder so mutterseelenallein im Garten bei den paar Büchern saß oder bei der kleinen Häkelarbeit (sie sollte für alle Verwandten Seifenläppchen häkeln, für Großmama, Großonkel, Onkel Alwin, Onkel Dröse und Mutti, bloß von Väterchen hatte Tante Lisbeth noch nichts gesagt), dann sah sie doch recht sehnsüchtig durchs Gitter den Kindern zu, die draußen so lustig spielten, und sie konnte es gar nicht begreifen, daß die es weniger gut haben sollten als sie.

Manchmal, wenn die Kinder aus dem Dorf hinausgezogen waren, summte sie leise vor sich hin. Aber immer wieder brach sie ab. Sie begann sich vor der eigenen Stimme zu fürchten. Bei Sonnenschein war's hier im Garten so drückend still. Noch schlimmer war's aber bei Regen. Der prasselte auf das Blechdach der Laube, dazu pfiff der Wind, und das klang ganz schauerlich. Oft stahl sich ihr das Wasser in die Augen. So bang war ihr, so bang.

Ihre Mama sah sie tagsüber fast nur bei den Mahlzeiten, die man mit den andern — meist waren es Damen — im großen Saale nahm. Dabei war es aber auch recht einförmig. Plaudern durfte sie nicht, die Damen sprachen nur immer über Krankheit und Wetter, sie mußte ganz still dasitzen — und vor allem aufrecht. Allein traf sie ihre Mama in den ersten paar Wochen gar nicht.

Aber einmal überraschte die Mutter sie, als sie so allein in der Laube saß. Es dunkelte schon und war schwül; irgendwo gewitterte es. Mutti lehnte sich mit dem Kopf gegen den Arm, den sie emporgehoben und gegen das Holzwerk der Laube gestützt hatte. So stand sie eine Weile und sah sie traurig an. Endlich fragte Mutti, was ihr denn wäre, warum sie denn immer so still dasäße, an was sie denn immer dächte, zum Beispiel eben jetzt?

Muttis Stimme war so matt und weich und zärtlich. Bei diesem Klang war ihr's, als ob sich ihr die Kehle zuschnürte. Sie wußte nichts zu sagen als: „Ach Mutti, weißt Du, wenn doch Väterchen bei uns wäre!"

Da zuckte Mutti aber zusammen, gleich darauf brach sie vor ihr nieder — mit einem schluchzenden Aufschrei — und dann sank Muttis Kopf auf Dodis Schoß — und ihre Schultern zuckten, ihr ganzer Körper . . .

Dodi rutschte von der Bank hinunter, schlang ihre Arme um ihre Mama, gab ihr zärtliche Namen, liebe, zärtliche Namen, die sie die ganze Zeit über vor der Tante niemals ausgesprochen hatte, und so hockten sie in der Laube bei einander, die Ellbogen auf die Bank gestützt, und weinten.

Das war so schmerzlich, so ganz schmerzlich, aber dabei so seltsam süß. Ihre Tränen liefen ineinander, und sie küßten sich, küßten sich wie nie zuvor.

Plötzlich aber schreckten sie beide empor, denn man hörte Tante kommen.

Mutti zog das Taschentuch und wischte sich die Tränen aus den Augen. Dodi suchte und suchte, fand das ihre jedoch nicht, sie hatte es wahrscheinlich wieder vergessen.

Jetzt bekam sie aber keine Schelte dafür, Mutti zankte ja nie.

Hernach, während Mutti beim Doktor war, kam es wieder zu einem strengen Verhör: die Tante wollte jedes Wort wissen, das sie zu Mutti gesagt hatte.

Da beichtete sie denn.

Ein paarmal ging die Tante auf und nieder, dann blieb sie am Eingang zur Laube stehen und begann in sehr ernstem Tone: „Nun will ich Dir einmal etwas sagen, Ottilie. Du bist ja schon ein verständiges Kind. Also höre: Du sollst zur Mama überhaupt nichts mehr über Vater sagen. Hörst Du? Dein Vater ist fortgegangen, weit fort. Nicht so wie früher immer, wo er zuweilen wiederkam. Nein, für immer. Er will nichts mehr von Mama, von Großmama und von uns allen wissen. Und von Dir auch nicht. Du wirst erst später einmal erfahren, wie groß das Unglück ist, das er über Deine arme, gute Mama gebracht hat. Bis dahin darfst Du aber nie von Deinem Papa sprechen. Niemals. Denn jedes Wort, das Du zu Deiner Mama über ihn sagst, tut ihr so weh, als ob Du ein scharfes Messer nähmst und ihr damit in die Brust stoßen wolltest. Stelle Dir das einmal vor, Ottilie. Nicht wahr, das willst Du doch nicht? — Nun sei also ein artiges Kind, nimm ein gutes Buch und lies. Hörst Du? Oder spiele."

Zu Beginn ihrer Rede hatte Tante Lisbeth die Kleine angesehen. Aber es lag etwas in dem starren Blick des Kindes, das sie zwang, das Gesicht abzuwenden. Ihre Stimme war ziemlich unsicher geworden. Sie wollte dann noch in bestimmterem Ton etwas hinzusetzen, mußte aber plötzlich schlucken. Bei den letzten Worten hatte sie sich auch versprochen, was ihr sonst nie passierte. Als sie ins Haus ging, nickte sie dem still und starr dastehenden Kind noch einmal zu und hob warnend den Zeigefinger.

So erschrocken, nein, entsetzt Dodi war, sie sah das alles haarscharf. Sie sah es hernach noch oft, wenn sie sich daran zurückerinnerte: das steife Lächeln der Tante, das zu den ernsten Worten, dem fast furchtsamen Blick und den hochgezogenen Augenbrauen so gar nicht passen wollte. Und der Tonfall ihrer harten Stimme zitterte in ihrem Ohre nach. Es war ihr dann auch stets, als ob sie den gebrannten Kaffee röche, dessen Duft damals gerade aus der Küche in den Garten gedrungen war. Und das Verschen, das die Kinder auf der Straße draußen gesungen hatten — es war eine leirige Melodie, die sie quälte, weil sie des Dialektes wegen den Text nicht recht verstand — das fiel ihr dabei auch immer wieder ein.

Solange die Tante sprach, hatte sie keinen Laut hervorgebracht. Bei einigen Worten war ihr das Weinen nahe gewesen. Aber sie bezwang sich, so sehr es ihr auf die Kehle drückte. Sie fühlte es dabei kalt über sich hinstreichen, und so angstvoll ward ihr's, so wie beim Reisefieber oder wie damals, als sie im Seebad auf der Brücke stand und zum erstenmal ins Wasser sollte.

Mechanisch griff sie nach dem Buch, wie die Tante ihr befohlen hatte.

Aber sie las nicht.

Es war ihr so weh zumute, daß sie laut hätte aufschreien mögen.

Dabei hatte sie gar nicht begriffen, was die Tante mit dem meinte, was sie da zu ihr gesagt hatte.

Warum sollte Väterchen nicht mehr wiederkommen? Warum wollte er nichts mehr von ihr wissen? War sie denn garstig gewesen? Und Väterchen hatte doch grade gesagt, nun würden sie bald für immer beisammen sein, ja, das hatte er gesagt, das letzte Mal, als er sie so „doll" gepreßt und geküßt und geherzt hatte ...

Das Buch glitt aus ihren Fingern. Von dem Fall schreckte sie empor. Verwirrt sah sie sich um.

Sie war ganz allein im Garten. Es war schon fast dunkel geworden.

Plötzlich kam ein wahres Grauen über sie. Sie jagte ins Haus. Dabei wandte sie sich fortgesetzt um. Es war ihr, als ob ihr irgend jemand folgte — etwas Zwerghaftes, Häßliches, eine schreckliche Mißgestalt, die ihr aus einem langvergessenen Märchen wieder einfiel.

„Mutti! — Mutti!" schrie sie angsterfüllt im Hausflur.

Da rannte sie gegen den Herrn Doktor an, der soeben das Haus hatte verlassen wollen. Der hob sie zu sich in die Höhe und fragte sie, warum sie solchen Spektakel machte.

Sie konnte nichts anderes hervorbringen als: „Da draußen — da draußen ...!“

„Was ist denn da, Kleine? Hat Dich wer erschreckt?“

Um nachzusehen, wollte er sie mit sich hinausnehmen, aber sie sträubte sich und klammerte sich an die Tür. „Nein — nicht — nicht!“ flehte sie.

Tante Lisbeth war nur ein paar Schritt weit gewesen. Vom kleinen Salon, von dessen Fenster aus sie das Kind beobachtet hatte, kam sie nun eilends hinzu, sprach beschwichtigend auf Dodi ein — drauf wechselte sie mit dem Doktor ein paar Worte auf Englisch.

„Hm. So, so.“ Der Doktor pätschelte der Kleinen noch immer die Wangen. „Na ja,“ sagte er, etwas verlegen, „das wird ja schon alles anders. Nur Ruhe. Nicht wahr, Ottilie? Du heißest doch Ottilie?“ Ohne rechten Zusammenhang damit sah er nach der Uhr. Zerstreut fuhr er Dodi dann über die Schulter. „Ja, ja, das wird schon alles anders. Adieu, kleine Ottilie. So — Patschhand. Und nicht mehr so wild sein, hörst Du?“ Er grüßte lächelnd und ging ziemlich rasch fort.

Beim Abendbrot, das sie im Zimmer serviert bekam, wollte Dodi heute nichts anrühren. Die Tante drang auch nicht darauf wie sonst: Dodi sollte vielmehr möglichst bald zu Bett.

Bisher hatte ihre Mama noch immer mit ihr gebetet. Aber Mutti war heute umquartiert worden, Tante Lisbeth schlief in ihrem Bett. Darüber war Dodi sehr, sehr traurig. Als sie Gutenachtsagen ging, lag ihre Mama schon zu Bett. Der Arzt hatte es so angeordnet.

Dodi betete noch immer ihr altes Kindergebet: „Müde bin ich, geh' zur Ruh', schließe beide Äuglein zu, Vater, laß die Augen Dein über meinem Bettchen sein. Hab' ich Unrecht heut' getan, sieh es, lieber Gott, nicht an. Amen. Gute Nacht. Lieber Gott, erhalte Väterchen recht gesund und Mütterchen recht gesund und Oma und Großonkel, Onkel und Tante, und gib Großtante die ewige Ruhe ...“

Oft war sie, als sie noch kleiner war, gähnend dabei eingeschlafen.

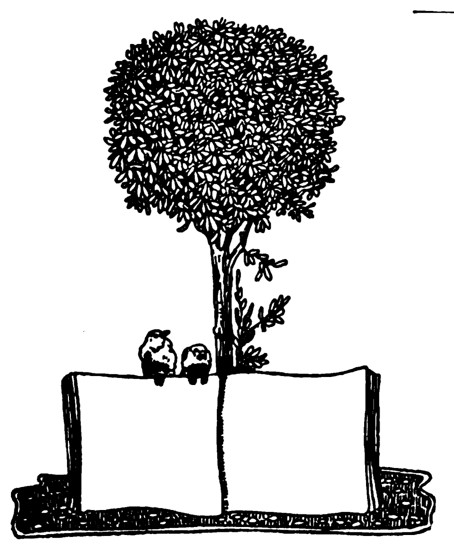
Als sie heute das Verschen beendigt hatte und zu der Privatbitte für Väterchen kam, sagte Tante Lisbeth: „Damit ist's genug, Ottilie. Du bist jetzt ja groß genug, verstehst Du ... Und nun sei ein liebes Kind und schlafe artig. Die arme Mama ist sehr, sehr krank. Zeig', daß Du sie lieb hast, und sei folgsam.“

Dann ward das Licht ausgelöscht, und Dodi blieb allein.

Sie warf sich plötzlich herum, preßte ihre Hände gegen die Augen und schluchzte ins Kissen.

... Jeden Abend stockte sie beim Amen. Einmal fuhr sie aus Gewohnheit weiter fort und merkte es erst, als Tante Lisbeth sich räusperte. Da brach sie scheu ab, als ob sie auf einer schweren Sünde ertappt worden wäre ...

(Fortsetzung folgt.)



Vorfrühling.

Fink beginnt vom kahlen Aste
Schon sein helles Lied zu singen;
Doch er stutzt und schweigt und stammelt,
Denn noch will's nicht recht gelingen.

Und die Amsel traumverloren
Flötet zaghaft ein paar Töne,
Leise, wie ein scheues Ahnen
Von des nahen Frühlings Schöne.

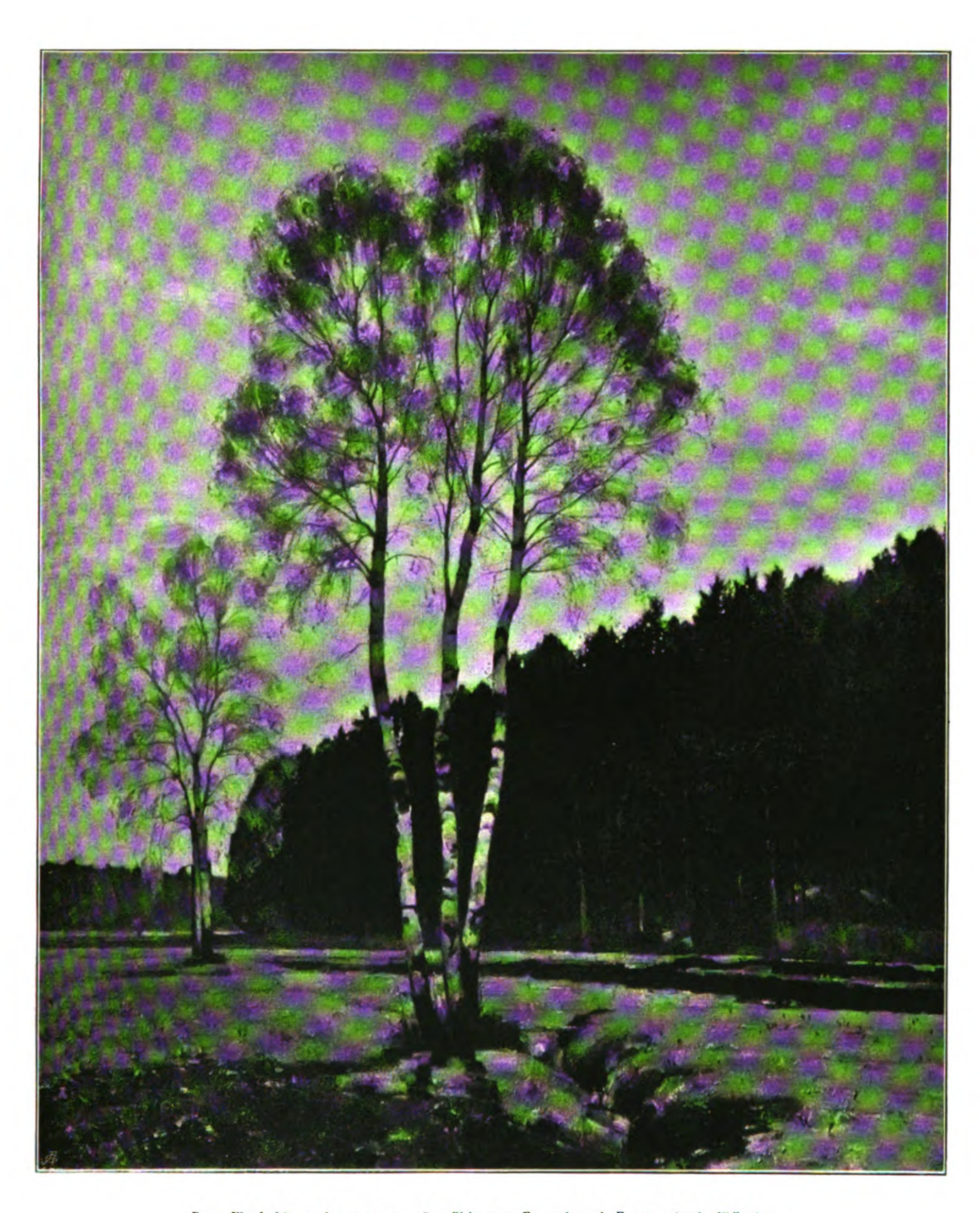
Leise auch in meinem Herzen
Fangen Reime an zu klingen,
Und ich lausche voll Erwartung:
Wen wohl werden sie besingen?

Gerhard Schäfer.

Erster Frühlingstag.

Müd lief sich der junge Frühlingstag
Durch die Wiesen, durch den braunen Hag.
Und nun wirft er freudesatt und warm
Seiner Mutter Nacht sich in den Arm.
Ach, das war ein Lachen heut' und Glühn!
Hinterm Dorn sah er ein Veilchen blühn!
Fest das Fäustchen um den Primelstrauß
Pfiff ein Büblein sich vom Wald nach Haus.
Und als er entlang den Graben ging,
Flog vor ihm ein gelber Schmetterling!
Lächelnd hört die Mutter Nacht ihm zu,
Flüstert: „Süßer Junge, geh zur Ruh!“
Streicht ihm aus der Stirn das Abendgold,
Hätschelt auf dem Schoß ihn weich und hold.
Dann die dunkle Decke zieht sie sacht
Über ihn und all die junge Pracht,
Haucht ein Liedchen in den leisen Wind,
Bis die Augen schließt das müde Kind,
Und sie summt und raunt in sich hinein:
„Morgen erst, welch Freuen wird das sein!
Lupf' ich früh den Flor vom ros'gen Ohr,
Weckt mein Söhnchen Osterglockenchor.
Heller Lerchengruß, wohin Du schweifst!
Und ein Blumenmeer, wohin Du greifst!
Weiße Kirschenblüte, Krokus bunt,
Und von Veilchen blau der Erlengrund!
Und die Bienen all vom Bienenhaus,
Und die kleinen Mädchen schwärmen aus,
Werfen Ball und werfen Blick um Blick,
Und die Burschen werfen sie zurück.
Wo am Weidenbusch die Kätzchen wehn,
Siehst Du bei der Gret' den Hansel stehn!
Wunderdinge sollst Du schauen, gelt!
Rings von Wundern trieft die ganze Welt!“
Ab und zu im Schlafe lacht der Knab',
Träumend, was es gestern Schönes gab,
Was es Schönres morgen geben mag — —
O Du sel'ger junger Frühlingstag!

Fritz Erdner.



Der Mai ist gekommen. Gemälde von Bernhard Buttersack-München.



Raub der Galathea. Gemälde von A. Caracci im Palazzo Farnese zu Rom.
(Nach einer Originalphotographie von Gebr. Alinari in Florenz.)

Das Meer in der Volkseele und in der Kunst.

Von

Professor Dr. Ed. Heyck.

Mit siebzehn Abbildungen nach Originalgemälden.

Zuweilen hört man sagen oder liest, das sei der fundamentale Unterschied der See vor jeder anderen landschaftlichen Einwirkung auf den Menschen: ihre beständige Veränderung, ihre Ruhelosigkeit. Wer so spricht, der kennt die See nur über die Rampe hinweg als die Primadonna der Natur, in buntgewechselten Rollen, etwa als mordende Medea, als lächelnde Kleopatra, als einer priesterlichen Iphigenie ruhevolles Schönheitsbild.

Es gibt nichts in der elementaren Umwelt, was mit so tiefem Eindruck von Treue und Unveränderlichkeit, von immer gleichem Gutsein und Großsein sich in die Seele senkt, als das Vertrautsein mit der See, keine Form, durch die die Natur eine vergleichbare, wahrhaft heimatliche Stabilität in des Menschen buntgewirktes Schicksal hineinträgt. Wenn wir die alternden guten, zarten Hände der Mutter halten, wie dann alle Ausbiegungen der Lebenslinie von Kindheit her in unserem Gedenken weich und sanft werden, so auch, wenn wir zurückkehren an die See. Wenn wir auf demselben Strande wieder stehen, wo unsere spielenden Kinderfüße das Verrinnen der Wellen am Sande neckte, wo wir erstmals als Knaben die Brust dem prasselnden Niedersturz der weißgemähnten Brandung entgegengeworfen haben, und wo an der ewig gleichen Linie fern da draußen, wo die Himmelsglocke sich auf die Wasser senkt, unser Auge mit einem unsagbaren Sinnen und Träumen hing.

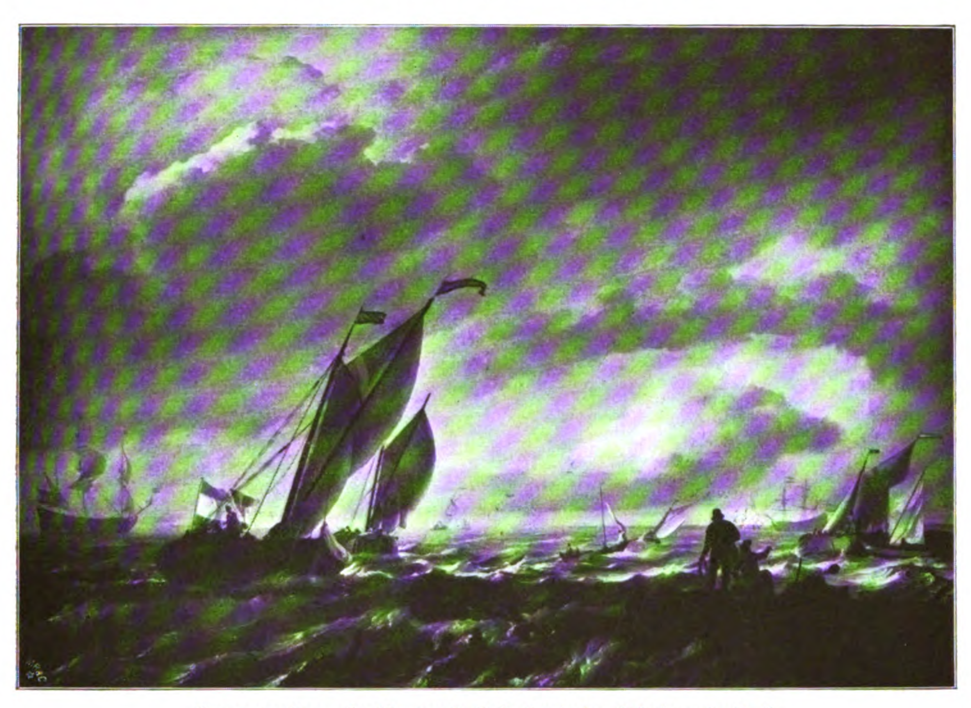
Für das Kind schließt an dieser Linie der Kimm die Welt der Wirklichkeiten sich zu und nur noch die Phantasie wohnt zart und gewaltig in unausdenklichen Räumen und Höhen auch dieser Jenseitigkeit. Natürlich hatte man als Sextaner gelernt, daß drüben irgendwo Dänemark und Schweden seien. Aber das sieht das Kind nur auf dem Atlas, seinem Leben bleibt es im Unterbewußtsein. Was man sah, das war das fern und still mit schimmernden Segeln ziehende Schiff, unbekannt woher und wohin, und der langnachbleibende, langsam in Lüften verschwebende dunkle Strich des Rauchs. Damals Symbole abgelöster, selig unbestimmter Weiten; erst dem von menschlicher Sehnsucht konkret gequälten Herzen werden solche Schiffe im Horizont zu schmerzlich kaum ertragbaren Sinnbildern des Entgleitens. — Und über dem Rande dieser kindlich empfundenen Unendlichkeit hoben sich ferne und feine Wolkeninseln auf, so klar und zart geballt, wie Luft über

dem Lande sie gar nicht haben kann; nach ihren goldumflossenen Gebirgen, ihren lichten Firnen und Götterthronen zog schwerbeladen der Knabenphantasien leichter bunter Kahn. Zuweilen aber nächtlich, in großen Abständen, geschah's, doch immer kehrte es wieder: da stieg aus den Träumen des Schlafs die jenseitige Insel der Menschen auf und die See war dann nicht mehr so groß und so allein. Die Insel mit flachen Ufern und fremden Äckern und Gärten, mit der stillen, bleichen Stadt und den schweigenden Menschen. Und mit der altalten, steinernen Kirche, die über die Dächer ragte und über die Wasser schaute, und von der ich — wenn's nicht doch bloß ein gelesenes Ahnen nur sei, wie ein seltsames Wachen schon mitten in den erlebenden Traum hineinsagte! — die schwebenden Töne der Glocken vernahm. Das ist des Traumes unauslöschliches Gestalten der unmerkbar emporsteigenden Welten, der Vinetastädte und der Länder unter den Wassern, und ins größte gedehnt, überall aber seltsam mitgetragen von dunklem Wissen, der Griechen Atlantisphantasie.

So zieht mit jeglich ihrer Habe die Seele des Kindes und kindhaft junger Völker in die ahnende Weite der Unerforschlichkeit hinaus. Dann aber kommt das Gelernthaben und Erkunden, das Zurechtordnen und Unterscheiden des Mannes und nimmt, verschiebt dem Kinde seinen unwillkürlichen Glauben einer gestadeumfließenden, herodotisch weltzuschließenden See. Da wird nun diese in gänzlicher Verwandlung die Verbinderin, die schnelle Vermittlerin, mit der sich keine Landfahrt vergleichen läßt, die Alleinigerin, die wie der drahtlose Gedankenflug die Welt ins Unentfernte rückt. Was liegen für Summen an tätiger geschichtlicher, geographischer Mannigfaltigkeit dazwischen, fahren wir beispielsweise bloß von Berlin über Leipzig, München, über den Brennerpaß der Alpen und Verona, Bologna, Florenz nach Rom!



Bewegte Flut. Gemälde von Ruysdael in der Galerie zu Brüssel.
(Photographie und Verlag von Franz Hanfstaengl in München.)



Bewegte See. Gemälde von L. Bakhuisen in der Galerie zu Karlsruhe.

Wie anders Seefahrt! Noch haftet in uns ein Bild von plattdeutschen, tabakkauenden, friesjackigen Menschen und von grauen Nordsee-Gestaden, wo große stumpfe Seevögel unbeweglich im Sande stehen, noch sitzen wir bei Hamburger Suppe und Labskaus, da sprühen die hartformigen, blitzenden Flugschiffe ums behagliche rasche Schiff, und wie uns wieder Boote umringen, sind bronzebraune oder ebenholzschwarze Jungen darin, mit irgend einem Fetzen von Kleid (auch ein Rest von einem weggeworfenen Kaffeesack tut's), und unter unseren Augen wirrt's von Affen, Papageien und Schildkröten, die wir kaufen sollen, ehe wir auch nur den Fuß auf den Strand gesetzt haben, wo die schrägen, schopfigen Kokospalmen im Sande stehen. Der Landreisende fährt über Ströme und Gebirge, und immer staunender, mit einer Art von wachsender Bedrücktheit überkommt ihn die Erkenntnis, wie ungeheuerlich viel größer die Erde sei als der Atlas, und was wir schon so ein bißchen kannten davon, Deutschland und Frankreich oder England, Italien, daß das zwar das intensivst zivilisierte, aber eben auch ganz winzige Stücklein sei von ihr. Der Seefahrer weiß nichts von geographischer Resignation, seine Vorstellung umspannt die großen Umrisse der Erdteile und wechselt sie leicht; das kühne und gleichmütige Wort: „die Welt ist nahe beieinander“, il mondo è poco, hat zuerst ein Schiffer gesagt.

Und das ist, wodurch die Menschheit entwickelt und aller vorangeschrittene Kulturgewinn herbeiholend und hinausschenkend umher getragen worden ist: die nähernde und leicht verkettende Macht der See. Von Syriens Strande verbreiten phönikische Schiffe das im Stromland der großen Flüsse entstandene Sumerier- und Babylonierwissen durchs Mittelmeer. Von Inseln und Gestaden der Ägäischen See schwärmen Phokäer und andere Griechen aus, ziehen die Perlenschnur ihrer blühenden Kolonialstädte um die Landküsten der Barbaren herum und werden, weil sie Seefahrer sind, aber sonst schöpferischer gegenüber den Phönikiern, die früheste der Weltnationen. Seehauch geht durch alles hellenische Leben, seine Schönheit und Poesie. Homer, das ist die griechische Volksseele, wie sie in den echtesten und höchsten Erstrebungen ihrer Jugend redet und denkt, und — schon der Hexameter rollt wie die ewig erneuerte Welle. Welche Liebe, welche wahrhaft epische Geduld der



Phantasie eines südlichen Seehafens. Gemälde von Claude Lorrain.

Hörer entfaltet sich, wo irgend von Schiffen und Meerfahrt die Rede ist, sei es am Strande vor Ilion, sei's auf des vielerkundenden Laertiden Fahrt. Mit welcher Sorgfalt und Bedachtnahme auf die Hörerinteressen wird von dem Redaktor der Odyssee es jedesmal beschrieben, wie der Ankerplatz, das Ufer, die Bucht beschaffen seien; zu welchen dichterischen Wundern gestalten sich in diesen großen Gesängen das Schönheitserleben des Schiffers, aber auch seine Ängste und sein Grauen! Das alles erzählt uns von den Griechen aus noch gar nicht richtig geschichtlicher Zeit. Aber die Seevertrautheit dieses Volkes bleibt und wechselt nur die Bildungstufen des Schiffersinnes. Nur einen nenne ich, aus der Zeit, da das Griechentum aus der Mythenkindheit her längst durch sein Mannesalter gegangen ist und eintritt in das völkerpsychologische Stadium der Naturerforschung und Philosophie: das ist zu Alexander des Großen Zeit der griechische Massiliote Pytheas, der durch die spanische See nach Norden fährt, das Problem der Polhöhe studierend und messend, und der aufzeichnet, wie er Britannien sieht und von dort aus die Wasser und die Menschen an der Elbmündung erkundet.

Ganz anders die Römer. Sie bleiben, alles in allem, in Wechselwirkung Prosaiker und Landratten. Prosaiker, die ihre harte Klugheit, Phantasielosigkeit, Juristerei, Kleinprofitlichkeit, Begriffskrämerei zu der bewundernswerten schöpferischen Systematik erheben, die noch heute auf den abendländischen Völkern lastet. Der Kampf mit Karthago um die Länderherrschaft am Mittelmeer zwingt ihnen die Nachahmung einer Marine auf, aber das Herz des Römervolkes jubelt niemals mit hinaus auf die See.

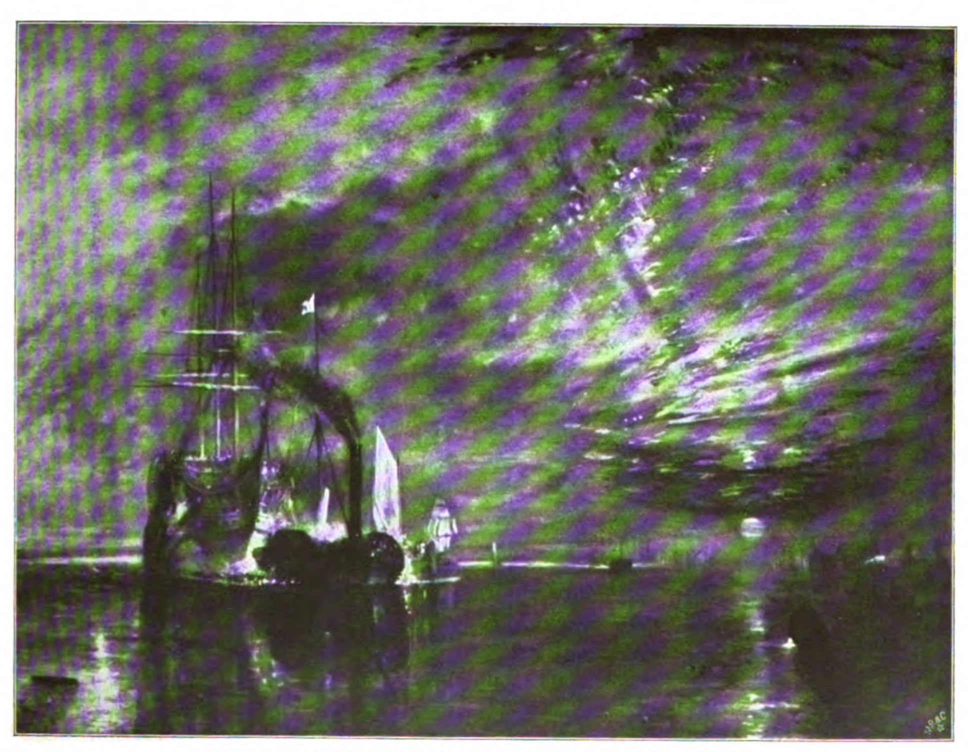
Dann wieder von den armseligen Germanenvölkern an friesischer und heute niederländischer Küste müssen sie's erst lernen, nordseetüchtige Schiffe zu bauen. Niemals Fröhlichkeit, schwellender Mut, niemals Weitung ist ihnen das Meer, nur Schrecken, Öde, Gefahr. Dem Schiffe vergleicht Horaz den Staat, weil er ihm den Untergang prophezeit; das war, so sagt er ein ander-

mal, ein Mann mit dem dreifachen Erz des Mutes um die Brust, der zuerst sich dem Meer vertraute; fast sämtliche Bilder des Zornes und der Angst entnimmt er der See.

Die Germanen haben mit den Griechen die Schwungkraft gemeinsam und die Lust der See; sie bilden ja auch, wie die Hellenen, die Eigennamen nach Begriffen des Muts, der Tat, der Schönheit und heißen nicht wie die Römer nach Erbsen und Bohnen und anderen nahrhaften Landgemüsen. Freilich andere Wege und Küsten sind ihre, als die lichtumflossenen, duftumblauten Gestade der Hellenen, wo sich der Lorbeer und die Blütensträuche über die Salzflut neigen. Die Stürme aus Afrika, so heftig sie das Mittelmeer aufwühlen können, wahren selbst bei wolkenjagendem Himmel noch jene Klassizität der Form und der Farben, mit deren Bildern Homeros unvergeßlich unsere Erinnerung füllt: *πορφύρεον μέγα κῦμα πολυφλοίσβοιο θαλάσσης*!

Härter graupelt Froststurm über graue Nordmeerwogen, schreckhafter brüllt aus ihrer Öde der Tod, bleicher starrt sein nordisches Knochengesicht. Und dann, er ruft gar nicht erst immer den Wind, daß er ihm die Tiefen aufreiße; auch wenn des Nebels schwere Schwaden über den reglos schwarzen Wassern brüten, pocht an die Planke sein Finger; in den Pausen zwischen dem Schreien der Sirene vernimmt ihn auch des tapferen Mannes leises Ohr. Unwirscher, wehrender, trotzender sieht den Nordmeermann schon seine Küste an, seien es die ebbenden Bänke und Watten des Flachstrandes, sei es der Schären unsagbares Gewirr, die mit den Farben abgeschabter gigantischer versunkener Elefantenrücken vielstundenweit hinaus vor den nackten Felsstürzen des zusammenhängenden Ufers liegen, dem Leben tot, ohne je das Leben gewußt zu haben ....

Aber freundliches Dasein ist dem Menschen, auch in der Geschichte, kein bestes Geschenk. An seinen leblos starrenden Klippen und tauchenden toten Watten ward der Germane der Vorzeit zu dem, dessen Enkel heute durch vier Erdteile hin die Welt beherrschen. Der Sinn, der auf der Hallig und im kellerlosen, auf Steine gesetzten Blockhaus der Schäre um ein Dasein warb, der



Das Schlachtschiff Téméraire. Gemälde von William Turner.
(Photographie und Verlag von Franz Hanfstaengl in München.)

gab dem Meergermanen auch diese größere erobernde Kraft und Zähigkeit, seit ihn die Woge, der er seine Liebe auftrotzte, in ihre Weiten trug. Und an diesen selben spröden Küsten formte er seine gewaltigsten, seine stolzesten und lieblichsten Phantasien. Er dichtete das Unheil der See, das mit der Springflut und mit der Überschwemmung abwehrlosem Verschlingen über die Gestade steigt, zu den Gestalten Grendels und anderer riesiger Dämonen um; er wußte, daß sie kein Herz hat, die graue, totenbettende Rán, und er liebte sie doch; an niederdeutschen Sanden und Dünen fand er den höchsten und innigsten Sang von harrender Pflichtnot und Treugeduld, das Gudrunlied. Unvordenklich schon ward er der Mann, der auf seinem Wogengänger alle Landlegionen der waffenstarrenden Roma zu verlachen vermochte. Noch stand das Imperium in Blüte, als fröhliche Seefranken durchs Mittelmeer fuhren, den Willen des Kaisers, wo sie sich aufhalten sollten, in die Lüfte streuend: Ausreißer, die dem Einfang spotteten und wo sie Lust hatten, kühnlich im römischen Portus ankerten, zum Ärger der Instanzen von Zivil und Militär. An allen Küsten des Weltreiches erschienen verwegene Schiffer der Nordseesachsen, „eine jährliche unerträgliche Plage“, wie der römische Historiker resigniert erzählt. In Britannien nahmen dieselben Sachsen, nebst Angeln, Jüten und Friesen, den Römern eine ganze Provinz weg, indem diese Jahresraten wikingischer Ankömmlinge einfach dablieben. Genau so, wie sie es in Rußland, wie sie es in der Normandie und in Unteritalien getan und wie es die Dänen und die Männer aus den Bohuslänschären von Gotenburg, aus dem Ránreich (Ránriki), noch wieder in England, Schottland, Irland getan haben, längst nachdem ihre Vettern von der Elbmündung und Schleswig die Angelsachsenreiche gegründet. Die Weltgeschichte hat nichts so unbekümmert Dreistes und Kühnes als diese Nordmeerleute, die auf denselben flachen Langschiffen über die Nordsee fahren, womit sie durch den Rhein und die Mosel bis nach Trier hinaufgehen, tief ins befriedete Karolingenreich hinein. Oder die im tiefen Innern Rußlands ihre Langboote über die Wasser-



Schneesturm. Gemälde von William Turner.
(Photographie und Verlag von Franz Hanfstaengl in München.)



Norwegische Küste. Gemälde von Hans Gude in der Nationalgalerie zu Berlin.
(Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.)

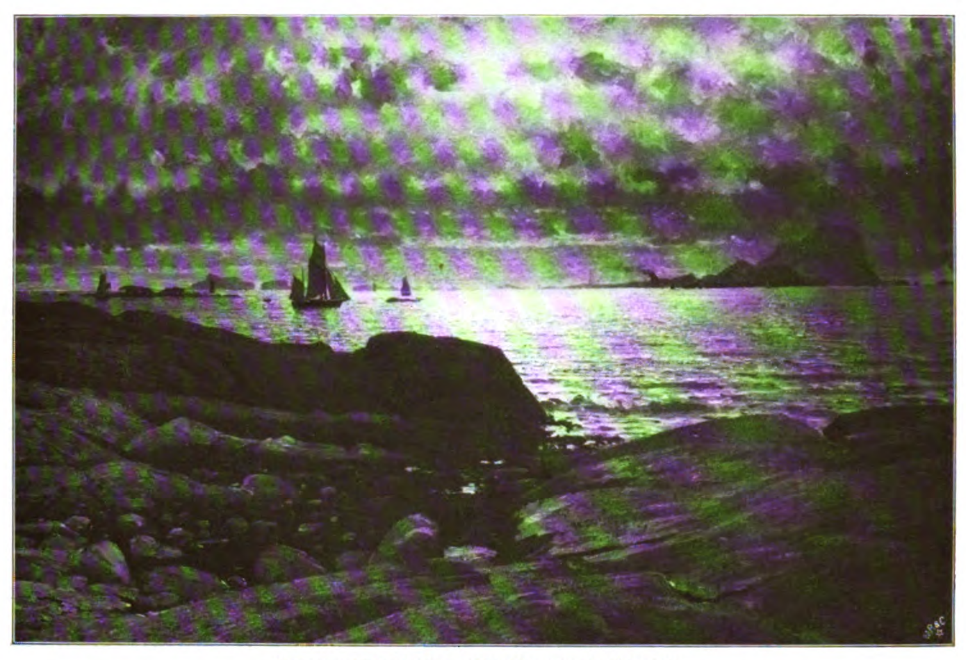
scheiden tragen und die Wolga, den Don, den Dnjepr hinabfahren; die von Island und Grönland immer weiter suchen, die als die ersten von allen, Jahrhunderte vor dem Ligurer Cristoforo Colombo, Amerika sehen und von scheuen kanadischen Menschen in Leder, Pelz- und Federschmuck erzählen dürfen.

Zwar auch tief ins Festland hinein haben sich die Germanen in den Jahrhunderten vor und nach ihrem Geschichtlichwerden verbreitet. Nachkommen von jütischen, anglischen, friesischen, warnischen Meeranwohnern heißen heute Thüringer, da sie mit diesen verschmolzen sind. Urenkel derer, die mit dem Einbaum auf den Havelseen fischten, wohnen im schweizerischen Aare- und Emmental, unter den Schwarzwaldtannen, im hellen Württemberg, oder sie buttern und käsen nach römisch-norischer Sennenmanier im Hochgebirge von Bayern und Österreich. Denn alle ältestdeutsche Geschichte und Völkertafel ist Zerdehnung und Wanderung vom westlichen Ostseebecken und von Niederdeutschland her. Aber alle haben sie die alte Wasserkühnheit und Schiffahrtfreude durch zwei Jahrtausende hindurch oder mehr im Herzen behalten. Die Gudrunlieder mit der Salz- und Schneeluft, die in ihnen weht, hat ein Bajoware in ihre literarische Form gegossen, und so bleibt allerorten das Meer auch des Binnendeutschen poetisches Gebiet. Vielgestaltigste Bilder der deutschen Sprache, von „Wohlfahrt" bis zum „Untergang" in Wollen und Schicksal, sind aus Urzeit her entnommen von Wasser und Wind und Schwimmen und Schiff. Wo nur Welle ist, da dichtet des Deutschen Phantasie, noch den kleinen Bootfährmann, den Fergen am Fluß, umspinnt sie mit Sage und mythischen Märchen.

Durch die ganze nationale Literaturgeschichte rauscht es, bald nahe und stark, bald ferner, wie Meeressang und Wogenprall. Da gibt es keine Binnengrenzen, keine Kammgebirge, die ein Nunnichtmehr! gebieten; aus dem deutschen Süden, aus Württemberg hat Uhland, längst ehe man von realistischen Gewalttendenzen wußte, das packend realste Bild des Seesturms gedichtet: Wir sind nicht mehr am ersten Glas, da denken wir gern an dies und das; da denken wir gleich an das wilde Meer und hören die Wogen brausen,

„Die Donner rollen drüber her,
Die Wirbelwinde sausen.
Ha, das Schifflein schwankt und dröhnt,
Wie Mast und Stange splittern,
Und wie der Notschuß dumpf ertönt,
Die Schiffer fluchen und zittern!"

Landratten gibt es unter freien Deutschen nicht, auch wenn es sie in den Aktenbureaus genug gegeben hat. Und nicht anders selbst das Weib; auch ihre Seele



Norwegische Küste. Gemälde von A. Normann.
(Nach einem Kohledruck von Braun, Clément & Cie. in Dornach i. E., Paris und New York.)

gehört dazu; wie packt es die feine Westfälin Annette Droste mit seltsam halbbewußter Gewalt vor der See, daß kein Mann sie ist: „darf nur heimlich lösen mein Haar und flattern lassen im Winde!“ Und welche wundervollen Töne hat die Königsbergerin Agnes Miegel für das Heimweh der Kinder von der See gefunden!

Der Breslauer Kopisch war's, der den Schiffern von Capri die blaue Grotte zeigte; der Dessauer Wilhelm Müller sang die schönsten seiner Neuhellenenlieder von der Mainoten Kühnheit und vom jungen Hydriot. Die Fritjofsage Tegnérs ward sofort zum eingedeutschten Besitztum; nicht unserem Urteil, aber unserer deutschen Liebe steht vor der Ilias die Odyssee. Als ein ganz echter Poet hat Heinrich Heine die Kraft und Schönheit der Nordsee empfunden. Er hielt das jedem auf nördlicher See Gereisten bekannte Bild fest:

> Am fernen Horizonte
> Erscheint wie ein Nebelbild
> Die Stadt mit ihren Türmen ...

Er gab mit seinen leichten Worten der Fernnähe der See, dem „il mondo è poco“ den unmittelbarsten Ausdruck: Am Ganges duftet's und leuchtet's und Riesenbäume blühn ... In Lappland sind schmutzige Leute — mit den Mädchen sitzt er am Strande, sie fragen, er erzählt; in der Ferne zieht wie ein Schatten ein Schiff durch das Dämmern, im Leuchtturm werden die Lichter schon angesteckt; endlich spricht niemand ein Wort mehr, „das Schiff war nicht mehr sichtbar, es dunkelte gar zu sehr“. Für sein spottlos Eigenstes und Schönstes hat dieser im Judenhause zu Düsseldorf aufgewachsene, am Reichtum einer herrlichen Zeit gebildete Dichter nur wieder den Vergleich mit der See, mit ihrer Fläche und mit der Perle, die in ihrer Tiefe ruht; und aller seiner Poesien schönsten bleiben diejenigen aus seiner jungen Meerfahrten- und Nordseebilderzeit.

Und von Ruysdael bis zu Böcklin, dem Baseler Alamannen, bis zu Mesdag und Bartels sind Deutsche drinnen und draußen vom Deutschen Reich des Meeres in nordischer Größe, in südlich klassischer Ruhe, in Tiefe und Stille, in Genre und Mythe seiner Schönheit echte und tiefst ergriffene Schilderer gewesen. —

Die Meeres-Kunstgeschichte der Griechen wäre die Aufgabe einer feinsinnigen Konstruktion. Wir haben außer dem halbmittel-

baren Material der Plastik und der Vasen als späte Fragmente einer Veranschaulichung die Odysseelandschaften, die auf dem Esquilin ausgegraben worden sind, und die doch auch den Griechen gutzuschreibenden Hafendarstellungen in pompejischen Malereien. Aber der künstlerischen Landschaft eigentliche, selbstberechtigte Zeit beginnt erst mit und nach der Renaissance. Und mit den Niederdeutschen der Niederlande und Flanderns. In deren mittelalterlichen Büchermin iaturen keimt, wie andere Entfaltung, Feinheit und Größe der Malerei, auch der darstellende Heimatsinn, die Landschafts- und Meeresliebe der germanischen Nationen heran. Was dem Italiener immer nur erst Hintergrund, Zugift gewesen war, stellt sich als gleichwertig, als groß, als Gegenstand unendlicher Hingabe neben die menschlichen Figuren in den Gemälden der van Eyck. Sie, die den Stoffinhalt, die Herrlichkeit, Sorglichkeit und den zarten Realismus der burgundisch-altniederländischen Miniaturen in der schöpferisch durch sie erneuerten Technik der Tafelgemälde furchtbar machen, sind auch die Bahnbrecher alles Landschaftlichen. Und nun beginnt das Hinzulernen der reichen Italiener vom neuen Reichtum der Niederlande, mit denen sie durch hundertfältige Kaufmannsbeziehungen längst verbunden sind. Aber der Romane bleibt immer zuerst der Mann des Pathos, bis in die erhabenste Vergeistigung und Veredlung hinein. Selbst aus der Meeresherrschaft Venedigs, das keine Römer-, sondern Veneterstadt und alte kulturelle Byzantinerfiliale war, entnimmt der romanische Maler-Panegyriker sich, genau wie der Italiener allgemein aus den vom Humanismus wiederentdeckten Poesien der Griechen, nur die Allegorie und die menschenformende Meeresmythologie. Oder er erzählt uns in den Regierungspaläs ten von Venedig und Siena die historischen Seeschlachten, das kampfverbissene Gewirr der Galeeren, ihres Rudergefittichs und der enterbereiten Soldbemannung. Verglichen mit ihnen war schon in spätmittelalterlichen Miniaturen burgundisch-niederdeutscher Chroniken, wenn sie Landungen oder Seegefechte erzählten, viel mehr Räumlichkeit, Perspektive, getrennte Fahrt gewesen, was freilich mit der nördlichen Segeltechnik zusammenhängt; aber daß auch lichte Welle und blauender Meeresglanz darin waren, das hatte doch das ganz andere germanische Schauen gegeben.

Die Landschaft ist nun entdeckt, sie breitet sich aus in der Malerei jener burgundischen und habsburgischen Altniederlande, sie wird beständig anziehender und vielgestaltiger, nimmt ihr ganzes Wissen von vielerzählten fremden und historischen Gegen-

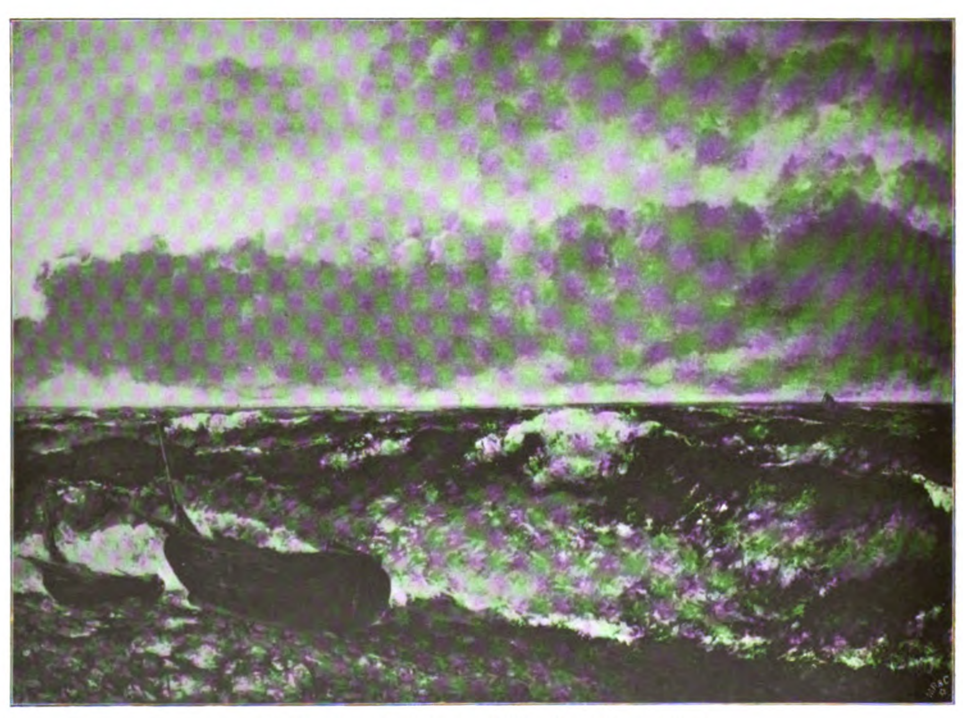


Französische Kanalküste bei Ebbe. Gemälde von August Hagborg im Museum des Luxembourg.

den herein. Wir sehen, der Maler, ob er nun da gewesen ist oder ob er es nur erkundet hat, der weiß etwas davon, wie es in Italien aussieht oder in der Tejomündung von Lissabon oder an der heiligen Stätte des Besuchs Mariae bei Elisabeth und der Wunder- und Leidenstage des Heilands.

Die volle Lossagung der Landschaft aus dem religiösen Bild und aus der internationalen Historie erfolgt dann bei den von Habsburg und Katholizismus befreiten, in die geistige Geschlossenheit eines protestantischen und denkbar niederdeutschen Volkes gewendeten Nordniederländern der Generalstaaten, bei den kurzweg sogenannten Holländern, die ein Mischvolk aus Friesen, Niedersachsen und Niederfranken sind. Noch viel mehr als bei Brabantern und Vlaemen ist dieses neuen, kraftvoll aufgeschnellten Staats- und Kulturwesens Schlagader die See, deren Beherrscher und Zinsempfänger sie geworden sind, die erstaunlich rasche Verdrängung der Vorsprünge von Hansen, Spaniern und Portugiesen. Die Generalstaaten werden die erste große neuere Weltseemacht und Welthandelsmacht, werden das die Reichtümer an sich saugende politische Fangarmgebilde, das Land, dem See und Seefahrt das Füllhorn all ihrer Gaben in den Schoß schütten müssen, vom Hering bis zur Gewürznelke der Molukken und Indiens Diamanten. In diesem blutüberfüllten Lande, dessen ganzer Lebensodem hinaus- und hereingeht mit Wind und See, muß neben der Darstellung der großen bürgergravitätischen Staatsaktionen und der hochbewürdeten, klugen, reichen, luxuriösen, geschmackvollen oder derb vergnüglichen Menschen, muß neben teppichschöner Wohnung, neben Bechern und Blumen, Stillleben und Frühstückstischen auch ganz voran die Marinemalerei, die Schilderung von Seefahrt, Schiff und Seegewalt erblühen.

Und sie hat's getan, durch zahllose Namen der niederländischen Kunstgeschichte vertreten. Im ganzen doch nie ohne das Schiff; noch wird nicht ebensosehr das Meer nur ganz allein um seinetwegen geschildert. Dafür pulst das kaufmannstägliche Leben zu reich und hangt allzu eindrücklich am Schiff, vom großen kanonenstarrenden Dreidecker bis zum Treibnetze ziehenden Kutter und bis zu der Treckschuite auf der Gracht.



Die Welle. Gemälde von Gustav Courbet im Louvre.



Aus den venezianischen Lagunen. Gemälde von Ludwig Dill in der Dresdener Galerie.
(Photographie von F. & O. Brockmann Nachf. R. Tamme in Dresden.)

Das Meer in allen Gestalten und unter allen seinen Himmeln, vom spiegelnden Schlummer bis zum heulenden, mit Wolkenfetzen jagenden Sturm. Aber immer auch mit seiner schwimmenden Staffage und der charakteristischen Wirkung auf sie: für Augen eines Seemannsvolkes und nicht für Poeten gemalt.

Diese Holländer sind dann auch viel in Italien und malen dort italienische Seestücke. Ganz in dem friedlich-nachbarlichen Verhältnis zu der See, die dem italischen Leben eigen ist. Wie viel Sprödigkeit schon der Natur legt sich dem Germanen zwischen Landwirtschaft und Meeresverkehr! Wie weichen die Städte erschrocken vor der rauhen See zurück, tief in den Fjord, in die Bucht, den mündenden Fluß hinein! Bauer oder Städter oder Fischer heißt es bei Nordeuropäern und Deutschen. In Italien drängt sich der silbernde Ölbaum bis an die Gestade herab. Derselbe Pietro oder Giuseppe, der im Dezember seine Oliven pflückt und vor dem Café des Städtchens den Cittadino spielt, der hat sein umgestülptes Fischerboot am Strande liegen, und Frau und Tochter waschen im steinigen Flüßchen, da wo es ins Meer hinabrinnt, die Wäsche der Honoratioren. Dieses seevermengte Kleinbürgerleben ist es, das wir in den italienischen Marinen der Holländer wiederfinden, den Häfen pittoresker Städtchen.

Denn das ist das Germanische, das dem Deutschen, Holländer und Engländer Gemeinsame: der tiefromantische Zug, der Hang zum Historischen, sei es auch nur in der Gestalt von Ruinen und verkommenen Häusern. Bis heute. Die Skandinavier machen darin viel weniger mit. Das liegt sehr mit daran, daß sie ihre älteren Geschichtszeiten so wenig sichtbar mehr um sich bemerken. Denn so gut wie Alles ist dort aus Holz und brennt von Zeit zu Zeit ab. Richtig historisch wird uns in Skandinavien nur an wenigen Stätten zumute, in Stockholm, Upsala, Wisby, Bergen. Sonst tragen altertümlichste Verhältnisse ein junges Kleid auf dem Leibe. Das erleichtert den Skandinaviern, die mindestromantischen Germanen zu sein; sie sind von ihnen die eifrigsten Franzosenschüler und Modernen.

Mit derselben Vorliebe für das Pittoreske, wie die Holländer die italischen Küsten sahen, so sah sie auch der große französische Landschafter aus deutschem Blut, Claude Lorrain († 1682), der Lothringer. Und er wird der frühe große Landschafts-



Bewegte See. Gemälde von Hans von Bartels in Berliner Privatbesitz.

poet, durch Stimmung und durch bewußt gewordene Romantik. Der zarte Duft und die warmen, milden Sonnentöne des Lichtes, die seine Szenerien durchfluten, entrücken uns, auch wenn wir nur in bekannte und vertraute Dinge schauen, in eine wundersam geschaute, paradiesisch ruhevolle und selige Welt. Auch seinen gern gemalten, mehr oder minder belebten Hafenbildern wahrt er durch weich über die Wasser flutendes Licht der sinkenden Sonne und durch eine zuweilen gekünstelte, aber stets stimmungsvolle Architektur diesen Zauber lärmentflüchteter Romantik.

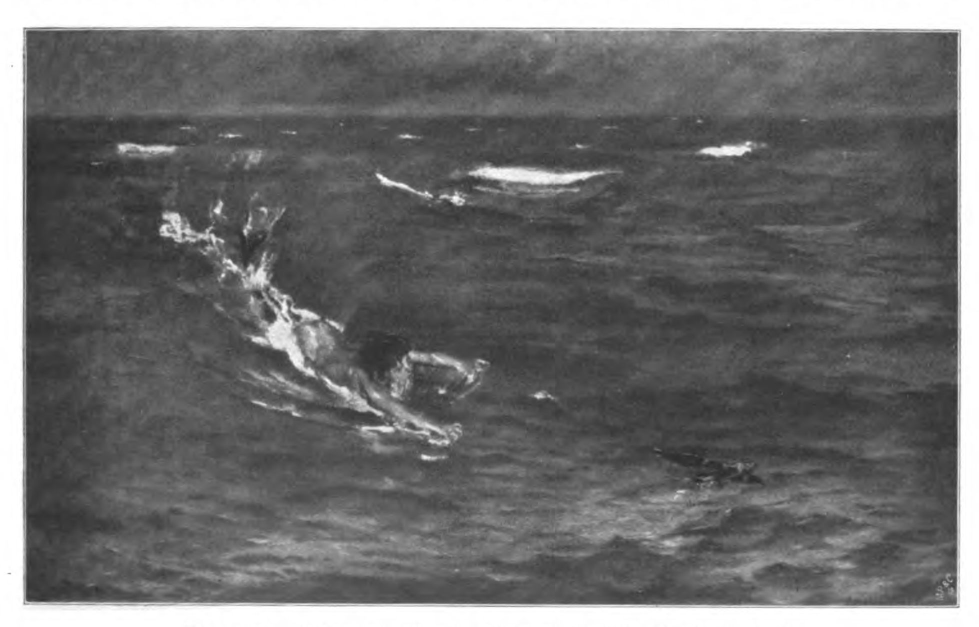
Ein ganz germanischer und romantischer und wiederum von aller starken Kraft im Gegenwärtigen gepackter Engländer, William Turner (1775—1851), wird fünf Menschenalter später der an ganz gesonderter Stelle stehende Vermittler von Claude Lorrain zu der modernen Landschaft herüber. Dem in Italien befruchteten Lothringer verdankt er seine Ausgänge, um über sie und ihn mit einer unerhörten Kühnheit hinauszustürmen. Aus Claudes stillwärmendem Sonnenfrieden flammt eine heftige Koloristik empor, aus des Lothringers ruhender Seligkeit goldener Zeiten ein männliches Verlangen nach Rythmen, eine jauchzende Freude am Schwung bis in die Wildheit hinein. Wie alle Engländer liebt er Heidelberg und die poetischste aller deutschen Ruinen, aber was hat er da aus dem guten Neckar gemacht, wie hat er den „Hackteufel“ an der alten Brücke zu schiffeschleudernden Wogen emporgerissen! Aber seine Romantik streift das geschichtlich Germanische nur im Vorübergehen, sie klebt überhaupt nicht am Stoff, ist ganz nur die des umspannenden Künstlers; Odysseus und Polyphem, Karthagos Fall ordnen sich ihm zu freien Stimmungswundern der Wasser- und Uferwelt. Die Macht des Eindrucks ist es, die ihn erobert, nicht an sich das Geschichtliche, jene mag ihn aber auch aus dem Geschichtlichen ansprechen. Diesen Maler ergreift seine Umwelt, wo sie stark und kühn ist, ganz ebenso mächtig; sie kann ihn sich schon begeistern lassen, wo die Schönheitsempfindung der Übrigen sich verletzt und klagend zurückzieht. Er hat als erster den dahinbrausenden, über Brücken donnernden Eisenbahnzug gemalt, er bemächtigt sich des zweiten, vielmehr des erstgeborenen Ungeheuers der eisenschmiedenden und kohlenqualmenden Zeit, des Dampfschiffs; er spannt

mit der Lust des grellen Kontrastes den schaukelnden, ächzenden Schlepper vor die hochbordige Majestät des alten segelmächtigen Linienschiffs. Und geradezu schreckhaft für die im Überlieferten stehende klassizierende Kunst seiner Zeit sucht er eine gänzlich neue Schönheit, die der fessellosen Übergewalt, mit der Energie seines Wagens festzuhalten, die wildumschwingende Vermengung von Wogen und wirbelndem Schneesturm, wieder um ein keuchend modernes, kämpfendes Dampfschiff her.

Das alles sind Dinge, die weit vorauseilen: erst nach Jahrzehnten werden staunende Schüler vor diesen Offenbarungen stehen.

Es war nicht viel Unterschied des malerischen Denkens gegen die Holländer gewesen, wenn Joseph Vernet (1712 bis 1789, der Großvater des berühmten Horace) Seestürme und Schiffbrüche an Gebirgsküsten schilderte. Nur die mindere Vertrautheit des Franzosen mit der Seefahrt macht sich geltend, ein oberflächliches, unmögliches Abenteuererfinden. Und darin wieder die billige Sentimentalität des leichtfertigen Jahrhunderts, dieselbe, die schließlich ins überreizt Perverse umschlagen und aus lauter Humanität und Weltbeglückung ein wahlloses Menschenköpfen in Szene setzen wird.

Es entfernt sich auch noch nicht grundsätzlich vom XVII. Jahrhundert, wie die deutsche Malerei des XIX., in Ausläufern bis an die Schwelle unserer Zeit heran, die Bilder von der Küste gibt. Man besitzt eine umfassendere Eklektik, malt etwas anders, nicht viel, und im Durchschnitt nicht so gut, man strebt dieselbe schulgerecht verkleinernde Richtigkeit in Komposition, Zeichnung und malerischem Eindruck an. Und — man steht immer mit Skizzenbuch und Malkasten auf dem sicheren Lande, schaut von da auf die lächelnde, wallende oder wogende Flut; der Himmel, sonnig oder wolkenbehangen, überspannt mit seinen Weiten See und Küste zugleich und die Menschen, die die lebende und tätige Beziehung von beiden vermitteln. Aus diesem liebenswürdigen, genrebegnügten, im tiefen Grunde bescheidenen Malerverhältnisse zu der See ringen sich vereinzelte Künstler zum Anstreben heroischer Größe heraus, wie der an des alten J. A. Koch klassisch-romantischen Landschaften erwachsene Friedrich Preller, der Maler nordischer Küstenschilderungen und Schöpfer großartiger Kompositionen zur Odyssee. Von der anderen Seite her sei als eines der besten Künstler des kürzlich verstorbenen in Deutschland lebenden Norwegers Hans Gude, geboren 1825, gedacht, dessen heimatliche Fjord- und Insellandschaften mit ihrer See, ihren sympathischen Menschen und ihren Sonnen-

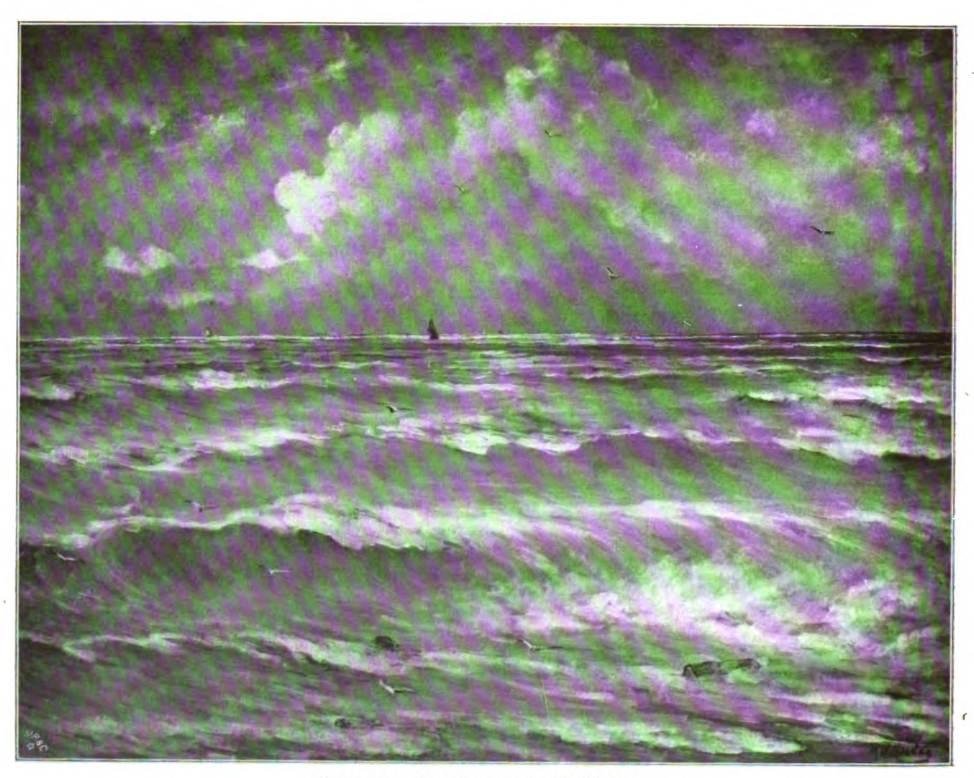


Fliegender Fisch. Gemälde von Carlos Grethe in der Dresdener Galerie.

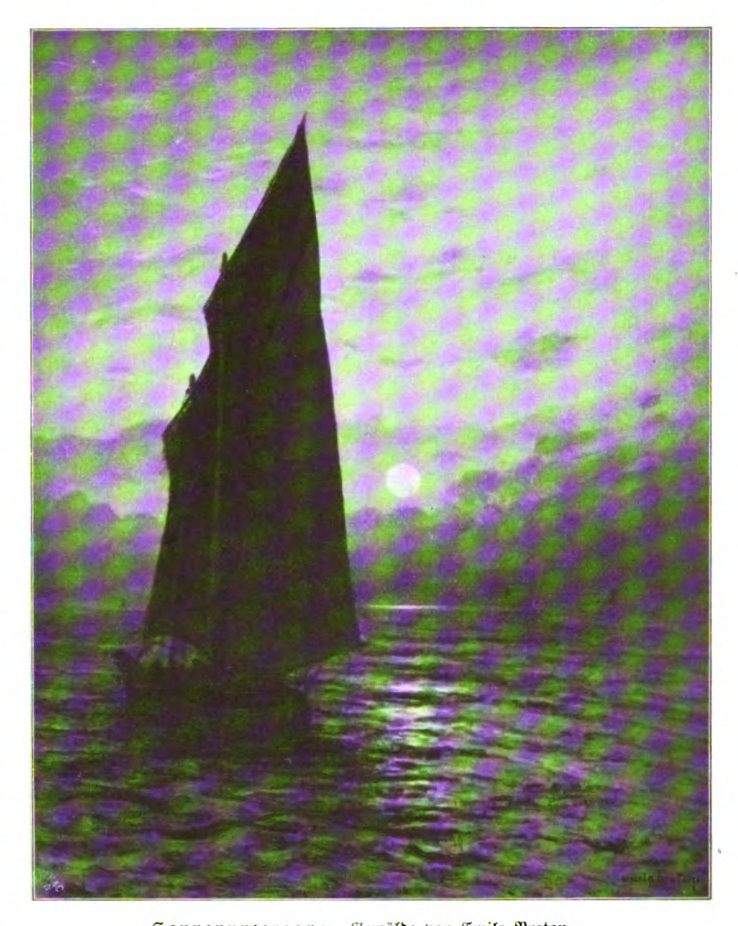
spielen alle Vorzüge klarer und natürlicher Harmonie in Komposition und Farben, kräftiger, tüchtiger Durchführung, fein und klar erfaßten Luft- und Lichtwirkungen über der See vereinigen. Ihm sei hier noch sein Landsmann A. Normann (geboren 1840) angeschlossen, der in Düsseldorf studierte, im Winter in Berlin lebt; in seinen namentlich in der Wasserfläche interessanten Fjordlandschaften hat er den allmählichen Übergang in den Naturalismus vollzogen.

Pathetischer im Naturell als des Germanen ist des romanischen Franzosen Verhältnis auch zu seinen Küsten. Er variiert mit besonderer Vorliebe die travailleurs de la mer, um einen Viktor Hugoschen Titel von seinem spezifischen Inhalt hinweg für das Allgemeine zu setzen. Und abermals ganz französisch: noch mehr die travailleuses. Also nicht so sehr den Schifferkampf mit Gefahr und Ungemach der offenen See, als die für Frankreichs Küsten charakteristische Technik des Strandfangs. In Hunderten von französischen Bildern kehren diese Hamen- und Harkenfischer der Ebbe und mit ihren Körben die hochgeschürzten Frauen wieder, denen auch die Sardinenindustrie wesentlich zufällt, während die jüngeren Männer gutenteils draußen auf dem Hochfischfang sind, die pêcheurs d'Islande und von Neufundlands Bänken. Es konnte in Frankreich nicht fehlen, daß sich ein koketter Amateursport der Damen- und sonstigen Modewelt aus diesem Crevettenfang der sorgenvollen Witwen und Frauen von der normännischen und poitevinischen Küste entwickelte.

Aber inzwischen ist Courbet (1819 bis 1877) dem Meere mit revolutionärem Künstlerernst zu Leibe gegangen, der doktrinenstärkste Organisator des Realismus. Als Mensch und Politiker radikaler Heißsporn, als Maler eine so starke, echte Künstlerpersönlichkeit, daß ihm da seine eitelfanatische Natur nicht viel anzuhaben vermag. Obzwar er sich durch gesucht gemeine Stofflichkeit mancher Bilder die größte Mühe in dieser Richtung gibt. Mit mächtiger Anschauungskraft packt er die Woge in der Brandung, wir dürfen an der unbekümmer



Nordsee. Gemälde von H. W. Mesdag.
(Nach einem Kohledruck von Braun, Clément & Cie. in Dornach i. E., Paris und New York.)



Sonnenuntergang. Gemälde von Emile Breton.
(Nach einem Kohledruck von Braun, Clément & Cie. in Dornach i. E., Paris und New York.)

falschen Perspektive der Boote, für die das linke Strandeckchen blieb, leicht vorüberſehen.

Nicht bloß in Deutschland sucht viel Kultur der Gegenwart auf dem Wasser zu liegen. Schon der allgesteigerte Verkehr über See und die die Stadtplagen wegbadende Sommerreise führen das Interesse des Publikums und die Stoffe der Maler mit ganz erheblich gemehrter Quantität an die Küsten und auf die Wellen hinaus. Frische Männlichkeit in Deutschland, die trotz allem in Zunahme steht, von anderen Seiten her raschbereite Aufmerksamkeit für Neigungen der allerhöchsten Person, welche sich in einer ihrer zukunftwichtigsten Betätigungen auf Marine- und Segelsport, überhaupt alles Wasserwesen richten, lassen die Flotten- und Segelbilder so scharendicht wie Graugänse und Möwen aufschwärmen; von den großen Ausstellungen, die nur ein Bruchteil unserer Landsleute besuchen kann, bis in die geistig und technisch dürftigsten der Familienblätter, die zu Allen kommen, wimmelt's von Flaggen und Signalen.

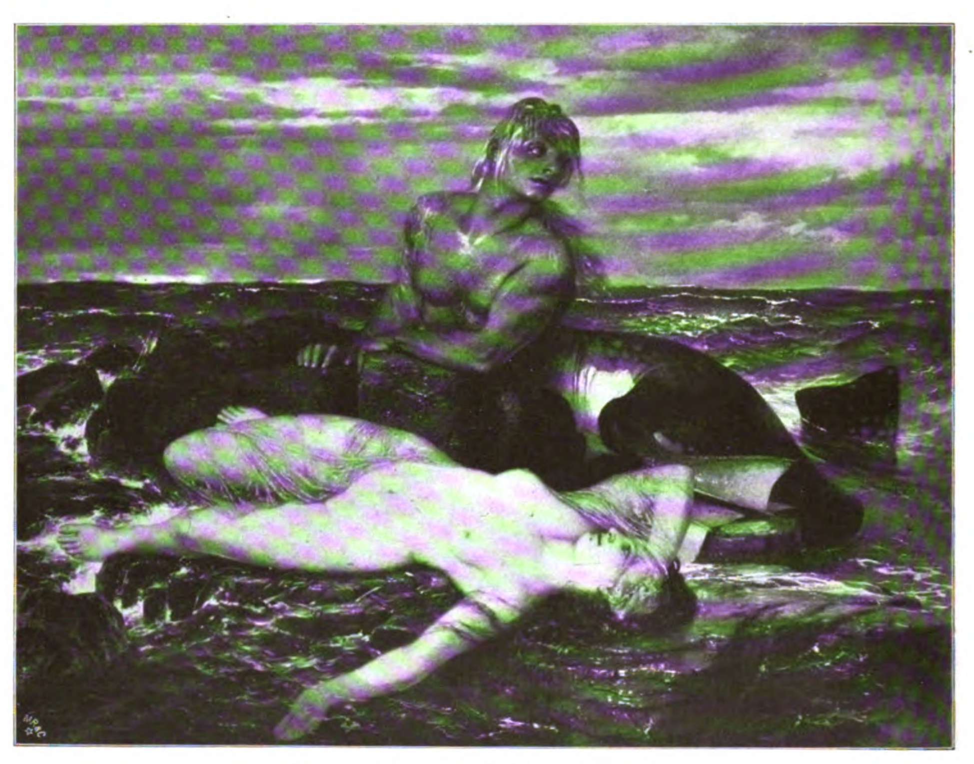
Wir haben viele eifrige Marinemaler heutzutage. Und wir haben nicht erst von heute etliche Künstler, welche rein als solche und mit allen offenen Sinnen in der Freude der Salzflut leben und Werke unabhängigen Ranges der See und dem Menschenverhältnis zu ihr entnehmen. Hier würden die dramatischen Seestücke Andreas Achenbachs (geboren 1815) und aus der jüngeren Generation an erster Stelle die großen seefrischen Aquarelle Hans v. Bartels' zu nennen sein, wenn wir sie dem Leser erst in die Erinnerung zu bringen brauchten. Auch auf den künstlerischen Zusammenhang mit dem neuen Holland sei an dieser Stelle nur hingewiesen, wo H. W. Mesdag aus dem friesischen Groningen (geboren 1831) der fruchtbare und anregende Schöpfer von tiefgründig naturbeobachteten, mit flüssiger Meisterschaft behandelten Seegemälden ist.

Unsere Abbildungen lassen den Mesdagschen noch eine stimmungsvolle, abendliche Marine des französischen Malers Emile Breton folgen, den man nicht mit dem allbekannten Meister scharfer Wirklichkeitscharakteristik, seinem Bruder Jules Breton zu verwechseln hat. —

Aber wir haben noch von zwei deutschen Künstlern zu sprechen, die das Meer mit der ganzen Freiheit des Dichters und auch

mit seinem Genius gesehen haben. Der eine: Anselm Feuerbach. So wenig er vor dem Maßstab lexikographischer Bildung es zu verdienen scheint, hier anstatt so vieler „wirklicher" Marinemaler genannt zu werden. Wer ein einziges Mal in der Amazonenschlacht das Meer in tiefer Föhnstimmung unter düsteren Wolken hat herüberblauen und ans Felsgestade schlagen sehen, scheinbar nebensächlich, fern, ein winziges Teilchen im Bilde, aber wahrhaft episch und homerisch in dem, was es auch Zeichnungen und Skizzen zusammenzulesen; von den jungen Worten aus Antwerpen an: „Der Aufenthalt ist langweilig, monoton, bis auf das Seeleben an der Schelde, was wirklich etwas Großartiges hat," bis zur Freundschaft mit der Adria Venedigs und den Studien von Porto d'Anzio. Wo auch die Iphigenie und dann das schönste und vollste seiner Meeresbilder, sein herrlichstes Gemälde überhaupt entstand, die Medea.

Hier wie bei der Amazonenschlacht tritt im Frühplan das Meer noch viel mächtiger



Triton und Nereide. Gemälde von Arnold Böcklin.
(Photographieverlag der Photographischen Union in München.)

so in diese gewaltige Schöpfung hineinträgt, der hört nie wieder auf an Feuerbach zu denken, wenn ihn die Schönheitsgewalt des Meeres an südlichen Vorgebirgen und Felsgestaden umfängt. Rottmann und Feuerbach, diese zwei Deutschen, zwei Pfälzer sind es, die die Klassizität des Mittelmeeres mit tiefer Seelenverwandtschaft am edelsten und zauberverklärtesten wiedergegeben haben. Es würde leider zu weit führen, einen Abschnitt „Feuerbach und das Meer" aus den Briefen, aus dem Vermächtnis, aus den ins Bild herein, füllt den größeren Raum: bei der Schlacht in der Berliner Skizze, bei der Medea in den Entwürfen und Untermalungen von Breslau und Berlin. Aber von diese Anfängen her wächst stufenweise das Getragenwerden des Bildes durch seine Menschen, sie gelangen dazu, den ganzen Vorgang in sich zu konzentrieren. Die zerstreuten Gestalten am Meere, die bloßen Staffagen der ersten Medeaentwürfe formen sich zu der wunderbaren architektonischen Komposition des abschließenden Bildes in



Stille vor dem Sturm. Gemälde von H. W. Mesdag.
Nach einem Kohledruck von Braun, Clément & Cie. in Dornach i. E., Paris und New York.

der Münchener Neuen Pinakothek; breiter, figurenreicher, ausschließender wogt die fertig gestaltete Amazonenschlacht, die Landschaft ordnet sich ein, das Meer wird zur leiseren, nicht schwächeren, mitklingenden Begleitung. Mit anderen Worten: es behält alle Stimmungswerte, die es gegeben hatte, auch noch jetzt. Das Spiel: wie die ruhige Brandung mäßig bewegter See ihre dünnen, letzten Wasserschleier auf den Sand hinauszieht, den einen über den anderen, der schon zurückschlürft, in klarer Scheidung von Volumen und Bewegung, und wie das Licht je nach dem zarten Tiefenmesser dieser verrinnenden Streifen ihnen die sondere Farbe gibt, das hat nie ein Künstler mit solcher Wahrheit innerhalb veredelnder Reinheit festzuhalten vermocht, als wie es in der feinen Stilisierung des letzten Medeabildes durch Feuerbach geschehen ist.

Und nun Böcklin! Hinaufschwellende Dithyramben nach ernstgedämpftem Kothurngang des edelsten Schönen!

Die Woge! Wie hat er sie gemalt. „Im Spiel der Wellen" — da versinkt weit, weit dahinten das Land. Wir selber tauchen und schwimmen tief mit drin im brandenden Spiel, kommen noch gar nicht zur Besinnung umzuschauen: nach der Meerfrau mit den weißen Gliedern und dem wundersam in tiefsten Farben schillernden Fischleib, nach dem erschrockenen Erschrecker, dem hineingepatschten Kentauren, der sich vom bacchantischen Schmaus in die Wasser verstiegen zu haben scheint, nach dem Matrosengesicht des hoffnungsbiederen Meergreises, der die Situation erfaßt, dem fürchterlich gelungenen gräßlichen Stachelkopf oder schließlich nach der frechkoketten Meeresdirne, die sich im Hintergrunde wiegt. Die Woge hält uns in Atem; soeben erst war der Wellenberg da, breit und wallend, wie sie draußen im Meere sind, größer und freier, als sie an der Küste sich überschlagen und hinüberbrechen im tosenden Sturz: ein riesenhaftes Hinanwogen unter uns, das uns wehrlosgelind emporträgt, nur mit dem leichten weißzüngelnden Kammstreif uns das Gesicht übersprüht, und wieder hinwegwallt, gleitet, hinwegsinkt, uns im ausbebenden Wellental hinterläßt, bis es wiederkommen wird, bis wir wieder mit seiner Macht hinaufschweben werden und schaukelnd versinken ...

Und wie ist dieses Wasser als solches gemalt! Das ist der grüne oder alizarinblaue Leim der vielzuvielen Bilder nicht mehr; es wird zur Pein, noch an sie zu denken. Das ist die See, ist Meerwasser von chemischer Evidenz: wie es den wohlgenährten Scheckenleib des Kentauren in seine Durchsichtigkeit hüllt, wie es auf der Fläche fazettiert mit den darüberhin noch treibenden Schaumfetzen, wie es die Farben des Schuppenleibes im Wasser badet und funkeln läßt! An diesem einen Bilde zerstieben alle Theorien, daß es dem Künstler nie gelingen werde, dem Meere in seiner Ganzheit gewachsen zu sein.

Und wieder, zu welchen Kommentaren locken uns die übrigen realitätgewaltigen Phantasien dieses meeresmächtigen Alamannen!

Das lachende Fischvergnügen des Baseler Bildes, wo zwischen Müttern und Schwestern die Najadenbabies über die Klippen sausen, so sachgemäß, wie das Entenküken von ein paar Stunden schwimmt! Oder die Meeresstillen mit ihrer zinnernen Ruhe im flüssigen Element, mit ihrer figürlichen Ausdeutung bald durch wassermenschliche Todeseinsamkeit, bald durch selbstzufriedenstes meermythologisches Sonntagsvergnügen. Die in steil abschießenden Klüften orgelnde Brandung der Berliner Galerie, mit der an hoher Harfe lehnenden, von keines Menschen Nahen je entdeckten Meerfrau. Triton und Nereide der Schackschen Galerie, wo unser Ohr den leiblichen Ton vernimmt, der aus dem Muschelhorn des zottigen Meermannes schwermütig und gewaltig, wie Töne aus ihr selber, hinhallt über die See! Und die wunderbar gemalten Biegungen und Hautmuster der treuherzig blickenden Meerschlange, welcher die Seefrau mit den schlimmen Augen den Hals krault wie einer glatten guten Dogge!

Unerschöpfliches wäre noch zu sagen über dieser Wasser Wellenbewegung und Horizontfernen, über ihr Quirlen und Rinnen über die Algenepidermis des Gesteins. Oder in anderen, mehr ufermäßigen Bildern über die Empfindungsbeziehung des Gegenstandes zu dem Umher des Meeres, sei es in zypressenernsten Toteninseln oder in lichten, südlich umbuschten Villen und normannenhaft trotzigen Schlössern an der See. Aber vor allen Dingen immer und

immer wieder über die zugehörigen Halbtiermenschen und Stimmungspersonifikationen der See. Genug gesprochen hat man von Böcklins Humor, der ja breit und oft auch derb vor Aller Augen liegt. Aber das wissen Wenige: es ist noch ein zweiter Humor darin, ein gesondertes Etwas ganz für sich, der ganz private Humor des Böcklin. Dieser an niemanden ausgesprochene und von niemandem zu erjagende zweite Humor, der ist leise und scheu, wie in der „Klage der Hirten"; er ist von jener Art, die, wennschon sie von der heimlichen Ironie herkommt, dem innersten Ergriffensein viel näher steht, als dem lustigen oder dem brutalen Lachen. Bis sie am letzten Ende sich in jene unsagbare Schmerzlichkeit löst, die durch die schönste Fassung von „Triton und Nereide" geht, diejenige von 1875 in Berliner Privatbesitz. Weiß und schönheitsbewußt, in ihres leichten Herzens badender Lust streckt sich über die flutpolierten nassen Felsen das Weib und blickt ihren Tritonen — der richtiger eine Dreigestalt ist von Seeelefant, Schwimmvogelfüßen und Meermann — aus Augen an, in denen die Ungeduld nach neuem bewunderndem Staunen harrt. Er aber blickt wie vergessend hinaus. Alles, was jemals durch die Seltsamkeit des Menschenherzens gezogen ist im Entrücktsein zu höchster uns hingegebener Schönheit, heimliche Trauer des sich erfüllenden Glücks, bangende Erlösungslosigkeit von ewiger Sehnsucht, das geht aus diesem Blick des Mannwesens, der weit von ihr hinweg und über sie hinweg in die Fernen der fliehenden dunkelnden Wasser zieht ...

* * *

Von allen großen Erscheinungsbildern der Natur vermag keine darin dem Wasser, dem Meere verglichen und genähert zu werden, wie es die Grenzen von Realismus und Phantasie wellend überrinnt. Wie es beide einzuschließen vermag in eine gemeinsame Welt, in die allumfassende Einheit der mit den Tagen wechselnden Stimmungen über stetiger und ruhender Tiefe. Drum ist es, seit nur gedichtet und gedacht worden ist, immer wieder das Meer, mit dem der Mensch das Wesen seiner Seele im Sinnbild verglichen hat.

Romantische Nacht.

Wie gelber Bernstein äugte
Der Vollmond auf das Land.
Die Fliederzweige beugte
Des Nachtwinds schmeichelnde Hand.

Für melancholische Seelen
Floß durch den Mondenschein
Aus zitternden Nachtigallkehlen
Berauschender Wohllautwein.

Süß wirr die trunkenen Sinne
Durchschwärmten Knaben die Nacht
Und sprachen von heimlicher Minne
Und wie die Mädchen gelacht.

Sie sprachen von allem Schönen:
Gestirn, Gesträuch und Gras,
Wo doch ihr schmächtiges Sehnen
Viel schöner war als das.

Sie sprachen, schwärmten und glühten
Und schritten sinnend und sacht,
Blondlockige Lieblingsblüten
Der blauen, romantischen Nacht ...

Georg Busse-Palma.





Der Steinmetz.

Novelle von

A. v. Auerswald.

Ein junger deutscher Künstler hatte, empfohlen von Freunden, in der Nähe von Florenz bei guten Leuten Wohnung gefunden und lebte hier seinen Studien. Von seinen Fenstern aus hatte er einen Blick auf die sanfte, schön geschwungene Hügelkette, die sich am westlichen Horizont hinzog; an klaren, windstillen Tagen vernahm er mitunter das Läuten der Glocken vom Campanile, von Santa Maria Novella und den anderen Kirchen der Stadt; eine kurze Wanderung führte ihn auf Anhöhen, von denen er auf das lieblich im Tal gebettete Florenz schauen konnte, um sein Auge an der Kuppel des Domes zu erquicken, die, überall gleich unsäglich schön, sich in Kraft und Anmut wie ein Traumbild über das Gewirr der Stadt erhob.

Seine Wirte waren dem Anschein nach wohlhabende Leute, die eine nicht eben kleine Besitzung hatten, in der sowohl der Hausherr wie die Frau mit einigen Leuten eifrig tätig waren. Zwei schöne, kräftige Kinder in unschuldigem Alter belebten das Haus, ohne zu stören. Der Maler sah sich immer mit Freundlichkeit behandelt, konnte aber seinen Tag vollkommen einteilen, wie es ihm paßte, und seine wenigen Wünsche wurden mit viel Entgegenkommen erfüllt.

So saß er denn stundenlang hinter seiner Leinwand, träumte in den unbeschreiblichen Sonnenglanz hinaus, der sich warmdunstig über die Höhen und die mit tiefen Schatten gefüllten Täler legte, und strebte mit einem Gefühl der Sehnsucht, das in diesem unvergleichlichen Lande nicht zur Ruhe kommen wollte, aus sich heraus zu stellen, was er innen als Schönheit empfand. An anderen Tagen wanderte er auch wohl auf den steingefaßten Straßen unter den grauschimmernden Olivenbäumen nach Florenz hin, trat aus der warmen Sonne in die kühle Dunkelheit der Kirchen und stand oft lange vor den alten, seltsam stillen Fresken, die ein immer stärkeres Leben für ihn gewannen. Nach solchen Ausflügen fand er sich oft tagelang nicht zu seiner eigenen Arbeit zurück und durchstreifte dann wohl, von innerer Unruhe getrieben, das streng liebliche Land in der Nähe, oder er schaute der Arbeit seiner Hauswirte zu, ließ sich ihm fremde Dinge von ihnen erklären und freute sich besonders an der lebhaften Kräftigkeit des Mannes, der ihm gern und mit der liebenswürdigen Kindlichkeit des Italieners Bescheid gab.

Bastiani mochte ein Mann in der Mitte der Vierziger sein. Er hatte sehr volles, noch ganz dunkles Haar, das dicht und kraus die gerade, breite Stirn umgab. Unter buschigen Brauen sahen lebhafte Augen mit klugem, energischem Blitzen hervor. Das Gesicht war tief gebräunt von der steten Arbeit draußen im Sonnenbrand, seine Gestalt für einen Italiener ungewöhnlich groß und kräftig entwickelt. Der Maler gewann bald Freude an der Unterhaltung mit ihm, und er staunte oft über seine nicht gemeine Art zu denken und sich auszudrücken.

In der Umgegend hieß Bastiani allgemein „der Steinmetz“. Wirklich besaß er in der Nähe des Hauses eine Art Schuppen mit hellem, gutem Licht, der mit allerlei Steingerümpel angefüllt war, in dem er in seinen wenigen Mußestunden zuweilen hantierte.

In einer müßigen Zeit, die ihm keine Arbeitsstunden brachte, lockte den Maler einmal der klingende Schlag von gegen Stein geführtem Metall nach dem Schuppen hin, den er bisher noch nie betreten hatte. Die Tür war nur angelehnt, und als er sie öffnete, sah er seinen Hauswirt, in einen leinenen Kittel gehüllt, eifrig mit einer großen Steinplatte beschäftigt, auf der er mit unleugbarstem Geschick ein zierliches Rankengewebe herausarbeitete. Als der Maler ihn anrief, schaute er freundlich auf und lud ihn ein, näherzutreten.

„Es ist eine alte Kunstfertigkeit, die ich

übe," erklärte er ihm bereitwillig, „ich gab sie erst auf, als ich diese Besitzung erstand. Aber hie und da macht sie mir noch immer Freude, und diesmal gilt es, für das Grab eines guten Bekannten den Angehörigen eine Platte zu liefern."

Der Maler bewunderte gebührend die Arbeit, die von jener Zierlichkeit und Überwindung des Stofflichen war, die der moderne Italiener so liebt, und meinte dazu, Bastiani müsse in seiner Kunst ein Meister gewesen sein. Dann begann er in dem Raum, in dem alles ziemlich unordentlich lag und stand, herumzustöbern, und ergötzte sich an manchem wunderlichen, vergessenen Ding, das er dabei fand, so an einem alten Heiligenbild von eigentlich groteske Häßlichkeit, das doch eine gewisse plumpe Kunstübung nicht verkennen ließ.

Plötzlich jedoch stieß er einen halben Laut aus, den er, sobald er ihm entfahren war, gern wieder hätte zurückholen mögen, und mit einem fast erschrockenen Blick befragte er den Steinmetz, ob er ihn vernommen hätte. Der hielt indes den Kopf auf seine Arbeit gesenkt, und in kurzen Pausen ertönte immer wieder der helle, scharfe Klang seines Meißels.

So trat der Maler denn dichter an seinen Fund, der ihm den Ruf der Überraschung entlockt hatte, heran und bemühte sich, in seinen Zügen nichts von seinem Erstaunen und Entzücken zu verraten. Sein erster Blick hatte ihn nicht getäuscht. Was er hier vor sich sah, war ein Meisterwerk ersten Ranges, eine köstliche Arbeit aus jener wunderbaren Zeit der Frührenaissance, mit der herben, unfaßbaren Lieblichkeit und Lebendigkeit, die allein den Künstlern jener Zeit eigen war. Es war ein geradezu unbezahlbares Stück, das er hier durch Zufall in dem Arbeitsraum des einfachen Steinmetzen entdeckt hatte. In einer sorgfältig angebrachten und hübsch verzierten Nische stand ein feiner, zierlicher Kinderkopf, aus gelblichem Marmor gearbeitet, von Alter und Schmutz fast gebräunt, sonst aber völlig unversehrt, von einer kecken Lebhaftigkeit und dabei verhaltenen Anmut, vorlautem Übermut und leiser Mädchenscheu, mit dem Ausdruck hellen in den Tag Hineinlebens, und um Stirn und Augen doch Züge fast von sinnender Traurigkeit, die in dieser Mischung ebenso bewegend wie einzigartig wirkten. Dabei war die Arbeit von einer wirklich unfaßbaren Zartheit und Reinheit, wie ein leises Pulsen von Leben ging es durch dies entzückend beseelte Stück.

Nachdem der Maler es eine Zeitlang regungslos betrachtet hatte, fragte er mit möglichst gleichgültiger Stimme: „Sagen Sie, Bastiani, woher haben Sie dies kleine Ding hier? Es gefällt mir, ich würde es gerne haben."

Der Italiener hatte schon einmal mit einem gewissen Licht in den Augen nach ihm hingeschaut, jetzt ging ein Lächeln über seine Züge, das voll von gutmütigem Spott war.

„Ja, schauen Sie es sich nur recht an," sagte er und legte, sich aufreckend, den Meißel hin, „und bewundern Sie es getrost ein wenig lauter. Ich weiß genau, lieber Herr, was ich an dem Stück habe."

Der Maler errötete nun, und dann brach er in ein Lachen aus. Erst jetzt fiel ihm ein, wie er, fast instinktiv und durch die Art des Kaufs wertvoller alter Sachen, die hier im Schwange war, verführt, den Mann um den Wert seines Besitzes hatte bringen wollen.

„Nun hören Sie, Bastiani," rief er aus. „Sie verstehen es, einen irrezuführen. Wie können Sie nur, wenn Sie den Wert dieses unaussprechlich schönen Kopfes kennen, ihn für sich behalten? Treibt es Sie nicht selbst, ihm eine würdige Stellung zu geben? Lockt es Sie nicht, ihn etwa im Bargello neben Donatellos Arbeiten zu sehen? Und denken Sie gar nicht daran, welche Summen man Ihnen dafür geben würde? Sie könnten Ihren Besitz um das Dreifache damit vergrößern, glauben Sie es mir. Lassen Sie mir freie Hand, und ich will alles für Sie besorgen."

Der Italiener war näher getreten und sah auf den Kopf, auf den jetzt ein schräger Lichtstrahl durch die Tür fiel, der ihm ein wunderbares Leben verlieh.

„Warum denn alles in den Museen?" fragte er ruhig. „Lassen Sie auch dem einzelnen die Freude, etwas Schönes zu besitzen."

Und als der Maler etwas erwidern wollte, machte er eine der unnachahmlich ausdrucksvollen und schnellen Gebärden des Italieners und schnitt ihm das Wort ab.

„Den Kopf gebe ich nicht her," sagte

er. „Das ist sicher. Im übrigen, wer sagt Ihnen auch, daß er den Wert besitzt, den Sie ihm zusprechen? Es kann ebensogut eine neuere Arbeit sein.“

Der Maler sah ihn erst einen Augenblick wie erstaunt an und brach dann in ein helles Gelächter aus.

„Bastiani, haben Sie Augen?“ rief er nun eifrig. „Blicken Sie her, sehen Sie diese zarten Rundungen, diese unnachahmlich ansteigende Stirn, die gewölbten Augenbrauen, den Ansatz der Nase, das Kinn. Ich will nicht von der Arbeit reden, nicht von der Seele, die sich unmittelbar unter dem Marmor zu regen scheint, aber zeigen Sie einen ähnlichen Gesichtstyp unter den Menschen, die jetzt leben. Sie finden ihn nicht, er war eben nur jener Zeit eigen.“

Der Italiener hatte ihm mit Aufmerksamkeit zugehört. Jetzt stieß er die Tür zu dem Schuppen auf, daß das volle weiße, heiße Tageslicht hineinströmte und rief mit starker Stimme: „Giovanni! Giovanni!“

Schon nach wenigen Augenblicken sprang sein brauner, kräftiger Knabe herbei. Mit einer liebkosenden Bewegung zog er ihn in den Raum, strich durch sein dichtes, braunes Haar und lehnte seinen Kopf zurück, was das Kind sich ohne zu fragen gefallen ließ, mit einem weichen, schelmischen Gefunkel in den Augen. Bastiani wandte sich dem Maler zu.

„Sie sind ein Künstler, Herr,“ sagte er, „nun schauen Sie hin, Sie werden das sehen, was ich Ihnen zeige. Sehen Sie diese Stirn mit dem lieblich leichten Schwung, sehen Sie das magere, kräftige Gesicht und den Bau der Backenknochen, die Nase, wie sie keck und lebhaft angesetzt ist, den Mund, der etwas Liebliches in den bubenhaften Kopf bringt, das leicht zurückweichende Kinn. Denken Sie sich das alles mit vollem Realismus ohne Beschönigung dargestellt, aber etwa mit dem Ausdruck, den der Schelm jetzt hat, und dann gehen Sie und stellen es neben die Köpfe im Bargello und es wird ihnen gleichen.“

Er ließ den Knaben los und sagte „Lauf“, was der mit einem silbernen Lachen in großer Geschwindigkeit befolgte.

Der Maler war den andeutenden Bewegungen der braunen, kräftigen Hand mit sichtlichem Staunen und großem Interesse gefolgt.

„Sie haben auch Künstlerblut in sich, Bastiani,“ sagte er jetzt anerkennend. „Die Sache ist nur eben die, daß heute keiner mehr so sehen und keiner mehr so darstellen kann.“

Bastiani zuckte die Achseln und faßte nach dem Marmorköpfchen.

„Hier hat es doch einer gekonnt, hier steht's doch da und spricht dafür, daß es noch geht.“

„Ernstlich, was hat es mit der Arbeit für eine Bewandtnis?“ fragte der Maler nun neugierig. „Wissen Sie näheres über den kleinen Kopf? Kennen Sie den Künstler oder haben Sie sich nur auf eigene Hand Ihre Anschauungen darüber gebildet?“

Bastiani lachte.

„Ich kenne den Künstler, Herr,“ antwortete er. „Er steht vor Ihnen. Ja, ich bin es. Mit meinen eigenen Händen hab' ich dies Köpfchen gearbeitet, jeden Zug, jede Linie, alles nach der Natur, nach der lieblichsten Natur, die Sie sich denken können, gegen die dies Stümperei ist. Daher weiß ich die Dinge.“

Mit großer Betroffenheit schaute der Maler ihn an, Augenblicke hindurch noch im unklaren darüber, ob jener scherze oder ob er vielleicht an einer geistigen Störung litte, die sich in dieser sonderbaren Weise äußerte und mit dem Namen „der Steinmetz“ in einiger Verbindung stehen mochte. Allein wie er in das nachdenklich heitere Gesicht des Mannes schaute, das in jedem Zug gefaßte Klarheit und Klugheit verriet, verwarf er diesen Gedanken sogleich und sah, daß er hier vor irgend etwas Rätselhaftem stand. Mit Vorsicht sagte er deshalb: „Sie setzen mich in Erstaunen, Bastiani. Nicht allein die Arbeit, sondern auch das Äußere des Kopfes, der ganze Zustand des Marmors verraten ein hohes Alter. Wie soll ich da einen Zusammenhang finden?“

Und er blickte seinem Wirt mit ungläubigem Lächeln in die Augen. Der schmunzelte vor sich hin in einem wunderlichen Gemisch von Humor und leichter Verwirrung.

„Das würde eine lange Geschichte, wenn ich Ihnen dies alles erklären wollte, lieber Herr,“ sagte er nun behaglich. „Glauben Sie mir nur, ich schwindle Ihnen nichts vor, und schämen Sie sich nicht, daß Sie mit der Arbeit hier sich so haben täuschen lassen.

Gelehrteren Herren und auch größeren Künstlern, weltberühmten Künstlern, ist es mit einer andern Arbeit von mir ebenso ergangen. Ich habe früher mancherlei solche Dinge gemacht."

„Nun, weiß Gott," rief der Maler jetzt mit hohem Ernst, „wenn das wahr ist, Bastiani, was Sie sagen, dann stehe ich vor dem größten Künstler, den ich noch im Leben getroffen habe. Darum lasse ich aber auch nicht ab, bis Sie mir mehr von sich erzählen. Ihre ganze Geschichte. Warum arbeiten Sie nicht Tag und Nacht? Warum streben Sie nicht dem Höchsten zu? Warum verzetteln Sie Ihre Kraft mit diesen Steinmetzspielereien? Wahrhaftig, ich gäbe etwas darum, wenn Sie mir alles erzählen wollten."

„Und ich habe keinen Grund, es zu verschweigen, wenn auch mancherlei Wunderliches dabei zutage kommen mag," sagte Bastiani. „Wenn es Sie wirklich interessiert, bester Herr, erzähle ich Ihnen gelegentlich all die Sachen, wie sie zusammenhängen und wie sie sich gefügt haben."

„Nicht gelegentlich," rief der Maler, „sondern am besten gleich und hier."

Der Steinmetz lächelte über sein Ungestüm.

„Das wird sich nicht machen lassen," meinte er gutmütig. „Der Stein hier soll zu einem bestimmten Tage fertig werden, morgen habe ich auf dem Land eine Arbeit zu leiten, da muß ich schon heute noch schaffen. Zwei Stunden werden es etwa noch sein bis zum Abendessen. Danach aber habe ich Zeit. Setzen Sie sich dann zu mir vor das Haus, dann sollen Sie alles hören, was Sie interessiert."

Der Maler dankte ihm und ließ ihn allein. Als er hinausschritt, folgte ihm lustig und schnell der Klang des Meißelschlages, der ihn in den Schuppen gelockt hatte. Er sah das milde Land in dem abendlichen Feuer der Sonne liegen und verbrachte die Stunden, die ihn von der Erzählung seines Wirtes trennten, in einer unbeschreiblichen Erwartung und Erregung und zugleich in einer tiefen Unruhe, wie sie ihn immer erfüllte, wenn er mit Werken einer großen und vollkommenen Kunst in Berührung getreten war. Endlich sank die Sonne vollends hinter den Hügeln, die tiefblau und violett an dem klaren, gelblichen Himmel standen; kurze Zeit hindurch lag noch ein rötlicher Schimmer auf der Ebene, durch die sich das Silberband des Arno hindurchschlängelte, dann legte sich Dämmerung über alle die Farben, und die ersten Sterne traten mit schwachem Blitzen hervor.

Als sich der Maler und der Steinmetz vor der Haustür trafen, war es schon völlig dunkel, nur aus den Fenstern des Hauses fiel ein Lichtschein auf die Straße, und von innen hörte man die Stimmen der Frauen und hin und wieder ein Lachen der Kinder, die zu Bett gebracht wurden. Der Hauswirt hatte einen Fiasko mit Wein und zwei Gläser herausbringen lassen. Er lud den Maler ein, sich zu setzen, schenkte ihm ein und sagte dann:

„Ich muß mit meiner Erzählung bis in meine Kindheit zurückgehen. Wird Ihnen das auch nicht zu lang werden, lieber Herr?"

„Nein," erwiderte der Maler, „ich habe eine rechte Sehnsucht, alles zu hören, was Sie nur irgend zu erzählen haben."

„Und mir selbst ist es heute wunderlich gegangen, als Sie fort waren," sagte der Steinmetz. „Da hat die alte Zeit mir keine Ruhe mehr gelassen. Bild auf Bild ist mir bei meiner Arbeit wieder aufgetaucht, so daß ich mich ordentlich freute, davon am Abend sprechen zu dürfen."

„Dann fangen Sie nur an," sagte der Maler, lehnte sich in seinen Stuhl zurück und atmete die linde, stille Nachtluft ein.

„Die Leute nennen mich hier den Steinmetz," begann der Italiener. „Ich habe auch wirklich in meiner Jugend eine Lehrzeit durchgemacht. Mein Vater war ein vom Leben mürber, in tiefer Armut lebender Mann. Er hatte droben in Fiesole in einem zerfallenen Haus eine kleine Wohnung gemietet und ging Tag für Tag in die Steinbrüche arbeiten, meist nach dem Monte Ceceri, dessen Kreuz Sie am Tage hier von der Anhöhe sehen können. Für uns Kinder war keine Aussicht, daß uns das Los je besser fallen sollte. Wir machten Strohflechtereien, liefen barfuß in den Straßen herum und bettelten jeden Fremden an, der sich zeigte.

Mich als den Ältesten nahm mein Vater frühzeitig zur Arbeit mit, indes anstatt ihm Handreichungen zu machen, klopfte und pochte ich an den Steinen herum und suchte

ihnen Formen zu geben, wie sie mir im Sinn lagen. Das brachte meinen Vater auf den Gedanken, mich bei einem Steinmetz in die Lehre zu geben. Mit seinen beweglichen Bitten bewog er einen ehrlichen Mann, mich unentgeltlich zu sich zu nehmen, und ich glaubte mich durch diesen Wechsel im siebenten Himmel. Mein Vater ward bald darauf in den Steinbrüchen von herabstürzendem Geröll erschlagen, meine Geschwister verteilten sich in alle Welt. Ich war bei meinem Meister fleißig und aufmerksam und sah ihm bald seine Hantierung ab. Schließlich kam es so weit, daß jede zierlichere Arbeit meinen Händen übergeben wurde und daß ich einen gewissen Ruf wegen meiner Geschicklichkeit gewann.

Die Sehnsucht, die seit langem in mir brannte, war aber damit nicht befriedigt. Ich hatte die Marmorgräber in der Kirche von Fiesole gesehen, die Anmut der Madonna, der zierliche Ernst des Christuskindes hatten mein Auge berauscht, ich war in Florenz gewesen, im Bargello, in den Kirchen, meine Hände faßten wie von selbst nach Ton und bildeten und formten menschliche Gestalten, menschliche Gesichter, wann sie nur Muße hatten.

Das sah ein deutscher Bildhauer, der damals oben wohnte, und er hatte Erbarmen mit mir, freilich nur ein halbes Erbarmen. Er löste mein Verhältnis mit meinem Meister, nahm mich zu sich als Gehilfen und gab mir Unterricht. Als es eben so weit war, daß ich für den Steinmetz zu viel, für den Bildhauer noch nicht genug konnte, packte er ein und reiste nach Hause. Mich ließ er stehen.

Es kümmerte mich damals wenig, mir schien, ich hätte eine so ungemessene Kraft und ein so ungemessenes Vermögen in mir, daß es mir nicht fehlen könne. Ich fing an zu arbeiten, wie ein Toller, Modell um Modell, die wenigsten befriedigten mich, die meisten zerschlug ich wieder. Endlich nahm ich einen Jungen vor, dessen Kopf mir gefiel, und es gelang. Zum erstenmal war ich zufriedengestellt.

Nun träumte ich davon, die Arbeit in Marmor auszuführen. Ich besaß ein paar Ersparnisse, die raffte ich zusammen; ich hungerte und darbte, lebte wochenlang von Brot, Wasser und Zwiebeln, um ein schönes Stück Marmor kaufen zu können. Und dann begann ich die Arbeit mit einer Andacht, die der gleich war, mit der man zu Ostern betet.

Als sie fertig war, war ich vor Hunger und Überanstrengung völliger Erschöpfung nahe, aber mir schien damals, ich hätte ein Meisterwerk geschaffen, und es könne mir an Ruhm und Geld nicht fehlen. So war ich unbekümmert und schleppte mich nach Florenz, um einen Käufer zu finden. Über das Elend, das ich da erlebte, ist es besser still zu sein. Millionen werden für alte Kunstwerke geopfert, für einen jungen Künstler, der noch keinen Namen hat, sind indes nicht einmal 100 Lire aufzutreiben."

Der Maler nickte lebhaft.

„Es ist immer dasselbe," sagte er eifrig. „Ich kann mir so gut denken, was Sie durchgemacht haben. Im besten Fall entscheidet dann einmal ein glücklicher Zufall."

„Auch bei mir entschied ein Zufall," erwiderte Bastiani. „Und damit beginnt der bedenkliche Teil meiner Geschichte, den ich nur so viel beschönigen will, als er es verdient, beschönigt zu werden."

„Erzählen Sie nur alles," rief der Maler, „ich denke, es soll mir nicht an Verständnis, ganz gewiß aber nicht an Interesse fehlen."

„Als mir jeder Versuch fehlgeschlagen war," fuhr Bastiani fort, „kam ich endlich so weit, meine Arbeit in völliger Verzweiflung einem Kunsthändler zu überlassen, der alte und neue Sachen vertrieb und dem ich die Erlaubnis gab, sie um jeden Preis loszuschlagen. Wochenlang blieb ich ohne Nachricht. Wenn ich nach unten in die Straße schlich, wo der Mann wohnte, sah ich das weiße Köpfchen, das mir noch immer lieblich dünkte, unter all den andern Sachen hervorblinken und wußte so, daß sich noch kein Käufer dafür hatte finden wollen. Ich war schließlich in soviel Schulden und Not geraten, daß mir mit dem wenigsten gedient gewesen wäre. In voller Ratlosigkeit überlegte ich mir schon, wieder als Geselle bei einem Steinmetz einzutreten und mir alle Künstlerträume aus dem Kopf zu schlagen. Und doch dachte ich Tag und Nacht an nichts anderes, als daran, neue Arbeiten in Marmor auszuführen, all die Schönheit, die auf Schritt und Tritt erblickte, festzuhalten, zu einer Welt zu versteinen."

Der Maler seufzte.

„Ja, Sie werden verstehen können, was das heißt,“ rief der Italiener, „dieser Hunger nach der Arbeit, die man liebt.

Eines Tages liege ich auf meinem Bett, starre zur Decke empor und habe keine Gedanken mehr vor Schmerz und Verzweiflung, da klopft es an die Tür. Auf meinen Ruf tritt ein ältlicher, ziemlich beleibter Herr herein, der die Tür sorgfältig hinter sich schließt und mit leiser, gehaltener Stimme erklärt, er sei bereit, meinen kleinen Kopf, den er bei dem Althändler gesehen hätte, zu erwerben.

Der Jubel muß ihm aus meinen Augen entgegengesprungen sein, denn er lächelte auf eine feine Weise und sagte, er müsse jedoch eine Bedingung daran knüpfen, sonst habe die Sache für ihn keinen Wert. Er bäte mich, meinen Namen, den ich an der Seite eingemeißelt hätte, zu entfernen und über meine ferneren Arbeiten gegen Dritte nicht zu sprechen. Ginge ich darauf ein, so würde er, das könne er so gut wie sicher versprechen, auch ein Abnehmer für meine künftigen Arbeiten sein.

Ich stand verdutzt und fragte schließlich, was er zu geben gedächte. Er nannte eine Summe, die mir unverhältnismäßig hoch erschien. Nach einigem Zaudern willigte ich in seine Bedingungen ein. Das Geheimnisvolle daran ging mich ja schließlich nichts an, mochte er Nebenzwecke damit haben, ich wußte nichts davon, mir brachte er Arbeit und Leben. Noch heute lasse ich auf den Mann nichts kommen. An mir hat er immer redlich, ja, ich kann wohl sagen durchaus ehrenhaft gehandelt. Was wäre ich denn heute ohne ihn? Gewiß ein zerrissener, unfriedlicher Mann, der vielleicht schon irgend wann in einem Berufe, der ihn nicht befriedigte, zugrunde gegangen wäre.“

„Und doch üben Sie heute diesen Beruf mit Vergnügen aus, Bastiani,“ warf der Maler ein.

Der Italiener lächelte.

„Ich bin ein alter Mann geworden, Herr,“ erwiderte er, „der sein Steckenpferd hat, seine Steckenpferde liebt man immer.

Kurz und gut, jener Mann und ich — seinen Namen nenne ich besser nicht — waren handelseins geworden, und ich sah mich im Besitz einer genügenden Geldmenge, um mir nach Wunsch Material zur Arbeit zu besorgen. Mehr als das, ich hatte die Aussicht, für das, was ich schaffte, jederzeit einen verständnisvollen Abnehmer zu finden. Denn Verständnis besaß er, wenige Bemerkungen lockten mich auf die Spur von lange Gesuchtem, Tadel und Lob brachte er immer an rechter Stelle, und für meine ganze Entwicklung war es günstig, daß ich für jemanden arbeiten mußte, dessen wohlberechtigte Ansprüche es zu befriedigen galt.

Freilich, allgemein bekannt zu werden, einen Namen zu erlangen, darauf hatte ich verzichtet. Merkwürdigerweise machte es mir nicht viel. Mein Publikum war mein Auftraggeber, und ich suchte, das Beste zu geben, was irgend in meiner Macht lag, um keine Arbeit hinauszuschicken, die nicht den Stempel des in sich Vollkommenen trug. Darauf ging jetzt mein Bemühen, mein ganzer Ehrgeiz. Ein anderes kam noch hinzu, das für unsern Vertrag günstig war, ja ihn vielleicht erst ermöglichte. Wir hatten dieselbe Geschmacksrichtung. Er verlangte nie eine Arbeit von mir, die nicht in meiner Sphäre lag, und meine Stärke waren nun einmal diese Porträtköpfe, wie Sie heute einen in meinem Schuppen gesehen haben. Hier wußte ich Modelle zu finden, die keinem andern aufgefallen wären. Feinheit des Knochenbaus, ein gewisser Eigensinn der Bildung, Schelmerei mit leiser Schwermut gemischt, das zog mich an, das fesselte mein Auge, das trieb wie von selbst meine Hand zum Bilden.

Es verleugnete sich nicht, daß ich meine ersten Kunsteindrücke durch Mino da Fiesole, durch Rosselli, durch Benedetto da Majana empfangen hatte. Aber glauben Sie mir, Herr, ich dachte nicht daran, jene Meister nachzuahmen, ich war ihnen eben verwandt, ich schuf in ihrem Geiste.“

Der Maler nickte nur.

„Dabei war ich selbst ein großer, ungeschlachter Mensch,“ fuhr der Italiener fort, „und meine groben Hände erschienen viel zu plump für die zierlichen Arbeiten, die unter ihnen hervorgingen. So hatte ich es denn zu einem regelmäßigen, fast bedeutenden Einkommen gebracht, zu einer Existenz, die in ihrem engen Kreise voll von Eifer, Anregung und Arbeit war.

Von den andern Menschen, die mich einfach den Steinmetzen nannten, lebte ich

ziemlich abgesondert. Über die, denen ich meiner Geburt nach zugehörig war, war ich emporgewachsen, von den andern unterschied ich mich doch in tausend Dingen, vor allem durch meinen Mangel an Wissen. Indes vermißte ich sie nicht. In meiner Natur lag wohl ein Hang zur Einsamkeit, ich streifte viel herum und freute mich im übrigen kindlich, mit der Freude dessen, der bittere Armut kennen gelernt hatte, an dem Anwachsen meines Besitzes.

Da geschah es auf einer meiner Wanderungen, die mich bis nach Careggi geführt hatte, daß ich dort auf der Straße ein junges Mädchen sah, eben dem Kindesalter entwachsen, mit jenen etwas hohen, stolzen Augenbrauen, den zierlich stillen Zügen, dem Traumsinnen auf der Stirn, dem rätselhaft Anziehenden und Abwehrenden, was ich bei Kindern hie und da in einzelnen Zügen, nie in dieser Vollkommenheit getroffen hatte. Ich war wie erstarrt. Mein einziger Gedanke war: ‚Wenn ich das bilden dürfte, es würde ein Kunstwerk, wert, daß eine Welt es bestaunt.‘

Ich folgte dem Mädchen und sah sie in ein schönes Haus gehen, das den reichen Besitzer verriet. Davor stand ich nun und wußte nicht, was ich beginnen sollte. Schließlich sammelte ich mich soweit, daß ich Erkundigungen einzog. Ich erfuhr, daß das Haus einem reichen Florentiner Bürger gehörte, der hier seinen Sommersitz hatte. Daß er Witwer wäre, seine Tochter, sechzehnjährig, eben aus einem Pensionat in der Schweiz heimgekehrt sei, daß sein einziger Sohn im Ausland studierte. Im übrigen versicherte man mir, die Leute lebten durchaus zurückgezogen, und es sei beinahe unmöglich, Zutritt bei ihnen zu gewinnen.

Daß es für mich unmöglich sein würde, hatte ich gar nicht bezweifelt, aber der Gedanke an das königliche Kind, wie ich das fremde Mädchen nannte, wollte mich nicht mehr verlassen. Ich versuchte zu Hause, diese unnachahmliche, heiter schwermütige Anmut zu gestalten. Es mißlang natürlich, die Erinnerung versagte bei jedem feineren, individuellen Zug, so daß ich ganz verzweiflungsvolle Wochen verbrachte.

Wie es mir schließlich auf Umwegen, durch die alte Haushälterin, deren Herz ich gewann, gelang, meinen Wunsch zu erreichen, ist zu umständlich, als daß ich Ihnen das weitläufig erzählen sollte. Genug, eine achtwöchige Reise, die der Vater Julias unternahm, brachte mich an mein Ziel. Ich stand eines Tages mit meinem Arbeitsgerät in einem hohen, hellen Raum, und vor mir saß die junge Bürgerstochter als mein Modell und betrachtete mich mitunter kindlich neugierig. Die Heimlichkeit, mit der alles vor sich gehen mußte, der Gedanke, von einem Künstler als darstellungswürdig betrachtet zu werden, machte diesem halben Kinde entschieden ein großes Vergnügen.

Ich aber staunte immer mehr über die Fülle lieblicher Einzelheiten, die diesem Köpfchen einen so unbeschreiblichen Zauber verliehen. Ich sagte mir, daß wenn Seele und Hand fein genug wären, dies alles unverhüllt wiederzugeben, etwas unaussprechlich Schönes entstehen müßte. Erst im Laufe der Arbeit kam mir der entzückende Gegensatz zum Bewußtsein, der in diesem Menschenkinde lag. In das feine Antlitz schienen die Züge schwermütigen Erlebens geschrieben, von dem sie selbst doch nichts wußte, in den Augen dämmerte ein Aufsteigen künftiger Schmerzen, aber in Wahrheit begann eine frohsinnig naive Seele sich eben erst tastend mit der Welt bekannt zu machen.

In den ersten Tagen hatte ich mit vielem Ernst und großer Schweigsamkeit gearbeitet, auch Julia, halb befangen, halb übermütig, hatte nur etwa hie und da mit der alten Frau, die bei uns saß, geplaudert. Indes zog sie ihre Kreise immer enger und wußte mich schließlich mit schelmischer Anmut in allerhand kindliche Torheiten hineinzuziehen. Meine Jugend, die sich selbst noch nie gekannt hatte, wurde lebendig, wurde sich ihrer selbst bewußt, und während ich an dem reifsten Kunstwerk arbeitete, das ich je gestalten sollte, war ich zu einem so kindlichen Menschen geworden, wie nie vorher, der auch schnell die Kluft vergaß, die ihn von der reichen Bürgerstochter trennte.

Das waren nun Wochen, deren Glück einem erst nachträglich bewußt wird, so selbstverständlich erscheint es. Die Arbeit gedieh. Je weiter sie vorschritt, desto bessere Kameraden wurden Julia und ich, ihre Kindlichkeit ließ mich nie fühlen, wie weit sie mir an Erziehung, Bildung, Wissen überlegen war. Noch war die Büste jedoch nicht völlig beendet, als plötzlich Nachricht von dem Vater Julias kam, er würde etwas

früher, als er beabsichtigt hätte, zurückkehren. Damit wurde der ganzen holden Zeit ein unerwartet schnelles Ende bereitet.

In der letzten Sitzung vollendete ich rasch, was etwa an intimen, zarten Feinheiten noch fehlte. Dann packte ich mein Geräte zusammen, und nun schien mir auf einmal wieder die alte Kluft zwischen Julia und mir zu bestehen, als es hieß, einen Abschied auf Nimmerwiedersehen zu nehmen. Bei meinem gestammelten Dank für ihre Freundlichkeit war ich genau so linkisch und steif wie in den ersten Tagen, solch armer, unbeholfener Steinmetzgesell einer gebildeten Dame gegenüber. Das verwirrte auch sie, so daß kaum irgend ein herzliches Wort zwischen uns fiel, und schließlich stand ich betäubt draußen auf der im weißen Sonnenbrand liegenden Straße und warf einen letzten Blick auf das Haus, auf das der kühle Schatten alter Zypressen fiel.

In meiner armen Behausung in Fiesole erschien mir alles unerträglich. Als ich meine Arbeit auspackte, schien mir, sie enthielte nichts von dem geheimnisvoll kühlen, in sich seligen Leben, das mir aus Julias Zügen entgegengeblüht hatte. Ich erschien mir plötzlich verarmt, ein Pfuscher, ein unseliger Mensch. Da warf ich mich auf den kalten Steinboden nieder und brach in ein verzweifeltes Schluchzen aus. Als ich mich dann verwundert fragte, was sich denn so in meinem Leben geändert hätte, daß ich mir unglücklich und beklagenswert erschien, konnte mir die Wahrheit ja nicht verborgen bleiben. Ich entbehrte Julia, ich hatte den Wunsch, sie in meine Arme zu nehmen, an mein Herz zu pressen, die Züge, die ich so lange treu und wunschlos nachgebildet hatte, mit Küssen zu bedecken, ich hatte die Sehnsucht, mich vor ihr niederzuwerfen und ihr von einem armen Leben zu erzählen, das nur in ihr Befriedigung fände.

Ich war damals noch sehr jung," sagte der Italiener sanft, „und meinte, ein solches Gefühl wäre niemals zuvor in der Welt gewesen. Seine Aussichtslosigkeit sah ich wohl ein und beherrschte mit Gewalt den fast unwiderstehlichen Trieb, der mich zu einer Wanderung nach Careggi drängte, um wenigstens das Haus zu sehen und an den Fenstern hinzuspähen. Es war eine Art von wohl nicht unedlem Stolz, der mich zurückhielt. Als ich nach Wochen dennoch hinkam, waren die Läden geschlossen. Auf meine Fragen sagte man mir, Julia und ihr Vater wären für unbestimmte Zeit auf Reisen gegangen.

Nun blieb mir jene Arbeit. Allmählich, als das Bild von Julia nicht mehr in völliger Frische in meiner Erinnerung stand, gewann diese Büste für mich an Leben und an Bedeutung. Ich glaubte, jeden Zug ihres süßen Gesichtes darin wiederzufinden, ich staunte selber, wie es mir gelungen war, diese höchste Lebendigkeit zu erreichen.

Einige Zeit darauf trat, unangemeldet wie immer, mein Auftraggeber bei mir ein. Er begrüßte mich kaum, sein Auge wurde sogleich von dem Marmorkopfe gefesselt; eine lange Weile stand er schweigend von mir abgewandt und schaute ihn regungslos an. Endlich wandte er sich zu mir um, ich sah in seinen Zügen, die sonst nie viel von seinem Gefühl verrieten, einen Ausdruck von tiefer Bewegung. ‚Bastiani,' sagte er mit einem tiefen Atemzug. ‚Welch ein Künstler Sie sind! Sie haben sich hiermit den Größten gleichgestellt.'

O Herr, das kam wie eine Welle von Glückseligkeit über mich, einen Augenblick war selbst Julia vergessen, mein Blut sang mit Glockenstimmen in meinen Ohren, es war wie ein Rausch, ein Taumel. Der Mann umschlang mich mit beiden Armen und drückte mich an sich, so freute ihn die Arbeit. Dann rief er: ‚Nun fordern Sie, Bastiani. Nennen Sie einen Preis. Diesmal müssen Sie der sein, der bestimmt.'

Ich schüttelte den Kopf. Es erschien mir unmöglich, diese Arbeit zu verkaufen, ich hatte noch gar nicht daran gedacht.

‚Dies hier bekommen Sie nicht, Herr,' rief ich. ‚Das ist zu sehr mit meinem Leben verwachsen.'

Er warf mir einen glänzenden Blick zu, in dem noch immer die reine Freude funkelte.

‚Ich verstehe,' sagte er. ‚Hier liegt ein ungeteiltes, junges Herz drin. Aber hören Sie, Bastiani, ich biete Ihnen ein kleines Vermögen, dann können sie die Braut heimführen.'

Und er nannte eine Summe als Preis, die mir geradezu schwindelnd hoch erschien. Ich wäre ein Narr gewesen, hätte ich es ausgeschlagen. Konnte ich auch nicht daran denken, daß dies mir helfen würde, die Braut

heimzuführen, so konnte doch der Besitz von soviel Geld in mancher anderen Beziehung bestimmend für mein Leben werden. So willigte ich ein, und das Entzücken meines Auftraggebers schien sich danach noch eher zu steigern.

So lächerlich und unwahrscheinlich es Ihnen vielleicht klingt, aber damals erst kam mir der Gedanke, daß er mit meinen Arbeiten etwas beginnen möchte, was nicht redlich wäre, daß er sie vielleicht für alte Kunstwerke ausgäbe und jene Preise damit erzielte, die die armen Lebendigen so selten bekommen. Indes gönnte ich ihm gern seinen Vorteil, von dem er mir durch seine Freigebigkeit einen so reichlichen Teil anwies, und war nach wie vor der Ansicht, daß diese Dinge mich nichts angingen.

So hatte ich nun Julias Büste hingegeben und mir schien, ich müsse auch das Bild, das in mir von ihr lebte, zurückdrängen, um einem aussichtslosen Traum ein Ende zu machen. Über die folgenden Jahre kann ich kurz hingehen. Sie waren von Arbeit angefüllt, die mich zuerst ablenkte, auf die Dauer aber nicht mehr voll befriedigte. Ein ähnliches Werk wie jene Büste gelang mir nicht mehr, und ich selbst betrachtete sie als den Höhepunkt meines Schaffens.

Da trat durch den Tod meines Auftraggebers eine plötzliche Änderung in meinem Leben ein. Er war meine einzige Absatzquelle gewesen, andere Verbindungen besaß ich nicht, auch keinen Namen, der mir die Türen geöffnet hätte, keine Bekannten, die Verständnis für mein eigenes, begrenztes Gebiet gehabt hätten. Ich kam mir förmlich verwaist vor, ja, die freundliche Anteilnahme des Mannes fehlte mir in unbeschreiblicher Weise, sie war mir in der letzten Zeit die hauptsächliche Anregung für meine Arbeit gewesen. Nun blickten mich die Werkzeuge um mich herum unfreundlich und teilnahmslos an. Von den näheren Verhältnissen jenes Mannes habe ich nie etwas erfahren, vielleicht war ich der einzige, der ihn aufrichtig betrauerte.

Mittlerweile hatte ich ein ziemlich beträchtliches Vermögen gesammelt, von dessen Zinsen ich wohl leben konnte. Ich dachte jetzt daran, das Leben zu genießen, auf Reisen zu gehen, andere Länder kennen zu lernen, Schönheit und Kunst in mich aufzunehmen. In jenen Jahren bin ich weit herumgekommen, sogar bis nach Deutschland hin. All die Kunstübungen der Jahrhunderte gingen an mir vorüber und füllten mich mit Staunen. Wie hatte jedes seinen eigenen Ausdruck gesucht und gefunden, mit welch neuen Augen immer wieder die alten Dinge geschaut! Da mußte ich mich wohl verwundern, wie es dann der Natur einmal gefällt, einen Menschen aus dem alten Geist zu schaffen, der wohl irgendwo noch webt, und ihn, einen Fremden, in die neue Welt zu stellen, wie sie es mit mir getan hatte. Denn mit der modernen Kunst, die ich da sah, hatte die meine ja gar nichts zu schaffen, wie ein Rest aus früheren Jahrhunderten ragte sie nur hinein, das sah ich wohl.

So bin ich damals auch nach Paris gekommen, ahnungslos, was mir da begegnen sollte. Wie gefiel mir die heitere, brausende Stadt, wie gern ging ich auf den sonnigen Straßen mit ihrem geschäftigen Treiben! Natürlich führte mein Weg mich auch bald ins Louvre. Die unermeßliche Fülle all der Kunstwerke überwältigte mich fast. Endlich kam ich in einen Saal, in dem nur wenige Skulpturwerke ihre Aufstellung gefunden hatten, und plötzlich sah ich nur noch eins, einen zarten, lieblichen, ach, einen unendlich reizvollen Kopf, sah ich Julia, wie ich sie in seligen Wochen mit unendlicher Liebe gebildet hatte. Es war mein Werk, jeder Zug, jede feine Modellierung, all das weiche, warme Leben, das den Marmor beseelte, erkannte ich wieder, und ich weiß nicht, war meine Seligkeit größer, die langentbehrten Züge Julias wiederzuschauen, oder das Kunstwerk zu genießen, das ich selbst geschaffen hatte. Es war wohl eine wunderliche Mischung beider Gefühle, die eine rauschähnliche Stimmung in mir erzeugten und mich nichts weiter sehen oder hören ließen, so daß ich eine wohl endlose Zeit wie versunken gestanden habe.

Als ich mich losriß, war ich noch wie im Traum, nichts anderes mochte ich mehr sehen, ich ging hinaus und verbrachte den Rest des Tages in fernen und entzückten Gedanken. Meine Arbeit war vom Louvre angekauft, und ich hatte keine Ahnung davon! Meine Arbeit stand neben anderen unsterblichen Meisterwerken, von Tausenden gesehen und bewundert! Es war wie eine herrliche Phantasie. Nur fiel mir jetzt in der Erinnerung der gelbliche Ton des Marmors auf, den meine Arbeit nicht gehabt hatte.

Das trieb mich gleich den nächsten Morgen in aller Frühe wieder hin, und erst da hatte ich den klaren Blick, mich umzuschauen, wo meine Arbeit denn eigentlich stand und wie sie bezeichnet war. Ja, da las ich auf einem kleinen Täfelchen die Worte: „Unbekannter Meister der Frührenaissance," und unter den wenigen Arbeiten, die den weihevollen Raum noch schmückten, befanden sich die beiden Sklaven von Michel Angelo, jener Gefesselte, der in süßer Ermüdung niedersinkt, dies unbeschreiblich köstliche Werk, aus dem alle Süßigkeit und alle Kraft einer reifen Natur spricht. Und in die Nähe dieses Werkes war meine Arbeit gestellt, Herr!

Mir war zumute, als ob ein unsichtbarer, glühender Lorbeer meine Schläfe schmückte, der mich zugleich entzückte und beschämte. Solche Augenblicke sind wohl Höhepunkte im Leben, von denen nur der eine Ahnung hat, dem sie zuteil wurden."

Bastiani schwieg. Der Maler hatte sich erhoben, er machte ein paar Schritte, dann kehrte er um und setzte sich wieder.

„Mein Gott, mir sprang doch damals fast die Brust vor Jubel," fuhr der Erzähler fort. „Und doch war ich ein Namenloser, von den Lebendigen zu den Toten zurückversetzt. In mir aber jauchzte es:

‚Nein, nein, kein unbekannter Meister der Frührenaissance. Ihr alle sollt es wissen, daß der, der dies gemacht hat, lebendig ist, und sein Name soll durch die Welt klingen.'

Mit wahrem Übermut ging ich daran, den Betrug aufzudecken, wie ein Bräutigam der Braut lief ich dem Ruhm entgegen. Gott, der Unglaube, auf den ich stieß! Diese Gesichter! Spott, Hohn, Verachtung und doch eine leise Unruhe: ‚Wenn es nun wahr wäre!'

Beweise wollten sie haben, als sie allmählich merkten, daß ich nicht närrisch war. Ich gab die, die ich geben konnte. Ich nannte den Namen meines Auftraggebers. Wie es schien, war der Kauf aber durch Zwischenhändler besorgt, er war ihnen unbekannt. Ich beschrieb die Arbeiten, die ich sonst noch für ihn geliefert hatte, und sprach meine Überzeugung aus, daß einiges davon in Privat- oder öffentlichen Sammlungen zu finden sein müßte. Das alles genügte ihnen nicht.

Himmel, wieviel Tinte ist darum verspritzt worden, wieviel geschäftige Federn haben Artikel darüber geschrieben! Ich sah wohl ein, wie bitter es ihnen werden mußte, den Irrtum einzugestehen. Es war seinerzeit eine ungeheure Summe für das Ding gezahlt worden, in den Publikationen hatten ihre gelehrtesten Doktoren haarscharf bewiesen, aus welchem Jahrzehnt des Quattrocento die Arbeit stammte, sie hatten erbitterte Fehden darüber geführt, welchem Künstler sie zuzuschreiben wäre.

Gestehen Sie nur, bester Herr, Ihnen ist es mit dem Köpfchen heute abend nicht viel anders gegangen, und wären Sie ein Mann der Feder gewesen, Sie hätten bald eine Abhandlung bereit gehabt."

Der Maler lächelte kurz, dann rief er lebhaft und mit großem Ernst: „Ach, Bastiani, wenn Sie nur eine Ahnung hätten, wie ich Sie liebe und wie ich Sie beneide."

Der Italiener sah mit freundlichen Augen nach ihm hin, fuhr aber, ohne etwas darauf zu erwidern, in seiner Erzählung fort.

„Nun, endlich, als die Schwierigkeiten, die man mir machte, immer mehr wuchsen, als ich nicht mehr recht wußte, wie ich meine Wahrheit beweisen sollte, kam mir der Einfall, vor dem ich erst erschrak, der mir aber dann mehr und mehr an das Herz wuchs. Ich erklärte den Herren, meines Wissens lebe mein Modell noch in der Nähe von Florenz. Sie wäre die Tochter eines vornehmen Bürgers, der sie keine Täuschung zutrauen könnten. Ob es Beweises genug wäre, wenn sie meine Erzählung in allen Einzelheiten bestätige, die Arbeit als von mir gemacht anerkenne, und zum Überfluß die Herren sich davon überzeugen könnten, daß der Marmorkopf wirklich ihr genaues Porträt wäre.

Augenscheinlich waren sie sehr erstaunt, daß ich ein lebendiges Modell für den Kopf gehabt haben wollte. Ich weiß nicht, was sie dachten, wo ich ihn hergenommen hätte. Nach einiger Überlegung nahmen sie meinen Vorschlag an, und einer der Herren und ich fuhren zusammen nach Florenz.

Wie wunderlich, wie unwahrscheinlich erschien es mir, daß ich Julia wiedersehen sollte. Sie war mir allmählich fast ein Traumbild geworden, füllte die Bekanntschaft mit ihr doch nur acht Wochen in einem nun dreißigjährigen Leben.

In Florenz zogen wir Erkundigungen ein und erfuhren, daß ihr Vater gestorben war und daß sie, noch immer unvermählt, mit ihrem Bruder in Careggi wohne. Wir fuhren noch denselben Tag hinaus und ließen uns ‚in wichtiger Angelegenheit‘, wie mein Begleiter bestellte, melden. Man führte uns in ein Zimmer, das ich nicht kannte, da ich damals immer nur in dem hellen Arbeitsraum gewesen war, und nach kurzer Zeit trat Julia ein. Ihr Gesicht war von einer zarteren Blässe als damals, sonst erschien sie mir unverändert, nur daß ihre Seele, wenn man so sagen kann, in ihre Züge hineingewachsen war. Sie begrüßte mich mit einer innigen Freundlichkeit, die mich die acht Jahre, die zwischen jetzt und damals lagen, vergessen ließ.

Mein Begleiter war sprachlos. Endlich stellte er unter vielen Entschuldigungen nur der Form halber ein paar Fragen an sie. Ihre Antworten bestätigten alle meine Angaben. Da wandte er sich lebhaft, erregt, fast fassungslos mir zu: ‚Hiernach kann ja nicht mehr der geringste Zweifel an der Wahrheit Ihrer Worte bestehen,‘ rief er aus. ‚Verzeihen Sie nur, daß wir ihn gehabt haben. Wer konnte aber auch so etwas denken! Und nun lassen Sie mich Ihnen ein Geständnis machen: das Louvre kann trotz allem noch stolz sein, Ihre Arbeit zu besitzen. Sie ist und bleibt ein Kunstwerk ersten Ranges.‘

Es war schön von ihm, daß er diese Worte sagte, und es hat mich immer gefreut. Meine Arbeit wurde aus jenem Ehrensaal entfernt, sie bekam eine andere Stelle im Louvre zugewiesen. In den erklärenden Abhandlungen, die über den denkwürdigen Fall geschrieben wurden, sprach man sich anerkennend darüber aus, wie merkwürdig es dem jungen italienischen Bildhauer gelungen wäre, sich in den Geist der Frührenaissance einzuleben.

Da haben Sie meine Geschichte, Herr, so gut erzählt, wie ein einfacher Mann es vermag.“

Damit faßte der Italiener nach seinem Glase und trank es durstig leer. Aber der Maler fuhr von seinem Stuhl auf.

„Nein, Bastiani, das gilt nicht,“ rief er aus. „Sie sind noch lange nicht am Ende. Was heißt das, daß Sie so in der Mitte aufhören wollen? Was wurde aus Julia? Haben Sie sich nur getroffen, um sich wieder zu trennen? Wen stellt das Köpfchen dar, das ich bei Ihnen fand? Wie kommt es, daß Sie hier wie ein einfacher Landmann leben und nur zuweilen Ihre Steinmetzarbeit treiben?“

„Nun,“ sagte Bastiani lächelnd, „das sind viele Fragen auf einmal und kaum Dinge, die zu der Geschichte gehören. Aber da Sie so herzlich fragen, müssen Sie doch Teilnahme für mich haben, so brauche ich nicht zu fürchten, Sie zu ermüden.

Was aus Julia wurde? Als ich Abschied von ihr nahm, fragte sie mich mit einem schalkhaft lieblichen Lächeln, ob ich nun wieder acht Jahre vergehen lassen würde, ehe ich wiederkäme? Da erfuhr ich erst, was ich nie geahnt, nie für möglich gehalten hatte, daß des Kindes Seele damals mein Bild in sich geschlossen hatte zum unverlierbaren Besitz. Ein einsames, menschenscheues Leben, das der Vater mit ihr führte, verstärkte den frühen Eindruck in ein unvorbereitetes Gemüt, vertiefte ihn mit den Jahren, machte ihn dauernd. Was ich hier fand, war das Geschenk einer Liebe, die über mein Begreifen ging. Ich hatte sie nicht verdient, ich konnte sie nur erwidern und jeden Tag von neuem darüber staunen.

Der Bruder setzte sich dem Willen der Schwester nicht entgegen, wir kauften diesen Besitz, wir lebten acht Jahre zusammen, die ebenso selig und schnell vergingen, wie jene acht Wochen. Meine Träume von Ruhm und Erfolg, die sich an jene Aufnahme im Louvre geschlossen, gingen allerdings nur in bescheidenem Maße in Erfüllung. In der ersten Zeit ging zwar mein Name noch durch alle Blätter, aber für die große Menge war doch etwas damit verbunden, was mir weh tat. Als ehrlicher, aus sich und seiner Eigenart herausgewachsener Künstler erschien ich ihr nicht und wäre ihr auch nie so erschienen, da ich über die Grenzen meiner Begabung, die ja eng genug gesteckt waren, nicht hinaus konnte. Was mich noch mehr auf mich selbst zurückwies, auf meine eigene Freude an der Kunst, waren Anerbietungen, die mir gemacht wurden, und die nichts anderes bezweckten, als erneuten, diesmal bewußten Betrug. Durch solche Dinge wurde mir die Öffentlichkeit verleidet, ich arbeitete nur noch zu meiner Lust und für einen kleinen

Kreis von Kennern, die Verständnis gerade für die Art meines Schaffens hatten. Ein einziges Mal sandte ich eine Büste zu einer Ausstellung, wo sie nur einen stillen Erfolg errang.

Mein Glück in jener Zeit lag in meiner Häuslichkeit, in dem endlich errungenen Besitz von Weib, Gut und Kind, in der gleichmäßigen, ruhigen, von einem schönen Wechsel belebten Arbeit. Uns war ein Töchterchen geschenkt worden, das zum lieblichen Ebenbilde von Julia heranzuwachsen versprach. Ich konnte nicht müde werden, immer wieder und wieder das Antlitz jener beiden zu bilden. Das Köpfchen, das Sie bewundert haben, war das gelungenste Bildnis meiner Kleinen. Aus Scherz, zur Erinnerung an jenes bestimmende Erlebnis, gab ich ihm die Färbung der Alters, die Sie so verwirrte. Es ist meine letzte Arbeit in der Art gewesen. In einem Jahr verlor ich sie beide, die mit dem stillen, lieblichen Licht, das von ihnen ausging, mein Leben erfüllten. Das hat doch etwas zurückgelassen, daß ich seither den Weg und die rechte Lust zur Kunst nicht mehr fand."

Der Erzähler schwieg, in Rückerinnerung verloren, und der Maler störte ihn nicht. Nach einer Weile aber sagte er bescheiden:

„Verzeihen Sie, Bastiani, aber hier kann ich Ihnen nicht folgen. Sehen Sie, ich denke, gerade nach einem solchen Verlust bliebe einem nichts anderes als die Kunst, um Trost und wieder eine Lebensmöglichkeit zu finden."

Bastiani blickte ein paar Augenblicke still vor sich hin.

„Als ich nach der ersten Verzweiflung wieder zu mir kam, habe ich ebenso gedacht, bester Herr," sagte er dann gelassen. „Damals schwebte mir vor, ich müsse nun etwas arbeiten, das alles Frühere überträfe, etwas, das alles, was ich fühlte, zum Ausdruck brächte. Und das sollte, drüben in San Miniato, das Grab von Julia schmücken. Ich wußte auch wohl, was ich darstellen wollte, eine Madonna mit den Zügen Julias und dem Ausdruck, den sie hatte, als sie den Tod ihres Kindes erfuhr.

Bis dahin, Herr, hatte ich immer glücklich und leicht geschaffen, mein Modell vor Augen, mit einer Hand, die sicher war und nie versagte. Jetzt stand mein Bild mir nur vor dem inneren Auge. Ich begann und ich zerstörte wieder, denn der Arbeit fehlte das Leben. Ihr fehlte jene höchste Individualität, die ich brauchte, an die ich gewöhnt war, ohne die ich selbst nicht an ihre Wesenhaftigkeit, an ihre Lebendigkeit glauben konnte. Das sind oft scheinbar so kleine Züge, im Grunde ist es die Hauptsache: das Leben der Seele, die sich von innen heraus in Form und Ausdruck nach außen gestaltet.

In jener Zeit habe ich wie ein Verzweifelter gerungen. Ich habe mein Gehirn zermartert, daß es hergäbe, was es noch an Erinnerung besaß, und doch wurde das Bild in mir immer blasser, und was ich schuf, immer leerer, immer mehr Stückwerk, vor dem ich erschrak. Ich habe den Kampf nicht leicht aufgegeben, ich hatte ja das Gefühl, daß ich mir Julia zurückerkämpfen müßte, in der Arbeit sollte sie für mich weiterleben. Schließlich sagte ich mir: ich kann nur etwas leisten, wenn ich nach der Natur schaffe, und ich suchte nach einem andern Modell. Ich habe auch angefangen, zu arbeiten, wenn ich glaubte, etwas Passendes gefunden zu haben, aber es wurde alles nichts. Sehen Sie, Herr, Julia war ja die Verkörperung dessen gewesen, worauf meine Begabung mich hinwies. Das hatte uns zuerst zusammengeführt. Wie konnte es mir nun genügen, wenn ich hie und da einen einzelnen Zug von diesem vollkommenen Bildnis traf? Damals, als ich all das erkennen lernte, verlor ich sie zum zweitenmal, in einer noch tieferen und erschütternderen Weise, weil mir nun meine Armut, meine Einsamkeit erst völlig ins Bewußtsein drang.

Und wissen Sie, was mir da einen Halt gab, daß ich mich in das Leben zurückfand?

Es war mir weh um das kahle, einsame Grab da oben, und weil mir nichts anderes gelang, habe ich eines Tages den Meißel genommen und begonnen, an einer Grabplatte für sie zu arbeiten. Ich zwang die unruhig gewordene Hand zu der lange entwohnten Beschäftigung, und sie gehorchte. Ein zartes Ornament trat aus dem Stein hervor und umschloß in stiller und auch reiner Schönheit ihren Namenszug.

Als die Platte eingelassen wurde, bin ich oben gewesen und habe zugeschaut, wie glatt und rein die Ränder sich in die viereckige Öffnung fügten. Und da habe ich

einen Rückblick in mein Leben getan und habe es in einer neuen Weise begriffen, und eine Stille gefunden, die mich nicht mehr verließ. Das ganze Leben, das hinter mir lag, mit all seinem Streben, seinem ganzen Inhalt von Fühlen und Kunst —, seinen Anfang, seinen Gipfel und sein Ende hatte es in Julia gefunden. Meine frühe Kunstübung mit ihrer seltsamen Einseitigkeit war wie eine Vorbereitung auf die Begegnung mit ihr, ihr Bildnis war der Höhepunkt meines Schaffens. Das erlahmte in den Jahren, als ich fern von ihr war, hob sich zu einer ruhigen Höhe in der Zeit unseres Zusammenlebens, als ich sie und immer wieder sie bilden durfte, und versagte nun mit ihrem Scheiden. Sie war die Erfüllung meines Künstlertraums gewesen.

Gewiß, Herr, ich verstehe Ihre Frage. Ich hätte noch arbeiten können, aber nichts mehr, das mich befriedigte, nichts, das mir gegen das Gewesene nicht wie Stückwerk hätte erscheinen müssen, so daß mir selbst die Erinnerung an das Vergangene in steter Qual und verzweifeltem Ringen um Unerreichbares vergällt worden wäre. Die Stunde, die ich da oben erlebte, während Florenz im Sonnenglanz unter mir lag, war meine Erlösung. Ich gab freiwillig auf einmal hin, was das Leben sonst allmählich aus meiner Hand gerungen hätte, und fand so den Frieden.

Meine nächste Arbeit war eine Grabplatte für das Grab meiner Kleinen. Ich habe sie mit Liebe ausgeführt und eine stille Befriedigung in dieser anspruchslosen Beschäftigung gefunden. Da ist es wohl vorgekommen, daß der und jener mich um solche Arbeit gebeten hat, und ich habe sie gern geleistet. So kam auch der alte Name wieder auf. Oft scheint einem das Leben ein Kreislauf, und man durchläuft es, wie es eben geht.

Aber auch mein Besitz hat seine Forderungen an mich gestellt. Es ist wohl gut, daß solche stille Kraft in den Dingen liegt, die sich an uns wendet und unsere Arbeit verlangt. Das hält fest und gibt dem Leben Gewohnheit und macht es uns wieder lieb. Sie sehen, ich bin nicht einsam geblieben. Die Wirtschaft verlangte nach tätigen Händen, und ich habe eine gute Frau gefunden, die tüchtig und brav ist. Meine Buben kennen Sie auch.

Und nun, Herr, ich denke, Sie verstehen's, in dieser Arbeit und so gleichsam als ein anderer, habe ich noch viel Glück gefunden, ein neues Glück, das ich noch herzlich genieße. Und das andere liegt dahinten als ein abgeschlossener Teil, und mit dem ist auch der Künstler begraben, der Bastiani im Louvre."

„Und hat es Sie nie gelockt, etwa die lieblichen, kräftigen Köpfe Ihrer Jungen zu modellieren?" fragte der Maler nach einer kurzen Pause.

Der Steinmetz schüttelte mit Lächeln den Kopf.
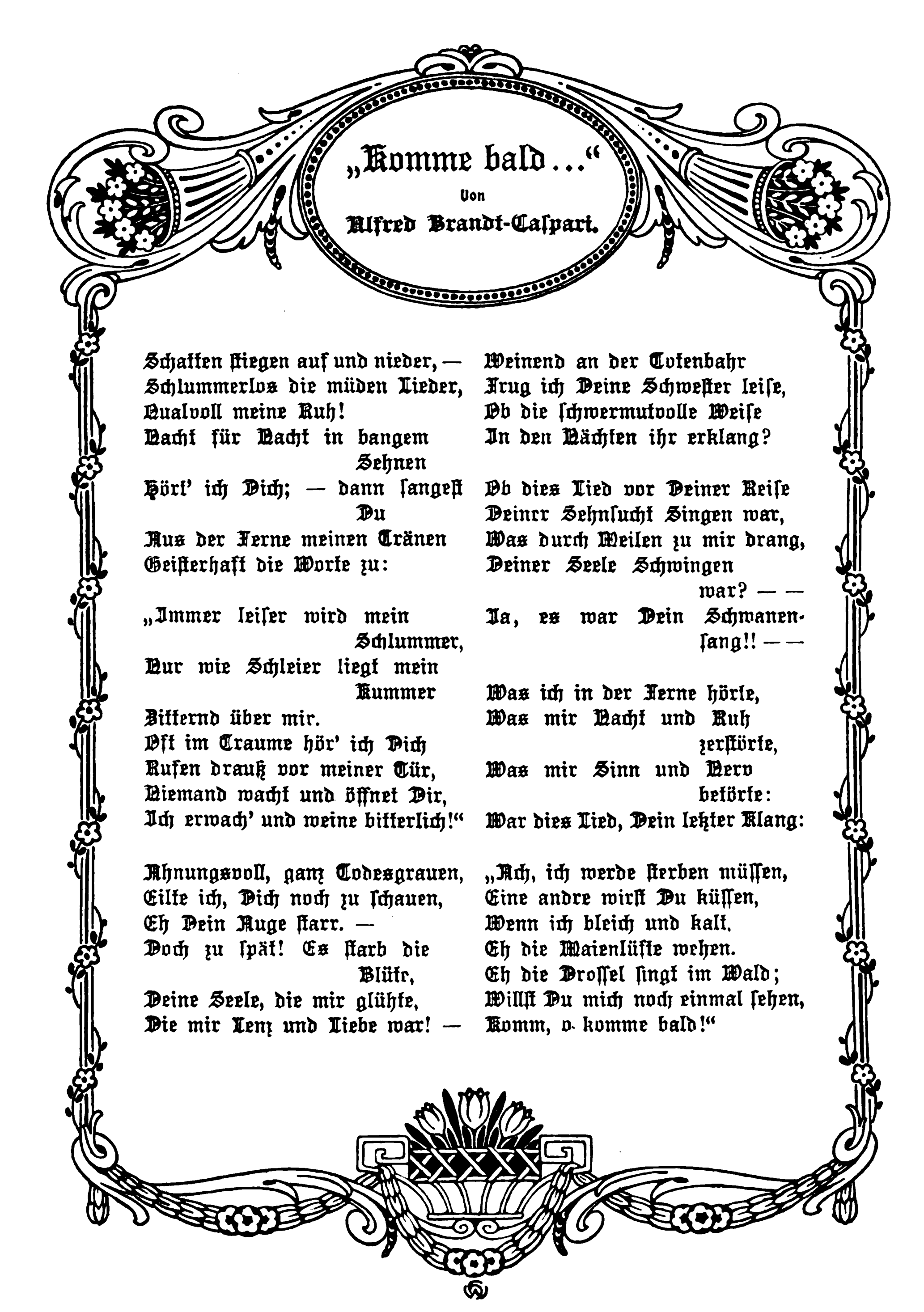
„Es ist nicht mein Gebiet," sagte er, „die Hand zuckt nicht danach. Aber lieb hab' ich sie," sagte er dann mit einem tiefen Atemzug, „ehrlich lieb. Und das wäre denn alles, was ich zu sagen habe, und ich hoffe, es hat Sie nicht müde gemacht."

„Nein," sagte der Maler und erhob sich, „ach Bastiani, sehnsüchtig hat es mich gemacht, unruhig, ja fast verzweifelt. Was ist mein bißchen Gepinsel, das Pfuschen und Suchen, gegen das, was Sie konnten, und Sie haben davon abgelassen, als wäre es nichts, und kein Ehrgeiz ruft Sie. Ich begreife das nicht."

Auch der Steinmetz hatte sich erhoben. Er schaute in die schweigende, nächtliche Landschaft, auf die schwarzen Umrisse der Berge am matthellen Abendhimmel.

„Sie werden es noch einmal verstehen, bester Herr," sagte er gelassen. „Ich kann es besser fühlen, als Ihnen erklären. Das Leben kommt und zeigt, wie alles, auch das Höchste, Schönste, Liebste nur ein Teil des Ganzen ist und wertlos wird vor dem Notwendigen. Wenn wir dann erkennen, daß wir das Notwendige jederzeit leisten können, mit gutem Willen, werden wir sehr still und sehen friedlich allen Dingen zu, wie sie sich fügen. Diesen Weg habe ich gehen müssen, erst gezwungen, dann gern. Und auf irgendeine Weise, denk' ich, lernt ihn jeder kennen, und so werden Sie wohl auch noch dahin kommen."

Der Maler faßte seine Hand und drückte sie mit inniger Heftigkeit. Dann wandte er sich um und ging, nicht in das Haus, in dem die Lichte schon erloschen waren, sondern mit einer Welt von Gedanken hinaus in die Nacht und die Stille.



„Komme bald …"

Von

Alfred Brandt-Caspart.

Schatten fliegen auf und nieder, —
Schlummerlos die müden Lieder,
Qualvoll meine Ruh!
Nacht für Nacht in bangem Sehnen
Hört' ich Dich; — dann sangest Du
Aus der Ferne meinen Tränen
Geisterhaft die Worte zu:

„Immer leiser wird mein Schlummer,
Nur wie Schleier liegt mein Kummer
Zitternd über mir.
Oft im Traume hör' ich Dich
Rufen drauß vor meiner Tür,
Niemand wacht und öffnet Dir,
Ich erwach' und weine bitterlich!"

Ahnungsvoll, ganz Todesgrauen,
Eilte ich, Dich noch zu schauen,
Eh Dein Auge starr. —
Doch zu spät! Es starb die Blüte,
Deine Seele, die mir glühte,
Die mir Lenz und Liebe war! —

Weinend an der Totenbahr
Frug ich Deine Schwester leise,
Ob die schwermutvolle Weise
In den Nächten ihr erklang?

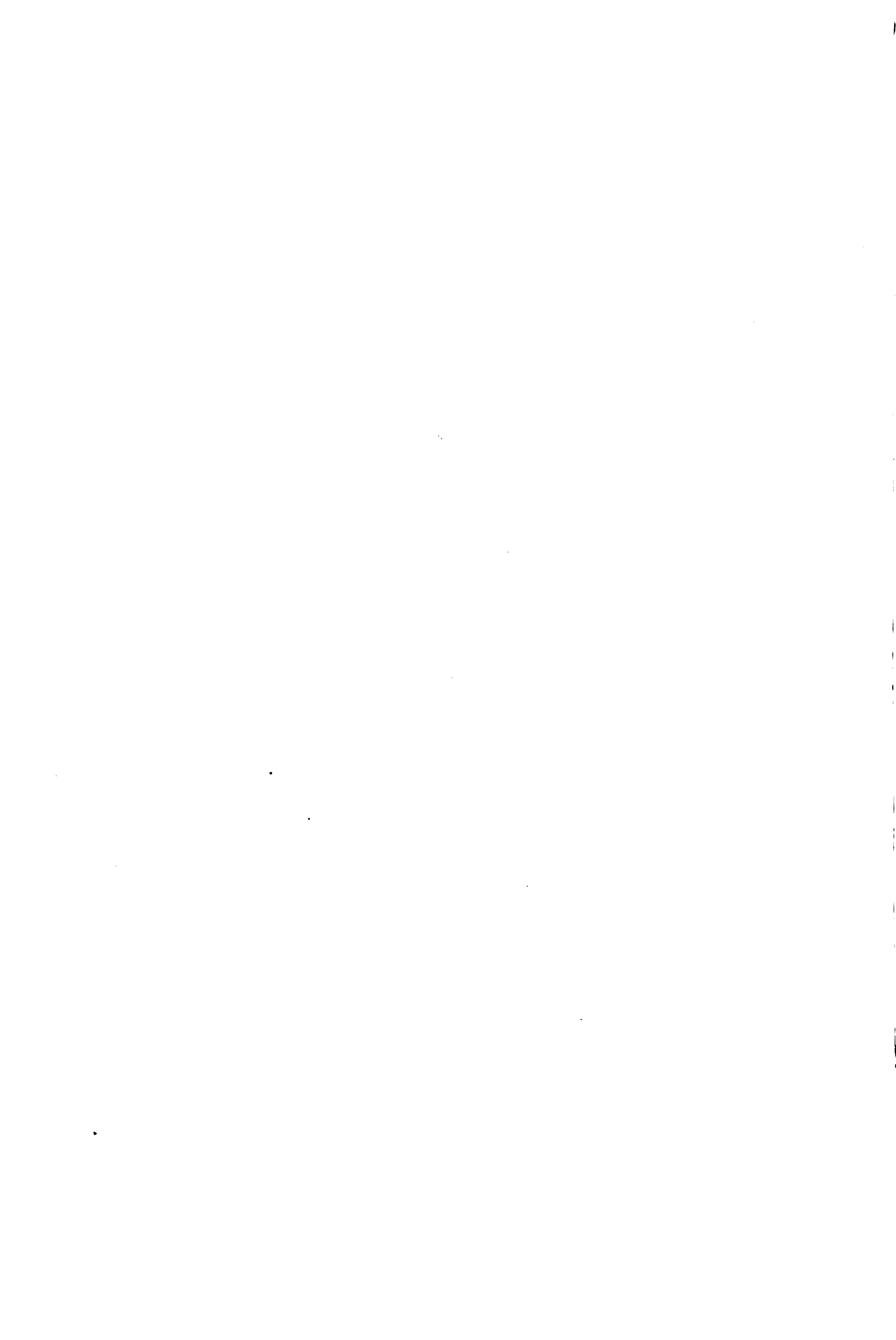
Ob dies Lied vor Deiner Reise
Deinrr Sehnsucht Singen war,
Was durch Meilen zu mir drang,
Deiner Seele Schwingen war? — —
Ja, es war Dein Schwanensang!! — —

Was ich in der Ferne hörte,
Was mir Nacht und Ruh zerstörte,
Was mir Sinn und Nerv betörte:
War dies Lied, Dein letzter Klang:

„Ach, ich werde sterben müssen,
Eine andre wirst Du küssen,
Wenn ich bleich und kalt.
Eh die Maienlüfte wehen.
Eh die Drossel singt im Wald;
Willst Du mich noch einmal sehen,
Komm, o komme bald!"



Im Mai. Gemälde von F. Overbeck-Worpswede.





Remontierende Hängenelken von einem Bauernhause in Schliersee.

Nelken.

Von **F. Raimund.**

Mit neun Aquarellen von Curt Agthe.

Ich wand ein Sträußlein morgens früh,
Das ich der Liebsten schickte,
Nicht ließ ich sagen ihr, von wem
Und wer die Blumen pflückte.

Doch als ich abends kam zum Tanz
Und tat verstohlen und sachte,
Da trug sie die Nelken am Busenlatz
Und schaute mich an und lachte.
Theodor Storm.

„Es kommt wie Nelkenduft im Winde — —“
(Aus Geibels Minnelied.)

Rosen und Levkoyen, Reseden und Nelken unter leuchtendem Himmelsblau, an dem die schneeweißen Wolken wandern —

Unbeschreibliches Empfinden löst sich in jedem, dem ein leichter Wind diese Gartendüfte entgegenweht.

Rose, sei gegrüßt und in deinem Sinnbild alles, was es Festliches, Zartes im Leben gibt! Aber daneben zu allererst auch du, trauliches Sommerkind, uralter, urwüchsiger Volksliebling, würzduftige Nelke!

Wie hat es doch geschehen können, daß die Nelke, diese herrliche Blume, die sich unter den Gärtnern heutzutage so leidenschaftlicher Verehrung erfreut, eine Zeitlang, nach hohem Ansehn, wieder abgesetzt war?

Laune und Mode hatten in den mittleren Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts die Beliebtheit der Nelke in der Tat stark herabgedrückt, aber nur in den Kreisen, wo es eben Blumenmoden gibt; auf den Blumenbrettern kleiner Leute, junger Mädel und alter Frauen, in engen Gassen alter Städtchen, in Bauergärten, auf den Holzaltanen behäbiger Bauernhäuser auf Alpenhöhen, in Klostergängen und Pfarrgärten hat die Nelke ihre frohen Sommerlebenstage unbekümmert weitergeblüht.

Und die Mode hat sie nun schon längst wieder herausgeholt aus dem idyllischen Verborgensein zu hohen Ehren.

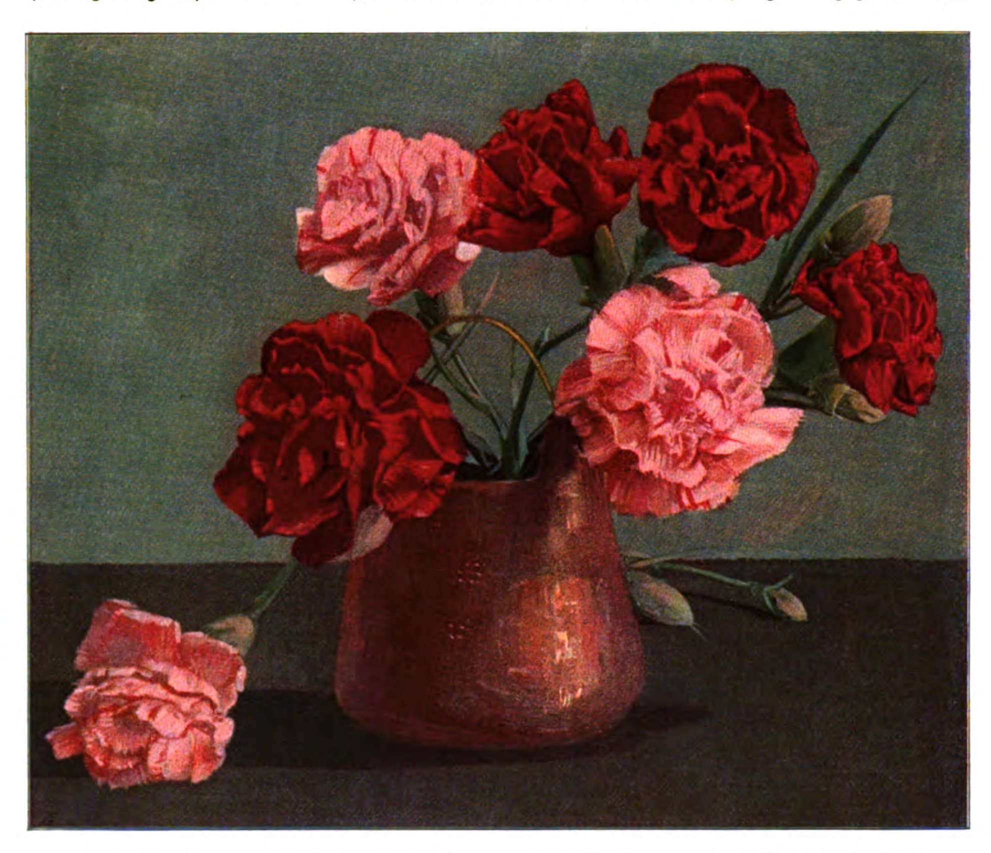
Gegen Mitte des vergangenen Jahrhunderts machte sich ein Lyoner Gärtner, Herr Léon Lille, zu ihrem Ritter. Seitdem ist die Nelkenkultur zum Lieblingssport einzelner großer Gärtnereien und zu einer bedeutenden Einnahmequelle für ihre Gönner geworden. Wir haben in Deutschland Nelkenzüchter, die es auf 2000 Varietäten bringen, und nicht nur an der Riviera, sondern auch in Thüringen und im Vorharz kann man den wunderbaren Anblick ganzer Nelkenfelder sehen, purpurner, rosenroter, schneeweißer, feuergelber Samennelkenfelder. Im tiefsten Winter, wie im heißen Sommer, im Lenz und im Herbst sind Nelken ein hochedler Tafelschmuck. In welchen Massen sie im Winter aus dem Süden zu uns kommen, kann man danach

ermessen, daß eine einzige Gärtnerei in Beaulieu durch die Fröste des letzten kalten Winters 75 000 Franken Schaden an Versandnelken erlitt. Unsere schönsten, modernen, scharfkantigen Kristallvasen scheinen besonders für den schlanken Wuchs der Nelke gebaut, deren sauberes Laub sich wie das der Rose so reizvoll im klaren Wasser breitet.

Dieses schöne grasartige Laub mit seiner spitzen, zarten Schlankheit, seinem mattsilberigen Hauch über dem feinen Grün, die Energie und Intensität der Blumenfarben, der herrliche Duft und die reizvolle Form machen die Vorzüge der schönen Geschöpfe aus dem Hause Dianthus aus.

Dianthus = Dios anthos! — Die Nelke soll die wahre Götterblume, die Blume des Zeus gewesen sein. Sie ist also uralt, diese edle Familie. Ihr deutscher Name Nelke ist ursprünglich ein Zärtlichkeitswort, der Diminutiv Negelke, Nägelin, wie man sie wegen ihrer Ähnlichkeit mit einem kleinen Nagel benannte.

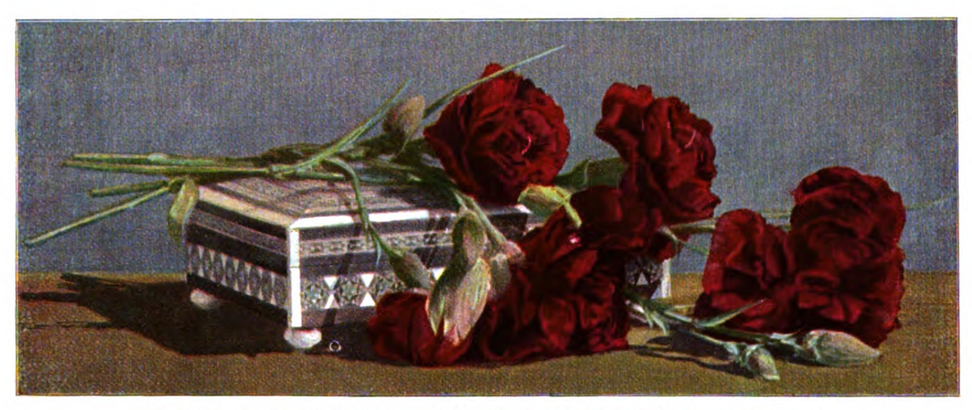
Wir sehen die Nelke auf dem Meisterwerk unter allen Holbeinbildnissen, dem Porträt des jungen deutschen Kaufherrn im Londoner Stahlhof, Georg Gieße. Aus dem dämmerigen Kontorzimmer leuchtet zwischen Büchern und edlem Gerät die venetianische Glasvase mit den blutroten Nelken auf des Handelsherrn teppichbelegtem Tisch. — Van Eyck hat seinem blutlosen alten Mann im Pelz die lebensprühende rote Nelke in die nervöse Hand gegeben. In den Blumenstücken der deutschen und niederländischen Stilllebenmalerei fehlt die feingezackelte Nelke nie. Seit Ludwig IX. blühte in französischen Gärtnereien Nelkenzucht.



„Andre Dacier“ (dunkelblutrot) und „Ritter von Robell“ (fleischrosa mit violettbrauner Doublette).

In stolzer Todesverachtung und frivoler Lebensgrazie erhoben in der Schreckenszeit der französischen Revolution die zum Tode verurteilten Royalisten die Nelke zu ihrem Schmuck beim Besteigen des Schafotts.

Wie heute die Blume des Volkes war die Nelke damals noch die Blume der



„Fürst Georg von Schaumburg", sammetpurpurne Nelken, unicolores.

Aristokratie. So auch in England. Der ganze Farbenbegriff Rot heißt dort pink nach dem Rot der Nelke.

Bei den Italienern und Spaniern war die Nelke aber wohl schon von altersher Volks- und Lieblingsblume, die Blume der heißen Liebessprache. Die Garofili di colore di penzo hinter dem Ohr des ländlichen Herzensbrechers, bei der Arbeit des jungen Landvolks in den Vignen üben ihr heißes Werben. — Der Torrero trägt die rote Nelke als Kampfesschmuck. Und seine Schöne rafft sich die Mantille mit roten Nelken, die zum Nelkenrot ihrer Lippen stimmen.

Der rote Nelkenbuschen am Hütl des Jagers sagt dem Dearndl Bescheid. Auf dem Betbüchel trägt sie Sonntags ihre blutroten Nagerle. Auf wieviel Freud und Verliebtheit nicken die roten Nelken von den kleinen Dearndlfenstern in den Alpenländern



Schwarzbleistiftfarbener „Eustachius" und „Arion", violettrosa und Doublette mit purpurbraun.

herab. Da gibt's die schönen herzblutroten Sorten, die wie ein Schwall herniederbrechen.

Von Bauerhaus zu Bauerhaus wird Nelkensenkertausch getrieben, — auch zwischen Pfarre und Pfarre. Beim Glockenklang, heißt es in den Alpen, soll man Nelken säen, dann werden sie reich gefüllt.

Die klassische Nelke ist Dianthus cargophillus, die Gartennelke. Zu den Tausenden und Tausenden, die in den Katalogen der Nelkenzüchter mit schönen Namen prangen, kommen immer neue. Denn jeder Nelkenfreund zieht neue Farbenspiele und benennt sie nach seinen Lieblingen, nach Prinzessinnen und Dichtern, die seine Gärtnereien besuchen oder die ihm durch ihre Verdienste wert der Patenschaft erscheinen.

Wie der Gartennelke ist die Eigenschaft, in Farben zu variieren, keiner Blume gegeben. Zu dem Reichtum der Einheitsfarben, aller Farben in der Stufenleiter des Sonnenuntergangs neben der Farblosigkeit des reinen Schnees, aller Töne des menschlichen Inkarnats — incarnations ist das moderne englische Wort für Nelken — dazu Exzentrizitäten, wie schiefergrau, silbergrau, braun, reinviolett, schwarzbleistift, aschkupfer — kommt ein luftiges endloses Farbendurcheinander innerhalb einzelner Blumenblätter.

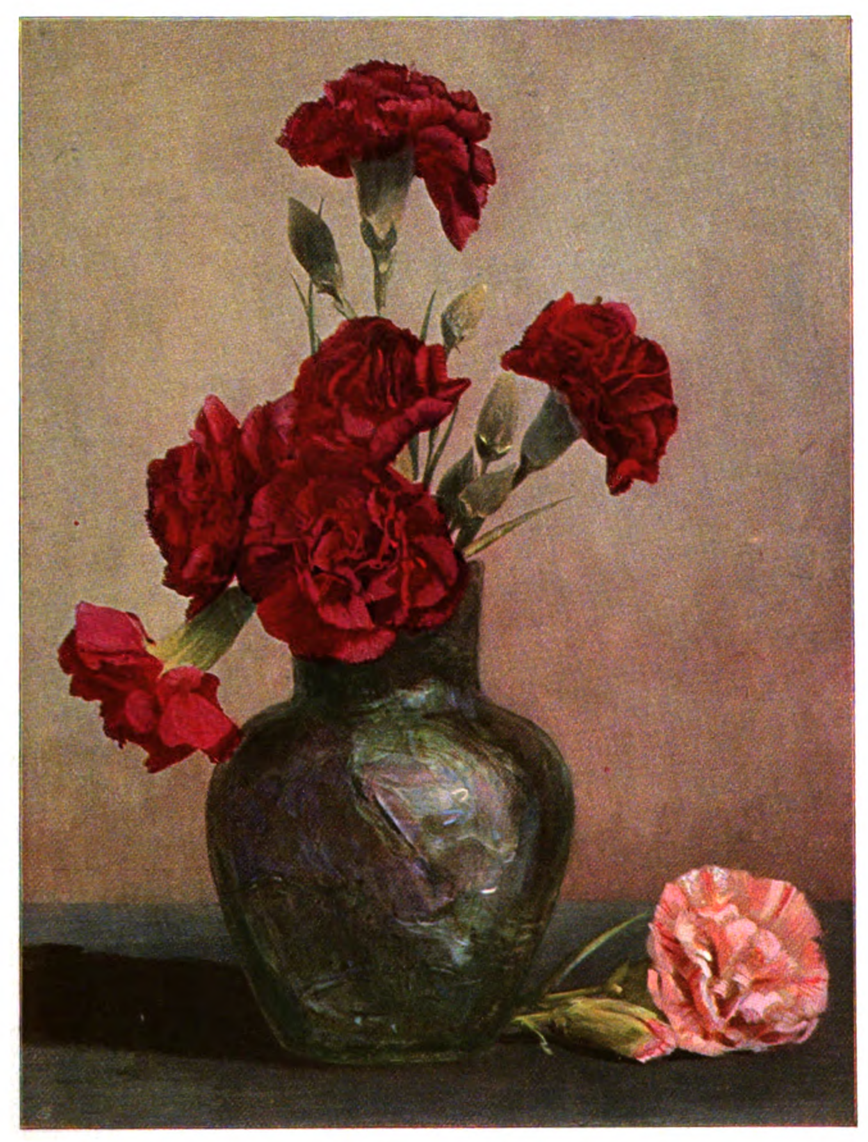
Diese Kaprizen haben aber doch ein System, pedantisch wie nur eins. Was an Farbenpikanterien auch ausgetüftelt werden mag, die Zeichnungslinien können immer nur den Bahnen der Ernährungsgefäße in den Blumenblättern folgen; und so entstehen immer wieder die alten Farbenmale, die die Zweckmäßigkeit, dem lustigen Faltervolk, das die Befruchtung besorgt, den Weg zur Honigschenke zu weisen, mit dem Ideale des beseelten Menschenblicks, der Schönheit, in Einklang bringen.

Nach dem alten Nelkensystem, — dem Weißmantelschen, — richten sich noch heutzutage alle Nelkenbücher und Nelkenkataloge. Bei diesem amüsanten System gibt der Bau der Nelke — Nelkenbau, — die gewöhnliche flache Lage der Blätter, — Ranunkelbau, — zurückgebogene Blumenblätter, — Rosenbau, — Auf- und Einwärtskrümmung der Blätter, — Halbkugelbau, Pyramidalbau — nur Nebenmerkmale. Die maßgebende Einteilung aber geschieht nach Farbe und Zeichnung. Da gibt es die lustigsten Namen bei gestrengen Standesunterschieden.

Farbenblumen heißen die Edlen



„Prinzeß Victoria von Preußen", weiße Farbenblume mit Rosaschein.



„**Ludwig Uhland**“ (dunkelpurpurne Farbenblume) und „**Nestor**“ (hellorangegelb mit hellpurpurgespritzter Salamander).

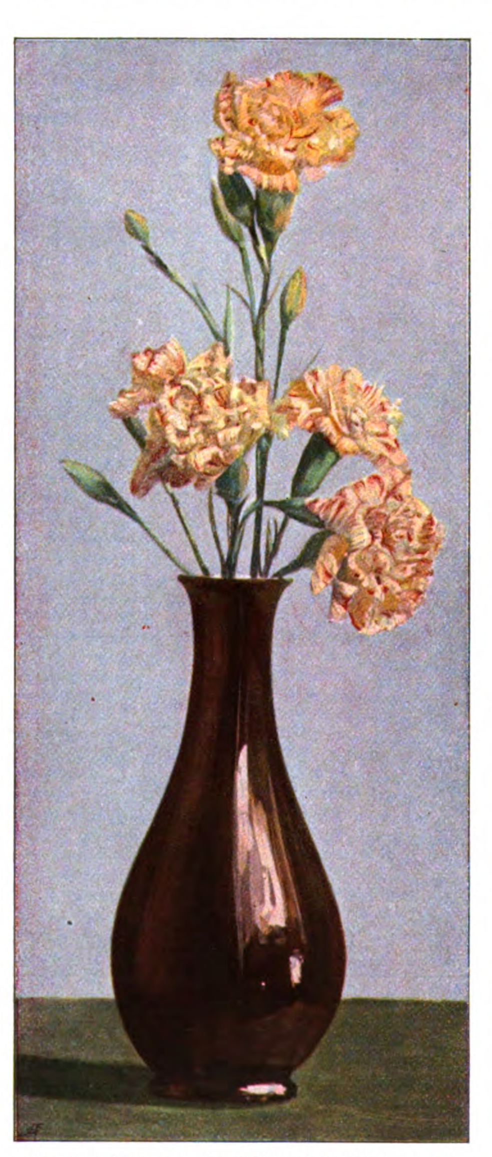
vom reinsten Wasser, die ganz einfarbigen. Wer da glaubt: weiß ist weiß, rot ist rot, der lerne hier in allen Abstufungstönen der reinen Farben schwelgen! Weiß ist da: silberweiß, rahmweiß, schneeweiß, perlweiß, wachsweiß, alabasterweiß, schaumweiß, atlasweiß, schwanweiß, edelweiß. Rot ist: granatrot, dunkelscharlach, hellscharlach, ponceau, purpurn, lackrot, zinnoberscharlach, hellzinnoberrot, samtpurpurn, hellpurpurn, rosaschön, karminrot usw. Und jede Nuance hat für den Nelkenzüchter ihre ganz genaue Bedeutung und Begrenzung.

Aber nun erst das fröhlichbunte Volk der gezeichneten! Obenan die alten gemütlichen, nicht besonders geachteten Salamander! Diese Art läßt sich in einer kunstlos gespritzten Punktierung der Blumenblätter gehn: weiß mit lila, scharlachrot mit weiß, lilarosa mit purpurviolett. — Weitaus feiner sind die Getuschten; umfassend die temperamentvolle Sippe der Feuerfaxe, — ein Fax hat immer zwei,

drei verschiedene Farben ineinander lodernd, — und die nach dem Rande zu reinfarbenen Flamösen. Gesuchte Feuerfaxe sind Albert Viktor, aurorafarbiger Fax mit scharlach und schwarz, Graf Waldersee und Hamlet, von J. C. Schmidt in Erfurt; Schöne Schweizerin, schwefelgelber Feuerfax mit lachsrosa und purpur, Medina, chamois mit dunkelpurpur, Kaspar Hauser, hellchamois mit feurigcerisa, lackrot und violett aus Carl Gronemanns berühmter Nelkenzüchterei in Blomberg, Lippe. Unter den Flamösen leuchtet in dessen 2000 Sorten umfassender Nelkenkollektion ein Fräulein Löwe hervor, zartcremegelb mit ganz zartrosa Tuschhauch.

Eine weitere hochwichtige Nelkensippe ist die der gestrichten Blumen. Nelken, deren Strichzeichnung das ganze Blumenblatt bis zum Nagel streifig durchläuft, heißen Bandblumen; nur am Rande des Blattes nach der Mitte zu gestrichelte Nelken benennt die Nelkenwissenschaft Pikotten.

Natürlich gibt es unter Hohen und Geringen nun noch besondre Schönheiten: Gestalt und Haltung, schöne Fülle, reine Färbung und besondere Größe der Blume können auch eine Nelke geringer Herkunft zu einer vielbegehrten, köstlichen machen. Ein besonderer Triumph moderner Nelkenzucht ist eine Annäherung der Nelkenblatt- an die Rosenblattform; die Petale müssen sich regelmäßig ausbreiten, stumpf und gerundet sein, eine starke geregelte Füllung ausmachen, ohne den Kelch zu zerplatzen. Der Stengel einer guten Nelke muß sich frei und luftig erheben.



Double Pikotte mit gelber Grundfarbe und Purpurrändern.

Neben den vornehmen Nelken gibt es Nebenlinien, ländliche Vettern und Basen von oft bezwingender Lieblichkeit. Da ist die gefüllte Zwergnelke, sodann die reizende fleißige Federnelke, die in üppigen, dichten Mengen, die kein Blatt sehen lassen, wie breite weiße oder rote Pelzstreifen um die Beete steht und den ganzen Garten mit ihrem würzigen Wohlgeruch überweht. Auf den Rabatten spreizt sich die Kartäusernelke mit strenger Sternzeichnung im altmodischen Dunkelkarmin der straußartigen Dolden. Die schönste der alten, duftlosen Chineser-Nelken, noch heute ein Schoßkind mancher Gärtner, ist die von einem russischen Gärtner eingeführte Haddewigi, Dianthus chinensis imperialis, eine ungefüllte mit fünf ganz tief zerschlissenen, gravitätisch gebreiteten Blättern, schlicht karmin bis schwarzkarmin, mit weißen Saftmalen und dunkelschwarzer Zone.

Die wilden Nelken der Berghänge, der Wiesen, der Halden rufen durch das



„Prinzeß von Koburg“ (zartschwefelgelbe Pikotte mit hellem Rand), „Prinzeß Marie“ (dunkelcremegelbe Pikotte mit kupferscharlachnem Rand), „Hertha von Rheeden“ (reinweiß) und „Indianer“ (kupferrote Farbenblume, übergehend in aschkupfer).

brennende Rot ihrer Blumenkrone die geflügelten, langgerüsselten Freunde und Besamungsvermittler jubelnd zu Gast. Wilde Nelken sind die Poesie unserer Wiesen und Fluren. In zartesten Schleiern webt die große Menge der wie in tiefgezackelten Tanzröckchen im Winde wehenden Wiesenfedernelken, Dianthus plumaris, ihr leuchtendes Tiefrosa ins blumige Wiesengrün. Zugunsten der geliebten Flügelfreunde hält die Pechnelke, die Schwester der Federnelke, die von unten ankriechenden Schmarotzer mit Klebstoffen fern.

Am Heidesaum in heißer Sommerglut blüht in mancherlei Arten die kleine harte Steinnelke mit ihrem Purpurauge. Trauermantel und Pfauenauge umgaukeln dieses blutstropfenrote eigentliche Nägelin.

Sind alle diese wilden, einfachen Naturkinder bescheiden und urgesund, so wollen Gartennelken dagegen sehr sorgsam gewartet sein. Sie neigen zu Krankheiten. Nachtfröste töten sie leicht, zu starker Sonnenschein schadet ihnen, Regen tut ihnen weh. Die Blätter nehmen ihn zwar nicht an, man braucht nicht übertrieben ängstlich zu sein. Ich sah im vorigen Sommer in einem alten großen Handelsgarten ein Mädchen Hunderte großer weißer Nelkensträuße in einem Brunnentrog eintauchen und abspritzen, daß die Tropfen abstäubten wie von einem sich schüttelnden Schwan; deshalb ist auch der Tau auf Nelken so schön; aber im engen, festgeschlossenen Kelch gefüllter Nelken sammelt sich das Naß dauernder Regenzeiten und bringt Fäule hervor. — Ein noch schlimmeres Leiden, an dem gerade die schönsten und reichsten Sorten leiden, nennt sich Hohlkrankheit. Es besteht im Anschwellen des Stengels und rührt von zu roher und zu fetter Erde her; da hilft Verpflanzen in mageres Erdreich! — Zu üppigen Nelken platzen die Kelche; der Nelkenvater legt derartig Entstellten zwängende Gummiringe um, die ihre Fülle zusammenhalten; bei geschnittenen Nelken verrichtet diesen Dienst ein ganz feiner Draht.



Einfache Pechnelke.

So muß Hofart wohl Zwang leiden. Und die schönen Nelkenkinder machen ihren Pflegern manche Not. Aber es liegt ein Sonnenlachen über diesen Nöten. Und es scheint mir, als ob Sonne trotz Eis und Nacht in diesem Dasein doch die Hauptsache wäre, und sei es nur die der Erinnerung!

Ein sonnenheller Sommergarten in einer unbändigen Fülle von Schönheit und Frohsinn, über und über voll von Nelken, voll glühend roter, rosa, weißer, gelber, goldlodernder, duftausstrahlender Nelken, ein echtes rechtes Nelkenparadies schwebte mir vor, als ich diese Zeilen schrieb!



Am Praterstern. Gemälde von Heinrich Tormec-Wien.



Aus dem Entwurf Hans Holbeins für das Haus „Zum Tanz“ in Basel.

Maisitte und Mailehen.

Von

Dr. Hans Sendling.

(Abdruck verboten.)

Der Mai will sich mit Gunsten,
Mit Gunsten beweisen,
Prüf ich an aller Vögelein Gesang,
Der Sommer kömmt, vor gar nicht lang
Hört ich Frau Nachtigall singen,
Sie sang recht wie ein Saitenspiel:
Der Mai bald will
Den lichten Sommer bringen
Und zwingen
Die Jungfräulein zu Springen und Singen.
(Wunderhorn.)

Unsere alten Vorfahren wußten nichts von vier Jahreszeiten. Diese sind Erzeugnisse römischer Zeitrechnerei, die sich, zusammen mit viel anderer Kultur der römischen Stadtmenschen, zu den Deutschen übertragen haben. Zuvor beachteten die Germanen, als Naturkinder und Landbauern und weil sie viel mehr Empfindungsmenschen denn Rechner waren, nur den einen großen Naturvorgang im Wechsel ergrünender und erstarrender Jahreszeit, von Sommer und Winter. Der Dualismus von Leben und Tod in der Natur ward bei ihnen, genau wie bei den Griechen und anderen Indogermanen, zum Inhalt des großen Mythos der unter den verschiedensten Namen sich wiederholenden Balder- oder Adonissage. Der Germane der alten Zeit hatte noch keinen anderen Kalender als die Natur um ihn her. Aus dem Schwellen und Knospen der Birken oder Buchen, aus dem Wachstum der Saat, je nachdem sie die drinsitzende Krähe zudeckte oder zu des Mannes Hüfte reichte, aus Blumen und Gras, Ernte und Früchten las er den Fortgang des Jahres ab. Und jene genauer auf den Tag gestellten Termine, die für das Erscheinen zu Thing und Heerfahrt notwendig waren, die las er aus den Phasen des wachsenden oder schwindenden Mondes ab. Ungefähr so hat's der deutsche Laie noch im Mittelalter gehalten, wenn auch der Kleriker im Kloster und in der Königskanzlei nun längst mit dem schriftlichen, aus römischen und kirchlichen Normen zusammengesetzten Kalender hantierte.

Vergebens sucht man in dem Liederschatze der schönsten mittelhochdeutschen Zeit nach den uns geläufigen Worten Frühling, Lenz und Herbst. Frühling ist überhaupt erst im XV. Jahrhundert aufgekommen. Herbst ist ein alter Spezialausdruck für das Pflücken des Obstes und der Reben; das Wort deckt sich sprachlich in korrekter Lautgeschichtlichkeit mit dem lateinischen carpere, pflücken, und dem griechischen καρπός, Frucht. Drum meint noch heute der Weinbauer nichts anderes, als das Traubenschneiden, wenn er vom Herbsten spricht, und versteht unter Herbst den Ertrag seiner Rebgärten: ob's ein Mittelherbst oder etwas besseres war. Lenz ist ein ursprüngliches Zeitwort, der Ausdruck für das „Längen“, Längerwerden der Tage, „lengizin“ nach althochdeutscher Form; auch hier ist, wie bei Herbst, viel später der Begriff eines bestimmten Jahresquartals mit dem Worte verbunden worden. Während Luther noch von dem „Lenzen“ spricht, dringt um diese Zeit die starke Maskulinform Lenz vor, die allmählich allein in Geltung bleibt, weil man die Herkunft des neuen Hauptwortes aus einem Infinitiv vergaß. Das alles ist also nicht alt. Wieviel auch Walter von der Vogelweide von Jubel und Klage der Jahresgezeiten und des Menschenherzens

in ihnen dichtet, so sind es immer und immer wieder nur Winter und Sommer, wovon er weiß.

> Sumer, mache uns aber frô!
> Du zierest anger unde lô.
> Mit den Bluomen spilte ich dô,
> Min herze swebte in Sunnen hô —
> Daß jaget der Winter in ein Strô.

(„Aber" ist „wieder, abermals", und „lô" ist Buschwald, wie in unzähligen Ortsnamen auf -loh [Mandelsloh] oder auf -loch und -lach. Im übrigen braucht man die alte Sprache meist nur laut zu lesen, um sie auch heute noch ohne ängstliche Gelehrsamkeit ganz gut zu verstehen.) Winter und Sommer, darin liegt alles beschlossen, bei Walter wie bei den übrigen Sängern des Ritterliedes und denen des Volksgesanges: auf der einen Seite Ungemach, Lebensnot, untätige Sorge, auf der anderen Erwachen, Freiheit und frohe Kraft. Und immer ist's der Mai, auf dessen weichen Lüften die „guote Zit", der Sommer ins Land gefahren kommt —

> Sô die Bluomen ûß dem Grase dringent,
> Same (als ob) sie lachen gegen der spieleden Sunnen,
> In einem Meien an dem Morgen fruo,
> Und diu kleinen Vogellin wol singent
> In ir besten Wîse, die sie kunnen,
> Waß Wünne mac sich dâ genôzen (gleichstellen) zuo?

Kein 21. März, um den es diesseits der Alpen fröstelt und der Winterhauch noch aus der Erde gefrorenen Tiefen strömt, sondern der Mai, das ist der Empfindung unserer alten Vorfahren die erlösende Zeit und alles Lebens Beginn.

Der Ausdruck „Mai" ist nun ebenfalls nicht an dem Landmannskalender der Blumen und Roggenhalme gewachsen, von dem vorhin die Rede war. Wie Form und Länge unserer Monate, so ist auch das Wort Mai römischen Ursprungs. Es geht zurück auf den Namen der altitalischen Naturgottheit Maja, die man nicht ohne weiteres mit der griechischen Maia, der Mutter des Hermes, verwechseln darf. Auch nicht mit der indischen Maja. Zwar verkörpert auch diese, ganz wie die römische Maja, das feminine Wesen überhaupt, und daher ist Maja insbesondere die Allmutter der Erde, der Welt. Aber im müden Pessimismus der jüngeren Religionsphilosophie dieses Volkes wird das weibliche Prinzip als der Trug schlechthin aufgefaßt, das verschleierte und täuschende Bild. Entsprechend wird die aus Majas Schoß entstammte indische Welt zu einer bloßen Vortäuschung alles Seins. Die altrömische Maja hat damit nichts zu tun. Sie ist noch ohne jede aus Dekadenz geflossene Resignation die mythologische Vertreterin der kraftvollen Lebensempfängnis und des Wachstums in der Natur. Drum gab sie ihren Namen dem Monat Majus, der ein männlicher sein mußte, weil mensis ein Maskulin ist. Mit dieser sprachlichen Bedeutung des sprießenden Lebens, ohne von der Etymologie übrigens zu wissen, übernahmen die alten Deutschen den Namen Mai. Sie deklinierten ihn dann auf ihre Weise und verwandten auch im Nominativ gerne die heimisch klingenden Formen „der Meie" und „der Meien". Denn unserer gebildeten Lehrlingsangst, nur ja alles „richtig" zu schreiben und auszusprechen, von Rémilly und Sulmierzyce bis nach Kiautschou und den Marshallinseln, entschlugen sie sich noch glücklichen Herzens aus dem naiven Rechtsanspruch, zu sprechen und zu schreiben, wie ihnen selber der Schnabel gewachsen sei; sie verfuhren also so, wie bis auf den heutigen Tag die Franzosen, Engländer und andere Völker von verfeinerter und sicherer Bildung tun.

Mit der nahenden Maienzeit erstanden nicht bloß die Natur und der mittelalterliche Mensch vom Winterschlaf. Es begann auch der Austrieb, die Weidezeit, begann das Hirtenleben der Kinder oder der dafür eigens angenommenen Leute. Der nahende Mai ward für das ländliche Gesinde die Zeit des Zuziehens, des Abschieds von daheim, des Eintritts in den Haushalt des Lohnherrn. Keine Zeit im Jahre sieht, beim Besitzenden wie beim Knecht, so viel Hoffnungen und ungewisse Fragen zusammengedrängt, als diese. Ich vermeide es, diese Zeit bei zugespitzten Kalenderterminen zu nennen; die hat sie eben nicht, man geht nicht so strikt nach der Tabelle. Für einzelnes allerdings, speziell für den Gesindewechsel, empfahl sich bei zunehmender Präzisierung aller Verhältnisse ein festes Datum. Da wird denn der nahe vor dem Maianfang gelegene ansehnliche Heiligentag des Ritters St. Georg, der 23. April (Georgi), zum großen Termin für jegliche Lohn- und Mietverhältnisse und zum sozusagen formellen

Sommerbeginn, während der dem hl. Georg verwandte St. Michael zu Ende September ganz ähnlich den Schlußtermin der Erntezeit und der Gesindeverträge bezeichnete.

Nach dem Gesagten ist es verständlich, wenn keine Zeit im Jahre so voll steckt von volkstümlichen Festsitten und Gebräuchen, von abergläubisch eingekleideten Wünschen und Bitten, wie die um den Maibeginn. Schon die Erlösung vom Winter begehrt nach Dank- und Siegesfesten; die Hoffnungen für den Ertrag von Weidewirtschaft, Ackersaat, Obstblüte verlangen nach Zeremonien, um sich auszusprechen, die Gottheit geneigt zu stimmen, die bösen Mächte zu bannen; der wieder ausschlüpfende Mensch mit seinen Zukunftfragen und seines Herzens verjüngtem Sehnen will seine neuerwachte Lebensfülle ausjubeln, will tanzen und springen und möchte des Übrigen durch ein Gutsein von Mensch zu Menschen getröstet sein. Hell und fröhlich, dunkel und geheimnisvoll mengen sich die Maibräuche in unendlicher Vielgestaltigkeit durcheinander, nicht nur durch Inhalt und Zweck kaum übersehbar variiert, sondern auch durch örtliche Verschiedenheit. Aber schließlich läßt sich alles auf die gleichen psychischen Ausgänge und Grundlinien zurückführen, die mit dem Obigen schon ausgesprochen sind. Immer so, daß das Materielle und das Freudig-Impulsive durchaus überwiegt, das abstrahierend Ästhetische noch unentwickelt ist. Bei aller Lebhaftigkeit, die der mittelalterlichen Naturempfindung zu eigen ist, hat sie doch erst in sehr geringem Maße ein bewußtes Erkenntnisvermögen, und zu differenzieren vermag sie gar nicht. Sobald sie sich poetisch ausdrücken will, wiederholt sie konventionell der Vöglein Schall und das Sprießen von Blumen und Gras; erst an seinen Zeitgenossen ermißt man ganz, was Walter von der Vogelweide für ein echter Dichter und großer Künstler ist.

Noch heute stellen die Überreste der alten Maisitten eine bunte Fülle dar, so erheblich auch die Stadtkultur und Leseweisheit, die verständnislose Nüchternheit überlegener, spöttelnder Bildung das nur Überlieferte zum Rückständigen gestempelt und mit ihm aufgeräumt haben. Nicht zuletzt auch die Behörden. Schon im XVII. Jahrhundert erblicken wir die Bureaukratie im Vorgehen gegen die alten zwecklosen Bräuche, die sie nicht in ihren Schematismen hat und die ihr vom Standpunkt des christlichen Staates gutenteils als Anstößigkeiten erscheinen. Unter anderen haben die Behörden des Großen Kurfürsten in seinen westfälischen Gebietsteilen Verordnungen gegen die Maigebräuche und Viehsegen beim Austrieb der Herden erlassen, durchaus nach dem Gutheißen und Willen ihres strengen, frommen Herrn. Man hat damit die Dinge nicht aus der Welt geschafft, man hat sie nur vom Tageslicht abgedrängt, sie ausgeschlossen von der Weiterentwicklung mit der lebendigen Kultur, die Fäden zwischen ihnen und dem sich allgemein verfeinernden Empfinden zerrissen, das Bäuerische darin, das Naive und oft Derbe, in halben oder ganzen Heimlichkeiten übrig gelassen. Wie reizend und poetisch die im altgermanischen Natur-Mythus wurzelnden Bräuche sich fortentwickeln können, wenn man sie in ungestörter Fühlung mit der allgemeinen Erziehung und Bildung bleiben läßt, dafür sei, als nur ein Beispiel, auf die jährliche Brunnenweihe am Quell von Popperode bei Mühlhausen in Thüringen hingewiesen, die nicht etwa eine künstliche Wiederbelebung ist, sondern in ununterbrochener Geschichte zuletzt auf die altgermanischen Quellkulte zurückläuft. Aber Mühlhausen war bis 1802 Reichsstadt. In diesen kleinen Gemeinwesen da war der Beamte einheimisches Stadtkind und war in unvergessenen Knabenjahren, ehe er sich in die Zweckprosa des Römerrechtes stürzte, selber hinausgezogen zu der volksbeliebten Feier. Sicherlich haben wir es zum guten Teil auf das Nichtvorhandensein oder das Vorhandensein persönlichen Verständnisses für das Volk bei der Obrigkeit zurückzuführen, wenn in den größeren deutschen Staaten die altdeutschen Überlieferungen am meisten verkümmert oder doch aus der gebildeten Öffentlichkeit verdrängt sind, während sie in kleineren Staaten, namentlich den thüringischen, unter selbsttätiger Ausscheidung dessen, was heute nicht mehr möglich ist, ihren poetischen Inhalt bewahrt haben. Heute freilich sucht man Landestrachten, Volksbräuche und alles dahin Gehörige wieder zum Leben zu bringen, nachdem man so lange Zeit nur Verachtung und Unterdrückung gehabt hat. Unser Staat, der doch erziehen will oder soll, begriff und

begreift so selten, daß diejenigen Erzieher, die sich mit den Kindern zusammentun, die auf deren Anliegen und Interessen eingehen, so sehr viel weiter kommen, als die Eltern oder Schulmeister mit dem ewigen Dasdarfstdunicht und der Prügelphysiognomie. ... Je unmündiger das Gemüt, desto hartnäckiger widersteht es dem Verbot; gerade die Kinder sind es denn auch in erster Linie, die sich die alten Freudenfeste über das Unterliegen des bösen Winters und den Sieg des milden Maien bis in die Gegenwart erhalten haben.

Die Zeit dieses Festes, auf den römisch-christlichen Kalender projiziert, schwankt von der Fastenzeit bis gegen Pfingsten. In den klimatisch milden Gegenden um Heidelberg ist Lätare, der zweite Sonntag vor Palmarum, der „Sommertag". Von Lenz oder Frühling ist nicht die Rede, obwohl der „Sommertag" sehr früh in den März geraten, unter Umständen auf den 1. März fallen kann. Das Heidelberger Fest ist ein relativ wohlerhaltenes; die fränkischen Gegenden, weil bis ans Ende des alten Reiches territorial sehr zersplittert, gehören überhaupt zu den bewahrenden in volkstümlichen Dingen.

Eier und Brezel — Sinnbilder der sich regenden Fruchtbarkeit in Tier und Feld, sowie des dem Menschen daraus erwachsenden Ertrags —, grüne Sträuße, flatternde Blätter und deren uralter Ersatz, gekräuselte Hobelspähne, werden an weißgeschälten langen Stöcken angebracht, und diese tragend geleitet ein wogender Zug von sämtlichen Kindern der Neckarstadt durch die Straßen den sieghaften Sommer und den Winter, der weichen muß. Es ist wiederum keine moderne Bettelei, sondern eine in alten formellen Beitragleistungen wurzelnde Übung, wenn im Vorbeiziehen an den Häusern kleine Münzen eingesammelt werden. Der Winter wird von einem Jungen dargestellt, der in einer großen groben Strohhülse steckt; nur aus Verkennung wird diese neuerdings auch wohl geschmückt. Den Sommer aber umhüllt fröhliches Tannengrün, von dessen zusammengebundenem Schopf die langen bunten Bänder flattern. Dazu singt die ganze stadtdurchwallende Schar mit den unermüdlichen und ergreifenden Kinderstimmen das folgende Lied, dessen Melodei der pfälzischen Unverzagtheit wenig nachgibt, womit der Text den alten Inhalt gleichzeitig wahrt und zeitgemäß auffrischt:

Strieh Strah Stroh,
Der Summerdag isch do!
Der Summer un der Winner
Des sinn Geschwisterkinner —
Summerdag, Staab aas (aus),
Schlag dem Winner d'Aage aas,
Strieh Strah Stroh,
Der Summerdag isch do.

Ich hör' die Schlissel klinge,
Was werre se uns dann bringe?
Rote Wein und Brezel drein,
Was noch dazu? Paar neie Schuh —
Strieh Strah Stroh,
Der Summerdag isch do:
Heit übers Johr
Do simmer widr do!

O du alder Stockfisch,
Wemmer kummt, do hoschte nix,
Du gibscht uns alle Johr nix —
Strieh Strah Stroh,
Der Summerdag isch do!

Durch das ganze fränkische Volksgebiet bis ins Schlesische hinein war und ist diese Form des „Sommergewinns" bekannt, doch fehlen die Schwaben, Bayern und Niedersachsen mit ganz ähnlichen Winteraustreibungen nicht. Von der Freigebigkeit der leichtherzigen Bayern an die Veranstalter rührt die dortige Redewendung her, daß jemand, der schwer mit allerhand Gaben bepackt ist, zu tragen habe „wie der Sommer und Winter". Vielfach bekommt der Winter seine Prügel, wenn auch auf den Strohpelz und nicht gleich so grob, wie ihm in der Pfalz verheißen wird. Schließlich wird er in den Wald gejagt, wie der friedlos Entsippte, der „schweifende Wolf" (wargs) der altgermanischen Zeit; oder die Strohpuppe wird gesteinigt, aufgehangen, im Brunnen ertränkt.

Anderswo wiederum wird nur e i n e Figur, der „Sommer" oder „Maien", festlich eingeholt, auch hier in Gestalt eines in Grün gekleideten Burschen oder Jungen. Auf ihn werden noch verschiedene Namen übertragen: Maigraf, Maikönig (in Südschweden Blumenkönig), Graskönig, grüner Mann, Maienröslein, oder mit minder zärtlichem Volkshumor: Lattichkönig, Latzmann, Pfingstlümmel. Wie nun diese ursprünglich sehr ernst genommene Figur den Segen verkörpert, den der Sommer bringen soll, so verwendet man in dem besonderen Fall

der Regenbitte dasselbe Sinnbild. Bei langanhaltender Dürre wird ein in Grün gehüllter Junge umhergeführt und schließlich ins Wasser geworfen oder in den Brunnen getaucht: ein symbolischer Überrest urzeitlicher Darbringungsopfer an die über das feuchte Element gebietende Gottheit. (Nur eine den alten Sinn entstellende Übertragung, sogennnnte Analogiebildung, ist es, wenn auch der Winter zuweilen ertränkt wird, wie vorhin erwähnt wurde.) Auf die Urzeitlichkeit dieser Form von Regenbitte fällt schon dadurch ein Streiflicht, daß die Slawen, unter den Indogermanen die uns nächstverwandte Gruppe, speziell die Südslawen, die am meisten vom Regen abhängen, bei großer Dürre das schönste Mädchen des Dorfes — damit das ehemalige Opfer den Göttern auch wert genug sei — in luftiges Grün hüllen, mit ihm umziehen und es gründlich mit Wasser begießen. Auch für den katholischen Priester soll manchenorts bei Bittprozessionen um Regen ein grünes Meßgewand geboten sein, doch möchte ich den Hinweis nicht unterlassen, daß in der regenbedürftigen Trinitatiszeit Grün überhaupt die liturgische Farbe ist.

An die Rolle, welche das alte Symbol der buntgekochten und bemalten Eier auch außerhalb des Sommertags im Frühling spielt, braucht nur erinnert zu werden. Die kirchlichen Feste und Sonntage geben immer nur die geeignete Anlehnung her. Wie denn das Osterfest überhaupt sehr viel kluge Anpassung der christlichen Missionare an die germanischen Frühlingskulte in sich aufgenommen hat. Sogar seinen Namen bei uns hat es von der Gottheit Ostara oder Austrô: der früh erscheinenden Sonne am Osthimmel, die mit der italischen Aurora, der griechischen Eos und der indischen Usrâ, Morgenröte, litauischen auszra, sprachgeschichtlich zusammengehört.

An Sonnensymbolik knüpft ferner das festliche „Scheibenschicken" an. Glühend gemachte hölzerne Rundscheiben werden mittels hindurchgesteckter Stöcke wie eine Art Freuderaketen von Bergen und Anhöhen ins Tal geschleudert. Die zeitlichen Schwankungen dieses Brauches füllen die Zeit von Fastnacht bis Johannis oder, was damit gemeint ist, bis zur Sonnenwende. Also die ganze Zeit der eindrucksdeutlich zunehmenden Tageslänge und der jungen Lebensspende durch die leuchtende Himmelskraft.

Die meisten Maibräuche feiern und danken nicht nur, sondern haben einen Bittzweck als Inhalt. Soweit sie mit dem Vieh zusammenhängen, haben sie sich meist an den 1. Mai gehängt, der ein besserer Termin war, als das von seinem orientalischen Passah-Ursprung her zwischen fünfunddreißig Tagen schwankende Osterfest. Schon das mit dem Viehaustrieb erfolgende Reinigen der Ställe bringt viele Zeremonien mit sich, wovon das Schwenken eines lodernden Strohwisches nach den vier Himmelsrichtungen hervorgehoben sei: herrührend aus heiligenden Handlungen mit der läuternden, reinigenden Kraft des Feuers, die so manchem Opferbrauche zugrunde liegt. Das auszutreibende Vieh oder ein erlesenes einzelnes Tier, eine schöne junge Starke, wird mit Ruten geschlagen, oder es werden Kämpfe der Tiere veranstaltet und die siegende Kuh wird als Heerkuh bekränzt. Das ist ein ins sehr Gelinde abgewandeltes Schädigen und Opfern des Viehes, welches nach demselben Gedankengange wie im „Ring des Polykrates" geschieht, um Schaden durch die Gottheit abzulenken, Gesundheit, Fruchtbarkeit zu erflehen. Der Sinn des Opfers ist immer Entsagen und Darbringen zugunsten jener höheren Gewalt. Daß jenes Rutenstreichen der schönsten Starke oder jungen Kuh ein abgeschwächtes altes Tieropfer ist, ist um so sicherer, als zum Viehaustreib, ganz wie zu den alten Opferhandlungen, Fleischschmausereien nebst Tänzen gehören, die unter dem Namen Hammeltanz, Kuhtanz hier und da erhalten sind. Der Hammel als das geringere Wertobjekt vermittelt den Übergang zum gänzlichen Verzicht auf ein Schlacht- und Opferfest.

Dem Gedeihen der Felder, der Fruchtbarkeit der Saat gelten die Mairitte, die Umritte um die Dorfflur und die Getreideschläge. Sie sind wiederum Überreste der alten Götterprozessionen und Umfahrten, die namentlich mit dem Bilde der Nerthus auf einem sakralen Ochsenkarren — noch die Merowingenkönige fahren bei zeremoniellen Feierlichkeiten mit Ochsen — vorgenommen wurden. Nerthus, „Terra mater", wie Tacitus selber übersetzt, ist die richtige Namensform, Hertha nichts als eine verlesene Textvariante. Nerthus ist die ger-

manische Maja, die göttlich-weibliche Symbolisierung der Fruchtbarkeit, des Frühlingserwachens in der gesamten, sowohl der beseelten wie der vegetativen Natur. Daß die mit Fahnen und Heiligenbildern umziehenden christlichen Prozessionen angepaßte Fortsetzungen der alten germanischen Flurumgänge enthalten, darauf sei nur kurz hingewiesen. — Noch heute werden bei solchen Frühlingsfesten, z. B. beim Sechseläuten in Zürich, Puppen auf Wagen umhergefahren. Anstatt der Puppe tritt nun auch wieder der lebende geschmückte Mensch in die Rolle des Götteridols beim Frühlingskult der Erdmutter Nerthus. Freilich, wo man sich vom Altmythologischen bereits löste und einfacher an den männlichen Sommer dachte, da wählte man naturgemäß einen Burschen. Wo jedoch die Erinnerung an die Erdmutter deutlicher nachwirkte, da nahm man weibliche Wesen; daher auch bei verwandten indogermanischen Völkern. Der germanische Norden kennt neben dem schonenschen Blumenkönig die Majdrottning (Maikönigin), und von niederländischen Gebieten wird aus dem XIII. Jahrhundert erzählt, daß man zu den Frühlingsfesten eine weibliche Person (aliquam ex concubinis sacerdotum) mit Purpur und Diadem verzierte, sie umherführte und „als ein Götterbild verehrte“ (tamquam idolum colebant). Wir erhalten in dieser lateinisch-chronikalischen Notiz den Fingerzeig, daß die von den Städten ausgehende burleske Entartung des alten Volksbrauchs dahin gewirkt haben mag, von der Beteiligung ehrbarer Mädchen abzusehen; der ländlicher und harmloser gebliebene Norden konnte sie eher beibehalten.

Mitten in dem festlich frohen Treiben steht in der ursprünglich-alten Zeit der Mensch als selber ein völliges Stück Natur. Gesundheit und Wert des Lebens auch für seine Person erhofft er von dem Erscheinen der guten Jahreszeit. Gesundheit und Kraft will er gewinnen durch die (nachmals von empfindlicherer Gesittung zurückgedrängten oder in bloße Spaziergänge à la Kneipp abgewandelten) Maibäder, die die junge Kraft der Erde in den Menschen übertragen: indem man sich im Wiesen- und Rasentau des Maimorgens wälzt oder auch wohl einer den anderen hindurch schleift. Die zahllosen Übergänge von einem Maibrauch in den anderen finden hier wieder ihr Beispiel darin, daß in westfälischen Gegenden der Pferdejunge, der erstmals auf die Weide hinauskam, nachdrücklich durch den Tau geschleift wurde, damit dies, noch mehr als ihm, den Pferden zugute komme. Ferner bekränzt man nicht bloß das Vieh, sondern sich selber, und ihre Wohnungen schmücken die Menschen mit Grün, mit „Maien“, was selbst die großen Städte in Norddeutschland heute noch nicht missen wollen. Und mit dem Maienholen wiederum verbinden sich die Maigänge in aller Frühe des Maitags (oder auch Pfingsttages), die das junge Volk weithin in Deutschland kennt. Auch den schönen Umzug der drei Jenaischen Burschenschaften in der Mainacht unter dem Gesang des Geibelschen Liedes kann man hierzu anführen. Alles das in seinen modernisierten Formen berührt sich dem Ursprung nach mit den schon erwähnten Maigängen um die Felder und mit weiterhin noch zu nennendem Brauch.

Man darf nicht scharf trennen wollen, ob der Maigang am Vorabend, in der Frühnacht, oder erst am Frühmorgen geschieht; hier sind es einfach der Beruf der einzelnen Klassen und ähnliche praktische Rücksichten, die differenzierend eingewirkt haben.

Die Frühspaziergänge, die Taubäder, die Ausflüge von jungen Leuten mit ihren Schätzlein zu den Gesundbrunnen wurden auch Maikur genannt. Der Münchener Stadtbürger hat das Wort Maikur übertragen auf die große tagtägliche Bockbiersitzung, der er im Zeichen des Mailüfterl sich gewissenhaft unterzieht, solange der Bockkeller Vorrat hat. Bekanntlich wird der Bock daselbst nicht abends, sondern übertags ausgeschenkt, und man fängt erstaunlich früh an. Der bayerische Residenzler hält's also, auf seine Art, mit dem rheinischen Becherliede aus Fischarts Zeit:

Man sagt, wohl in dem Maien
Da sind die Brünnlein gesund,
Ich glaub's nicht, meiner Treuen:
Es schwenkt eim' nur den Mund
Und tut im Magen schweben,
Drum will's mir auch nicht ein;
Ich lob' die edlen Reben,
Die bringen uns guten Wein.

Die Mainacht ist ja die Walpurgisnacht. Walpurgis, eine um 778 zu Tode gekommene Heilige aus der Eichstädter Gegend, ist durch den Zufall, daß der Heiligenkalen-

der ihren Namen auf den 1. Mai stellte, zu der schlimmheiligen Patronin der Mainacht geworden. Eine heimliche Ironie des unterdrückten Heidentums hat nun aber ihren christlichen Namen weniger mit dem frohen lichten Frühlingskult, als mit dem Spukwesen der Alben und Hexen zusammengebracht, die natürlich ebensogut, wie der Mensch, ihren Mairitt haben wollten und ihren Mailiebsten und Maikönig dazu: den Herrn der Wanzen, Mäuse und all des sonstigen Ungeziefers, gegen das man zu Maibeginn den Flammensegen durch die Ställe schwenkt, so wie man gegen sie selber, die Hexen, den Drudenfuß in der Mainacht an die Stalltür kreidet. Doch nicht von den Walpurgisfahrten wollen wir hier reden, sondern von lieblicheren Maigängen, deren gespenstisch-abenteuerliches Gegenstück jene nur bilden. Mit Gesang und Peitschenknallen, auch wenn man nun nicht mehr ritt — weil man ärmer auf dem Lande geworden war, als in Zeiten der freien germanischen Vollbauern und Gehöftherren — zogen in der Maiennacht, am Abend vor dem ersten Mai, die Burschen und Mädchen auf eine Anhöhe oder einen Hügel, wo das Maifeuer entzündet ward. Weil die Feuerlohe auch hier wiederum Opfersinn hat und Darbringung ist, wird das Holz und Stroh dafür in den Gehöften erbeten, und gerne werden in ihr besonders gesuchte und sinnvolle Kräuter verbrannt. Das Maifeuer spendet einen Teil seines Segens sogleich durch die reinigende, gesundheitgebende Kraft. Dies ist der nächste Sinn davon, wenn die Paare im juchzenden Sprung durch die lohende Glut sausen, beim Maifeuer so gut wie beim Johannisfeuer, das nur ein ans letzte Ende gelegtes Frühlingsfeuer ist.

Beim Maigang, sei's am Abend oder Morgen, wurden auch die Maipaare gebildet, die für den Sommer zueinander gehören sollten. Wie nun aber das Mittelalter durch das Lehnswesen seine Verfassungs- und Wirtschaftsformen insgesamt erhielt, so daß der Lehnbegriff auf alle möglichen sozialen Verhältnisse zur Anwendung kam, so kam auch für jene Sitte, die an sich uralt, frühgermanisch ist, im Mittelalter der Ausdruck Mailehen auf und erhielt sich. Die Paare wurden durch Loswurf oder durch das uralt volkstümliche Kabeln (am Kabelstock mit den übereinander greifenden Fäusten) bestimmt: schicksalskündende Formen, die in der alten Zeit für vieles, insbesondere auch die Verteilung der Acker-„Lose", angewendet wurden. Aber begreiflich ist, wenn gerade in diesem Falle das Herz gern selber des Schicksals Stimme sprechen lassen wollte. So ward denn, als sich in nachheidnischer Zeit die Ehrfurcht vor dem dunklen Götterwillen verflüchtigte, vielenorts üblich, daß die Paare durch ein Versteigern der Mädchen zusammengestellt wurden. Deshalb versteigert man bei den heutigen Pfingsttänzen in den Dörfern um Jena die von den Mädchen an den Maibaumkranz gestifteten seidenen Bänder. Oder auch das leichter zu beeinflussende Schicksal, wie man sich am Maimorgen zufällig zuerst begegnete, entschied über die Zusammengehörigkeit der Mailehnpaare. Diese gingen und tanzten dann den Sommer über nur miteinander, und sicherlich gar manches Mal behielt das fränkische Dialektsprüchlein (mit dem weggelassenen Schluß-n) recht:

Heut zum Lehe,
Übers Jahr zur Ehe!

Andernfalls endigt das Mailehenverhältnis im Hochsommer, gewöhnlich wenn die großen Bohnen blühen.

Da das Mailehen an sich viel älter als das Lehnswesen ist, kennen es auch die Angelsachsen, die ums Jahr 400 herum nach Britannien ausgewanderten deutschen Bewohner von Gegenden um Hamburg und in Schleswig. Nur ist in England der Tag, wo das Mailehen ausgemacht wird, in die erste Zeit der sichtbar zunehmenden Tage hinaufgerückt worden, auf den Valentinstag (14. Februar). Auch hier wurden einst die Paare ausgelost; heute haben sich die „Valentines" verflüchtigt zu Briefchen, Geschenken und Neckereien am Valentinstage zwischen Leutchen, welche, mindestens einerseits, gerne ein Paar sein möchten. Im ganzen ist es England eigentümlich, daß die altgermanischen Bräuche, eben in angepaßter Form, gesellschaftsfähig geblieben sind. Es fällt die Periode der bureaukratischen Vielregiererei aus, von deren Wirksamkeit in Deutschland vorhin gesprochen wurde, und auch die deutsche Neigung fällt fort, das Einheimisch-Volkstümliche als etwas ohne weiteres Unvornehmes zu betrachten.

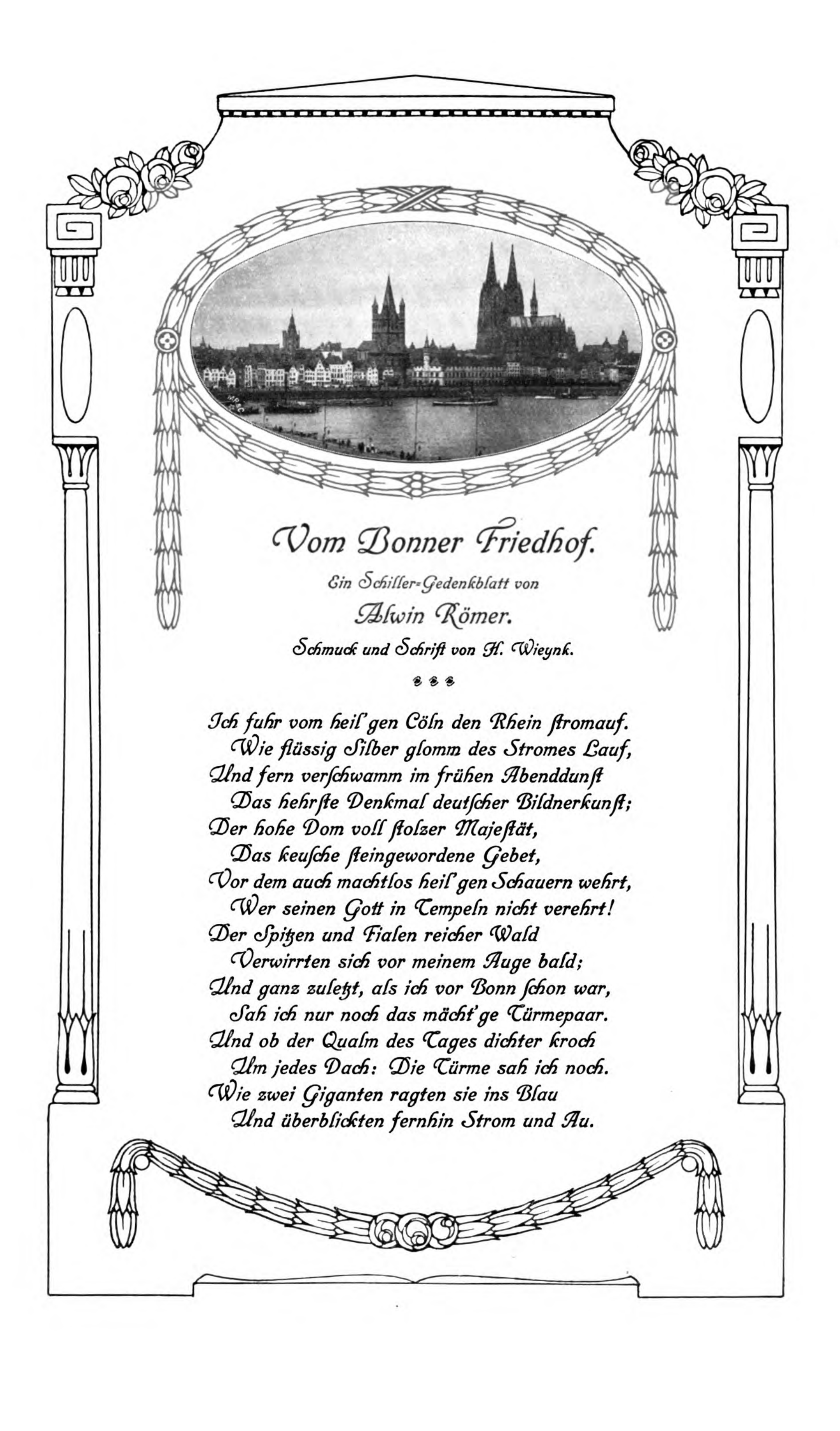
In Deutschland verbindet sich der Maiverkehr der jungen Leute nun wieder mit

dem frühlingsgrünen jungen Laubschmuck, dem „Maien". Nicht bloß ein allgemeiner riesiger Maibaum, gewöhnlich eine Tanne, mit Frühlingsymbolen und Fröhlichkeiten aller Art geschmückt, wird mit festlichem Umzug auf dem Dorfplatz aufgerichtet. Sondern noch einen besonderen Maibaum, eine Birke oder anderen jungen Laubbaum, stellt der Bursch dem Mädchen vors Fenster oder befestigt ihn, als guter Kletterer, gar auf dem Giebel. Und sie beschenkt ihn mit einem Kränzlein oder Schapel. Neuerdings weiß man freilich nichts mehr davon, daß diese gewundenen Kränze und grünen Schapel (wovon aber die Strohhüte und das Wort chapeau herrühren!) einstmals Kopfbedeckung waren; so verehrt denn heute das Mädchen dem aufmerksamen Liebhaber einen Blumenstrauß und steckt ihm den an den Hut. Die geschenkten Kränze und Sträuße werden schlechtweg „Maien" genannt, und in Vorarlberg heißt der Tag vor der Hochzeit, an dem die Freundinnen zum Kranzwinden kommen, Mainete, obwohl für ländliche Hochzeiten der vorratschwere und arbeitfreiere Spätherbst viel beliebtere Zeit ist als der Mai.

Nicht bloß in Tänzen und ausgelassenem Hoppeldei unter dem Maibaum, auch in Wettkämpfen und Wettspielen tollte das schwellende Maiengefühl sich aus. Wettrennen der Mädchen, von denen es schwer fiel, Neckerei und Possen fern zu halten, kennen wir aus dem Schwäbischen so gut wie vom mecklenburgschen Darß; natürlich laufen sie über den Anger nicht im langen Städterinnenrock, und das Ganze kommt selten über eine scherzhafte Improvisation hinaus. Ein selbstbewußter Bauernbursch dagegen, der stellt schon etwas anderes vor, als das Schürzenvolk, vollends im früheren Mittelalter, ehe die schwerste Zeit über den Bauernstand kam. Daher halten die jungen Bauern Ringelstechen und Turnier, so wie man's den Rittern abgeguckt hat. Der Sieger wird vielfach „Maikönig", „Maigraf"; er braucht dann nicht zu losen, wählt sich sein Mailehen selber. Da in den Städten die Patrizier mit ihren Turnieren und Artushöfen eine späte Ritterromantik für sich mit Beschlag belegten, blieben der wehrhaften Bürgerschaft andere Formen für das Maienspiel übrig, so wie sie zu ihren Waffen am besten paßten. Aus der Vergildung dieser bürgerlichen Maispiele — denn in den Städten wird alles verzunftet und vergildet, sogar der Gesang — sind die Armbrustschützengesellschaften, die Vogelschießen und Schützenfeste hervorgegangen, und aus dem Maikönig der Städter ist der Schützenkönig geworden.

Dem mittelalterlichen Menschen mit seiner tatlos-dumpfen Winternot, der Freudlosigkeit der kurzen Tage und kalten Monate in den lichtlos qualmigen Burggemächern und stickigen Bauernhäusern ist der Mai eine jubelnde Erlösung gewesen, von der die ganze Augen- und Seelenlust unserer Frühlingsfreude heutzutage doch nur ein schwächlicher Abglanz ist. Er „ist wol halb ein Himmelrîche" sagt Walter vom Mai. Und nur eines unter allen Dingen der Welt weiß der ritterliche Minnesänger, was er vor dem Mai noch preisen müßt. Das ist eine edle, schöne, reine Fraue, wenn diese unter die Leute tritt, wohl gekleidet und gebunden — mit der Gebände, der züchtigen Binde, die das Gesicht umrahmt und auf der über den Haaren das Schapel ruht. Man muß sich erinnern, daß die von den Romanen entlehnte, mittelalterlich gute Sitte denjenigen Frauen und Mädchen, die auf den Begriff Herrin, „frouwe", Anspruch hatten, nur bei besonderer Festgelegenheit erlaubte, aus den Kemenaten und Spinnkammern hervorzukommen „zuo viel liuten"; ein Jahr lang läßt das von einem Kenner höfischen Anstandes redigierte Nibelungenlied den König Siegfried am Wormser Hofe harren, ehe er Krimhilden sieht! So hielt's die Zeit gegen 1200; weiter im XIII. Jahrhundert hat die Sitte von ihrer Strenge nachgelassen und überhaupt gegen das unsichere Alamodewesen des entstehenden Rittertums reagiert. Aber vor dem Sichtbarwerden einer solchen Herrin, sagt der galante Ritter, verblaßt sogar der Mai; er bring uns alle seine Wunder, es ist doch nichts so Wonnigliches darunter, als ihr viel minniglicher Anblick; „wir lassen alle Blumen stahn und gaffen an das werte Weib". Und wenn der Dichter wählen müßte zwischen des Maien Hochgezite mit all ihrer Macht, oder der edlen Fraue, der er dient, — freilich, es wäre schlimme Wahl und mit Owe leitet er's ein, aber dennoch könnt' kein Schwanken sein:

Her Meie, ir müeset Merze sîn,
E ich mine Frouwen dâ verlüre!



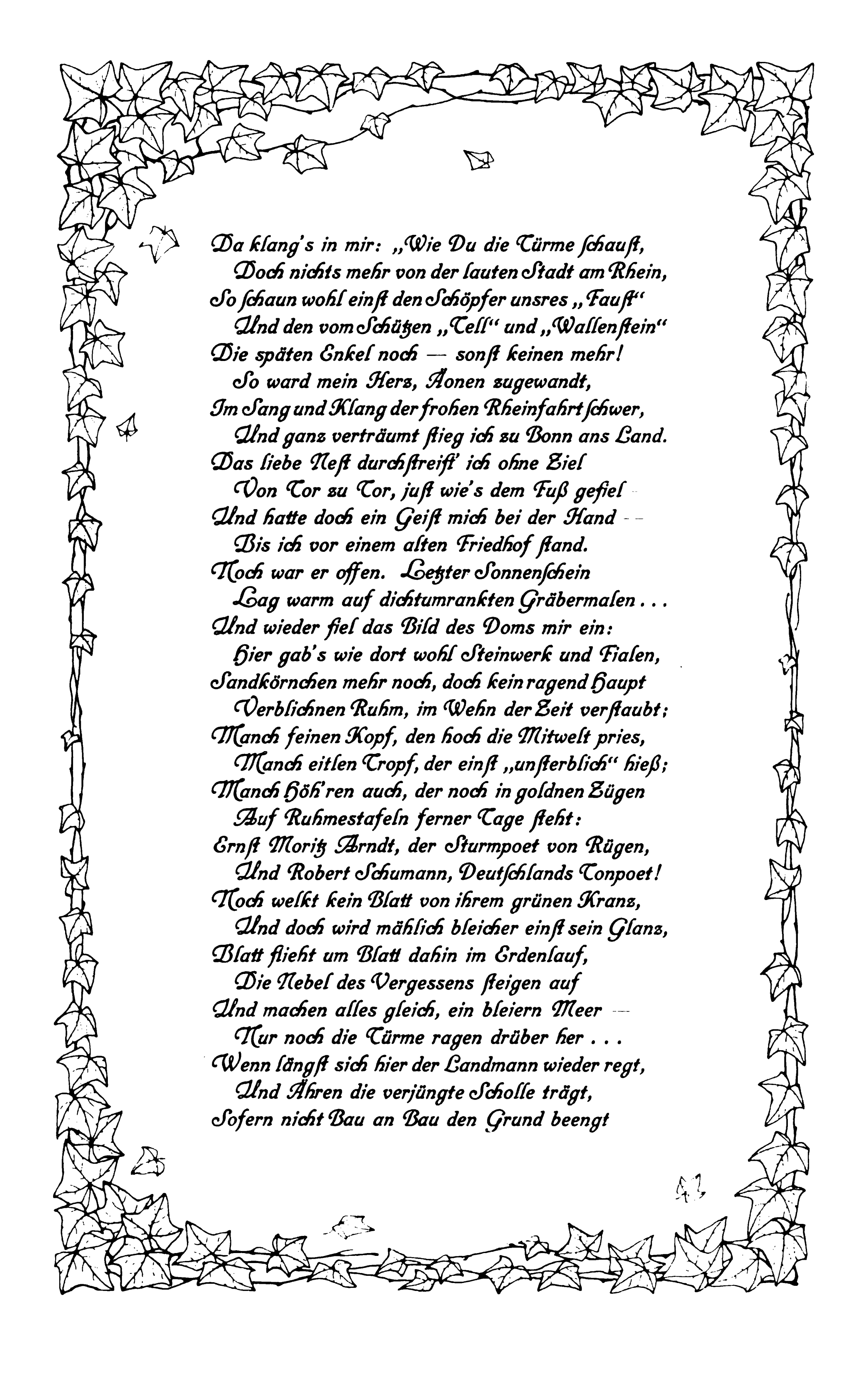
Vom Bonner Friedhof.

Ein Schiller-Gedenkblatt von

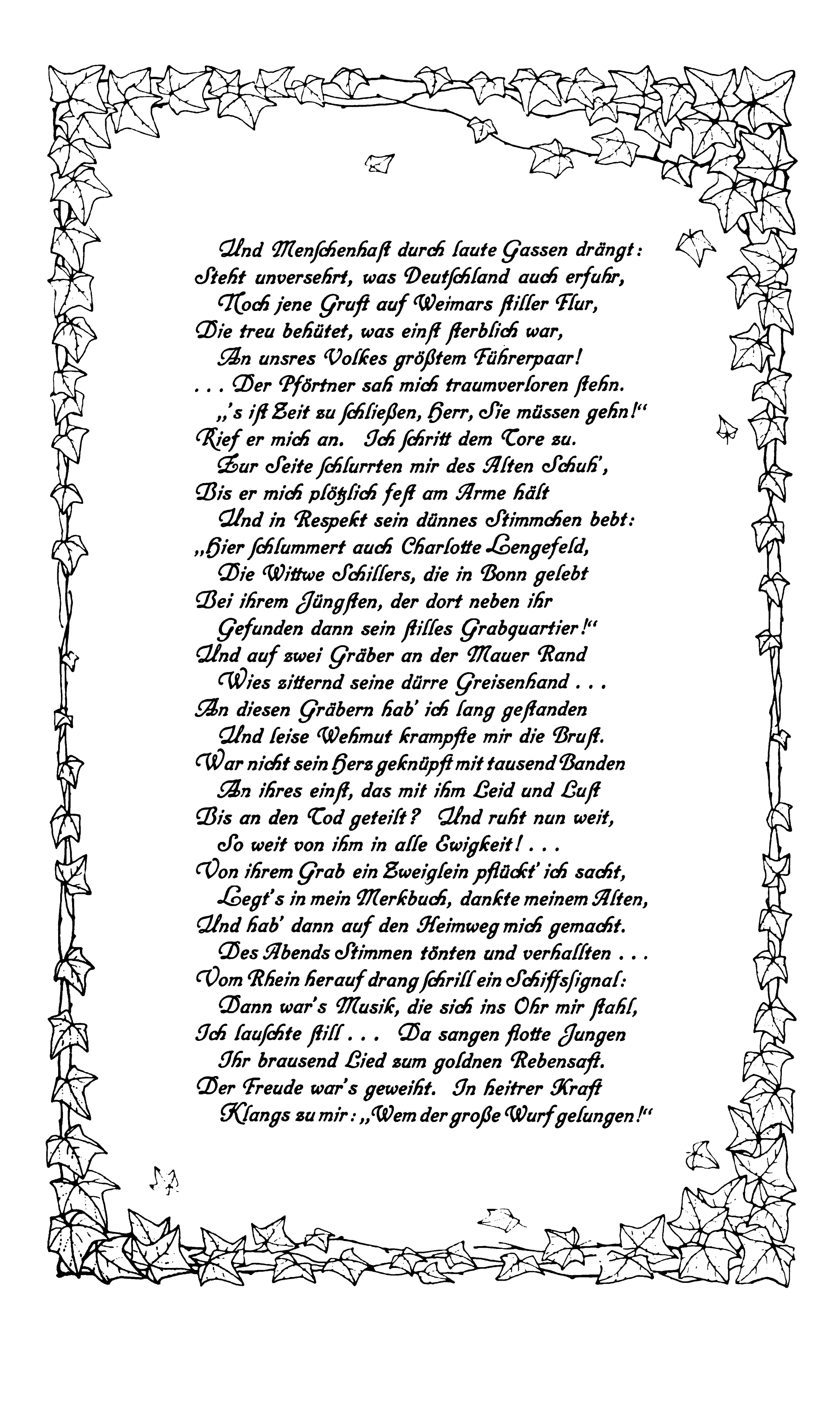
Alwin Römer.

Schmuck und Schrift von H. Wieynk.

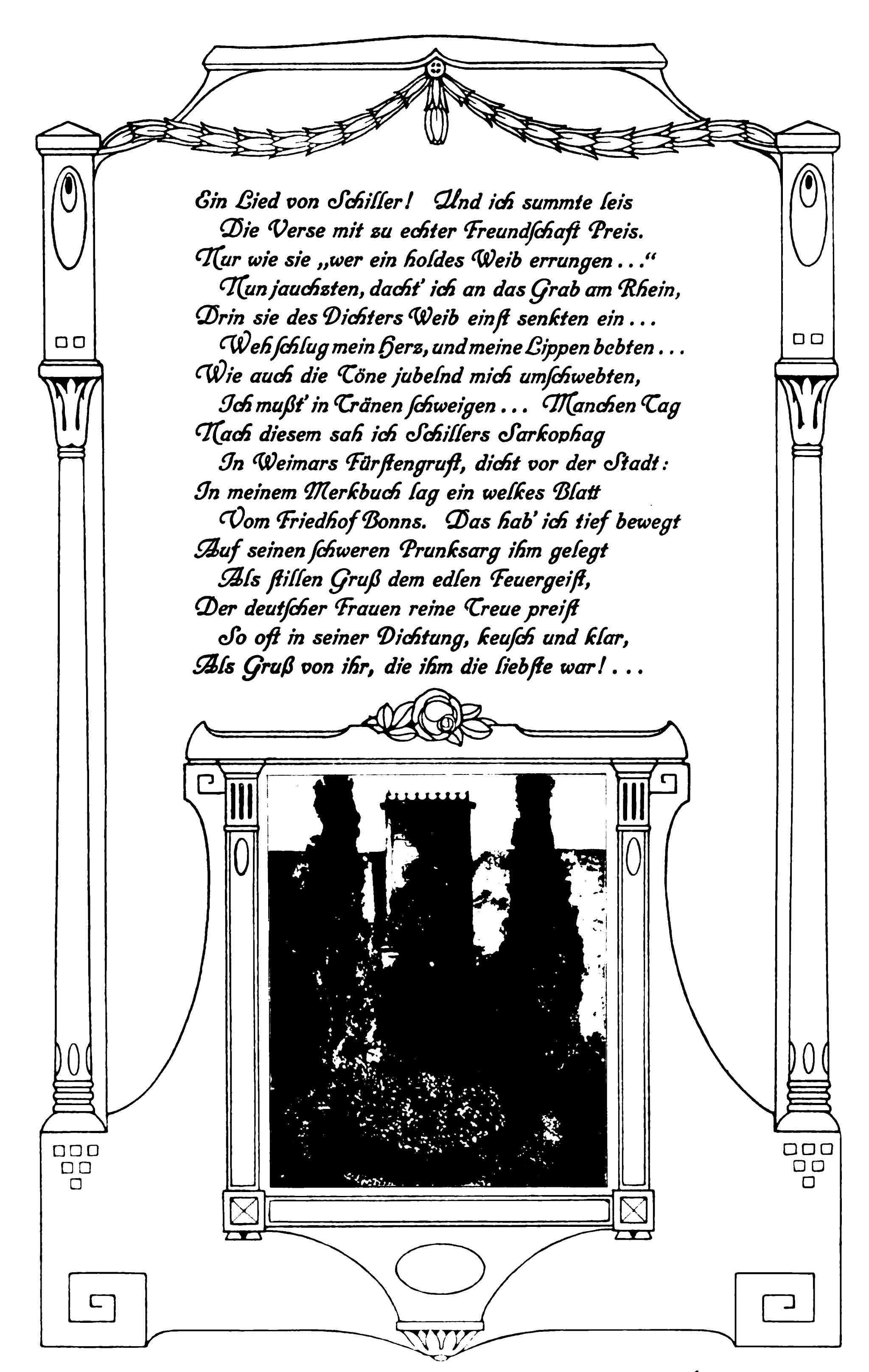
Ich fuhr vom heil'gen Cöln den Rhein stromauf.
Wie flüssig Silber glomm des Stromes Lauf,
Und fern verschwamm im frühen Abenddunst
Das hehrste Denkmal deutscher Bildnerkunst;
Der hohe Dom voll stolzer Majestät,
Das keusche steingewordene Gebet,
Vor dem auch machtlos heil'gen Schauern wehrt,
Wer seinen Gott in Tempeln nicht verehrt!
Der Spitzen und Fialen reicher Wald
Verwirrten sich vor meinem Auge bald;
Und ganz zuletzt, als ich vor Bonn schon war,
Sah ich nur noch das mächt'ge Türmepaar.
Und ob der Qualm des Tages dichter kroch
Um jedes Dach: Die Türme sah ich noch.
Wie zwei Giganten ragten sie ins Blau
Und überblickten fernhin Strom und Au.



Da klang's in mir: „Wie Du die Türme schaust,
Doch nichts mehr von der lauten Stadt am Rhein,
So schaun wohl einst den Schöpfer unsres „Faust"
Und den vom Schützen „Tell" und „Wallenstein"
Die späten Enkel noch — sonst keinen mehr!
So ward mein Herz, Äonen zugewandt,
Im Sang und Klang der frohen Rheinfahrt schwer,
Und ganz verträumt stieg ich zu Bonn ans Land.
Das liebe Nest durchstreift' ich ohne Ziel
Von Tor zu Tor, just wie's dem Fuß gefiel
Und hatte doch ein Geist mich bei der Hand —
Bis ich vor einem alten Friedhof stand.
Noch war er offen. Letzter Sonnenschein
Lag warm auf dichtumrankten Gräbermalen . . .
Und wieder fiel das Bild des Doms mir ein:
Hier gab's wie dort wohl Steinwerk und Fialen,
Sandkörnchen mehr noch, doch kein ragend Haupt
Verblichnen Ruhm, im Wehn der Zeit verstaubt;
Manch feinen Kopf, den hoch die Mitwelt pries,
Manch eitlen Tropf, der einst „unsterblich" hieß;
Manch Höh'ren auch, der noch in goldnen Zügen
Auf Ruhmestafeln ferner Tage steht:
Ernst Moritz Arndt, der Sturmpoet von Rügen,
Und Robert Schumann, Deutschlands Tonpoet!
Noch welkt kein Blatt von ihrem grünen Kranz,
Und doch wird mählich bleicher einst sein Glanz,
Blatt flieht um Blatt dahin im Erdenlauf,
Die Nebel des Vergessens steigen auf
Und machen alles gleich, ein bleiern Meer —
Nur noch die Türme ragen drüber her . . .
Wenn längst sich hier der Landmann wieder regt,
Und Ähren die verjüngte Scholle trägt,
Sofern nicht Bau an Bau den Grund beengt



Und Menschenhast durch laute Gassen drängt:
Steht unversehrt, was Deutschland auch erfuhr,
Noch jene Gruft auf Weimars stiller Flur,
Die treu behütet, was einst sterblich war,
An unsres Volkes größtem Führerpaar!
. . . Der Pförtner sah mich traumverloren stehn.
„'s ist Zeit zu schließen, Herr, Sie müssen gehn!"
Rief er mich an. Ich schritt dem Tore zu.
Zur Seite schlurrten mir des Alten Schuh',
Bis er mich plötzlich fest am Arme hält
Und in Respekt sein dünnes Stimmchen bebt:
„Hier schlummert auch Charlotte Lengefeld,
Die Wittwe Schillers, die in Bonn gelebt
Bei ihrem Jüngsten, der dort neben ihr
Gefunden dann sein stilles Grabquartier!"
Und auf zwei Gräber an der Mauer Rand
Wies zitternd seine dürre Greisenhand . . .
An diesen Gräbern hab' ich lang gestanden
Und leise Wehmut krampfte mir die Brust.
War nicht sein Herz geknüpft mit tausend Banden
An ihres einst, das mit ihm Leid und Lust
Bis an den Tod geteilt? Und ruht nun weit,
So weit von ihm in alle Ewigkeit! . . .
Von ihrem Grab ein Zweiglein pflückt' ich sacht,
Legt's in mein Merkbuch, dankte meinem Alten,
Und hab' dann auf den Heimweg mich gemacht.
Des Abends Stimmen tönten und verhallten . . .
Vom Rhein herauf drang schrill ein Schiffssignal:
Dann war's Musik, die sich ins Ohr mir stahl,
Ich lauschte still . . . Da sangen flotte Jungen
Ihr brausend Lied zum goldnen Rebensaft.
Der Freude war's geweiht. In heitrer Kraft
Klangs zu mir: „Wem der große Wurf gelungen!"



Ein Lied von Schiller! Und ich summte leis
Die Verse mit zu echter Freundschaft Preis.
Nur wie sie „wer ein holdes Weib errungen . . ."
Nun jauchzten, dacht' ich an das Grab am Rhein,
Drin sie des Dichters Weib einst senkten ein . . .
Weh schlug mein Herz, und meine Lippen bebten . . .
Wie auch die Töne jubelnd mich umschwebten,
Ich mußt' in Tränen schweigen . . . Manchen Tag
Nach diesem sah ich Schillers Sarkophag
In Weimars Fürstengruft, dicht vor der Stadt:
In meinem Merkbuch lag ein welkes Blatt
Vom Friedhof Bonns. Das hab' ich tief bewegt
Auf seinen schweren Prunksarg ihm gelegt
Als stillen Gruß dem edlen Feuergeist,
Der deutscher Frauen reine Treue preist
So oft in seiner Dichtung, keusch und klar,
Als Gruß von ihr, die ihm die liebste war! . . .

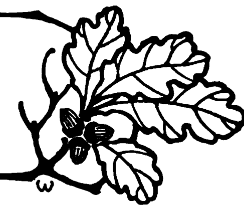
Schrift: „Trianon" aus der Bauerschen Gießerei, Frankfurt a. M.



Karl von Clausewitz.

Von

C. Frhr. v. d. Goltz.



Durch die vaterländische Presse ging kürzlich ein Aufruf zur Beisteuer für ein Denkmal des Generals Karl von Clausewitz. Wunderbar erscheint es, daß dies erst jetzt, 74 Jahre nach seinem Tode, geschieht; denn Clausewitz war unstreitig einer der bedeutendsten Geister und lautersten Charaktere, welche das Vaterland in neuerer Zeit besessen hat. Als Erzieher seines Volkes sind seine Verdienste sehr groß, und sie haben reiche Früchte im praktischen Leben getragen. Ihm gebührt ein bedeutender Anteil an den Erfolgen Deutschlands in den letzten Kriegen und somit auch an der Wiedergeburt des Reiches.

Man könnte ihn in eine Linie mit Roon stellen, so verschieden auch beide Männer geartet sind. Roon, Deutschlands Waffenschmied, hat das materielle Rüstzeug unserer Siege geschaffen, Clausewitz zum guten Teil das geistige. Er legte den Grund zu den Anschauungen vom Wesen des Krieges, aus welchen die glänzende Führung unserer Heere hervorgegangen ist. Freilich bedurfte es nach ihm noch der Schulung des Generalstabes und der höheren Befehlshaber durch Reyher und Moltke, um seine Lehren praktisch nützlich zu machen und ihre Wirkung ins Leben der Armee zu übertragen, aber es ist Clausewitz' Geist, welcher das deutsche Feldherrntum des großen Jahrzehnts durchweht. „Wie Kants Philosophie in Deutschland das Denken selbst derer schult, die kaum mehr von ihm als seinen Namen kennen, so beherrscht Clausewitz seit dreißig Jahren die kriegswissenschaftliche Anschauungsweise des preußischen Heeres" sagt Meerheimb in einer trefflichen Studie über das Wirken und die Werke des Generals.*)

Dennoch ist es erklärlich, daß Clausewitz so lange auf sein Denkmal hat warten müssen. Es gibt Männer ersten Ranges, denen wir trotzdem den Titel des „Großen" nicht beilegen. Wir haben ein Gefühl, daß das zu ihrer Eigenart nicht recht passe und daß sie dessen nicht bedürfen. Man hat nur an Gustav Adolph zu denken. Ähnliches empfindet man in bezug auf Clausewitz und sein Denkmal. Er wird auch lange noch, wenn nunmehr sein Standbild errichtet werden sollte, der großen Masse wie ein Unbekannter erscheinen.

Sein Lebenslauf war ein vielbewegter, und dennoch ist er in der Außenwelt nicht besonders hervorgetreten. Seine Zeit kannte ihn wohl kaum als einen ihrer bedeutendsten Männer; seine Tätigkeit, selbst im Geräusch des Krieges, war eine zurückhaltende. Während der Freiheitskämpfe stand er immerhin schon in der zweiten Linie der Führer als Chef des Stabes eines selbständigen Korps, aber man hat ihn nicht so viel genannt, wie diejenigen, welche sich 1870 und 1871 in ähnlicher Lage befanden, beispielsweise Bronsart, Verdy, Brandenstein, Voigts-Rhetz u. a. m. Dafür ward ihm das neidenswerte Los zu teil, von den ausgezeichnetsten Geistern seiner Epoche ganz besonders geschätzt zu werden. Er war Scharnhorst, Gneisenau, Boyen und Stein eng verbunden. Auf ihn, wie kaum auf einen anderen Mann, paßt Schillers Wort: „Wer den Besten seiner Zeit genug getan, der hat gelebt für alle Zeiten."

Von kleineren Schriften abgesehen, die er zum Teil noch dazu auf fremde Veranlassung schrieb, ist er zu seinen Lebzeiten nicht einmal als Schriftsteller an die Öffentlichkeit getreten. Er verdankt seinen Ruhm nur hinterlassenen Werken, zumal seinem Hauptwerke „Vom Kriege". Auch dieses Werk ist unvollendet geblieben; der Tod unterbrach seine Arbeit. Aber selbst, wenn es ihm vergönnt gewesen wäre, dieselbe zum Abschluß zu bringen, sollte sie doch einstweilen geheim bleiben. Er wollte unbedingt wahr sein können und sich daher bei seinen Untersuchungen durch keinerlei Rücksicht gebunden fühlen. Seine Frau ist es gewesen, durch welche die Herausgabe erfolgte, und die schöne, von ihr verfaßte Vorrede sagt uns, wie sie dazu kam und wes Geistes Kind sie selbst gewesen ist:

„Es wird mit Recht befremden, daß eine weibliche Hand es wagt, ein Werk von solchem Inhalt, wie das vorliegende, mit einer Vorrede zu begleiten. Für meine Freunde bedarf es hierüber keiner Erklärung, aber auch in den Augen derer, die mich nicht kennen, hoffe ich durch die einfache Erzählung dessen, was mich dazu veranlaßte, jeden Schein einer Anmaßung von mir zu entfernen.

„Das Werk, dem diese Zeilen vorangehen sollen, hat meinen unaussprechlich geliebten, mir und dem Vaterlande leider zu früh entrissenen Mann während der letzten zwölf Jahre seines Lebens fast ausschließend beschäftigt. Es zu vollenden war sein sehnlichster Wunsch; aber nicht seine Absicht, es während seines Lebens der Welt mitzuteilen; und wenn ich mich bemühte, ihn von diesem Vorsatz abzubringen, gab er mir oft, halb im Scherz, halb aber auch wohl im Vorgefühl eines frühen Todes, zur Antwort: ‚Du sollst es herausgeben'. Diese Worte (die mir in jenen glücklichen Tagen oft Tränen entlockten, so wenig ich damals geneigt war, ihnen eine ernsthafte Bedeutung beizulegen) sind es nun, die es mir nach der Ansicht meiner Freunde zur Pflicht machen, den hinterlassenen Werken meines geliebten Mannes einige Zeilen vorauszuschicken; und wenn man auch hierüber verschiedener Meinung sein kann, so wird man doch das Gefühl

*) Karl v. Clausewitz, Allgem. deutsche Biographie 1876. IV. Bd. S. 293.

gewiß nicht mißdeuten, das mich veranlaßt hat, die Schüchternheit zu überwinden, welche einer Frau jedes auch noch so untergeordnete Auftreten der Art so sehr erschwert.

„Es versteht sich von selbst, daß ich dabei auch nicht die entfernteste Absicht haben kann, mich als die eigentliche Herausgeberin des Werkes zu betrachten, das weit über meinem Horizont liegt. Nur als eine teilnehmende Begleiterin will ich demselben bei seinem Eintritt in die Welt zur Seite stehen. Diese Stelle darf ich wohl in Anspruch nehmen, da mir auch bei seiner Entstehung und Ausbildung eine ähnliche vergönnt wurde. Wer unsere glückselige Ehe gekannt hat und weiß, wie wir alles miteinander teilten, nicht allein Freude und Leid, sondern auch jede Beschäftigung, jedes Interesse des täglichen Lebens: der wird begreifen, daß eine Arbeit dieser Art meinen geliebten Mann nicht beschäftigen konnte, ohne auch mir genau bekannt zu sein. Es kann also auch niemand so wie ich Zeugnis geben von dem Eifer, von der Liebe, mit der er sich ihr widmete, von den Hoffnungen, die er damit verband, sowie von der Art und dem Zeitpunkt ihres Entstehens. Sein so reich begabter Geist hatte von früher Jugend an das Bedürfnis nach Licht und Wahrheit empfunden, und so vielseitig er auch gebildet war, hatte sich sein Nachdenken doch hauptsächlich auf die Kriegswissenschaften gerichtet, welchen sein Beruf ihn widmete und die von so großer Wichtigkeit für das Wohl der Staaten sind."

Dann folgt in Kürze die Entstehungsgeschichte des ganzen Werkes.

Bei dem völligen Verzicht auf Tagesruhm ist Clausewitz sich doch ohne Zweifel des inneren Wertes wohl bewußt gewesen. Er vertraute darauf, daß die Nachwelt ihn anerkennen werde. Seine Absicht war es, für den Feldherrn und Staatsmann zu schreiben und ihnen das wahre Wesen des Krieges in voller Klarheit darzulegen. Dadurch hoffte er, „in ihren Köpfen manchen Faltenkniff auszubügeln". Sein Ziel war also ein sehr hohes.

Doch wenden wir uns zunächst seinen äußeren Lebensschicksalen zu.

Clausewitz stammt aus kleinen Verhältnissen. Sein Vater, in der Jugend Offizier, bekleidete später einen Posten am Steueramte Burg. Er hatte 300 Taler Gehalt und sechs Kinder. Viel konnte er für deren Bildung natürlich nicht tun. Aber er ist ein tüchtiger Mann gewesen, der sie gut erzogen hat. Von vier Söhnen kehrten drei mit dem eisernen Kreuze erster Klasse und dem Orden pour le mérite geschmückt aus den Freiheitskriegen zurück und brachten es zum General.

Karl, der jüngste der Brüder, ist am 1. Juni 1780 geboren und trat mit zwölf Jahren schon als Junker in die Armee, um sofort die Rheinfeldzüge mitzumachen. Er muß von zartem Körperbau gewesen sein, denn man nahm ihm für gewöhnlich auf den Märschen die Fahne, die er zu tragen hatte, ab, und nur, wenn es durch eine Ortschaft ging, wurde diese ihm wieder zurückgegeben. Oft hat er sich im späteren Leben dessen erinnert, welches Aufsehen dann der Knabe mit seiner schweren Last bei den Einwohnern erregte. Das wichtigste Ereignis, welchem er beiwohnte, war die Wiedereroberung des von den Franzosen genommenen Mainz durch den General von Kalckreuth am 22. Juli 1793. Noch nicht fünfzehn Jahre alt, wurde er zum Leutnant befördert. Dann folgte der Friede zu Basel und die Rückkehr seines Regiments, Prinz Ferdinand, in die Garnison Neuruppin. Dort begann er sogleich zu arbeiten, um die Lücken in seiner Bildung auszufüllen, und er ist ein Autodidakt im besten Sinne des Wortes geworden. Nach bestandener Prüfung ward er sogar an die 1801 von Scharnhorst gegründete Kriegsschule in Berlin berufen. Damit begann für ihn eine schwere Zeit; seine Armut brachte ihm manche Verlegenheit, und bald verzweifelte er sogar daran, den Vorträgen folgen zu können. Es fehlte ihm noch zu vieles an elementarem Wissen. Nahe soll er daran gewesen sein, den ganzen Versuch aufzugeben; da wurde Scharnhorst auf den jungen begabten Offizier aufmerksam, nahm sich seiner an und ermutigte ihn, in seinem Bestreben zu beharren. Scharnhorst ist der Vater und der Freund seines Geistes geworden, wie er selbst sagt. Die Vorlesungen fanden nur in den Morgenstunden im königlichen Schloß statt, und es blieb den Offizieren viel freie Zeit für eigene Studien. Clausewitz machte sich dies zu nutze, um Professor Kiesewetters Vortrag über Logik zu hören, und daher wohl stammt seine streng logische Methode und seine dialektische Schärfe.

Scharnhorst empfahl ihn in der Folge als Adjutanten für den Prinzen August von Preußen, und es ist gewiß ein gutes Zeichen für die viel geschmähte Zeit vor Jena, daß der unbemittelte Offizier, dem keine vornehme Fürsprache zur Seite stand, wirklich diese Stelle erhielt. Als Stabskapitän begleitete er den Prinzen 1806 ins Feld, im stillen schon verlobt mit seiner späteren Gattin, der Gräfin Marie von Brühl. Es war ein Glück für ihn, eine Lebensgefährtin zu finden, die seiner in allen Stücken würdig war, und der gegenüber er sich über jedes Thema rückhaltlos aussprechen konnte in dem Bewußtsein, immer ein volles Verständnis zu finden. Seinem ersten heimlichen Briefwechsel mit ihr verdanken wir daher schon eine Reihe wertvoller Urteile und Betrachtungen. Doch senden wir als eine Probe seiner Schreibweise ein Stück aus der Schilderung des Marsches der Armee voraus, welche er zu Gerbstädt in der Grafschaft Mansfeld am 18. September niederschrieb:

„Es ist wirklich ein recht ästhetischer Eindruck, den das Vorüberziehen eines Kriegshaufens macht; wobei man nur nicht an unsre Revuen denken muß. Hier sind es nicht, wie dort, steife Truppenlinien, die sich dem Auge darbieten, sondern man unterscheidet in den geöffneten Reihen noch das Individuum in seiner Eigentümlichkeit, und es herrscht neben der ruhig fortschreitenden Bewegung viel Mannigfaltigkeit und Ausdruck des Lebens. Jeder leuchtet mit seiner Rüstung einzeln durch die grünen Zweige des jungen Waldes, und wenn schon der Mann dem Auge entschwunden ist, blitzt noch seine Waffe durch die Wolke von Staub, die sich hoch über dem Rande des Tales erhebt und dem Entfernten des ver-

borgenen Heeres Zug verkündet. Selbst die Mühseligkeit, die aus der Anstrengung spricht, wenn sich die Reihen mit ihrem Geschütz und Gepäck langsam den Berg hinauf ziehen, gibt einen glücklichen Zug in dem Bilde. Die Menge der Individuen, welche selbst ein kleiner Kriegshaufe dem Auge darstellt, verbunden zu einer langen, mühevollen gemeinschaftlichen Reise, um endlich auf dem Schauplatze von tausend Lebensgefahren anzukommen, der große und heilige Zweck, dem sie alle folgen, legt diesem Bilde in meiner Seele eine Bedeutung unter, die mich tief ergreift."

In jenen Briefen steht auch das merkwürdige Wort: „Des Krieges bedarf mein Vaterland und — rein ausgesprochen — der Krieg allein kann mich zum glücklichen Ziele führen," ebenso das bekannte Urteil über des großen Friedrich Verhalten bei Leuthen: „er war entschlossen, alles zu verlieren oder alles wiederzugewinnen, wie ein verzweifelter Spieler und — daß unsre Staatsmänner es sich wohl merken möchten! — in diesem leidenschaftlichen Mute, der nichts ist, als der Instinkt einer kräftigen Natur — liegt die höchste Weisheit. Die ruhigste Überlegung des glänzendsten Kopfes kann, entfernt von jeder Gefahr und jedem leidenschaftlichen Antriebe auf kein anderes Resultat kommen." — Eine herrliche Lehre für jeden Feldherrn, der berufen ist, im Kriege unter drohenden Umständen zu handeln.

Von der Trefflichkeit der preußischen Armee war Clausewitz ebenso überzeugt, wie alle seine Zeitgenossen. Er befürchtete allein Unheil von den im Hauptquartier herrschenden, jedes kräftige Handeln hemmenden Konvenienz-Rücksichten, hoffte jedoch, daß Scharnhorst auch diese überwinden werde. Er bezeichnete den Augenblick des Kriegsausbruchs als einen sehr beneidenswerten für den König von Preußen. Die Donnerschläge von Jena und Auerstädt trafen auch ihn unvermutet; doch verlor er weder die Haltung noch jemals die Hoffnung auf eine bessere Zukunft. Mit dem Grenadier-Bataillon des Prinzen August mußte er nach tapferem Widerstande auf dem Rückzug in der Nähe von Prenzlau an den Ueckersümpfen vor weit überlegener französischer Kavallerie kapitulieren. Den Prinzen begleitete er auch in die Gefangenschaft nach Frankreich, und die nun folgende Zeit war für ihn wohl die schwerste seines Lebens, da er untätig den letzten Anstrengungen seines Vaterlandes, das Schicksal des Krieges zu wenden, zusehen mußte. „Alle Rechte, welche der Ausländer mit in den Schoß fremder Nationen trägt, nimmt er aus dem Schatze öffentlicher Achtung seines eigenen Volkes. Wo diese vernichtet ist, sind alle seine Ansprüche ungültige Papiermünze" — schreibt er das eine Mal nieder, und das andere, als die preußischen Truppen bis in den äußersten Winkel der Monarchie zurückgedrängt waren: „Ein spurlos Dasein ist mein Leben! Ein Mann ohne Vaterland — entsetzlicher Gedanke!"*) Aber trotzdem hob sich seine stolze Seele immer wieder empor: „Verzweifelt nicht an eurem Schicksale, das ist: Ehret Euch selbst!" ruft er den Deutschen als Mahnung zu, und sein Selbstvertrauen läßt ihn zum erstenmal die eigene Bedeutung für die Führung des Krieges erkennen und ihr einen bestimmten Ausdruck geben. Er fürchtete den Frieden und verglich ihn dem Schlafe eines Menschen, der in Gefahr ist, vor erstarrender Kälte das Leben zu verlieren. Er begeistert sich für einen Verzweiflungskampf und die Anwendung äußerster Mittel, als er hört, daß unter der Zustimmung des gesamten Volkes, der Frieden von Tilsit geschlossen werden soll. „Mit Peitschenhieben würde ich das träge Tier aufregen — schreibt er — und die Kette zersprengen lehren, die es sich feig und furchtsam hat anlegen lassen." Seine Hoffnung baute er ganz auf Scharnhorst und sehnte sich mit allen Fasern seines Herzens danach, diesem von ihm so hoch verehrten Manne bei dem Reformwerk zur Seite zu stehen; denn er besorgte, daß diejenigen, welche zunächst um ihn waren, ihm nicht so von Herzen ergeben seien, wie er selbst.

*) Rückhaltlos eröffnet er sich seiner Braut, die ihn mit den Worten der Stauffacherin daran gemahnt hatte: „Ich bin Dein treues Weib, und meine Hälfte fordr' ich Deines Grams."

Erst nach zehnmonatiger Gefangenschaft erfüllte sich sein Wunsch. Er eilte nach Königsberg, wo damals die Männer versammelt waren, welche zuerst die Hand an die Wiederaufrichtung des Staates legten. Im Jahre 1809 vertauschte er seine Adjutantenstellung mit derjenigen eines Bureauchefs bei Scharnhorst, dessen volles Vertrauen er schnell gewann und der sich oft darüber geäußert hat, daß Clausewitz für ihn das schnellste Verständnis besessen habe. Auch nach Scharnhorsts Rücktritt im Jahre 1810 blieb er ihm nahe, wurde aber zugleich als Lehrer an die allgemeine Kriegsschule berufen. In demselben Jahre noch konnte er sich mit seiner Geliebten vermählen, die inzwischen eine glühende Verehrerin Steins geworden war und an der Reformarbeit den regsten Anteil nahm. Trotz der Unruhe der Zeit und seiner vielfachen dienstlichen Beschäftigungen ward es Clausewitz doch möglich, noch weiter an seiner geistigen Vervollkommnung zu arbeiten und namentlich Kiesewetters Vorlesungen wieder zu hören. Daneben wurde ihm der wichtige Ruf zuteil, dem damals fünfzehnjährigen Kronprinzen Unterricht über das Kriegswesen zu erteilen. Die von ihm für diesen Unterricht aufgestellte und von dem General von Gaudy geprüfte Übersicht, sowie ein kurzer Aufsatz über die wichtigsten Grundsätze der Kriegführung, den er niederschrieb, als er infolge der politischen Ereignisse seine Lehrtätigkeit abbrechen mußte, geben die beste Übersicht über seine Lehre. Welcher Geist dieselbe durchwehte, lassen am schnellsten die Schlußworte erkennen, mit denen er sich an seinen Schüler, den Kronprinzen, wendete: „Irgend ein großes Gefühl muß die großen Kräfte des Feldherrn beleben, sei es der Ehrgeiz wie in Cäsar, der Haß des Feindes wie in Hannibal, der Stolz eines glorreichen Unterganges wie in Friedrich dem Großen."

„Öffnen Sie Ihr Herz einer solchen Empfindung! Seien Sie kühn und verschlagen in Ihren Entwürfen, fest und beharrlich in der Ausführung, entschlossen, einen glorreichen Untergang

zu finden, und das Schicksal wird die Strahlenkrone auf Ihr jugendliches Haupt drücken, die eine Zierde des Fürsten ist, deren Licht das Bild Ihrer Züge in die Brust der spätesten Enkel tragen wird!"

Als der Krieg zwischen Frankreich und Rußland im Jahre 1812 drohte, verließ Clausewitz, mit einer Reihe ihm befreundeter und nahestehender Männer, den preußischen Dienst, um nicht an der Seite der Bedrücker seines Vaterlandes zu kämpfen. In flammenden Worten schrieb er damals ein Bekenntnis nieder, das zu seiner und seiner Gesinnungsgenossen Rechtfertigung dienen sollte. Voll patriotischer Glut wendete er sich gegen die Männer, die der Ergebung in Napoleons Willen damals das Wort redeten, und feuert sein Volk zur Erhebung und zum mannhaften Widerstande an. Gleich danach aber folgt die kühle und sachkundige Berechnung der Mittel, welche zum Widerstande vorhanden waren, und ein Nachweis, daß dieser keineswegs so aussichtslos sei, als allgemein angenommen wurde. So hat das Feuer seines Geistes niemals die klare Tätigkeit seines Verstandes beeinträchtigt. „Ich glaube und bekenne, daß ein Volk nichts höher zu achten hat, als die Würde und Freiheit seines Daseins!" Diese denkwürdigen Worte, welche an Fichtes Reden an die deutsche Nation erinnern, stehen in jener Schrift. Deren Veröffentlichung wurde auf einen Zeitpunkt verschoben, zu welchem sie der Regierung keine Verlegenheiten mehr bereiten konnte. Sie ist dann später unterblieben.*)

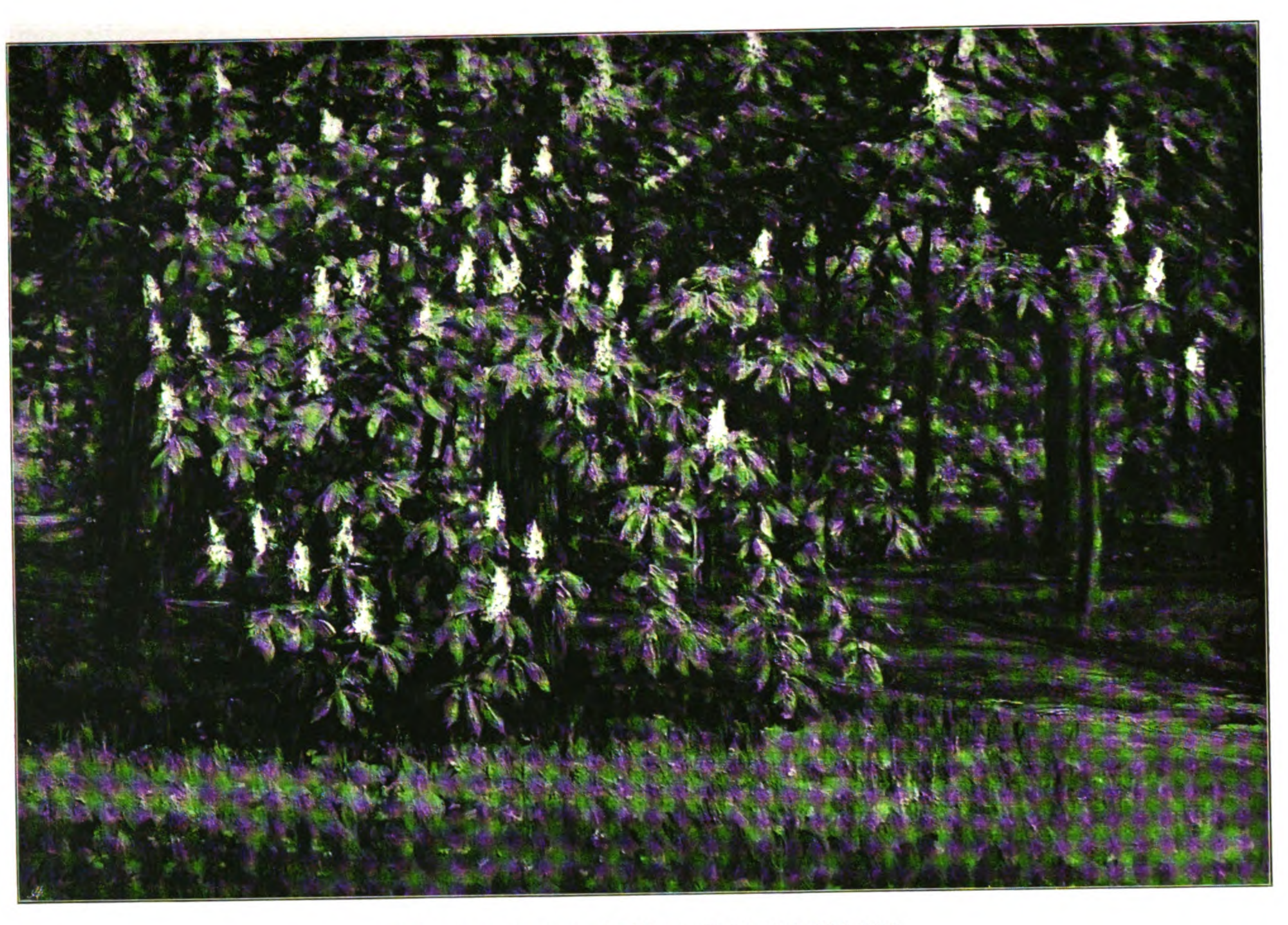
Clausewitz wendete sich zunächst nach Wilna, wo er mit Freunden und Gesinnungsgenossen zusammentraf. Er erhielt eine Anstellung in der deutsch-russischen Legion. Da diese aber noch nicht aufgestellt war, so teilte man ihn dem General von Phull zu, welcher den Kaiser Alexander I. als Berater ins Feld begleitete. Phull galt allgemein als ein Genie, wenn auch als ein etwas wunderliches. Er war ein Mann von vielem Verstand und Bildung, aber ohne alle materiellen Kenntnisse. Sein Leben war das eines Gelehrten, der von den Erscheinungen des täglichen Lebens nichts weiß. Julius Cäsar und Friedrich der Große waren seine Lieblingshelden, und er hatte sich in ein unfruchtbares Grübeln über ihre Kriegskunst verloren, die ihn fast ausschließlich beschäftigte. Den Erscheinungen der neueren Kriege hatte er nur geringe Aufmerksamkeit geschenkt und sich selbst ein sehr einseitiges und dürftiges Kriegssystem ausgeklügelt, welches — wie Clausewitz sagt — „weder einer philosophischen Untersuchung, noch einer historischen Vergleichung stichhalten konnte". Trotzdem war er „ein Feind gewöhnlicher Philisterei, Oberflächlichkeit, Schiefheit und Schwäche; und die bittere Ironie, mit welcher er sich gegen diese Fehler des großen Haufens erklärte, war es hauptsächlich, welche ihm das Ansehen von großer Genialität und Kraft gab". Wie viele Leute seines Schlages hatte er sich in eine Großartigkeit der Ansicht und in eine Stärke des Entschlusses hineinphantasiert, die ihm durchaus nicht natürlich waren. Dies aber wurde um so gefährlicher, als er leicht den Kopf verlor, und bei seinem immer auf das Große gerichteten Blick oft vom kleinsten Widerstand der wirklichen Welt überwältigt wurde. Männer wie Phull sind das Verhängnis der Hauptquartiere, namentlich, wenn sie einem jungen Fürsten von impulsivem Wesen und lebendiger, aber oberflächlicher Auffassung der Erscheinungen zur Seite gestellt sind. So kam Clausewitz, trotz seiner erst 32 Lebensjahre bei Phull in eine Lage, aus der selbst gereifte Lebenserfahrung sich nicht leicht ohne Schaden hinauszuziehen vermag, und es gelang ihm noch, großen Nutzen zu stiften. Phull hatte den Plan entworfen, daß die russische Armee mit ihren Hauptkräften in einem Lager von Drissa an der Düna der französischen Invasion Halt gebieten sollte. Clausewitz übersah mit scharfem Blick die grundsätzlichen Fehler, welche in diesem Gedanken lagen. Bis zur Düna hin konnte der Prozeß der Schwächung der französischen Armee unmöglich so weit gediehen sein, daß man auf eine glückliche Abwehr hoffen durfte. Dorthin waren auch die seitlich verwendeten Streitkräfte nicht heranzuziehen, und vor allen Dingen rechnete der Plan nicht mit einem Feinde wie Napoleon I. Der würde, bevor er das an sich nicht günstig gestaltete Lager angriff, den Strom oberhalb überschritten und der russischen Armee am anderen Ufer die rückwärtigen Verbindungen abgeschnitten haben, so daß sie voraussichtlich in die schwerste Katastrophe verwickelt worden wäre. Clausewitz verstand es herbeizuführen, daß man ihn voraussandte, um die Verschanzungen zu besichtigen, und indem er anscheinend nur diese selbst kritisierte, wußte er des Kaisers Blick doch so zu lenken, daß er mit seinem gesunden Sinn das Unpraktische der ganzen Idee übersah. Diese wurde endgültig aufgegeben, und der Kaiser, allmählich an Phulls Talent zweifelhaft geworden, verließ bekanntlich das Heer, den Oberbefehl dem Grafen Barclay überlassend. Phull war damit wieder in sein Fahrwasser geraten, denn er konnte sich auf ironische Kritik beschränken. Als er im Jahre 1795 in Möllendorfs Hauptquartier gewesen, hatte er erklärt: „Ich bekümmere mich um nichts; denn es geht doch alles zum Teufel." Auf der Flucht von 1806 nahm er hohnlachend den Hut ab und rief: „Adieu, preußische Monarchie!" Im November 1812 in Petersburg, als die französische Armee bereits ihren Rückzug angetreten hatte, äußerte er sich zu Clausewitz: „Glauben Sie mir, aus dieser Sache kann niemals etwas Gescheites herauskommen." Er blieb sich also immer gleich.

* * *

Clausewitz war wohl seit Drissa ein Alp von der Seele genommen; seine persönliche Tätigkeit lenkte aber erst wieder während der Verfolgung der sich auflösenden großen Armee durch die Russen in wichtigere Bahnen ein. Im Dezember befand er sich bei dem rechten Flügel unter Wittgenstein, welchem der Auftrag zuteil wurde, dem bei Mitau, Riga gegenüber, mit dem vereinigten preußisch-französischen Korps stehen gebliebenen Marschall Macdonald den Rückzug zu verlegen. Macdonald war ohne jede Nachricht von der großen Armee, während York*)

*) Abgedruckt in Pertz, Leben Gneisenaus.

*) der bekanntlich das preußische Kontingent befehligte.



Blühende Kastanien. Gemälde von A. Schmidt-Michelsen.

am 10. Dezember aus Wilna durch einen Offizier volle Aufklärung über den wahren Sachverhalt erhielt. Aber sein Verhältnis zu Macdonald war bereits ein sehr schlechtes, und dieser traute seinen Mitteilungen nicht, schrieb vielmehr an den Herzog von Bassano und bat um Auskunft, wobei er Yorcks Angaben und die im Korps kursierenden Gerüchte als „absurdités" bezeichnete. Zur höchsten eigenen Verwunderung erhielt er am 18. einen Befehl zum Rückzuge und brach sofort mit den französischen Truppen und einem Teil der Preußen unter Massenbach in der Richtung nach Tilsit auf. Yorck mit dem größeren Teil der preußischen Truppen sollte ihm auf zwei Tagemärsche Abstand folgen.

Inzwischen war Wittgenstein, gleichfalls in der Richtung auf Tilsit von Osten her nach Samogitien hereinmarschiert. Zwei fliegende Kolonnen eilten ihm vorauf, die linke gegen Tilsit, die rechte unter dem General Diebitsch mehr in der Richtung auf Memel. Ihr schloß sich Clausewitz an und kam so dazu, bei der bald darauf folgenden Übereinkunft mit General von Yorck, dem Ausgangspunkte der preußischen Erhebung gegen Frankreich, eine hervorragende Rolle zu spielen. Diebitsch nahm an, daß Macdonald sich über die Kurische Nehrung zurückziehen werde und beeilte seinen Marsch auf Memel. Unweit vor dieser Stadt erfuhr er, daß Macdonald jetzt erst im Anmarsche von Mitau auf Tilsit sei. Sofort kehrte er um und erfuhr am 25. Dezember in dem kleinen Städtchen Koltiniani, welches auf Macdonalds Straße lag, daß dieser bereits vorübergezogen sei und nur noch die Preußen unter Yorck zurückgeblieben wären. Ihm gegenüber stand zunächst General Kleist mit der Avantgarde. Zu diesem wollte Diebitsch Clausewitz als Parlamentär senden, der jedoch mit richtigem Takt den Auftrag zunächst ablehnte und den Vorschlag machte, einen national-russischen Offizier zu entsenden, welcher der deutschen Sprache ebenso mächtig war wie er.

General von Kleist wies den Unterhändler ab, fügte aber hinzu, daß Yorck noch am gleichen Tage, dem 25., nachkommen werde. In der Tat traf dieser abends bei Kleist ein und erklärte sich zu einer Unterredung bereit. Zum Verständnis für das nun Folgende gehört Clausewitz' kurze meisterhafte Schilderung von Yorcks Charakter, welche an dieser Stelle in die Geschichte des Feldzugs von 1812 eingefügt worden ist:

„General Yorck war ein Mann von einigen 50 Jahren, ausgezeichnet durch Bravour und kriegerische Tüchtigkeit. Er hatte in seiner Jugend in den holländischen Kolonien gedient, sich also in der Welt umgesehen und den Blick des Geistes erweitert. Ein heftiger, leidenschaftlicher Wille, den er aber hinter anscheinender Kälte, ein gewaltiger Ehrgeiz, den er hinter beständiger Resignation verbirgt, und ein starker, kühner Charakter zeichnen diesen Mann aus. General Yorck ist ein rechtschaffener Mann, aber er ist finster, gallsüchtig und versteckt und darum ein schlimmer Untergebener. Persönliche Anhänglichkeit ist ihm ziemlich fremd. Was er tut, tut er seines Rufes willen und weil er von Natur tüchtig ist. Das Schlimmste ist, daß er bei einer Maske von Derbheit und Geradheit im Grunde sehr versteckt ist. Er prahlt, wo er wenig Hoffnungen hat, aber noch weit lieber scheint er eine Sache für verloren zu halten, wo er eigentlich wenig Gefahr sieht."

Die Lage war nun so, daß Diebitsch Yorck den Rückweg nach Tilsit sperrte, aber an Kräften zu schwach war, um ihm denselben ernstlich zu verlegen. Wenn Yorck gewollt hätte, würde er haben durchbrechen können. Aber dies entsprach im Augenblick weder seiner Neigung, noch den Interessen des Vaterlandes, wie er sie auffaßte. Schon bei Riga hatte er eine Unterredung mit dem dort kommandierenden russischen General, Grafen Essen, und später mit Paulucci gehabt, durch den er Anerbietungen des Kaisers Alexander I. für Preußen erhielt. Major von Seidlitz, den er an den König geschickt hatte, war aber noch nicht zurück, und so blieb er in Ungewißheit, wie man in Berlin dachte. König Friedrich Wilhelm III. konnte ihm möglicherweise ein eigenmächtiges Handeln aufs schlimmste verargen. Leicht war es also auf keinen Fall, einen Entschluß zu fassen.

Diebitsch schlug nun zuerst eine Art Neutralitätsvertrag vor, den Yorck zögernd zurückwies, so daß am Ende nur ein stillschweigender Waffenstillstand und für Yorck ein Marsch nach rechts seitwärts verabredet wurde, dem sich Diebitsch dann von neuem vorlegen sollte. Yorck äußerte zum Schluß der Unterredung: „Ihr habt ja so viele ehemals preußische Offiziere bei Euch, schickt mir doch künftig einen solchen, ich habe dann doch mehr Zutrauen." So durfte nun Clausewitz selbst auf die Szene treten, und er übernahm freudig die Vermittlerrolle. Spät abends ritt er mit Diebitsch nach Koltiniani zurück, und dieser fragte ihn, was er wohl von Yorcks Absichten hielte und was für eine Art von Mann er sei. Clausewitz konnte nicht umhin, seinen General, der bisher nur ein edles und offenes Benehmen gezeigt hatte, vor dem Alten zu warnen. Er fürchtete, wie er selbst sagt, sehr, daß dieser die Nacht benutzen werde, um das schwache russische Häuflein zu durchbrechen und seinen Weg zu Macdonald nach Tilsit fortzusetzen. Er empfahl daher die höchste Wachsamkeit, und Diebitsch traf seine Vorsichtsmaßregeln. Kaum waren beide in einem Hause abgestiegen und hatten sich in voller Kleidung auf die Streu niedergelegt, als Pistolenschüsse, und zwar von rückwärts her, durch die Nacht erschallten. Einige Minuten hielt das Feuern an, und Clausewitz sprang mit dem Gedanken empor: Das ist Yorck, der uns von hinten überfällt; du hast ihn gut erraten. Tatsächlich handelte es sich zwar nur um eine Dragonerabteilung Massenbachs, welche den Versuch machte, eine Nachricht zu Yorck durchzubringen. Doch erfuhr man dies damals noch nicht.

Trotzdem Yorck an dieser Störung unschuldig gewesen ist, muß doch erwähnt werden, daß er auch die Verabredung für den 26. Dezember nicht innehielt und statt des Seitenmarsches eine Bewegung mehr gegen Tilsit hin ausführte, was Diebitsch doppelt mißtrauisch machte. Nun folgte starkes Parlamentieren, wozu stets Clausewitz gebraucht wurde. Das erste Mal wollte Yorck diesen nicht vor sich lassen und schalt den Offi-

zier der Vorposten aus, der ihn begleitet hatte. Es handelte sich indessen nur um eine Komödie, und Yorck schickte schließlich den damals gleichfalls russischen Oberleutnant Grafen Dohna hinaus, der sich von Riga her bei ihm eingestellt hatte. Dieser sollte mit Clausewitz alle Angelegenheiten besprechen und konnte nun auch mit voller Bestimmtheit die Versicherung abgeben, daß Yorck es ehrlich meine, aber gern noch einige Tage gewinnen wolle, ohne stehen zu bleiben. Macdonald sollte seine Bewegung noch fortsetzen, Diebitsch aber dessen Befehle für das preußische Korps abfangen. So konnte der Verschlagene sich am Ende den Schein geben, als sei er von Macdonald im Stiche gelassen worden. Diebitsch verstand das recht wohl, war aber Yorcks doch immer noch nicht recht gewiß. Wenn dieser ihn allmählich bis in die Gegend von Tilsit zurückmanövrierte, um sich dann durch einen Kraftstreich von ihm loszumachen, so hätte Diebitsch keine sonderliche Rolle gespielt und wäre wohl gar in ein zweideutiges Licht gekommen. Diebitsch drängte daher und suchte Yorck durch wiederholte Proteste zu einer Entscheidung zu bringen, während dieser beschwichtigte, dabei aber fortdauernd gegen Tilsit vorrückte, so daß er am 28. schon Wilkischken, nur noch zwei Meilen davon entfernt, besetzte. Macdonald wartete inzwischen mit Ungeduld in Tilsit.

Am 29. erschien daher Clausewitz mit einer Art von Ultimatum bei Yorck, der sich persönlich in Tauroggen befand, und brachte zugleich den aufgefangenen Brief Macdonalds an Bassano vom 10. Dezember mit, in welchem sich die Worte finden: „Enfin la bombe a crevé avec le général Yorck." Zuerst wies Yorck den Unterhändler, als dieser in sein Zimmer trat, barsch zurück: „Bleibt mir vom Leibe, ich will nichts mehr mit Euch zu tun haben. Eure verdammten Kosaken haben einen Boten Macdonalds durchgelassen ..." Clausewitz aber verstand es, den Alten zu beruhigen, er übersah recht wohl, daß dieser im Grunde genommen schon viel zu stark kompromittiert war, um noch zurück zu können. Er berechnete auch richtig die Wirkung, welche Macdonalds Worte auf Yorcks Temperament ausüben würden. Es gelang ihm schließlich, seine Mission zu erfüllen und Yorcks Entschluß zum Durchbruch zu bringen, was dieser ihm selbst mit dem berühmten Wort: „Ihr habt mich" ankündigte. Es erfolgte nun die bekannte Verhandlung in der Poscherunger Mühle und der unter dem Namen der Konvention von Tauroggen begriffene Vertrag, welcher das Yorcksche Korps zunächst neutralisierte und den Übertritt Preußens auf russische Seite vorbereitete. Die Darstellung der entscheidenden Tage, welche Clausewitz in seiner Geschichte des Feldzugs von 1812 in Rußland gibt und der wir hier treu gefolgt sind, ist in hohem Grade spannend und lebensvoll geschrieben. Trotz der Wucht der Umstände, welche auf Yorcks Entschluß einwirkten, nennt der Verfasser diesen dennoch „eine der kühnsten Handlungen, welche in der Geschichte vorgekommen sind".

Mit Yorck ging Clausewitz dann nach Königsberg und nahm dort den lebhaftesten Anteil an der Erhebung der Provinz, die den Anstoß für Preußen und Deutschland gab. Er bearbeitete einen Entwurf für die Organisation der Landwehr und des Landsturms, an dem Scharnhorst späterhin nur wenig zu ändern fand.

Während des Feldzuges von 1813 bis zum Waffenstillstande, der damals ziemlich allgemein für den Vorboten eines faulen Friedens gehalten wurde, befand sich Clausewitz im preußischen Hauptquartiere, ohne jedoch die Wiedereinreihung in das vaterländische Heer erlangen zu können, da König Friedrich Wilhelm III. ihm und seinen Genossen den Übertritt von 1812 noch nicht verziehen hatte. Auf Gneisenaus Veranlassung schrieb er die kurze Geschichte des „Feldzuges von 1813 bis zum Waffenstillstand", deren Bestimmung es war, die Hoffnung auf einen endlichen Sieg bei kräftiger Fortsetzung des Krieges im Volke zu erwecken.

Niederschmetternd traf ihn die Nachricht von Scharnhorsts Tode, in dem er sein Vorbild, seinen treuesten Berater und seinen besten Freund verlor. Der Nachruf, den er ihm widmete, ist „ein biographisches Denkmal von wunderbarer Schönheit".*) Gneisenau, zum Chef des Generalstabes ernannt, wünschte Clausewitz, trotz seiner Jugend, doch als Generalquartiermeister im Hauptquartier neben sich zu sehen, aber Knesebeck setzte Müfflings Ernennung durch, der mit seiner Neigung zur Besonnenheit und Pedanterie Gneisenaus Feuergeist und Blüchers Ungestüm dämpfen sollte. So haben selbst in den kritischsten Augenblicken der Geschichte persönliche Rücksichten immer ihre Rolle gespielt, und sie werden leider niemals ganz auszuschließen sein.

Clausewitz mußte sich begnügen, im Wallmodenschen Korps, dem die Operationen im nördlichen Deutschland zufielen, als Chef des Generalstabes zu dienen und sich dort große Verdienste um das Gefecht an der Göhrde zu erwerben. Im Jahre 1814 wurde er wieder ins Hauptquartier entsendet, aber erst nach dem Frieden in den preußischen Dienst zurück übernommen. Im Jahre 1815 war er Chef des Generalstabes des III. Armeekorps unter Thielmann und focht mit diesem bei Ligny und Wawre, so daß er der Schlacht von Waterloo fernblieb, aber durch den zähen Widerstand gegen das Grouchysche Korps zur napoleonischen Endkatastrophe beitrug.

Mit General von Thielmann kehrte er auch nach Koblenz in dessen Hauptquartier zurück, wo er bis 1818 verblieb. In diesem Jahre traf ihn seine Berufung als Direktor an die allgemeine Kriegsschule nach Berlin. Man hätte denken sollen, und man hat es damals sicherlich gedacht, daß dieses die beste Stellung für einen Clausewitz sei, und Clausewitz der beste Mann für den ausgewählten Posten. Aber die Hoffnungen, welche er vielleicht zunächst an die neue Verwendung geknüpft hat und welche andere davon hegten, erfüllten sich nicht; doch nicht durch seine Schuld, sondern durch die Eigentümlichkeiten der Organisation. Der Direktor übte nämlich auf Art und Leitung des Unterrichts keinen Einfluß aus; dieser verblieb einer

*) August Kluckhorn. Über Karl von Clausewitz, Festrede an der Georg August-Universität zu Göttingen.

besonderen Studienkommission und ihm dafür nur die Verwaltung und die Aufrechterhaltung der Disziplin, welche bei der in jener Zeit an dem Institut herrschenden akademischen Freiheit recht schwierig war. Dienstlich erntete er wenig mehr als Verdruß und allerlei ärgerliche Schwierigkeiten. Trotzdem sind die zwölf Jahre seiner Direktorstellung durch die Fügung des Schicksals für ihn und das Vaterland zum Segen geworden; denn während derselben fand er die Muße, sein großes Werk zu bearbeiten und soweit zu führen, als es auf uns überkommen ist.

Daß er dies vermochte, söhnte ihn auch mit der ihm gewordenen Bestimmung aus, welche ihm sonst unmöglich genügen konnte. „So frei er auch von jeder kleinlichen Eitelkeit, von jedem unruhigen, egoistischen Ehrgeiz war" — sagt seine Frau in der Vorrede — „so fühlte er doch das Bedürfnis, wahrhaft nützlich zu sein und die Fähigkeiten, mit welchen Gott ihn begabt hatte, nicht ungebraucht zu lassen. Im tätigen Leben stand er nicht an einer Stelle, wo dies Bedürfnis Befriedigung finden konnte, und er machte sich wenig Hoffnung, noch einst zu einer solchen zu gelangen; sein ganzes Streben richtete sich also auf das Reich der Wissenschaft, und der Nutzen, den er einst durch sein Werk zu stiften hoffte, wurde der Zweck seines Lebens. Wenn trotzdem der Entschluß, dies Werk erst nach seinem Tode erscheinen zu lassen, immer fester in ihm wurde, so ist dies wohl der beste Beweis, daß kein eitles Verlangen nach Lob und Anerkenntnis, keine Spur irgend einer egoistischen Rücksicht diesem edlen Drange nach einer großen und dauernden Wirksamkeit beigemischt war."

„So arbeitete er eifrig fort, bis er im Frühjahr 1830 zur Artillerie versetzt und seine Tätigkeit nun auf eine ganz andere Weise und zwar in so hohem Grade in Anspruch genommen wurde, daß er, wenigstens fürs erste, allen schriftstellerischen Arbeiten entsagen mußte. Er ordnete seine Papiere, versiegelte die einzelnen Pakete, versah sie mit Aufschriften und nahm einen wehmütigen Abschied von dieser ihm so liebgewordenen Beschäftigung. Er wurde im August desselben Jahres nach Breslau versetzt, wo er die zweite Artillerieinspektion erhielt, aber schon im Dezember nach Berlin berufen und als Chef des Generalstabes bei dem Feldmarschall Grafen von Gneisenau (für die Dauer des demselben verliehenen Oberkommandos) angestellt. Im März 1831 begleitete er seinen verehrten Feldherrn nach Posen. Als er nach dem schmerzlichen Verlust im November von dort nach Breslau zurückkehrte, erheiterte ihn die Hoffnung, sein Werk wieder vornehmen und vielleicht im Laufe des Winters vollenden zu können. Gott hatte es anders gewollt; er war am 7. November nach Breslau zurückgekehrt, am 16. war er nicht mehr, und die von seiner Hand versiegelten Pakete wurden erst nach seinem Tode eröffnet!" *) —

*) Clausewitz starb, wie vor ihm Gneisenau, der die vier zum Grenzschutz während des polnisch-russischen Krieges aufgestellten Armeekorps befehligte, an der Cholera. Diese hielt damals bekanntlich ihren ersten verheerenden Zug durch Mitteleuropa.

Absichtlich sind wir hier der Darstellung der Herausgeberin gefolgt, weil sich die Erzählung von Clausewitz' letztem Lebensjahre nicht kürzer und wirkungsvoller geben läßt. In Posen hatte Clausewitz als Gneisenaus Stabschef die Seele des Hauptquartiers gebildet, und Brandt spricht in seinen Memoiren voll Bewunderung über die Art und Weise, wie er aus den einzelnen Unternehmungen und Märschen der zu gleicher Zeit in Polen sich gegenüberstehenden Heere seine Folgerungen zog, die Geschwindigkeit aller Bewegungen berechnete und meist mit treffendem Urteil die Punkte vorausbestimmte, wo es zu Entscheidungen kommen würde. „Was später von Historikern mühsam herausgeklügelt, von Militärschriftstellern nach langen Studien als die Quintessenz des Wissens aufgestellt ist, erschloß sich ihm im Augenblicke. Das Schicksal hat es ihm leider versagt, in einer höheren Wirksamkeit seine Talente zu beweisen, aber ich habe die feste Überzeugung, er würde als Stratege Außerordentliches geleistet haben."

Die Richtigkeit dieses Schlußurteils von Brandt ist vielfach bestritten worden. General Thielmann soll 1815 über Clausewitz' praktische Tätigkeit nicht günstig geurteilt haben. Eine gewisse Befangenheit der Truppe gegenüber war ihm wohl eigen, die Gewohnheit des Kommandos fehlte ihm; er mag die Gabe nicht besessen haben, jene mit sich fortzureißen. Ein so klarer Geist, wie er, der stets auf die äußerste Wahrheit in Urteil und Entschluß gerichtet war, würde indessen ohne Zweifel, sobald er erst einige Zeit den Befehl geführt, die beengenden Schranken überwunden haben, die sein Wesen ihm dabei setzte. Es hätte sich wohl noch ein bedeutender Feldherr aus ihm entwickeln können, wenn das Schicksal es gewollt. Auch von Moltke hat man ja berichtet, daß die direkte Berührung mit der Truppe ihm eine gewisse Verlegenheit bereitete. Diese wäre sicherlich in kürzester Frist geschwunden, wenn das Leben ihn dazu bestimmt hätte, ein Korps oder eine Armee selbst zu führen, statt als Chef des Generalstabes an der Seite des Königs zu stehen.

Heute sagt man von Clausewitz gemeinhin, daß er Napoleons Kriegführung dem preußischen Heere zugänglich und es damit vertrauter gemacht habe, als die Franzosen es geworden seien; darauf habe zum großen Teil die preußische Überlegenheit von 1870 beruht. Bis zu einem gewissen Grade ist das richtig. Da Clausewitz niemals starrer Theoretiker war, sondern aus der lebendigen Anschauung der ihn begleitenden Ereignisse schöpfte, so wurde Napoleon sein vorzüglichster Lehrmeister; doch hat er sich nie einseitig und sklavisch zu dessen Apostel gemacht. Auch Friedrich und andere große Feldherrn der neueren Zeit waren seine Vorbilder. Er lehrte die Kriegführung, wie sie sich aus dem allgemeinen Entwicklungsgange der Kultur nach natürlichen Bedingungen zu seiner Zeit ergab.

Seine hinterlassenen Werke erschienen, von Frau von Clausewitz mit Hilfe einiger Generalstabsoffiziere und Freunde für den Druck vorbereitet, von 1832 an in zehn Bänden, aber in unregelmäßiger Folge. Zuerst kamen die beiden

ersten Bände des rein theoretischen Werkes vom Kriege*); dann folgte eine Geschichte des Feldzugs von 1796, die den vierten Band bildet, später andere kriegshistorische Abhandlungen und dann der dritte Band vom Kriege. Clausewitz selbst sagt, daß System in dieser Darstellung auf der Oberfläche nicht zu finden sei und daß er statt eines fertigen Lehrgebäudes zunächst nichts als Werkstücke geben könne, die wissenschaftliche Form liege in dem Bestreben, das Wesen der kriegerischen Erscheinungen zu erforschen und ihre Verbindung mit der Natur der Dinge, aus denen sie zusammengesetzt sind, zu zeigen. Er betrachtete die ersten sechs Bücher des Werkes vom Kriege, welche sich schon ins reine geschrieben vorfanden, noch als eine ziemlich unförmliche Masse, die durchaus noch einmal umgearbeitet werden sollte. Das siebente und achte Buch stellen nur Skizzen und einige entworfene Kapitel dar, die „ein bloßes rohes Durcharbeiten durch die Masse sind."

Dann fügt er in einer, im Jahre 1827 geschriebenen „Nachricht" vorahnend hinzu: „Sollte mich ein früher Tod in dieser Arbeit unterbrechen, so wird das, was sich vorfindet, freilich nur eine unförmliche Gedankenmasse genannt werden können, die, weil unaufhörlichen Mißverständnissen ausgesetzt, zu einer Menge unreifer Kritiken Veranlassung geben wird; denn in diesen Dingen glaubt jeder das, was ihm einfällt, indem er die Feder ergreift, eben gut genug, um gesagt und gedruckt zu werden, und hält es für ebenso unzweifelhaft, als daß zweimal zwei gleich vier ist. Wollte er sich die Mühe geben, wie ich, jahrelang über den Gegenstand nachzudenken und ihn immer mit der Kriegsgeschichte zu vergleichen, so würde er freilich mit der Kritik behutsamer sein."

Die acht Bücher vom Kriege beschäftigen sich im allgemeinen mit der Strategie oder der Kriegführung im großen; dann schließt sich die schon erwähnte Übersicht über den militärischen Unterricht des Kronprinzen und eine Arbeit über organische Einteilung der Streitkräfte an. Gedacht war von ihm noch ein gleichwertiges Werk über die Taktik oder Gefechtslehre, was vielfach selbst von seinen Verehrern übersehen wird. Für diese hat er nur die Skizze eines Planes und dann einen Leitfaden zur Bearbeitung aufgestellt. Mag aber der große Denker aus diesen Gründen sein Werk nur als eine Sammlung noch nicht geordneter Bruchstücke bezeichnet haben; für uns findet sich unendlich viel darin, und es wird uns schwer, uns das Vollendete vorzustellen. Es erscheint überhaupt fraglich, ob sein rastlos arbeitender Geist einen Abschluß, der den eigenen Wünschen völlig entsprach, gefunden haben würde, auch wenn ihm ein längeres Leben beschieden gewesen wäre.

* * *

Der Versuch einer kurzen Inhaltsangabe von Clausewitz' Lehre ist recht gewagt. Dennoch muß den vielen Lesern, die mit ihr noch unbekannt sind, erläutert werden, worum es sich handelt. Um ihren eigentümlichen Reiz für den forschenden Geist einigermaßen zu verstehen, muß man aber zunächst in ganz großen Zügen den Standpunkt darstellen, auf welchem sich die Kriegswissenschaft vor Clausewitz befand.

Sie räumte den geometrischen Beziehungen in der Tätigkeit der Heere und dem Einfluß des Geländes einen sehr weiten Spielraum ein. Der Krieg wurde darin als etwas vom übrigen Leben der Völker völlig Getrenntes und seine Führung als eine Kunst für sich betrachtet. Wie im politischen Leben zu Ende des XVIII. Jahrhunderts die Kriege lediglich als eine Angelegenheit des absoluten Fürsten betrachtet wurden, welche das Volk nichts anginge, so sah man die Lehre vom Kriege auch für etwas an, was nur der Fachmann verstehen könne und was mit den übrigen Wissenschaften nichts gemein habe. Da nun die Truppenbewegungen und Kämpfe sich im Grunde genommen in einfachen Formen abspielten, so wurde es versucht, ihnen gewaltsam einen tieferen Inhalt und Zusammenhang zu geben. An sich drückt sich darin das lobenswerte Streben aus, sich aus der rohen Empirik älterer Zeiten herauszuarbeiten, aber der dabei gewählte Weg war meist zu einem Irrweg geworden. Dem geometrischen Verhältnis, in welchem die Linie, wo das Heer aufmarschierte, zu derjenigen stand, auf der es dann vorrücken sollte, die Lage des Operationsobjektes, des Zielpunktes, zu diesen Linien, die Winkel, welche sie miteinander bildeten, wurden als das Entscheidende bei den Heeresbewegungen bezeichnet. Berge mit ihren Verzweigungen, Lage von Tälern, sollten angeblich in der innigsten Beziehung mit den Truppenbewegungen stehen. Scherzweise hat man es als eine Theorie jener Zeit bezeichnet, daß „das Bataillon den Berg und der Berg das Bataillon verteidigt". Man dachte sich die Truppen gleichsam verheiratet mit dem Terrain und übersah die natürlichen Bedingungen für Leben und Tätigkeit der Heere. Daß beispielsweise eine Operationslinie in dem besten Winkel zur Operationsbasis, dem rechten nämlich, stehen und doch gänzlich unbrauchbar sein könne, weil der Weg, der dort führt, unpassierbar ist, achtete die damalige Kriegslehre gering. Daß ein Berg, der eine schöne Aufstellung für ein Truppenkorps bildete, ohne Bedeutung sei, weil alle großen Heerstraßen außer Schußweite an ihm vorüberführten, wurde wissenschaftlich nicht anerkannt. Massenbach, ein Hauptvertreter jener älteren Theorie, welche die Mathematik als unerläßliche Grundlage für die Tätigkeit des Feldherrn erklärte, ritt noch am Abende der Schlacht von Jena unter den fliehenden Truppen umher und verwies sie nach dem Ettersberge bei Weimar, dem er im Frieden eine beherrschende Rolle angedichtet hatte und vergaß dabei völlig, daß der geschlagenen Armee nicht die mindeste Kraft zum Widerstande mehr innewohnte. Selbst ein so bedeutender Mann, wie es Knesebeck namentlich in jüngeren Jahren augenscheinlich war, wies noch kurze Zeit vor dem unglücklichen Kriege, wie er gewiß meinte, überzeugend nach, daß Napoleon ein Angriff gegen Preußen in der Richtung auf die Elbe unmöglich sei; denn dort lagen zwei Festungen: Erfurt und Magdeburg. Jede hatte ihre eigene „Wirkungssphäre", und der Kaiser mußte ent-

*) Dieses ist in drei Bände und acht Bücher geteilt.

weder in die der einen oder der andern hineingeraten. Dann war ihm Halt geboten. Aber Napoleon, der große Naturalist, wußte von Wirkungssphären nichts und ging achtlos an Erfurt vorüber. Magdeburg aber fiel fast ohne Widerstand in seine Hand, weil es einen Kommandanten besaß, der seiner Rolle nicht gewachsen war.

Daß aus einer solchen Anschauung vom Wesen der Kriegführung, welcher selbst die besten Köpfe jener Zeit unterworfen waren, nur eine recht dürftige Lehre, die weder den Geist erheben noch den Charakter stärken kann, hervorgehen mußte, ist ohne weiteres klar.

Clausewitz geht von der Erklärung aus, daß der Krieg nichts ist, als die fortgesetzte Politik mit andern Mitteln. Dadurch stellt er den Krieg mitten in das Leben der Völker und in ihre geschichtliche Entwicklung hinein. So bringt er von Hause aus seine Lehre auf einen fruchtbaren Boden. Er nennt den Krieg auch einen Akt des Verkehrs der Völker untereinander und setzt ihn in Vergleich mit dem Handel, der wieder seine verwandtschaftlichen Beziehungen mit der Politik hat. Wie diese immer mit unbekannten Gegenwirkungen rechnen muß, von welchen sich ein scharfer Kopf wohl ein annähernd richtiges Bild machen, sie aber nie völlig vorhersehen kann, so hat auch die Kriegführung unausgesetzt mit dem unabhängigen Willen eines Gegners zu rechnen, dessen Verhalten man wohl aus seinen persönlichen Eigenschaften, dem Charakter des Volkes, der Natur des Landes und vielen Nebenumständen durch Diagnose ungefähr zu erraten, nie aber bestimmt vorauszusagen vermag. Clausewitz verwirft daher auch den viel gebrauchten Vergleich der Kriegführung mit dem Schachspiel, weil man in diesem die Wirkung jeden Zuges vorher berechnen kann, und läßt dafür den mit dem Kartenspiel zu, wo man es mit verdeckten Karten des andern Spielers zu tun hat. Das Element, in dem sich der Krieg und die Tätigkeit des Feldherrn bewegen, ist also die Ungewißheit, und schon daraus geht hervor, daß die Kräfte des Gemütes und des Geistes hier viel mehr zur Geltung kommen, als die Kenntnis von mechanischen Regeln und geometrischen Beziehungen in den Truppenbewegungen, oder die einer komplizierten Geländelehre.

Am vollständigsten wird die Politik immer ihre Zwecke erreichen, wenn der Feind wehrlos gemacht wird und sein entgegenstehender Wille gebrochen ist. Das geschieht durch den Kampf. Auf Vernichtung der feindlichen Streitkräfte läuft also schließlich alles hinaus, danach muß nun der Heerführer streben, und nicht nach korrekten Linien und Winkeln. So dachten Friedrich der Große, so Napoleon I., so auch Clausewitz, Blücher und Gneisenau und ebenso dachten die preußischen Generale von 1866 und 1870.

Man ist versucht, die Frage zu stellen, ob diese einfachen Sätze jemals haben verkannt werden können; doch ist darauf nur zu erwidern, daß beispielsweise Massenbach in einer Lobrede auf den Prinzen Heinrich von Preußen den Marschall Berwick als das Ideal eines Feldherrn hinstellte, weil er ohne Schlacht den Sieg gewonnen.

An die Grundbegriffe, daß der Krieg nur eine Staatspolitik mit anderen Mitteln sei und sich im Element der Ungewißheit bewegen müsse, anknüpfend, sucht Clausewitz alle Probleme der Kriegführung mit dem Verstande ganz zu durchdringen, sie zu zergliedern und sie sich ihrem inneren Zusammenhange nach zu erklären. Seine Natur drängt ihn immer „zum Entwickeln und Systematisieren", niemals aber hat er dabei die lebendige Wirklichkeit vergessen und die Ergebnisse seiner Gedankenarbeit stets sorgsam verglichen mit der unmittelbaren Anschauung der Dinge. Das prägt sich deutlich in seiner Vorliebe für den kriegsgeschichtlichen Beweis seiner Lehren aus. Nirgends finden wir in seinen Schriften eine unfruchtbare Gedankenspielerei, bei der sich, um mit seinen eigenen Worten zu reden, „das pro et contra im Raisonnement gegenseitig so verschlingen, daß nicht einmal, wie bei den beiden Löwen, die Schwänze übrig bleiben". Jedes Streben nach dem Schein großer Gelehrsamkeit liegt ihm völlig fern, und es ist ein zwar allgemein verbreitetes, aber nur der Unbekanntschaft entspringendes Vorurteil, daß Clausewitz schwer zu verstehen sei. Wo ihn die unmittelbare Anschauung über das Wesen einer Erscheinung völlig ins klare setzt, sucht er sie nicht erst aus irgendeinem Uranfang heraus zu erläutern.

„Unstreitig wäre es ein Fehler," sagt er, „aus den chemischen Bestandteilen des Weizenkorns die Gestalt der Ähre erforschen zu wollen, die es treibt, da man nur aufs Feld zu gehen braucht, um die Ähren fertig zu sehen. Untersuchung und Beobachtung, Philosophie und Erfahrung dürfen nie einander verachten, noch ausschließen; sie leisten einander gegenseitige Bürgschaft."

Clausewitz' Lehre besitzt den unwiderstehlichen Zauber der Frische, und selbst der Laie liest sie mit Genuß. Eine wundervolle Sprache zeichnet sie aus; denn Clausewitz war, ohne je klassische Bildung genossen zu haben, doch ein Klassiker.

Freilich erklärt sich aus seiner Auffassung zugleich, daß sein Buch das Schicksal vieler bahnbrechender Werke gehabt hat, lange Zeit mehr angeführt als gelesen zu werden. Es hat erst nach zwanzigjährigem Dasein 1853 eine zweite Auflage erlebt, die auf eine nur recht schwache erste folgte. Der Grund mag in der Neuheit seiner Auffassung und darin gelegen haben, daß es zum direkten praktischen Gebrauche nicht geeignet ist. Es ist kein Hand- und Nachschlagebuch. Clausewitz zeigt sich sogar, was bei seinem System der Untersuchung aller Erscheinungen des Krieges verständlich ist, äußerst vorsichtig und sparsam in der Aufstellung von Lehrsätzen; nach solchen aber verlangt die Menge.

Den Kampf erklärt er als das Abmessen der körperlichen und geistigen Kräfte vermittelst des ersteren. Die Kriegführung, zu welcher schließlich alle Tätigkeiten gehören, die um des Krieges willen da sind, beschäftigt sich mit der Anordnung und Führung des Kampfes, der sich wieder in eine Zahl von Gefechten auflöst. Die Gefechte in sich anzuordnen, ist Sache der Taktik, sie unter sich zum Zwecke des Krieges zu verbinden, Sache der Strategie. So wird die Lehre

von der Kriegführung in ihre beiden großen Gruppen geteilt. Positive Lehren, gleichsam Rezepte, nach welchen im Augenblick der Handlung zu verfahren wäre, sind unmöglich. Moralische und intellektuelle Momente wirken in der kriegerischen Tätigkeit überall mit und entziehen sich der Berechnung. Indessen gibt es darin Abstufungen. Je tiefer nach unten, desto mehr tritt die Rücksicht auf materielle Dinge und auf die Kunstfertigkeit in ihrem Gebrauche hervor. Für den einzelnen Soldaten reicht es aus, wenn er seine Waffe kennt, sie gut anzuwenden weiß und Mut besitzt. Eine kleine Abteilung steht schon mit anderen in irgend einem Zusammenhange, und ihr Führer wird, um richtig zu handeln, diesen Zusammenhang begreifen müssen. Je höher hinauf, desto schärfer tritt diese Forderung hervor. Die geistige Tätigkeit wird mehr in Anspruch genommen, während die positiven Kenntnisse und eigenen Fertigkeiten in ihrer Rolle zurücktreten. Der Feldherr endlich handelt außerhalb des Gesetzes; bei ihm wirkt schließlich fast nur noch der eigene Genius. Vom Erlernten und den Lehren anderer darf er aufs Schlachtfeld nur noch die Übung des Geistes im richtigen Erkennen und Abschätzen der ihn umgebenden Vorgänge mit sich nehmen.

Hieraus geht hervor, daß Clausewitz' Lehren da, wo sie die Taktik berühren, in vielen Punkten wegen der Veränderung des Werkzeuges für das Gefecht von uns umgedacht werden müssen, während sie bezüglich der Strategie, ebenso wie seine historische Kritik, noch vollen Wert besitzen und der Prüfung vom Standpunkt unserer Zeit aus vollkommen entsprechen.

Wir halten uns deshalb vornehmlich an diese, und dürfen es um so eher, als die Taktik ja nur in dem ersten skizzenhaften Entwurfe vorliegt.

Der Feind soll also vernichtet werden; ungewiß aber bleibt, auf welche Art er sich dem widersetzen wird.

Das natürlichste Mittel zum Zweck ist die Übermacht an Streitkräften. Die Zahl entscheidet zunächst, aber sie ist doch nur ein Faktor von vielen. Mancherlei Umstände und Nebenwirkungen kommen dazu, wie die Tüchtigkeit des Heeres, das Genie des Feldherrn usw. Sie alle können mit in die Rechnung gestellt werden, aber der Führer vermag sie sich im Augenblicke nicht mehr zu gestalten, wie es erwünscht ist; sie sind etwas Gegebenes. Die Zahl hat er in der Gewalt, soweit die Kräfte des Staates es zulassen. Sie bildet also die elementarste Grundlage für den Sieg. So einfach dieser Satz klingt, ist er doch — selbst in den für ein Land gefährlichsten Krisen — übersehen worden. Der ursprünglichste und zugleich größte Fehler, der die furchtbare Niederlage Preußens im Jahre 1806 verschuldete, war, daß die gesamte Anstrengung, welche der Staat gemacht hatte, der Aufgabe, Frankreich zu widerstehen, bei weitem nicht angemessen war. In den entscheidenden Oktobertagen an der Saale fochten etwa 100000 Mann gegen Napoleon um die Existenz der Monarchie Friedrichs des Großen. Zieht man nach dem Verhältnis der Einwohnerzahl die Leistung des preußischen Staates im Jahre 1813 zum Vergleiche heran, so hätte, statt der Hunderttausend, das Dreifache auftreten können, und damit würde das Schicksal des Feldzuges sicherlich eine andere Gestalt gewonnen haben.

Das ursprünglichste Mittel zum Siege wäre also gefunden, und es ist seine Verwendung zu suchen. Die Kraft des Gegners wird im wesentlichen durch seine Hauptarmee dargestellt, und diese vernichtet man am besten in einer Hauptschlacht. Die Hauptschlacht steht also im Mittelpunkte der gesamten kriegerischen Handlung; sie ist gleichsam um ihrer selbst willen da und entscheidender Sieg der zu erstrebende Zweck. Nebenzwecke, welche bei den einzelnen Gefechten eine Rolle spielen können, treten in ihr fast vollkommen zurück. Aber der große Erfolg entscheidet durch seine Wirkungen zugleich auch über alle kleinen Fragen. Von der Hauptschlacht sagt Clausewitz: „Hier an dieser Stelle, in dieser Stunde den Gegner zu überwinden, ist die Absicht, in welche der ganze Kriegsplan mit seinen Fäden zusammenläuft, alle entfernten Hoffnungen und dunklen Vorstellungen von der Zukunft sich zusammenfinden; es tritt das Schicksal vor uns hin. um die Antwort auf die dreiste Frage zu geben. — Dies ist die Geistesspannung, nicht bloß des Feldherrn, sondern seines ganzen Heeres bis zum letzten Troßknecht hinab."

Die Anordnungen für die Schlacht schlagen zwei Richtungen ein, das erste Mal, den Erfolg überhaupt sicher zu stellen, und das zweite, die Folgen des Sieges möglichst bedeutend zu machen. Zum ersten sind alle Kräfte nach Raum und Zeit zu vereinigen, d. h. zur gemeinsamen oder doch einander unterstützenden Wirkung zu bringen — zum zweiten sind sie in der Richtung vorzuführen, welche für den Feind die verderblichste ist. Die feindliche Streitmacht soll aber nicht bloß überwunden, sondern sogar zerstört und ihrer Lebensbedingungen beraubt werden. Das geschieht durch Besetzung des feindlichen Landes; denn damit endlich kann am ehesten der Wille des Gegners gebrochen werden.

Aus der Natur und Gestalt des feindlichen Staates und den ersten Versammlungsorten seiner Heere, die man nach dem Netz der Straßen erkennen kann, ist es meist möglich, die Richtung des Vorgehens und diejenigen Maßregeln zu erkennen, welche jenen Bedingungen entsprechen. Ein Beispiel wird dies am besten klarmachen. Im Jahre 1866 setzte man die österreichische Armee im südlichen Mähren versammelt voraus, während die preußische im weiten Bogen an der schlesischen und sächsischen Grenze auseinandergezogen stand. Zu einheitlicher Wirkung vereinigt, hielt man diese aber im preußischen Hauptquartier den Österreichern taktisch überlegen, und so kam alles darauf an, sie in voller Stärke zusammenzubringen, was natürlich nur nach vorwärts geschehen konnte, wenn man nicht gleich durch einen Rückzug viel Land preisgeben wollte. Nun ließ sich berechnen, daß selbst die entferntesten Teile das nördliche Böhmen zu erreichen vermochten, ehe dort die Österreicher in ganzer Stärke eintreffen konnten. So ergab sich als erster strategischer Gedanke die gemeinsame Bewegung der

preußischen Heere nach der Gegend von Gitschin. Im Jahre 1870 war der Norddeutsche Bund und noch mehr ganz Deutschland den Franzosen an Zahl der Streitkräfte überlegen, und das gab sichere Hoffnung auf den Sieg, wenn es jenen nicht glückte, sich im Laufe des Krieges erheblich zu verstärken. Dies konnten sie am ehesten durch die reichen Mittel von Paris und der ausgedehnten Gebiete von Mittel- und Südfrankreich. Hieraus folgt der Grundgedanke der deutschen Operationen, die Franzosen von ihrer Rückzugslinie auf Paris nach Norden abzudrängen, und er blieb der leitende bis zur Katastrophe von Sedan. Man sieht, daß also dunkle Rätsel nicht zu lösen sind. „So ist denn in der Strategie alles sehr einfach, aber darum nicht auch alles sehr leicht. Ist aus den Verhältnissen des Staates einmal bestimmt, was der Krieg soll und was er kann, so ist der Weg dazu leicht gefunden; aber diesen Weg unverrückt zu verfolgen, den Plan durchzuführen, nicht durch tausend Veranlassungen tausendmal davon abgebracht zu werden, das erfordert außer einer großen Stärke des Charakters eine große Klarheit und Sicherheit des Geistes; und von tausend Menschen, die ausgezeichnet sein können, der eine durch Geist, der andere durch Scharfsinn, wieder andere durch Kühnheit oder durch Willensstärke, wird vielleicht nicht einer die Eigenschaften in sich vereinigen, die ihn in der Bahn des Feldherrn über die Linie des Mittelmäßigen erheben."

Alle die moralischen Potenzen, die in den großen kriegerischen Entscheidungen zur Mitwirkung gelangen, die Kühnheit, die Beharrlichkeit, die Überraschung, die List, welche Clausewitz als die Taschenspielerei mit Handlungen bezeichnet, zieht er in den Kreis seiner Betrachtungen und erwägt ihre Wirkung; denn er sieht sie alle als zum Gebiet seiner Lehre gehörig an. „Die Theorie des Krieges," sagt er, „beschäftigt sich zwar vorzüglich damit, wie man auf den entscheidenden Punkten ein Übergewicht von physischen Kräften und Vorteilen erhalten könne; allein wenn dies nicht möglich ist, so lehrt die Theorie auch auf die moralischen Größen rechnen: auf die wahrscheinlichen Fehler des Feindes, auf den Eindruck, welchen ein kühnes Unternehmen macht usw., ja auf unsere eigene Verzweiflung. Dieses alles liegt gar nicht außer dem Gebiete der Kriegskunst und ihrer Theorie, denn diese ist nichts als ein vernünftiges Nachdenken über alle Lagen, in welche man im Kriege kommen kann. Die gefährlichsten dieser Lagen muß man sich am häufigsten denken und am besten darüber mit sich einig werden. Das führt zu heroischen Entschlüssen aus Gründen der Vernunft."

Das Schwierige, bei glücklicher Erfüllung aber auch das Glänzendste, ist, den großen leitenden Gedanken in allen einzelnen Anordnungen selbst für das Gefecht aufrecht zu erhalten. Wenn sie sich ihm auch nicht überall vollkommen unterordnen können, so soll er doch allerorten durchschimmern. Er bestimmt schließlich selbst die vorteilhaften Richtungen für das Vorgehen auf das Schlachtfeld, soweit die erste Rücksicht, nämlich die Sicherstellung des Sieges überhaupt, es zuläßt. So ist auch 1870 in den Schlachten von deutscher Seite verfahren worden; durch alle zog sich wie ein roter Faden das Bestreben, die Franzosen von ihrer Rückzugslinie auf Paris nach Norden hin zurückzuwerfen. Solchen Vorsätzen bei allen Wechselfällen des Krieges und gegenüber dem dazwischentretenden feindlichen Willen treu zu bleiben, macht die Stärke des Charakters im Feldherrn aus. Spielt ihm doch auch der Zufall gar manchen argen Streich, ohne daß er sich beirren lassen darf. „Es gibt keine menschliche Tätigkeit, welche mit dem Zufall so beständig und so allgemein in Berührung stünde, als der Krieg. Mit dem Zufall aber nimmt das Ungefähr und mit ihm das Glück einen großen Platz im Kriege ein."

Weiterhin handelt Clausewitz die einzelnen Kriegsmittel, sodann die beiden Hauptformen des Krieges: Verteidigung und Angriff, ab, ohne daß wir ihm in die Einzelheiten folgen können, weil dies den für unsere Studie gegebenen Raum weit überschreiten würde. Bekannt ist, daß der am meisten angefochtene Satz seiner Lehre der ist, daß die Verteidigung die stärkere Form sei, nicht der Angriff. Der Widerspruch gründet sich indessen nicht so sehr darauf, daß man Clausewitz' Logik hierbei nicht zu folgen imstande ist, sondern weil dieser Satz die große Gefahr eines bedenklichen Mißverständnisses in sich birgt. Clausewitz fügt ja auch gleich hinzu, daß die Verteidigung den negativen, der Angriff den positiven Zweck verfolge.

Mit negativen Zwecken aber erreicht man im Kriege nichts, und ihnen wird sich nur derjenige zuwenden, welcher den Schrecken ohne Ende einem Ende mit Schrecken den Vorzug gibt. Wir entscheiden uns daher für den Angriff.

In den Abhandlungen über die Kriegsmittel zeigt Clausewitz nicht nur den geistvollen Analytiker, sondern zugleich den durchaus praktischen und erfahrenen Soldaten, Eigenschaften, welche ihm oft bestritten worden sind, weil man seine Größe durchweg auf anderen Gebieten suchte. Wir führen nur an, was er über Entbehrung im Kriege sagt. „Wer diese kümmerliche Ernährung des Soldaten*) für eine gleichgültige Sache ausgeben will und nur daran denkt, was Friedrich der Große mit seinen so verpflegten Soldaten getan hat, der sieht den Gegenstand nicht mit völliger Unbefangenheit an. Die Kraft, Entbehrungen zu ertragen, ist beim Soldaten eine der schönsten Tugenden, und ohne sie gibt es kein Heer von wahrhaft kriegerischem Geist; aber dies Entbehren muß vorübergehen, durch die Gewalt der Umstände geboten, und nicht die Folge eines ärmlichen Systems oder einer kärglichen abstrakten Berechnung der Notdurft sein. In diesem Fall wird es immer die Kraft des Individuums physisch und moralisch schwächen. Was Friedrich der Große mit seinem Kriegsvolk ausgerichtet hat, kann uns nicht zum Maßstab dienen; denn teils stand ihm dasselbe System gegenüber, teils wissen wir nicht, wie viel mehr er unternommen hätte, wenn er sein Kriegsvolk so hätte leben lassen

---

*) Es ist vorher von dem Heerwesen des XVIII. Jahrhunderts die Rede gewesen.

können, wie Bonaparte das seinige leben ließ, so oft es die Umstände erlaubten."

In der Anwendung der Mittel geht Clausewitz stets zunächst von einem Äußersten aus, erkennt aber dann je nach den Zwecken des Krieges verschiedene Abstufungen in der Kraftäußerung an. In der Abhandlung vom Kriegsplan, der den ganzen kriegerischen Akt wie eine einzelne Handlung mit letztem endlichen Zweck zusammenfassen soll, unterscheidet er zwei Arten, nämlich wenn das Ziel die Niederwerfung des Feindes, oder wenn es nur ein beschränkteres sein soll. In dieser Hinsicht haben sich die Verhältnisse seit seiner Zeit geändert und zwar durch die starke Ausprägung des Nationalitätsprinzips. Es läßt die Völker sich wie Personen fühlen, welche ihre Ehre ebensowenig wie ihren Besitzstand zu verletzen erlauben. Das führt am Ende jeden Krieg auf ein Äußerstes. Den besten Beweis dafür liefert der gegenwärtige. Für Rußland handelt es sich dabei um ein Gebiet, welches im Vergleich zum Ganzen verschwindend klein ist, und um Interessen, welche für die Entwicklung des Reiches doch nur von untergeordneter Bedeutung sein können. Trotzdem zwingt das heroische Auftreten der Japaner es voraussichtlich bis zum äußersten, und auch dieser Krieg kann möglicherweise erst mit völliger Erschöpfung beider Parteien sein Ende finden.

Man wird nun noch immer nicht begreifen können, was derjenige, welcher zum Handeln im Kriege berufen ist, nun eigentlich tun soll, aber das Durchlesen dicker Bände, mechanisch wissenschaftlicher Kriegsschriften, löst dies Rätsel ebensowenig. Es gehört dazu außerdem die lebendige Vorstellung von der Natur des Krieges. Diese liefert am ehesten die praktische Erfahrung, oder das aufmerksame Studium der Kriegsgeschichte. Jede praktische Erfahrung ist einseitig; die Kriegsgeschichte wird daneben also niemals ganz entbehrt werden können. Sie macht auch bei uns heutzutage das vornehmste Bildungsmittel für den höheren Truppenführer aus. Clausewitz hat uns sieben Bände mit kriegsgeschichtlichen Studien hinterlassen, auf welchen die Betrachtungen beruhen, die er in den drei ersten gibt. Mit jenen sollte deshalb der nicht Eingeweihte auch beginnen. Sie führen dem Leser klar vor Augen, worin in den verschiedenen Kriegen die Ursachen der Siege und Niederlagen zu suchen sind. Ein Schatz treffender Bemerkungen und geistvoller Anschauungen liegt darin geborgen. Die strategische Beleuchtung der Feldzüge versetzt uns oft in eine förmliche Spannung; man sieht Clausewitz durchdringenden Geist bei seiner Arbeit. Das wäre vielleicht verschwunden, wenn er, wie beabsichtigt, die letzte Zusammenfassung seiner Lehre in kurze Sätze noch hätte ausführen können. Geradezu glänzend ist sein Talent in der Schilderung der handelnden Personen, die sich plastisch vom allgemeinen Kriegsbilde abheben. Überall tritt das Menschliche und Moralische hervor. Die Macht der Persönlichkeit im Kriege durchleuchtet alle Schilderungen, aber er vergißt nie, dabei den inneren Zustand des Heeres, ja des ganzen Volkes u. a. m. in die Betrachtung zu ziehen, und wir können diese Abhandlung am besten mit seiner Mahnung schließen:

„Nur wenn Volkscharakter und Kriegsgewohnheit in beständiger Wechselwirkung sich gegenseitig tragen, darf ein Volk hoffen, einen festen Stand in der politischen Welt zu haben."

Seine hinterlassenen Werke erschöpfen seine schriftstellerische Tätigkeit nicht ganz; die Schrift über Scharnhorst und einige andere fehlen darin. Sie finden sich, mindestens im Auszuge, in seiner Lebensschilderung von Schwartz.*) Von großem Werte sind seine Briefe. Schon die ersten derselben aus dem Jahre 1806 zeigen uns einen gereiften Geist, der auf der vollen Höhe der Entwicklung steht. Freytag-Loringhoven hat sich in neuerer Zeit der verdienstvollen Arbeit unterzogen, das Psychologische in Clausewitz' Kriegslehre in kurzen Abhandlungen zusammenzustellen. Das tat unserer Zeit not, welche Gefahr läuft, bei der Überwucherung durch eine mächtige Entwicklung der Technik den Kern im Wesen der Heerführung entweder zu übersehen, oder doch nur durch einen Nebel von Äußerlichkeiten undeutlich zu erblicken.*)

Clausewitz war, wie Meerheimb ihn schildert, von kaum mittelgroßer, schlanker Figur, dunklem Teint und einem scharf geschnittenen Gesicht. Im Gespräch belebten und erheiterten sich die sonst ernsten Züge; die geistreiche Stirn, die tiefliegenden Augen und die meist festgeschlossenen Lippen erhöhten den Eindruck der oft scharf pointierten, immer anregenden Worte. Auch in der wissenschaftlichen Diskussion, die er liebte, zeigte er seine unerbittliche Logik, den Reichtum an Kenntnissen, die ihm immer bereit lagen, und die Idealität seines Geistes. Die Wärme und Güte seines weichen Herzens haben alle, die ihm näher gestanden und seinen Verlust lebenslänglich betrauerten, tief empfunden.

Ob Clausewitz ein großer Feldherr hätte werden können, mag dahingestellt bleiben; jedenfalls war er der größte Kriegsphilosoph aller Zeiten, und er hat sein Denkmal reichlich verdient.

---

*) Schwartz. Leben des Generals Karl von Clausewitz und der Frau Marie von Clausewitz. Berlin 1878.

*) Freiherr von Freytag-Loringhoven, Oberstleutnant und Abteilungschef im Großen Generalstabe. Studien über Clausewitz in den Vierteljahrsheften für Truppenführung und Heereskunde, Jahrgang 1904/1905. (E. S. Mittler & Sohn.)





„Träumerei von Schumann.“ Gemälde von Ferdinand Dorsch-Dresden.



Schiller-Andenken.

Ein Blick in das Museum zu Schloss Greifenstein.

Von

Alexander Freiherr von Gleichen-Rußwurm.

Mit zwanzig Abbildungen nach Originalaufnahmen.

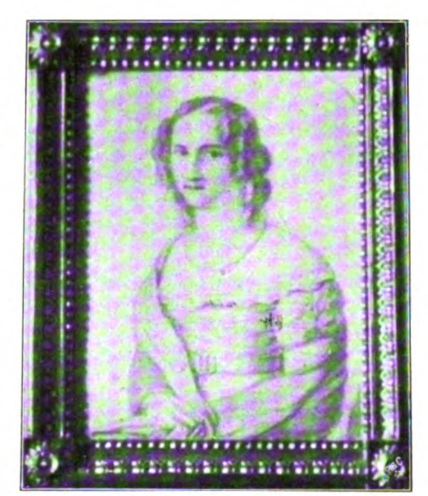
Briefe und Bilder, Möbel und Andenken, die uns aus dem Besitz großer Vorfahren überkommen sind, bilden ein Verbindungsglied vom Mensch zum Menschen und lassen uns in Stunden der Erinnerung den Tag mit seinen Freuden und Leiden wieder aufleben. Es ist ein Gedanke des XIX. Jahrhunderts, in würdigen Räumen Dinge zu sammeln und aufzustellen, die als Ruhmestempel den einzelnen Kindern und Kindeskindern von den äußeren Lebensumständen vergangener Geschlechter erzählen. Den Erinnerungsstätten Marbach und Weimar ist eine ganz intime auf dem fränkischen Schloß hinzugesellt worden, in dem Schillers jüngste Tochter Emilie, Freifrau von Gleichen-Rußwurm den größten Teil ihres Lebens zubrachte.

In einem Zimmer, dessen gemalter Plafond voll mythologischer Figuren uns in die zweite Hälfte des XVIII. Jahrhunderts führt, ist alles gesammelt, was an Bildern, Zeichnungen und Gegenständen aus der Schillerepoche im Besitz der Familie geblieben ist. Ein Abguß der Danneckerschen Kolossalbüste — ein Geschenk des Künstlers an Schillers Tochter — begrüßt den Eintretenden und erinnert uns an das Wort des Bildhauers in seinem Brief an Freiherrn W. von Wolzogen nach Schillers Tod: „Schiller muß kolossal in der Bildhauerei leben, ich will eine Apotheose." An der Hauptwand hängt das Pastellgemälde „Mit den leuchtenden Schilleraugen", das Dora Stock, die Schwägerin Körners, nach dem Graffschen Ölbild malte. Es war ein Lieblingswunsch des Dichters und seiner Gattin, dies Bild zu besitzen, und in dem Briefwechsel zwischen Schiller und Körner wird seiner in den Jahren 1790 und 1791 oftmals gedacht. Aber der Kauf scheiterte an der Höhe des Preises, und im Frühjahr 1795 erfreute Dora Stock den Dichter mit dem wohlgelungenen Pastell, das keine Kopie, sondern eine Neuschöpfung des genialen Mädchens war und nach den Worten Charlottens das Ölbild in manchem



Schillerbüste von Johann Heinrich Dannecker.
Nach dem Leben modelliert im Jahre 1794.
(Nach einer Aufnahme von Ludwig Schaller in Stuttgart.)

wohlgelungenen, intimen Zuge übertraf. „Sie zog dies Bild allen anderen vor und hatte es in ihrem Schlafkabinettchen über dem Bett“, schrieb Karoline von Wolzogen ihrer Nichte Emilie. Welch großer Unterschied ist zwischen dem mächtigen Ausdruck auf diesem Bild und dem „Mannheimer Schiller“, einem Ölbild, von welchem sich ein gleiches Exemplar im Schillerhaus zu Weimar befindet. Auf diesem Porträt ist der Dichter, wie ihn das deutsche Volk im Herzen trägt, nicht zu erkennen. Beide hängen einander gegenüber, der Dresdener Schiller, der sich, von einem Kreis liebender Freunde umgeben, zu klassischer Größe entwickelte, und der Mannheimer Dramaturg, aus dem Charlotte von Kalb den vornehmen Mann zu bilden begann. Hier fehlt dem Ausdruck noch das Natürliche, Innerliche der späteren Zeit, wir stehen einem fremden, uns wenig verständlichen Schiller gegenüber. Das Bild trägt auf der Rückseite die Worte: „Mein Schiller, Mannheim 1786“ und soll, der Familientradition entsprechend, aus dem Besitz Charlottes von Kalb stammen. Diese Überlieferung ist nicht erwiesen, aber es ist nicht unwahrscheinlich, daß die schöne Frau das Bild ihres Lieblings besaß.



Emilie Freifrau von Gleichen-Rußwurm, geb. von Schiller.

Der unbekannte Maler hat Schiller als unfertigen, jungen Mann, Graff und Dora Stock haben ihn in seiner körperlich besten Zeit dargestellt, das große Ölbild von Ludovica Simanowitz aus dem Jahre 1794 (jetzt in Marbach) zeigt bereits die Spuren schwerer Krankheit. Nach diesem Bild fertigte die Schwester des Dichters, Christophine Reinwald, eine in Tusche ausgeführte Zeichnung des Kopfes, zu der Schiller selbst einige Sitzungen gewährte. Karoline von Wolzogen sagt in einem Brief, dies kleine Porträt dringe tiefer in den Charakter des Dichters ein als das tüchtige Gemälde der schwäbischen Malerin, „denn Christophine zeichnet mit dem Herzen“.

Sie traf die Ähnlichkeit auf sympathische Weise und schuf die reizenden Kinderbilder von Ernst und Karoline, die — mit Bleistift und Rötel ausgeführt — uns von der idyllischen Kinderstube des Schillerschen Hauses erzählen, deren harmlose Berichte



Karl von Schiller.
Gemälde von C. Brand.



Charlotte Schiller, geb. von Lengefeld.
Gemalt von Ludovica Simanowitz.

sich überall im späteren Briefwechsel zwischen den Ehegatten finden. Der älteste Sohn Karl ist als sechzehnjähriger Knabe von dem weimarischen Maler C. Brand gemalt: ein frischer Lockenkopf mit glänzenden, braunen Augen, der aus dem hohen, weißen Kragen heraus keck in die Welt sieht. Auf der Rückseite steht von Lottens Hand: „sehr ähnlich gewesen." Von der jüngsten Tochter Emilie, meiner Großmutter, der wir vor allem die Herausgabe der Briefe Schillers und Lottes und das Werk „Charlotte von Schiller und ihre Freunde" — die Jubelgabe des Jahres 1859 — verdanken, ist eine Handzeichnung als jugendschönes Mädchen mit herabwallenden Locken und der hohen Taille vom Anfang des XIX. Jahrhunderts vorhanden. Ein späteres lebensgroßes Bild aus den vierziger Jahren zeigt sie mit ihrem Mann, dem Freiherrn Adalbert von Gleichen-Rußwurm und dem jugendlichen Sohn zu einer anmutigen Familiengruppe vereint. Das Bild des Meininger Hofmalers Dietz gehört einer vergangenen Kunstepoche an, ist aber in seiner Anordnung so geschickt und im Ausdruck so angenehm, daß es alle Anforderungen erfüllt, die wir an ein Porträt unserer Lieben stellen. Auch die Kleidung aus jener Zeit beginnt nicht mehr altmodisch, sondern als Kostüm zu wirken.



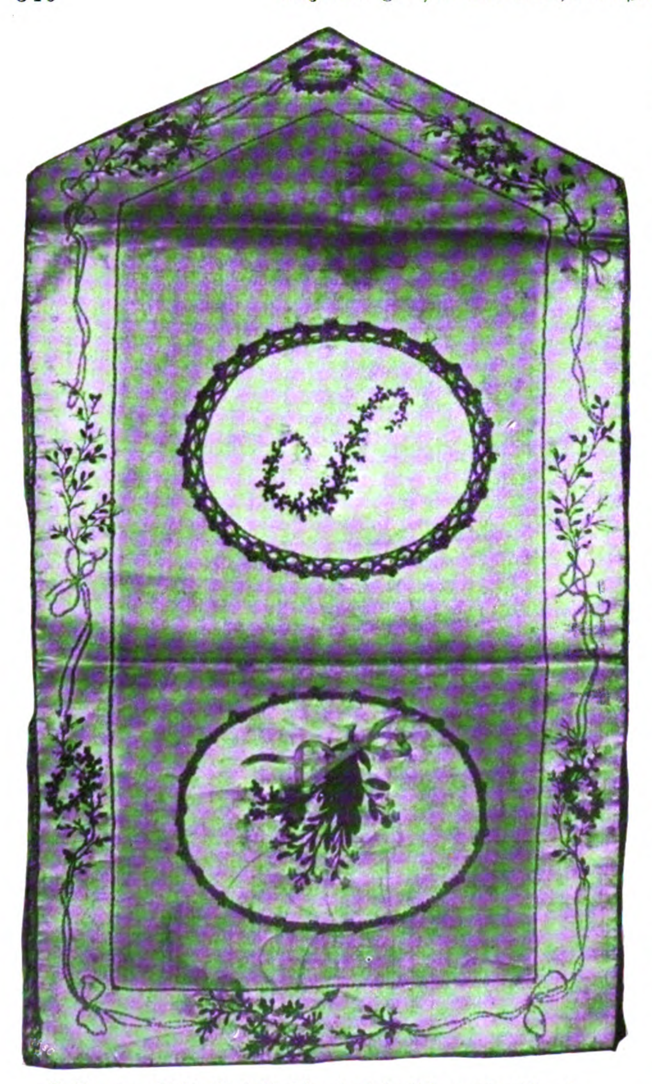
Lottes Silhouette.

Ihm gegenüber hängt die Perle der Sammlung, das hübsche Bild Charlottens von Lengefeld, welches Ludovica Simanowitz während des Aufenthalts der Schillerschen Familie in Ludwigsburg 1794 malte. Die zarte Erscheinung mit dem braunen Lockenhaar scheint uns lebendig. Geistige Anmut blitzt aus den Augen, und Herzensgüte wirft einen Hauch ewiger Jugend auf ihre Züge. Zierlich unter der Brust gekreuzt trägt sie ein blaugraues mit feiner Borte versehenes Leibchen, unter dem reich gefältetes weißes Gewand sichtbar wird und sich zart um den Hals schließt. Die Tracht vom Ende des XVIII. Jahrhunderts, von der Unnatur des Rokoko befreit ohne die übertriebene Nachahmung der Antike des Empirestils zu besitzen, war für vornehme, schlanke Gestalten außerordentlich kleidsam und verkörperte gewissermaßen die zarte Empfindsamkeit und ideale Auffassung der Zeit. Ein anderes Bild der bekannten Malerin zeigt uns Schillers jüngste Schwester Nanette mit dunklen begeisterten Augen und einer reichen braunen Lockenfülle, die, das weich gezeichnete, schwärmerische Gesicht lieblich umrahmend, bis auf den entblößten Hals und das einfach weiße Sommergewand herabfällt.

In einem Sammelrahmen sehen wir das Jugendbildnis Charlottens von Lengefeld, aus schwarzem Papier geschnitten, auf grünes geklebt mit herabhängenden Bändern und dem scharf markierten, aber angenehm weichen Profil, die Silhouette Goethes, die er im Jahre 1782 „in den Zeiten Kochbergs" — wie die Widmung besagt — dem Fräulein von Lengefeld geschenkt, ein wenig steif, aber charakteristisch mit der wundervollen hohen Stirn und den scharf



Goethe. Silhouette aus dem Jahre 1782.



Seidene gestickte Brieftasche, das Huldigungsgeschenk des Körnerschen Kreises an Schiller.

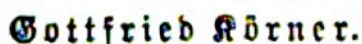
kam — wie etwa heute der Amateurphotograph mit seiner Maschine.

Von künstlerischem Wert sind aber die Silberstiftzeichnungen Dora Stocks, die Körner in der berühmten Brieftasche dem Dichter als Huldigungsgeschenk unbekannter Freunde im Juni 1784 übersandte. Ein Bild liebevoller Begeisterung bleibt das Mäppchen mit Ranken und Kränzen, dem zierlich aufgestickten S und dem Sträußchen Vergißmeinnicht, das ein aufgenähtes Rosaseidenbändchen zusammenhält. Ein gutes Stück intimer Zeitgeschichte hat Minna Stock mit den seidenen Fäden in den lichten Stoff gestickt, ein bleibendes Merkmal aus der Geschichte des deutschen Idealismus. Die stille Gemeinde, die Kunst, Wahrheit und Schönheit liebt, wird der kleinen vergilbten Mappe nie vergessen mit den Zeichnungen Körners, Hubers und der reizenden Schwestern Stock und dem Briefe, den Körner der weihevollen Sendung beilegte und der mit den Worten beginnt: „In einer Zeit, da die Kunst sich immer mehr zur feilen Sklavin reicher und mächtiger Wollüstlinge herabwürdigt, tut es wohl wenn ein großer Mann auftritt und zeigt, was

vortretenden Augenbrauen, den Schattenriß Schillers mit Zopf und hoher Rokokohalskrause. Wie wenig bedurfte es, ein Erinnerungsblatt herzustellen, das nur Konturen kennt, aber gut geschnitten ein treues Bild der Persönlichkeit gibt. Die Zeit war sich selbst des geringen Wertes solcher Schattenrisse bewußt, hieß doch in Frankreich alles Ärmliche à la silhouette nach dem sparsamen Finanzminister dieses Namens. Die kleinen schwarzen Bilder behielten diese Bezeichnung, und man begrüßte damals besonders herzlich den Freund, der mit der zierlichen Schere und dem dunklen Bogen Papier ins Haus



Minna Stock. (Aus der Brieftasche.)



Gottfried Körner.


Dora Stock.


Ferdinand Huber.

Bildnisse der Brieftasche.

der Mensch auch jetzt noch vermag. Der bessere Teil der Menschheit, den seines Zeitalters ekelte und der im Gewühl ausgearteter Geschöpfe nach Größe schmachtete, löscht seinen Durst, fühlt in sich einen Schwung, der ihn über seine Zeitgenossen erhebt, und Stärkung auf der mühevollsten Laufbahn nach einem würdigen Ziele.“ Die Bilder sind in der Mappe geblieben, der Gedanke, aus dem heraus sie entstanden, hat in dem deutschen Volk Wurzel gefaßt, und die ideale Gesinnung ist immer wieder durchgebrochen, drohte sie auch manchmal unter dem Einfluß eines zersetzenden Geistes zu ersticken.

Die Zeichnungen beider Lotten vor mir — Charlotte von Stein und Charlotte von Schiller, die letztere im griechischen Faltengewand — führen uns mit magischer Gewalt in die kleine thüringische Residenz, in das klassische Weimar, in die ehemalige Festung des deutschen Idealismus. Charlotte von Stein hat unter Leitung des Malers Lips die feinen Züge von Schillers Gattin gezeichnet und ihrem Bilde etwas von einer antiken Priesterin, vom Geist Iphigenies gegeben. Ein Vergleich mit anderen Bildern läßt die Ähnlichkeit dieses idealisierten Profils erkennen. Das Bild von Goethes Freundin hat Dora Stock gezeichnet, der Blick ist suchend in die Weite gerichtet, und zierlich gelocktes Haar — von einem Band durchschlungen — krönt den geistvollen Kopf. Eine eigne Anziehungskraft geht von den anmutigen Frauengestalten aus, die große Zeiten gleichsam umschweben.


Charlotte von Stein.

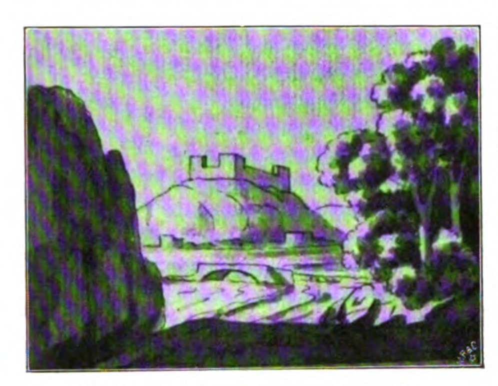
Aus Schillers Arbeitszimmer stammen: eine „römische Landschaft“ von Angelika Kaufmann, die sie dem Dichter als Zeichen der Freundschaft geschenkt hatte, eine Gouache von J. Chr. Reinhart „Tassos Grab“ und ein kleines Ölgemälde von Dalbergs Hand, das in seinem altertümlichen Rähmchen wie eine höfliche Phrase vergangener Zeit aussieht. Es ist das Hochzeitsgeschenk des kunstfreundlichen Priesters, der damals Statthalter des Kurfürsten von Mainz in Erfurt war. Schiller schrieb an Körner darüber: „Meine Frau und Schwägerin hat Dal-


Charlotte von Schiller.
Zeichnung von Charlotte von Stein.

berg sehr lieb, sie haben ihn wirklich erobert. Er malt gar schön und erlaubt den beiden, ihn malen zu sehen. Er legte ein Gemälde an, welches auf unsere Heirat bezug hat. Es ist ein Hymen, der unsere Namen auf einen Baum schreibt, in der Nähe die Attribute des Trauerspiels und der Geschichte. Das Gemälde ist Lottchen bestimmt und in vierzehn Tagen sollen wir's haben." Der Brief des Koadjutors selbst, mit dem er seine Sendung begleitete und den Lotte Schiller auf die Rückseite des Bildes klebte, urteilt über die eigene Kunstleistung: „Meine Malerstümperei ist mir sonst ausruhn und hintändeln einiger Nebenstunden. Diesmahl ist es mir werth und lieb, weil es dem erhabenen Schiller und seiner liebenswürdigen Gattin Freude macht." Eine Miniature des Pariser Malers Augustin — ein späteres Geschenk des Fürst-Primas — zeigt die feinen durchgeistigten Züge des Prälaten, den Schiller „einen überaus interessanten Menschen" nannte, „mit dem man herrlichen Ideenwechsel hat". Mit Schillers Schwägerin, Karoline von Wolzogen, verknüpften enge Freundschaftsbande den Priester und gaben sich in regem Briefwechsel kund. In dem Nachlaß Karolinens, deren Schillerbiographie zu den gemütvollsten und schönsten Denkmalen jener Zeit gehört, befinden sich zahlreiche Vorarbeiten zu einer Lebensbeschreibung Dalbergs. Ein Teil derselben ist im Archiv zu Schloß Greifenstein, ein anderer im Schillerhaus zu Marbach. Karoline war eine genialische Frau, deren Lebensanschauung in dem Satz gipfelte: „Nur das Natürliche und Wahre hat ein ewiges, unendliches Interesse. Nur die Liebe macht ewig; der Egoismus beschränkt auf den Moment." Dies steht in einem der letzten Briefe an ihre Nichte Emilie. Betrachtet man die Bilder der Frau von Wolzogen von dem aufgeweckten Kinde, das im gestickten Sammetkostüm der Rokokozeit auf einem Kissen sitzt und das Fingerchen mit der Gebärde in die Höhe streckt, als habe es einen klugen Gedanken gefunden, bis zur reifen Frau, die im kaiserlichen Paris ihren weiten, reichen Horizont gewinnt, so zeigt sich überall das kluge Auge und der Ausdruck des Begehrens vom naiv kindlichen „ich will" bis zum resignierten „ich möchte", das Charles Ambère in seinem sonst etwas verzeichneten Porträt der eleganten Dame im Empirekostüm deutlich zur Darstellung brachte.


Karoline von Wolzogen,
geb. von Lengefeld.

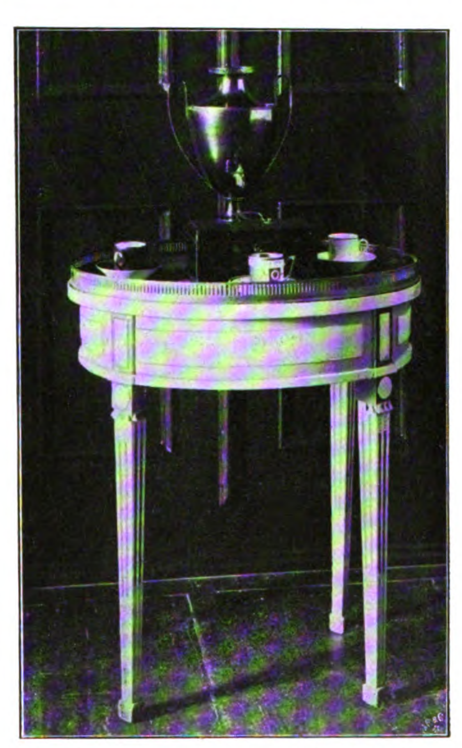
Ein Pastellbild der jugendlichen Frau — aus Schillers persönlichem Besitz — und eine Miniature auf Pergament der chère mère, das einzige Porträt der alten Frau von Lengefeld, führen unsere Erinnerung in das kleine, liebliche Rudolstadt. Die verblichenen Züge der alten Frau, die so freundlich unter der mächtigen Haube her-



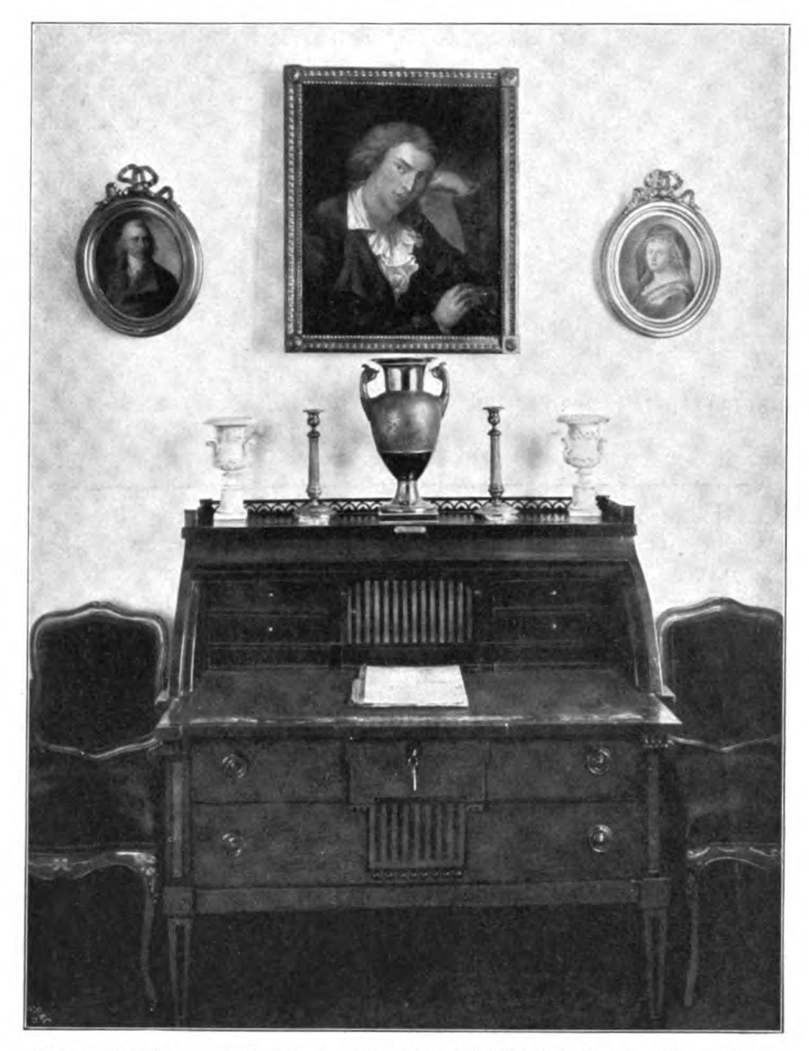
Zeichnung von Goethe und Schiller.

vorsieht und in der korrekten, kerzengeraden Haltung die Dame des ancien régime erkennen läßt, zeigen den scharfen Verstand und die große Gutmütigkeit, mit denen sie in den schwersten Fällen entschied. Würdig und bieder mag das — stark nachgedunkelte — Bild des Vaters Lengefeld mit Orden und Uniform auf die kleine Gesellschaft geblickt haben, die sich im Salon der alten Dame über Cagliostros merkwürdige Schicksale unterhielt und mit Spannung das Ende des nie vollendeten „Geistersehers“ erwartete. Frisch und heiter verkehrte der Erbprinz Ludwig Friedrich von Schwarzburg in diesem Kreis und nahm so lebhaftes Interesse an Schillers Roman, daß er eine lustig anziehende Zeichnung zu demselben ausführte, die stets einen Ehrenplatz in Schillers Arbeitszimmer behielt. Sie hängt jetzt einer kleinen Zeichnung gegenüber, die Goethe und Schiller zusammen ausführten. Die einfach komponierte Landschaft ist kein Kunstwerk, aber ein Erinnerungsblatt seltener Art.

Darunter steht Lottens Teetisch — von Angelika Kaufmann bemalt — und daneben der kleine Schreibtisch mit den zierlichen Fächern und Kästen, dem Tintenfaß aus blauem Glas und der verschlossenen Schreibkassette mit dem aufgedruckten Namen Charlotte von Lengefeld, in der sie einst die Briefe des Gatten aufbewahrte. Kleine Tische, der Lehnstuhl der chère mère, Vasen und Statuetten vervollständigen das Gesamtbild. An der Wand unter dem Bilde des Dichters — einfach und schlicht im Gegensatz der mächtigen und unvergeßlichen Worte, die an ihm geschrieben wurden — steht Schillers Schreibtisch, ein braunpoliertes Zylinderbureau mit eingelegtem Stab in hellem Holz und leichten Messingbeschlägen. Rollt man den Deckel in die Höhe, so sieht man die Mappe aus gelbem Pappdeckel und zerrissenem Leder, die mit Tintenflecken und verwischten, kaum leserlichen Worten bedeckt ist. An den oberen Rand schrieb Schiller in festen, charaktervollen Zügen: „Horenexemplar: Goethe, Meyer, Humboldt.“ Die übrigen Namen sind nicht mehr zu entziffern. Vor diesem Tische sitzend — denke ich mir — mag der Dichter den Ausdruck des Triumphators angenommen haben, den ihm Tischbein in seinem berühmten Gemälde verliehen, da mag die Hand mit lebhafter Gebärde Haare zu den wirren Locken aufgetürmt, da mögen sich die Brauen über der scharfgeschnittenen Nase zusammengezogen, da mag sich das Auge starr auf einen Punkt gerichtet haben, als wollte es einen flüchtigen Gedanken mit seiner Kraft bannen. In Tischbeins Schiller liegt ein großer Zug, der dem Dichterfürsten, den wir bewundern, mehr als dem Manne, den wir lieben, angehört. Erzählungen Lottes zufolge hat der Maler dies Bild in römischer Tracht mit



Teetisch mit Samovar und Tassen aus dem Schillerschen Haus.



Der Schreibtisch Schillers, darüber das Schillerbildnis von Dora Stock.
Rechts Friederike von Holleben, links Freiherr H. C. von Gleichen-Rußwurm, Schillers Freund.

dem leicht umgeworfenen, blutroten Mantel nach Handzeichnungen gearbeitet, die er von Schiller in den verschiedensten Stellungen aufgenommen hatte.

In dem Schrank am Ende des Zimmers sind die kleinen Andenken aufbewahrt. Wir finden das Stirnband des Dichters, mit dem sich der Leidende die hämmernden Schläfe umwand, die goldene Taschenuhr, eine silberne Klingel, die kleine Landkarte von Frankreich, benutzt bei den Arbeiten zur Jungfrau von Orleans, Schillers Tasse, mit Interieurs von Chodowiecki geschmückt, und die bekannten, heute sehr seltenen Cottaschen Kartenspiele, deren Bilder den Schillerschen Schauspielen entnommen sind. Der Siegelring mit einer römischen Kamee, den der Flüchtling aus dem Schwabenland benutzte, so oft er als Doktor Ritter seine Unterschrift gab, liegt neben dem Ring mit dem Homerkopf, dessen Abdruck die zärtlichen Briefe des Bräutigams verschloß. Der Dichter denkt in späterer Zeit der glücklichen Jugendtage, wenn er sagt:

„Treuer, alter Homer, dir vertrau' ich das zarte Geheimnis;
Um der Liebenden Glück wisse der Sänger allein."

Von dem goldenen Grund der Schnupftabaksdose, die immer auf seinem Schreib-



Tintenfaß und Mappe Lottes.

tisch stand, lächelt uns die Silhouette der jungen Frau Hofrätin entgegen, ein angenehmes zierliches Bild mit einer vollerblühten Rose an der Brust.

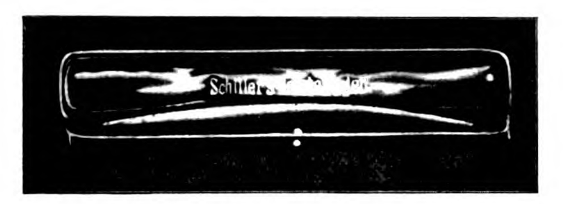
Außer dem Redaktionssiegel der Horen mit der von einem Lorbeerkranz umgebenen einfachen Schrift und dem Lengefeldschen Petschaft enthält die Sammlung Vater Schillers altertümliches Siegel, dessen einhorngeschmücktes, springendes Pferd im Jahr 1802 in das Wappen des geadelten Sohnes aufgenommen wurde. Das heilige, römische Reich umwand die Krone mit einem Lorbeerzweig, um anzudeuten, aus welchem Grund dem Dichter diese Auszeichnung zu teil geworden.



Schillers Tasse.
Von D. Chodowiecki gemalt.

Schillers letzte Feder, mit der er den Monolog der Marfa im Demetrius geschrieben, erweckt eine Reihe wehmütiger Gedanken in uns.

Es gibt eben Dinge, die eine Seele zu haben scheinen, Gegenstände, die zu uns sprechen, als wären sie gleich uns lebende Wesen.



Schillers letzte Feder.

Mutter Erde.

Heil'ge Mutter, die uns alle trägt!
Die der wechselnden Geschlechter Reigen
Blühend sah ans Licht des Morgens steigen
Und die müden Kinder dann im Schweigen,
Lächelnd ihrer flücht'gen Lust und Klage,
Still zum Schlafe legt!

Heil'ge Mutter, die uns alle trägt!
Neue Jugend strömt durch Deine Glieder,
Braut des starken Lebens heisst Du wieder,
Die die Stirn sich kränzt mit blauem Flieder,
Die des Schleiers grüne Ährenseide
Um die Schultern schlägt!

Heil'ge Mutter, die die Müden hegt!
Über meiner Qual und Wonne Streiten
Magst Du morgen Deine Schollen breiten, —
Lass mich heut durch Deinen Sommer schreiten
Und so viel des süssen Rausches trinken,
Als das Herz erträgt!

Lulu von Strauss und Torney.



Frühlingswandern.

Der junge Wind treibt eine Welle
Lieblichen Duftes den Berg herauf,
Und die Wiesen liegen in lachender Helle
Und die Wasser glitzern wie Silber auf.

Leuchten und Ruhe . . . Mit lächelnden Mienen
Wandern wir schweigend durch Frieden und Schein,
Und die seligsten Wünsche schwirren wie Bienen
Und saugen in alle Wunder sich ein.

Julius Börner.

Mein Frühlingslied.

Heilige Jugend,
Bleib mir erhalten!
Sorgen, ach brecht mich
Nicht allzufrüh!
Laß mich genießen,
Nicht nur gestalten,
Lenz, Deine lachende
Glückspoesie!

Sprach ich im Wald heut:
„Drossel, was schlägst Du?
Blumen, was knospet
Ihr auf einmal?“ —
„Ward es nicht Frühling?
Wandrer, was fragst Du?
Singst Du nicht selber
Mit im Choral?“ —

„Früh schon vereinsamt,
Ach, ihr Viellieben,
Bin ich der Trübsal
Einzig vertraut!
Hab' zuviel Torheit
Früher getrieben.
Halt' ich die Ros' nun,
Fehlt' mir die Braut!“ —

Spöttelt ein Schnäblein:
„Schäm Dich, Du Müder!
Bist Du nicht jung noch!
Jugend ist Kraft!“ —
„Ja, daß ich jung bin
Fühl' ich nun wieder!
Schwell' nur, Du knospende
Leidenschaft!“ —

Mädchen und Blumen
Zürnen gewißlich
Geht man vorüber
Trüb und allein. —
Röslein, ich pflück' Dich,
Lottchen, ich küss' Dich!
Zwei von den Knospen,
Frühling, sind mein!

Georg Busse-Palma

Frühlingsglaube.

Der Lenz hat neu sich aufgemacht,
Die Anemonen sind erwacht,
Die Amseln locken und singen —
Es ist das alte Klingen.

Im Herzen regt sich's auch aufs neu,
Vorbei das Leid, verweht die Reu',
Zujubelt's allem Schönen —
Es ist das alte Tönen.

Wie lang so drückt mich Sommers Last,
Und Leid kehrt ein, der bittre Gast,
Nach süßen Hoffnungstagen —
Es ist das alte Klagen.

Und ist's auch stets der gleiche Lauf,
Schließt doch der Lenz das Herz mir auf;
Froh drängt sich's ihm entgegen:
Es ist der alte Segen.

Luise Glass.

Singe, Nachtigall!

Die Nachtigall singt durch die Blütennacht
Ihr Lied voll jubelnder Frühlingspracht.
Wie silberne Wolken stehn Büsche und Bäume.
Es gibt eine Seligkeit nächtlicher Träume,
Die wallt wie Weihrauch ins weite All.
Singe, singe Nachtigall! — —

Ein seliger Trost perlt durch Deinen Schall!
Es gibt ein Leiden, es gibt ein Sehnen,
Das wächst in der Nacht, wie die Länder sich dehnen
Unter des Mondlichts flutendem Schwall.
Singe, singe, Nachtigall! —

Frida Schanz.

Holsteinischer Frühling.

Wie die hellen Kirschen blühten
Mit dem holden, reinen Duft —
Wie die weißen Wölkchen glühten
In der klaren Frühlingsluft —
Wie der Rauch, der matte, blaue,
Zitternd von der Hütte stieg, —

Wie die See, die silbergraue,
Blinzelnd in der Sonne schwieg —
Wie ein Kind, so schön und milde
Mich gestreichelt sanft und weich — —
Naht ihr wieder, Duftgebilde,
Aus der Jugend Märchenreich?

W. v. d. Schulenburg.

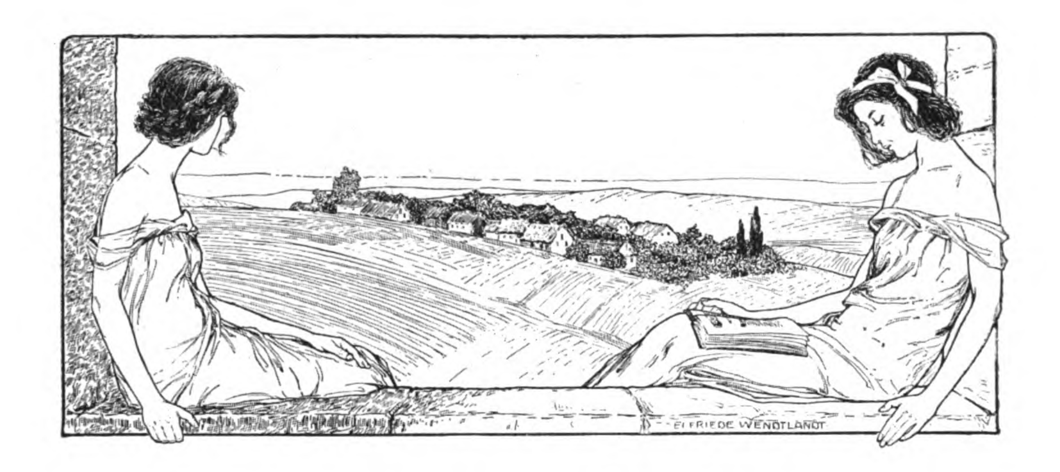
Daheim!

Die Sonntagsglocken sind im Dorf verklungen,
In meiner Seele klingen leis sie nach,
Da kommt das Kind des Kastellans gesprungen:
„Der Storch baut wieder auf dem Scheunendach!"

Wir suchen ihn, er zieht in großen Kreisen,
Und seine Sehnsucht hält die Heimat fest, —
Mein Glück und ich, wir waren auch auf Reisen
Und suchen auch wie er das alte Nest!

Börries Freiherr von Münchhausen.





Neues vom Büchertisch.

Von

Carl Busse.

Isolde Kurz, Neue Gedichte (Stuttgart, J. G. Cotta). — **Alberta von Puttkamer**, Jenseits des Lärms (Berlin, Schuster & Löffler). — **Victor Blüthgen**, Im Kinderparadiese (Gotha, F. A. Perthes). — **Wilhelm Busch**, Zu guter Letzt (München, Fr. Bassermann). — **Rudolf Presber**, Dreiklang (Stuttgart, J. G. Cotta). — **Hans Müller**, Der Garten des Lebens (Stuttgart, J. G. Cotta). — **Verschiedenes**.

Die deutsche Lyrik ist das liebliche Aschenputtel des Märchens, an dem der große Strom achtlos vorübertreibt, dessen zarte Schönheit und geheimnisvolle Macht nur wenige staunend und für immer gefesselt erkennen, das für die Meisten im Winkel steht und mit dem grünen Frühlingsreis vorlieb nehmen muß, während seine beiden stolzeren Schwestern mit Perlen und Edelsteinen beschenkt werden. Aber das Aschenputtel, über dem alle Wipfel sich segnend schütteln, wird schließlich doch die Königin ...

Denn nicht unser Drama, nicht unser Epos, nicht unser Roman haben uns eine führende Stellung in der Weltliteratur verschafft. Homer und Dante, Shakespeare und Cervantes, sie gehörten nicht uns. Uns aber gehörte Goethe, der Königssohn, der das Aschenputtel freite, der größte Lyriker nicht nur Deutschlands, sondern der Menschheit. Durch ihn und seine Lyrik, die im „Faust" ihre Spitze hat, ist uns zuteil geworden, was der französischen Nation versagt blieb: einen der großen Weltdichter zu stellen. Das deutsche Volk hat seinen reinsten und höchsten Wesensausdruck, den es dichterisch überhaupt gefunden hat, in der Lyrik erfahren. Man staunt immer von neuem, welche Fülle schönster lyrischer Talente neben dem unvergleichlichen Genie Goethes bei uns auftrat. Und die Entwicklung bricht nicht ab: nach kurzer und natürlicher Erschöpfung blüht immer neuer Frühling. Niemand, der es an solchem Reichtum mit uns aufnehmen könnte.

Demgegenüber muß es doppelt auffallen, in wie ungünstiger Stellung sich gerade die Lyriker in unserm Vaterlande befinden. Sie vor allem trifft Freiligraths bitteres Wort: „Des Himmels Prinzen und der Erde Lumpen." Vor dreißig Jahren hat Paul Heyse geklagt, daß ein Mann es fast unter seiner Würde halte, ein Gedichtbuch in die Hand zu nehmen; vor zwanzig Jahren dekretierten die Ästhetiker der jüngstdeutschen Schule, Wilhelm Bölsche voran, daß die Lyrik sich definitiv überlebt habe und mehr und mehr verschwinden müsse; vor einem Jahrzehnt sagte das stärkste lyrische Talent der Gegenwart, Detlev von Liliencron, in seiner temperamentvoll übertreibenden Weise: „Überreicht man in Deutschland einem einen Band Gedichte von sich, so ist man einer Pistolenforderung gewärtig."

Fraglos haben sich die Verhältnisse inzwischen ein wenig gebessert. Aber doch eben nur ein wenig. Die Teilnahme breiterer Volksmassen, die Gunst der Mächtigen blühen unserer Lyrik nicht. Klein nur ist der Kreis ihrer verständnisvollen Freunde, die allerdings auch in überströmender Liebe für sie leben und sterben. Ich selbst gestehe, daß ich die größte Durchläuterung, das heilige Sonntagsheimweh unvergeßlicher Lebensstunden doch nur durch die Lyrik erfahren habe — durch diese Kunst, die am wenigsten Erdschwere und Alltagsstaub mit sich führt und sich auf entbundenen Schwingen schön und still wiegt. Es tut dann doch eben weh, wenn die Schöpfer dieser Kunst sich bis ans Ende durch Not und Sorgen schlagen müssen, während der ganze Strom des Goldes und der äußeren Ehren sich auf glücklichere Genossen ergießt. Immer neue Preise werden für Dramatiker geschaffen, obschon jeder weiß, daß ein talentvoller und erfolgreicher Dramatiker an und für sich über einem Neste voll goldner Eier sitzt. An die Lyrik denkt niemand.

Und doch ist es keine Übertreibung, daß selbst unsere stärksten lyrischen Talente, wenn sie nur auf den Lohn ihrer Kunst angewiesen wären, nicht einmal das Leben fristen könnten. Hier, dünkt mich, wäre es ein nobile officium, einzugreifen. Nicht die Ehrung soll man den bedeutenden Dramatikern vorenthalten — gewiß nicht! Aber man soll sich erinnern, daß ihnen mit den Schiller-, Goethe-, Grillparzer- und sonstigen Preisen materiell nicht gedient ist, da die betreffenden Summen gegenüber den Erträgnissen des preisgekrönten Stückes lächerlich gering sind. Mit diesen selben Summen jedoch könnte man den besten Lyrikern der Zeit einen bescheidenen Ausgleich schaffen für das, was ihre Kunst ihnen nach Lage der Dinge nicht geben kann.

Doch das sind Träume ... Vielleicht ist auch alles gut so, wie es ist. Lyrik, sagt ein geistreiches Wort, sei Gnade, Drama Kraft und Roman Sitzfleisch. Von der Gnade soll man nicht leben wollen. Und Lyrik allein kann, gerade weil sie Offenbarung ist, ein Leben auch nicht ausfüllen. Der Nichts-als-Lyriker wäre jenem Menschen vergleichbar, der die Wochentage untätig in der Erwartung des Sonntagswunders hinbringt. Aber auch hier ist der Sonntag dann am schönsten, wenn man den Alltag rüstig durcharbeitet hat. Aus sauren Wochen blühn die frohen Feste.

Manch gutes Versbuch darf ich auch heut hier nennen, voran die „Neuen Gedichte" von Isolde Kurz (Stuttgart 1905, J. G. Cotta). Eine helle, aber nicht scharfe Klarheit ist in ihnen, eine schöne Reife und Ruhe. Verkämpfte Schmerzen zittern darin nach, doch sie haben das echte Herz nicht verbittern, die reinen Augen nicht trüben können. Im Liede hat auch hier sich Unruhe zu Ruhe gekehrt, hat ewige Sehnsucht Ausweg und Erlösung gefunden. Vor die gesamte Lyrik von Isolde Kurz könnten als Motto die beiden Zeilen von Konrad Ferdinand Meyer treten: „Verscherzte Jugend ist ein Schmerz und einer ew'gen Sehnsucht Hort." Wohl klingen schön und hell auch andere Saiten, keine aber so voll und rein. Aus Herzenstiefen ringt sich ihr die Klage, daß Gott ihr das Schönste im Leben, das Fest im Mai, unterschlagen hätte. Ungenossen blühte die Jugend ihr, und ein verlorenes, doch nie besessenes Glück, eine Schuld, die sie nicht begangen, ein Vergangenes, das nie gewesen, raubt ihr den Schlummer. Seltsam schaut sehnsüchtige Hoffnung in die Zukunft: nach ihr, wenn das Grab sie schon hält, wird derjenige kommen, den sie in hundert Gestalten gesucht, der sie nie gekannt, für den allein ihr Herz doch gesungen hat. Hier findet Isolde Kurz die schönsten Klänge. Die Jahre gehn:

„Mädchen, die mit mir zum Tanze zogen,
Wiegen schon die Kinder ihrer Kinder,"

sie aber ist einsam, und das Lämpchen, das in ihrem Stamme wandert, das an langer Leiter vom Ahn herunter auf ihren Vater kam, das sie selbst noch hell brennend empfing — in ihren Händen, mit ihr selbst, wird es verlöschen. In ungestillter Muttersehnsucht denkt sie dessen, der bei den Ungeborenen schläft, der keine Ruhe hat, weil ihre steten Sehnsuchtsgedanken ihn aus der Tiefe ziehn — ein Akkord, den in der Lyrik unsrer Tage auch Agnes Miegel angeschlagen hat. Und in großer Ergebung singt sie ihr „Unerreichbar", das als die Perle des Buches hier seine Stelle finden mag:

„Nicht ereilen
Kann ich Dich und jagt' ich hundert Meilen.
Vor mir her wie blauer Dunst der Ferne
Schwebt das Glück und schwindet in die Sterne.

Deiner harrend
Trug ich Gluten, saß von Kälte starrend.
Winter ging und Sommer, wie mein heißes
Herz sich still verzehrte, keiner weiß es.

— Höher klimme!
Rief's von Gipfeln her mit Deiner Stimme.
Auf zu Gipfeln trug mich mein Gefieder,
Hinter Gipfeln ging die Sonne nieder.

Tief und tiefer
Sinkt mein Tag, auf schnellen Sohlen lief er,
Schneller noch und weiter lief mein Sehnen,
Um den Erdball lief's und kehrt' in Tränen.

Sachte weilen
Jetzt die Schritte, die Dich nicht ereilen.
Blaue Fluten glänzen. Sein Getöse
Stillt der Stromgott vor des Meeres Größe."

Dieses wundervolle Gedicht würde vollendet sein, wenn Isolde Kurz einen mächtigen Ausklang dafür gefunden hätte. Aber gerade die Schlußworte sind nicht groß und innig genug: sie sind gedacht, während alles andere gefühlt ist. Die stille und feierliche Resignation mußte so schlicht-persönlich gegeben werden, wie sich alles Vorausgehende gibt. Das Bild, das in Konrad Ferdinand Meyerscher Art hier abschließt, empfindet man als stilwidrig, als Überraschung: es erkältet.

Isolde Kurz lebt in Florenz; sie strebt nach klassischer Reinheit der Linie; sie preist die ewig jungen Hellenen. Nach ihrer lyrischen Form steht sie unter den Lebenden wohl Paul Heyse am nächsten, aber sie akzentuiert kräftiger. Wohl trifft man auch in ihren „Neuen Gedichten" Verse und Strophen, die dem Lyrikkenner sofort verraten, aus welcher Zeit und Schule die Dichterin erwachsen ist, doch ihr starkes individuelles Fühlen hat bis auf einige Reste die übernommenen Formen sich zu eigen gemacht und neu gefüllt. Auch die sparsame Zurückhaltung in ihrer Produktion mag es ihr erleichtert haben, der oft flachen Glätte Heyseścher Diktion auszuweichen. Die „Neuen Gedichte" rechtfertigen und erhöhen den guten Klang ihres Namens.

Im geraden Gegensatz zu Isolde Kurz steht eine Dichterin, der das Elsaß zur zweiten Heimat geworden ist: Alberta von Puttkamer. Unter dem Titel „Jenseits des Lärms" hat sie neue Dichtungen veröffentlicht (Berlin, Schuster & Loeffler) und sie „Allen, die Sympathie für mich haben", gewidmet. Die Florentinerin würde solche Widmung niemals vor ein Buch stellen.

In seinem berühmten Briefe vom 23. August 1794 hat Schiller an Goethe die Worte geschrieben:

„Ihr beobachtender Blick, der so still und rein auf den Dingen ruht, setzt Sie nie in Gefahr, auf den Abweg zu gerathen, in den sowohl die Spekulation als die willkürliche und bloß sich selbst gehorchende Einbildungskraft sich so leicht verirrt." Und Goethe selbst hatte im Kunstschaffen drei Stufen unterschieden. Einfache Naturnachahmung sei die unterste; höher schon stünde es, wenn der Künstler seine individuelle Auffassung in die Dinge übertrage, das Höchste aber wäre, wenn man aus den Dingen selbst das Wesentliche herauszulesen verstünde. Er hat diese Stufenfolge kurz bezeichnet als „Einfache Nachahmung der Natur — Manier — Stil".

Nach dieser Goetheschen Definition würde Alberta von Puttkamer in der Rangordnung weit unter Isolde Kurz stehen. Denn diese hat Stil, während sie in der Manier stecken bleibt. Ich rühmte oben ja die helle Klarheit von Isolde Kurz, die reinen, ungetrübten Augen. Kein Schmerz, kein Ausgeschlossensein vom Glück des Lebens hat ihr diesen Blick, „der so still und rein auf den Dingen ruht", geraubt. Sie drängt sich und ihre Stimmung nicht allen anderen auf, sondern läßt jedem das Seine. Alberta von Puttkamer jedoch schafft sich die Welt nach ihrem Bilde. Sie überträgt ihre individuelle Auffassung in die Dinge, bläst sie sentimentalisch-pathetisch auf und putzt sie je nach Laune und Stimmung, als wären es Puppen. So wird eine Landschaft heut etwa „antik", morgen „heroisch" und ein drittes Mal irgendwie anders frisiert, und es wird allem der Anschein einer Größe gegeben, die doch vor dem ruhigen Auge nicht Stich hält. Denn der zuerst geblendete Blick erkennt bald, daß er sich durch prunkvolle Dekorationen hat täuschen lassen, und daß all der Prunk doch armselig gegen die schöne Mannigfaltigkeit der Natur wirkt.

Alberta von Puttkamer sagt in dem Eingangsgedicht, nach der Meinung der Leute liebe sie „prächtige Gesänge, Terzinen, Oden, das Sonett und Stanzen", und seltener nur gelänge ihr ein Lied. Nun aber hätte ihr Musenkind den juwelenbelasteten Zügel aus der Hand gegeben, hätte die reichgestickten Kleider abgetan, und in ihr „prächtig Wesen" wäre ein Wandel gekommen; schlichte Veilchen hätte sie sich nun zum Strauß geholt. „Vielleicht, daß Euch der scheue Duft entzückt!"

Aber diese „schlichten Veilchen" stehen wirklich nur in der Einleitung. Im Buche selbst weichen sie den stolzeren Rosen, Lilien, Lorbeerbäumen, Granaten, Narzissen. Und daneben herrscht eine wilde Verschwendung von Gold, Marmor und Edelsteinen. Diamanten, Türkisen, Rubinen, Amethysten prunken und prahlen, jaspishell sind die Wolken, bernsteinhell die Kleider, Kristalle glänzen, Purpurlinnen und Tigerfelle breiten sich, und Marmorhäuser stehn auf amaranthenen Fluren. Die Juwelenbilder, und was sonst in den pretiösen Rahmen fällt, zu zählen, ist kaum möglich. Aber dieser Prunk ermüdet und langweilt auf die Dauer, besonders da er sich stets wiederholt. Große Herren pflegen einfacher zu gehen, und die Gold- und Marmorverschwendung kann nicht über dichterische Armut täuschen. Im Grunde gehört auch Alberta von Puttkamer, die Motti in drei Sprachen für ihr Buch braucht und von Hippokrates und Cicero über Dante und Goethe bis zu Nietzsche und d'Annunzio zitiert, zu jenen Dichterinnen, die vor lauter Kunst und Bildung kein echtes Gefühl mehr schlicht ausdrücken können und ihr eigenes Ich gern à la Hermione von Preuschen in bengalische Beleuchtung setzen. Nur ist sie wesentlich geschmackvoller als ihre Schwester in Apoll und poetisch auch bedeutender. Aber trotz aller künstlerischer Eigenschaften wird ihre Dichtung nie ganz lebendig wirken, weil eigentliche Liebe ihr fehlt. Sie kann sich nicht hingeben. Sie ist zu prätentiös.

Nach der kalten Juwelenkette ein mailicher Kranz von Tausendschönchen! Mit dem Porträt des Dichters und Zeichnungen von Oskar Pletsch sind die Kinderlieder und Reime von **Viktor Blüthgen** unter dem Titel „**Im Kinderparadiese**" nun endlich gesammelt erschienen (Gotha, F. A. Perthes 1905). Eins oder das andere dieser reizend-liebenswürdigen Sächelchen wird jedem, der diese Worte liest, bekannt sein: werden doch viele nicht nur in den Konzertsälen, sondern, was mehr heißen will, in den Kinderstuben gesungen, und es mag kaum eine deutsche Anthologie geben, in der nicht dies oder jenes zu finden wäre. Kinderlieder zu schreiben und Märchen zu erzählen, ist eine schwere oder vielmehr seltene Kunst. In dem einen hat Richard Dehmel, in dem anderen sogar Theodor Storm gründlich danebengehauen. Von der älteren Poetengeneration haben in beidem wohl nur Richard Leander und Viktor Blüthgen Bleibendes geleistet. Denn ihnen sang „noch in benarbter Brust das Kind", und die offene Innigkeit ihrer Seele erschloß ihnen auch später noch die Pforten des Paradieses. Vor allen Irrwegen, die gerade hier stark begangen werden, hat ihr natürliches Empfinden sie bewahrt. Wir haben Poeten, die das Kind sentimental und symbolisch nehmen und den goldenen Unschuldsmorgen immer der Trübe späterer Zeit gegenüberstellen. Wir haben andere, die den Präzeptor nicht vergessen können und stets dick aufgeschmierte Moral den fröhlichen Kleinen präsentieren. Wir haben Dritte, die wie Richard Dehmel künstlich lallen und dadurch den Kindern nahezukommen glauben — ein Experiment, dessen psychologischer Widersinn einem vor den reinen, gläubigen Augen, die doch schon zu unterscheiden wissen, bald aufgeht.

Nichts davon hat Viktor Blüthgen mitgemacht. Er kommt zu unseren Lieblingen als ein großer Spielgefährte, der sich mit ihnen jagt und der mit ihnen lacht, der schnurrige Reime für sie aufreiht und sich selber gottvoll darüber amüsiert, der in der Welt der Kleinen heimisch ist und nichts anderes will, als sie selber wollen. Nicht nur zu ihrem, sondern auch zu seinem Vergnügen hat er diese entzückenden Lieder gesungen. Und wie im XVIII. Jahrhundert der Kinderfreund des Sachsen Christian Felix Weiße die Kindheit unendlich vieler nachmaliger Poeten erhellt hat, so haben auch die Verslein Viktor Blüthgens, der auch ein Sachse ist, die Frühzeit manches jüngeren Dichters schon begleitet. Man freut sich dessen noch als Erwachsener, denn man lernt dann einsehen, welch Maß von Kunst doch

in diesen scheinbar so leicht und lässig hingeplauderten Sächelchen steckt, besonders ein wie fein ausgebildetes Ohr sie voraussetzen. Man braucht ihnen nicht erst lange Glück auf den Weg zu wünschen: was Flugkraft hat wie sie, fliegt von selber.

Und nun ein Name, bei dem jedem Deutschen das Herz aufgeht: Wilhelm Busch. Einer der großen Glückbringer, denen unsere reinste Dankbarkeit gilt. „Zu guter Letzt“ hat er seine neueste Sammlung genannt (München, Fr. Bassermann), und wir wollen wünschen und hoffen, daß der Prophet sich diesmal geirrt hat, daß er noch manchen Meilenstein passiert und im Wandern dies und jenes noch für uns mitnimmt. Seine besten Werke haben mit wenigen großen Schöpfungen dieses gemein, daß jedes Lebensalter sie mit gleichem Vergnügen, jedes aber sie anders liest. Zuerst ergötzt man sich in naiver Freude an den lustigen Streichen und den komischen Bildern. Dann fängt man die köstliche und ganz einzigartige Formung der Verse zu bewundern an, und es entwickelt sich gewöhnlich die Zitierungswut, da die erquicklichen Sentenzen von Wilhelm Busch in allen Lebenslagen zu gebrauchen sind. Und endlich erkennt man, aus wie tiefer Welteinsicht dieser befreiende Humor erwachsen ist und über wie dunkle Gründe und Abgründe er als tröstliches Licht wandert. Dann erst wird einem die Größe des Mannes klar, und hinter der komischen Maske sieht man das Antlitz des Weisen, der mit lächelnder Resignation dem Treiben dieser wunderlichen Welt zuschaut.

Niemals trat das stärker hervor, als in diesem letzten Buche, das nichts von Verholzung des Stils und Kraftabnahme erkennen läßt. Eindringlich aus all den krausen und lustigen Schnörkeln leuchtet das vanitatum vanitas, und Ergebung predigt das frohe Gaukelspiel. „Halt Dein Rößlein nur im Zügel — Kommst ja doch nicht allzuweit“, heißt es zum Eingang, und ernst tönt der Liederchor aus: es hätte ihm, erzählt Wilhelm Busch, in einer Stadt, in die er gekommen sei, recht gut gefallen, nur müßte jeder, der heut eingetroffen wäre, morgen wieder fort daraus und über einen mit Trauerweiden bekränzten Fluß. Wohl dem, der, in Liebe treu bewährt, getrost hinüberfahre:

> „Zwei Blinde, müd vom Wandern,
> Sah ich am Ufer stehn,
> Der eine sprach zum andern:
> Leb wohl, auf Wiedersehn.“ —

In überreicher Fülle gibt es dazwischen die echten Buschiaden, die entweder von einer überwältigenden Sentenz ausgehen und sie durch ein Geschichtchen illustrieren, oder umgekehrt aus einem dargestellten Vorgang die „Moral“ ziehn. „Der Ruhm, wie alle Schwindelware, Hält selten über tausend Jahre“ oder „Auguste, wie fast jede Nichte, Weiß wenig von Naturgeschichte“ — wer kennt den Ton nicht, der hier gepfiffen wird? Aber eine kleine Probe von Wilhelm Busch wird mehr Freude machen, als alle Worte über ihn:

> „Durch das Feld ging die Familie,
> Als mit glückbegabter Hand
> Sanft errötend Frau Ottilie
> Eine Doppelähre fand.
>
> Was die alte Sage kündet,
> Hat sich öfter schon bewährt:
> Dem, der solche Ähren findet,
> Wird ein Doppelglück beschert.
>
> Vater Franz blickt scheu zur Seite.
> Zwei zu fünf, das wäre viel.
> Kinder, sprach er, aber heute
> Ist es ungewöhnlich schwül.“

Wer mit frohem Lächeln über dies entzückende kleine Ding quittiert, möge daneben doch nicht außer acht lassen, in wie meisterhafter Kürze die Situation gegeben ist und wie prägnant und glänzend das übrige daraus abgeleitet wird. —

Von jüngeren Poeten, die Gehör verlangen und verdienen, sei zuerst Rudolf Presber genannt. Sein neuestes Gedichtbuch „Dreiklang“ (Stuttgart, J. G. Cotta) ist ganz dazu angetan, sich das Publikum zu erobern. Es schmeichelt sich ein durch zarte, wehträumerische Klänge, es erfrischt durch flotte Schneidigkeit und lebendige Jugendkraft, es amüsiert durch lustige Schwänke. Auf jeden Ton kann Rudolf Presber sich stimmen: er gibt sich melancholisch und versonnen, flott und lebensselig, geistreich-ironisch und derb-humoristisch, als Träumer, Weltkind, Spötter. Und niemals versagt seine reiche Formkunst, sie schmiegt sich geradezu virtuos der jeweiligen Stimmung an. Man wird in dem ganzen Buche, das eine so große Mannigfaltigkeit aufweist, kein einziges minderwertiges Gedicht treffen, denn selbst alle jene, die mehr aus einem Formungstriebe, als aus innerer Notwendigkeit entsprungen sind, haben eine schöne Rundung und sind so klar geschliffen und nuancenreich, daß man sich ihrer freuen kann.

Allerdings kommt Rudolf Presber dafür auch selten oder nie vom Gedicht zum Liede, das aus tiefsten Tiefen steigt. „Die Lieder machten mich, nicht ich sie“, konnte Goethe sagen; „es sang bei mir.“ Hier ist die Poesie Naturmacht, die den Dichter besitzt und in der Gewalt hat. Presber jedoch ist niemals das Gefäß für eine geheimnisvolle Kraft, sondern der bewußte Künstler, der die Poesie kommandiert und eben deshalb Schöpfung für Schöpfung so schön und gleichmäßig durchbilden kann, während das aufgewühlte Meer neben den wunderzartesten Perlen ja auch reichlich Seetang zutage fördert. Und im Gegensatz zu den reinen, den „lyrischen Lyrikern“, die in wenigen Zeilen Wunder tun und ein höchstes Gefühl ausdrücken können, braucht Rudolf Presber, um seine besten Fähigkeiten zu beweisen, immer einen größeren Spielraum. Man möchte fast sagen, seine Gedichte seien um so besser, je länger sie seien. Gleich die Einleitungsepistel „An Seine Hochwohlgeboren“, der Brief einer gequälten Mutter an den Mann, der ihr das letzte Kind nimmt, ist ziemlich breit gegeben, aber ganz ausgezeichnet — eine Dichtung, die in ihrer Art ein kleines Meisterstück ist. Nur wenige verstehn in Versen so leicht zu plaudern wie Presber; er wäre der Mann dazu, poetische Erzählungen in lyrisch-warmer Färbung zu schaffen. Nur vor

dem Versfeuilleton müßte er sich hüten. Es steckt ein Schuß Feuilletonismus in seiner Begabung, den er in starken Dämmen halten muß, der ihn zu Wirkungen durch exotische oder sonstwie verblüffende Reime verführt und dessen Entwicklung gerade seine virtuose und geschmeidige Verskunst befördern könnte. Mit anderen Worten: Presber muß sich hüten, ein „eleganter“ Lyriker zu werden. Er soll an Storms tiefes Wort denken, daß man unter Umständen über gar zu glatte Verse die Raspel gehen lassen müsse.

Man darf aber von seinem Buche nicht scheiden, ohne noch besonders hervorgehoben zu haben, eine wie sympathische und ritterliche, gesunde und aufrechte Persönlichkeit sich darin offenbart. Und neben den künstlerischen sind es besonders diese menschlichen Qualitäten, die uns den Dichter und sein Werk so lieb machen.

Virtuose Formkunst zeigt auch ein junger, noch nicht 24jähriger Wiener, Hans Müller, der sich vor einiger Zeit durch ein schmales Gedichtbuch „Die lockende Geige“ recht glücklich in die Literatur eingeführt hat. Der Prager Hugo Salus war da sein gefährlicher Meister, und man fragte sich bei aller Anerkennung, was aus einem Zweiundzwanzigjährigen werden sollte, der schon so bis zur Zerbrechlichkeit geschliffene und feinpointierte Gedichte schüfe. Das Einzige, was man diesem Talente wünschen konnte, waren starke, innere Erlebnisse, ein Durchpflügtwerden vom Schicksal. Aber die starken inneren Erlebnisse kann man nicht beliebig herkommandieren. Da schlug Hans Müller, sei es aus einem Instinkt seiner Natur, sei es aus bewußter Erkenntnis der ihm drohenden Gefahr, einen Weg ein, der ihn langsam auch emporführen kann: er ging nicht weiter in Süße und Liebenswürdigkeit, sondern stellte sein Talent vor höhere Aufgaben. Was er so erreichte, liegt in der biblischen Dichtung „Der Garten des Lebens“ vor (Stuttgart, J. G. Cotta). Selbst wenn nicht alles so gelungen wäre, wie es ist, würde man dies Büchlein als ein erfreuliches Zeichen der Selbstzucht begrüßen, die ihren Lohn in sich trägt. Was Jehovah in der Dichtung hier zu Adam sagt, hat auf den Dichter selbst Bezug:

„Willst Du nur immer durch die Träume schreiten
Und Dich der Zukunft nicht entgegenbreiten?
Was blüht, vergeht; was ist, wird wieder sein,
Und nur, was Du errangst, bleibt ewig Dein.
Der Wipfel, der Dir jetzt im Tand gefiel,
Erhöht sich opfernd schon zu edlerm Ziel.“

Besonders fein und im Gedanken sehr schön ist die Abteilung „Der verlassene Garten“: Eden trauert nach der Vertreibung des Menschenpaares, weil es sich nicht mehr verschenken kann. Was Gott erschuf, ist also ganz von Opfermut durchdrungen, daß nur ein frohes Opfern Glück ihm leiht. Sehr interessant wird von hier aus die Entwicklung weitergeführt — und Vers für Vers geht in einer klingenden Sprache einher, die übrigens so durchaus modern gehalten ist, daß das hin und wieder auftauchende relativisch gebrauchte „so“ direkt stilwidrig wirkt. Auch den Ansatz zu einer Beschreibung Gottes (Augen wie dunkle Edelsteine ꝛc.) würde ich gern vermissen: selbst Klopstock hat hier keine Lorbeern gepflückt und immer, wenn er dazu Anstalten machte, sein Unvermögen versichert. Aber das sind Kleinigkeiten, die kaum erwähnenswert sind gegenüber der Freude, daß hier jemand an größeren Zielen gewachsen ist.

Ich möchte nicht schließen, ohne wenigstens ein paar Versbücher, die des Interesses wert sind und die der Raum zu würdigen verbietet, noch zu nennen: da ist ein schlicht-schönes Buch von Wilhelm Langewiesche: „Planegg“ (München, C. H. Beck), ein Dank aus dem Walde, der zu Herzen geht und als Offenbarung einer reingestimmten Menschenseele uns mehr gibt, als alle kunstvolle Artistenlyrik. Da hat A. K. T. Tielo erzählende Verse unter dem Titel „Thanatos“ veröffentlicht (Stuttgart, Axel Juncker), in denen sich viel Schönes findet. Von der Kurischen Nehrung und aus Litauen her hat der Poet sich manches gute Stück geholt, aber er ist nicht an den engen Boden der Heimat gebunden. Die so kräftig jetzt einsetzende Balladendichtung hat an ihm einen neuen Vertreter gefunden, der in der Erfassung und Darstellung von Situationen, in der gegenständlichen Schilderung glücklicher abschneidet als in der reinen Lyrik, und über den Rhythmus auch zur Melodie kommt. Unter der Flagge „Stürmisches Blut“ hat drittens der bekannte Mitarbeiter der Münchener „Jugend“ A. de Nora hundert Gedichte gesammelt (Leipzig 1905, L. Staackmann), und aus Amerika sendet uns ein Deutsch-Amerikaner namens Georg Sylvester Viereck ein Heftchen „Gedichte“ herüber, nach der dort beliebten Methode mit einer englischen Einleitung — Gedichte, die doch wesentlich den Durchschnitt dessen, was die Deutsch-Amerikaner als Poeten sonst leisten, überragen und sich manchmal leidenschaftlich erheben.

Damit mag die diesjährige lyrische Kontrollversammlung geschlossen sein, wenn auch noch genug da wären, deren Namensaufruf sich lohnte.



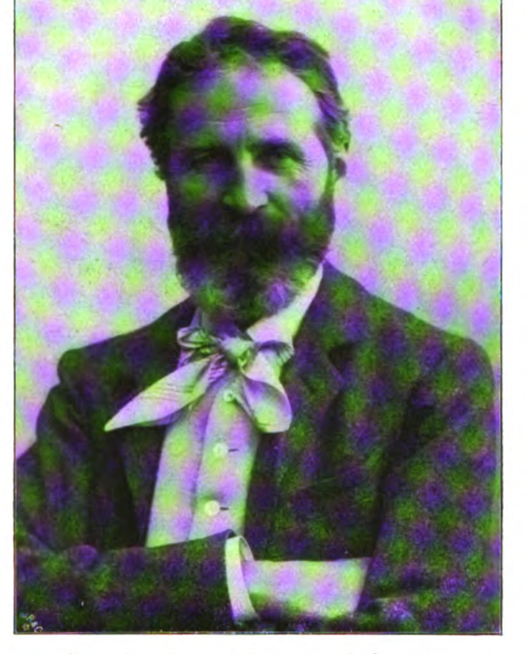


Schiller-Medaille. Modelliert von Prof. Rudolf Mayer-Karlsruhe.
Prägungen und Verlag von B. H. Mayer, Hofkunstprägeanstalt in Pforzheim.

Illustrierte Rundschau.

Franz v. Defregger zum 70. Geburtstag. — Goldreliefs von Benvenuto Cellini im Kaiser Friedrichs-Museum zu Berlin. — Moderne Landhaus-Hallen. — Ausstattung englischer billiger Bücher. — Korbmöbel der Fabrik von Jul. Mosler-München. — Schmiedeeiserne Arbeiten der Berufsschule zu Winterthur. — Wandbrunnen von Walter Hauschild und Goldfischbehälter von S. Wernekinck. — Zu unseren Bildern.

Am 30. April feiert Franz Defregger seinen 70. Geburtstag. In herzlicher Dankbarkeit müssen wir seiner an dieser Stelle gedenken. Auch wer heute sein Lebenswerk mit anderen Augen anschaut, als die unbedingten Defreggerschwärmer vor zwanzig oder dreißig Jahren, wird, wenn er nicht Scheuklappen vor den Augen hat, die eminente Bedeutung des Meisters für seine Zeit würdigen. Man muß ihn mit Knaus und Vautier in eine Linie stellen, die auch ungefähr seine Altersgenossen sind. Sie waren die Pfadfinder der malerischen deutschen Dorfnovelle, waren Künstler von erstaunlichem Können, von reicher Erfindungsgabe, von einem quellfrischen Humor, die fest im Heimatsboden wurzelten. Zwei Generationen haben sich ihrer Werke erfreut, und das beste, was sie geschaffen, wird auch dauernd Bestand haben. Ja, wer darf sich vermessen, heut mit Sicherheit zu behaupten, daß nicht eine Zeit kommen könnte, in der ihre Art, das Stoffliche zu behandeln, wiederkehrte? Vielleicht nicht ganz in der Anekdotenmanier, nicht ganz unter den Verschönerungsgläsern, mit denen jene drei meist sahen, aber doch derart, daß ihre allgemeine Richtung wieder mehr in den Vordergrund rückt. Dann werden diese drei großen Genremaler, die größten Deutschlands, auch wieder zu neuen und wohlverdienten Ehren gelangen. Unter ihnen aber ist mir Franz Defregger stets als der bedeutendste, als der frischeste und natürlichste, als der gesundeste erschienen. Es ist ja allgemein bekannt, daß Defregger ein tiroler Bauernsohn ist; am 30. April 1835 wurde er zu Dölsach im Pustertal geboren. Von Grund auf lernte er sein Volk bei der Arbeit und in frohen Stunden kennen. Er hütete selbst das väterliche Vieh und tat schwere Feldarbeit, er hat auch noch nach des Vaters Tode, 1858, die Bewirtschaftung des Hofes übernommen. Von einer Einwirkung künstlerischer Vorbilder auf den jungen Defregger kann kaum die Rede sein, außer einigen mäßigen Heiligenbildern und Holzschnitten bekam er kein künstlerisches Erzeugnis zu sehen. Desto merkwürdiger ist es, daß sich der bildnerische Trieb doch schon in ihm regte; früh schon formte er aus Kartoffeln und Brotteig allerlei Figuren, und schließlich wurde der innere Drang so stark, daß er den Hof verkaufte und zu einem Bildhauer in Innsbruck in die Lehre ging. Aber die plastische Kunst sagte ihm nicht zu, er wollte, mußte malen. Er ging nach München, nach Linz, sogar nach Paris, ohne recht vorwärts zu kommen. Erst Mitte der sechziger Jahre fand er sein eigentliches Stoffgebiet, indem er Einkehr in das Volkstum hielt. Im Atelier Pilotys schuf er sein erstes besseres Bild, den verwundeten Wildschützen, den jetzt die Stuttgarter Galerie besitzt; eines der nächsten „Speckbacher und sein Sohn“ (im Ferdinandeum zu Innsbruck) erregte auf der Münchener Ausstellung des Jahres 1869 allgemeines Aufsehen und begründete ihm Ruf und Ruhm. Seither hat er unermüdlich, und fast ausschließlich, seine tiroler Bauern gemalt, wie sie waren und wie sie jetzt sind; Bilder aus dem Freiheitskampf seines heldenmütigen Volkes (das beste wohl „Das letzte Aufgebot“, jetzt in der Wiener Galerie), Genrebilder in reicher Abwechslung (am bekanntesten vielleicht „Tanz auf der Alm“, „Ringkampf“, „Abschied von der Sennerin“, „Jägers Heimkehr“, „Wilderer“, „Salontiroler“) und Porträtköpfe von schmucken Tirolern und Tirolerinnen in fast allzu großer Zahl. „Schmuck“ — das sind sie alle. Defregger sieht seine Leute nun einmal durchaus als Idealist. Es gibt für ihn das Häßliche, Elende, Kümmerliche nicht im Land Tirol. Wer darf deshalb



Professor Franz Ritter von Defregger.
Zum 70. Geburtstage.
(Aufnahme von Hofphotograph Ad. Baumann, München.)



ist er auch von keinem seiner unzähligen Nachahmer nur annähernd erreicht worden. Denn keiner von diesen malte so aus dem Herzen heraus, wie er — unser verehrter Franz Defregger, dem hoffentlich noch eine stattliche Reihe von Jahren und ein frohes Wirken in seiner frohen Kunst beschieden ist. —

Das neue Kaiser Friedrichs-Museum gelangte kürzlich in den Besitz einiger besonders interessanter Stücke. Der



Goldreliefs von Benvenuto Cellini.
Neuerwerbung des Kaiser Friedrichs-Museum in Berlin.

sagen, seine Tiroler seien nicht echt! Echt und wahr sind sie unbedingt — aber sie sind nur ein Ausschnitt aus dem Volkstum; das Lebenswerk Defreggers, so umfassend es auf engem Gebiete ist, schildert doch nicht dies Volkstum in seinem ganzen Umfange. Dafür schildert es freilich das, was es gibt, mit unendlicher Liebe, mit einer herzgewinnenden Mischung von Ernst und Humor. In jedem Bilde, möchte man sagen, steckt etwas von dem prächtigen Menschen, der es schuf. Darum



Veranda. Von Louis C. Tiffany.

bekannte Sammler Gustav Salomon überließ ihm nämlich eine Reihe von sechs wundervollen Goldreliefs, die dem größten Goldschmied der italienischen Renaissance, keinem geringeren als Benvenuto Cellini, zugeschrieben werden. Im allgemeinen ist der Kenner von argen Zweifeln erfüllt, wenn von einem Werk Cellinis die Rede ist, denn über den Arbeiten des Meisters, dessen Selbstbiographie uns ja durch Goethe gut bekannt geworden ist, hat geradezu ein Unstern geschwebt: sie scheinen mit verschwindenden Ausnahmen der Vernichtung anheim gefallen zu sein. Von dem Bild-



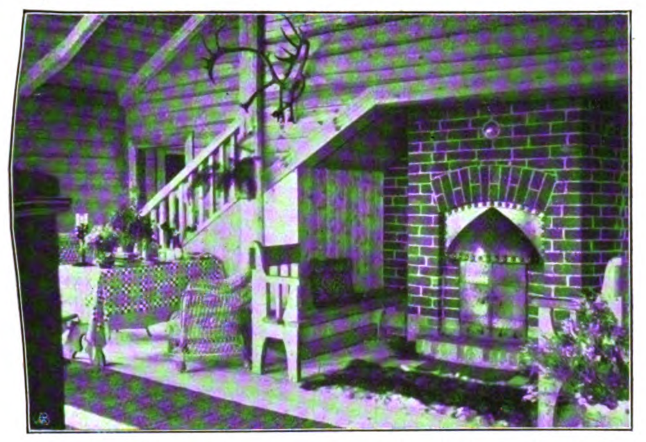
Halle des Wohnhauses von Carl Bembé in Mainz. Entwurf und Details von Emanuel Seidl in München in Fühlung mit Carl Bembé.

hauer Cellini kennen wir außer zwei Bildnisbüsten und einem marmornen Kruzifix (im Escorial) nur seinen berühmten Perseus in der Loggia dei Lanza zu Florenz; von seinen Goldschmiedearbeiten ist ganz sicher beglaubigt eigentlich nur ein wundervolles Salzfaß in den Wiener Kaiserlichen Sammlungen; sehr wahrscheinlich ist auch ein köstliches Schild, das Franz I., für den Cellini in Paris von 1540 bis 1545 tätig war, an König Heinrich VIII. schenkte und das sich jetzt in Windsor befindet, ein Werk seiner Hand. Was sonst auf den Namen Cellini getauft wurde, **ist meist sehr zweifelhaft. Jene sechs Goldreliefs aber sind gut beglaubigt.** Sie stammen nämlich aus der Sammlung Borghese und gehörten ursprünglich zu einem Schmuckschränkchen, das alter Überlieferung nach Paul V. in seiner Jugend bei Cellini bestellt hat. Mehr fast noch als diese Tradition sprechen jedoch innere Gründe für die Urheberschaft Benvenutos. Die Gestalten auf den in Gold getriebenen Reliefs, welche die Gigantenschlacht, den Tod der Niobiden, Perseus beim Gastmahl des Phineus und bacchische Motive darstellen, entsprechen so durchaus dem Duktus der Figuren an dem oben erwähnten Salzfaß, zeigen dieselben fast überschlanken Formen und etwas übertriebenen Bewegungen, daß die besten Kenner nicht daran zweifeln, in diesen Arbeiten Werke von Cellini selbst zu sehen. —

Die „Halle" hat sich, von



Halle eines Landhauses in Handsworth Wood von J. Crough und E. Butler in Birmingham. Der Fries von Fred Davis stellt Szenen dar aus: ‚The Hunt of the Peacock".

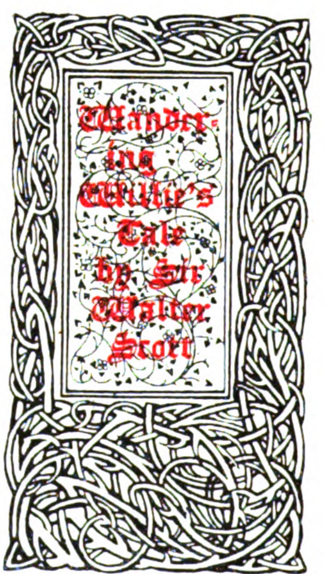


Finnländische Halle mit Kamin aus der Villa des Dr. R. S. bei Helsingfors.
Von den Architekten Gesellius, Lindgren & Saarinen in Helsingfors.

luftigen Formen, der meist sichtbaren, zu den oberen Etagen führenden Treppe und der Galerie. In kleinen Villen aber sollte man sich lieber mit der einfacheren Diele begnügen und diese recht wohnlich ausgestalten. — Interessant ist auch die von uns abgebildete Veranda von Tiffany — interessant schon deshalb, weil sie zeigt, wie die Amerikaner klassizistische Formen praktisch zu verwenden wissen; sehr originell sind die Möbel in dieser Gartenhalle und in ihrem kernigen Aufbau wohl der Nachahmung wert. Dies um so mehr, als es uns für Veranden und Pavillons recht sehr

England kommend, wo sie als fast unentbehrlicher Bestandteil jedes größeren Landhauses betrachtet wird — aber auch dort nur des größeren — neuerdings bei uns stark eingebürgert. Wir glauben daher, denen unserer Leser, die an den Bau eines eigenen Heims denken, mit unseren Abbildungen, welche einige neuere, mustergültig durchgebildete Hallen wiedergeben, einen Dienst zu erweisen; interessieren werden diese Abbildungen ja auch weitere Kreise. Man muß freilich daran festhalten, daß die Halle eine Berechtigung eigentlich nur dann hat, wenn das Haus, für das sie geplant ist, in größerem Stil gehalten wird. Denn solch eine Halle trägt doch wesentlich einen repräsentativen Charakter. Zwingt man sie, wie es einzelne deutsche Architekten zu tun lieben, in ein kleineres Haus hinein, so nimmt sie leicht übertrieben viel Raum fort und beengt dadurch die Gebrauchsräume oft in unverantwortlicher Weise. Für den Baumeister bildet sie allerdings ein geradezu verführerisches Motiv mit ihren

an guten Vorbildern fehlt — wer an die Beschaffung solcher Stücke ging, wird diese Erfahrung gemacht haben. Sehr beliebt sind immer noch die Korbmöbel, von denen wir auf S. 358 einige gute Beispiele geben: leicht, daher handlich, dem Material entsprechend, gut durchgebil-



Broschierter Einband in Gold und Rot.
(T. N. Foulis, London.)

det in der Form und vor allem bequem! Der gute, brave Biedermeier-Lehnstuhl unserer Großeltern kommt hier auch wieder zu Ehren. Es war ein dankenswertes Unternehmen Wiener und Münchener Künstler — dort vor allem Hans Vollmer, hier Maximilian P. Sänger und Julius Mosler — den Korb- und Rohrmöbeln Aufmerksamkeit zuzuwenden. — Man mag wollen oder nicht: wer es ehrlich meint, muß unser



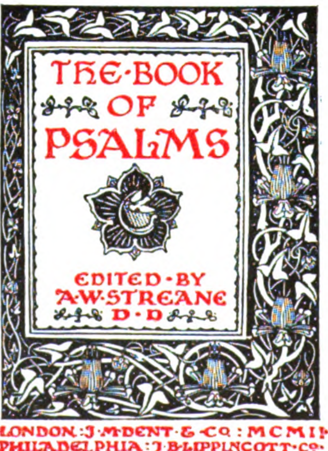
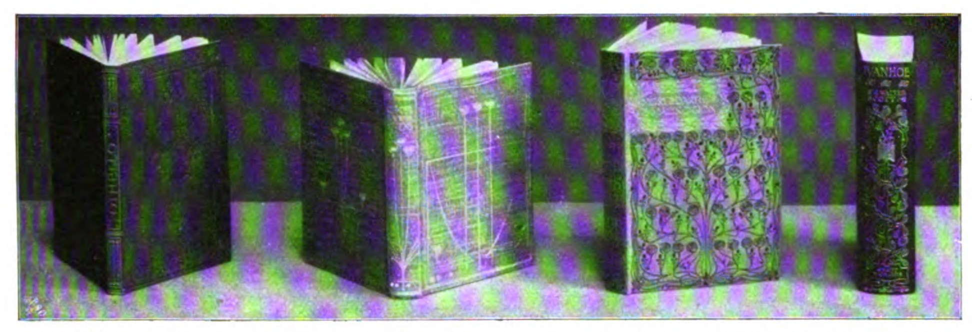


Bild- und Schrifttitel von „The Book of Psalms".
(J. M. Dent & Co., London.)



Englische Bucheinbände: Othello (William Heinemann, London); Chaucers Poems (Mudie, London); Stories von Beatrice Clay (J. M. Dent & Co., London); Ivanhoe von W. Scott (Grant Richards, London.)

Kunstgewerbe immer wieder auf englische Vorbilder hinweisen. Auch für das Buchgewerbe gilt das. Wir besitzen in Deutschland eine ganze Reihe textlich vortrefflich gehaltener „Universalbibliotheken", von einem Reichtum und einer Vielseitigkeit, auf die wir mit Recht stolz sein dürfen. Aber wie sieht es mit der Ausstattung aus? Wer stellt gern Reclamhefte auf seinen Bücherbord? Wie unschön sind auch die gebundenen Reclambändchen! Wie wenige **billige** Klassikerausgaben haben wir, die sich äußerlich gut präsentieren? Ganz anders jenseits des Kanals. Gerade dem Minderbegüterten werden dort — fast ausschließlich gebunden — Ausgaben zugänglich gemacht, die ästhetisch einfach ein Genuß sind.

HAND AND SOUL
BY D. G. ROSSETTI

BEFORE any knowledge of painting was brought to Florence, there were already painters in Lucca, and Pisa, and Arezzo, who feared God and loved the art. The keen, grave workmen from Greece, whose trade it was to sell their own works in Italy and teach Italians to imitate them, had already found rivals of the soil with skill that could forestall their lessons and cheapen their crucifixes and *addolorati*, more years than is supposed before the art came at all into Florence. The pre-eminence to which Cimabue was raised at once by his contemporaries, and which he still retains to a wide extent even in the modern mind, is to be accounted for, partly by the circumstances under which he arose, and partly by that extra-

4

Eine Seite aus „Hand and Soul" von D. G. Rosetti. (T. N. Foulis, London.)

Da gibt es in erster Linie Shakespeare-Bände, so billig, so reizvoll — ich möchte sagen: so appetitlich, daß dem Bücherfreund das Herz im Leibe lacht. Mustergültig sind die Sixpence-Bändchen des Verlegers Heinemann, entzückend die 40 Bände „The Temple Shakespeare" von Dent & Co., von denen jeder in Leinen nur 1 sh., in Leder 1 sh. 6 d. kostet. Und ähnliche Ausgaben gibt es viele, gibt es für die verschiedensten Zweige der Literatur; wundervoll ist z. B. auch „The Temple Bible", eine Sammlung von 31 Bändchen mit Bruchstücken aus der

SHAKESPEARE'S SONNETS
WITH PREFACE GLOSSARY, &c. BY ISRAEL GOLLANCZ M.A.
LONDON: PUBLISHED BY J. M. DENT AND CO: ALDINE HOUSE W. C. MCMII

Schrifttitel von „Shakespeares Sonnets" (J. M. Dent & Co., London).



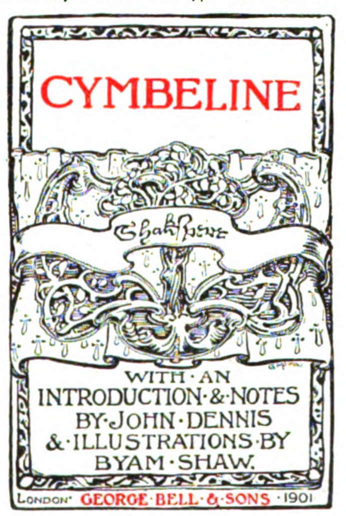
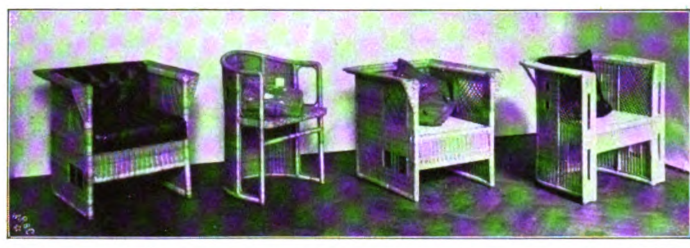
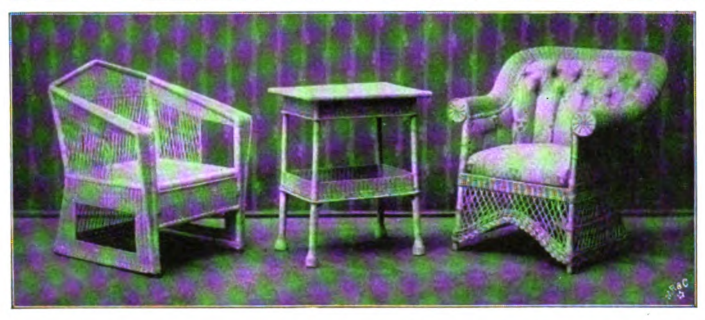


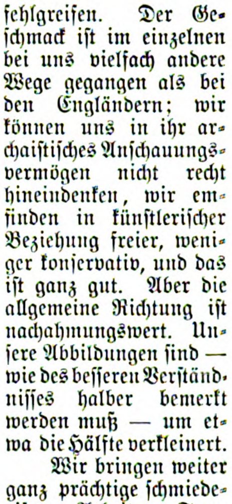
Bild- und Schrifttitel von Shakespeares „Cymbeline". (George Bell & Sons, London.)





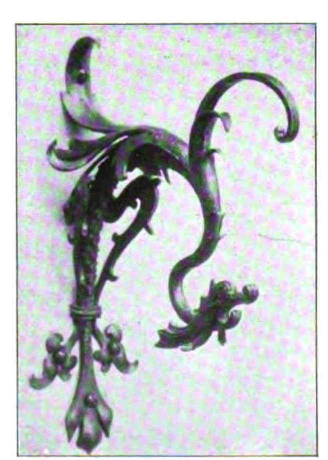


Korbmöbel. Obere Reihe: Nach Entwürfen von P. Sänger. Mittlere Reihe: Entworfen von Julius Mosler. Untere Reihe: Zwei links entworfen von Hans Vollmer, rechts von Julius Mosler. Sämtlich ausgeführt von Julius Mosler-München.



fehlgreifen. Der Geschmack ist im einzelnen bei uns vielfach andere Wege gegangen als bei den Engländern; wir können uns in ihr archaistisches Anschauungsvermögen nicht recht hineindenken, wir empfinden in künstlerischer Beziehung freier, weniger konservativ, und das ist ganz gut. Aber die allgemeine Richtung ist nachahmungswert. Unsere Abbildungen sind — wie des besseren Verständnisses halber bemerkt werden muß — um etwa die Hälfte verkleinert.

Wir bringen weiter ganz prächtige schmiedeeiserne Arbeiten, Tore, Türbeschläge, einen Träger für Beleuchtungskörper, nach Entwürfen von A. Messer ausgeführt in der Berufsschule für Metallarbeiter zu Winterthur. Man kann den Schweizern zu diesen reifen und schönen Leistungen aufrichtig Glück wünschen. Die Reihe unserer Abbildungen schließen endlich zwei famose Arbeiten von Hau-



Träger für Beleuchtungskörper. Entworfen von A. Messer. Ausgeführt in der Berufsschule für Metallarbeiter in Winterthur.

heiligen Schrift, reich illustriert, geschmackvoll gebunden — Preis 1 Mark! Ein wahrer, noch ungehobener Schatz von Anregungen liegt in diesen Büchern für unsere Verleger — und ganz gewiß auch ein guter Verdienst. Wer freilich den Versuch sklavischer Nachahmung machen wollte, würde

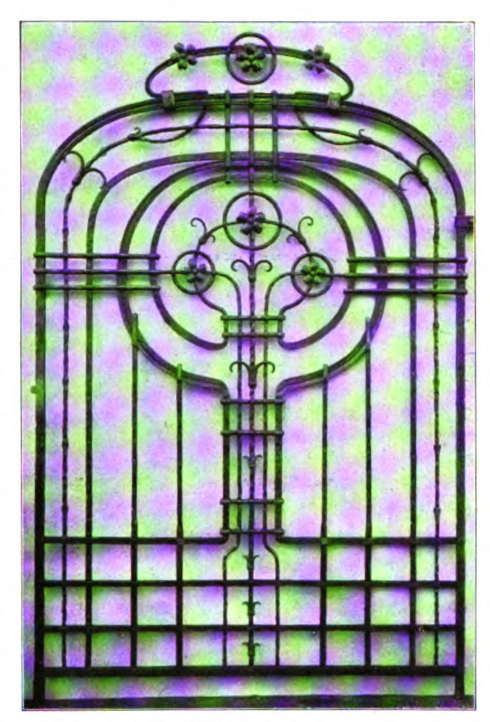
schild-Halensee und S. Wernekinck-Charlottenburg: ein feiner Wandbrunnen und ein allerliebst erfundener, zierlicher Goldfisch-Behälter. Beide dienen dem fröhlichen, überall belebenden Element des Wasſ-



Blumenkorb. Entworfen von Hans Vollmer-Wien, ausgeführt von Julius Mosler-München.

sers, das wir in Haus und Garten noch lange nicht genug zu schätzen wissen. —

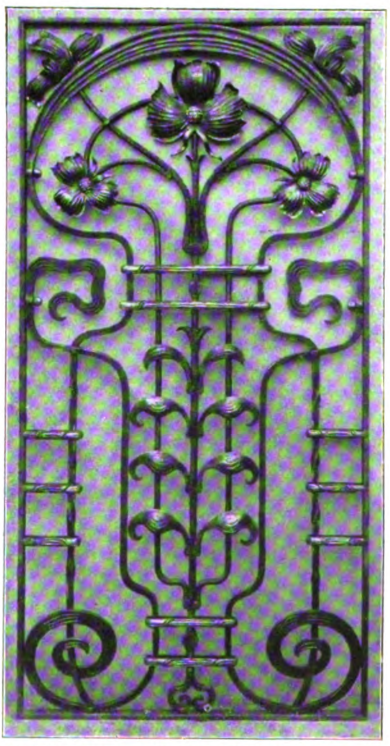
* * *



Gartenportal. Entworfen von A. Messer. Ausgeführt in der Berufsschule für Metallarbeiter in Winterthur.

König Mai hält endlich wieder Einzug bei uns, der sehnsüchtig erwartete, jubelnd begrüßte. Wie alljährlich widmen wir ihm auch heuer dies Frühlingsheft mit dem reichen künstlerischen Schmuck, mit lenzfrohen Liedern. In einem besonderen Artikel feiert ihn Dr. Sendling nach der kulturgeschichtlichen Seite hin; der in reichsten Farben — kleinen Wundern modernster Illustrationstechnik, nebenbei bemerkt — prangende Beitrag über die prachtvolle Nelkenflora nimmt auf ihn Bezug; die Bilder des Heftes sind fast ausnahmslos auf ihn abgestimmt, mit Rücksicht auf ihn ausgewählt. Gleich unser Titelbild, ein Werk von Gabriel Max, ist dem Lenz recht eigentlich geweiht. Das schöne Bild mit seiner frohen Farbenpracht gibt sich damit als Gegenstück zu dem „Herbst" desselben Meisters, mit dem wir im September den Jahrgang eröffneten; Gabriel Max, der jetzt im fünfundsechzigsten Lebensjahre steht, hat sich seine frische Schaffenskraft in bewundernswürdiger Weise erhalten. Frühlingsluft und Frühlingslicht wehen uns auch aus den farbigen Studien von Prof. A. Fink-München entgegen, die in den Text des Romans eingefügt sind: oberbayerische Motive, fein gesehen und virtuos wiedergegeben. — Es ist überhaupt eine Freude, die Entwickelung unserer deutschen Landschaftskunst in den letzten Jahrzehnten zu überschauen. Wohl auf keinem Gebiet der Kunst herrscht ein gleich starkes und gleich erfolgreiches Streben, ein gleicher Wetteifer. Unsere Landschafter sind heut, seit sie sich wieder im deutschen Boden festwurzelten, seit sie wieder wirkliche Heimatskunst treiben, auch von der Gunst des Publikums in ganz anderer Weise getragen als ehedem. Man hat die Landschaft, die so lange das Stiefkind in der

Türbeschläge. Entworfen von A. Messer. Ausgeführt in der Berufsschule für Metallarbeiter in Winterthur.



Türfüllung. Entworfen von A. Messer. Ausgeführt in der Berufsschule für Metallarbeiter in Winterthur.

Malerei war, wieder schätzen gelernt, man hat sie lieb gewonnen. — Von Arnold Böcklin können wir, zwischen Seite 264 u. Seite 265 ein Gemälde veröffentlichen, das den meisten unserer Leser noch nicht bekannt sein dürfte, sein stimmungsreiches Bild: „Sieh, es lacht die Au." Das Motiv zu dem herrlichen Gemälde, das zwischen 1887 und 1888 entstanden ist, stammt aus der Umgebung von San Domenico, der florentiner Villa, in der der Meister später seine Tage beschloß. Kaum je, sagt F. v. Ostini treffend in seiner ausgezeichneten Böcklin-Monographie, ist es dem Künstler besser als auf diesem, in den fröhlichsten Farben lachenden Frühlingsbilde gelungen, durch den Klang der Farbe froh und frei zu stimmen. — Es reiht sich, zwischen Seite 272 und Seite 273, eine Landschaft von B. Buttersack in München an: „Der Mai ist gekommen" — brillant heben sich auf ihr besonders die Birkengruppen gegen den dunklen Waldrand ab. — Zwischen Seite 312 und Seite 313 ist ein famos erfaßtes, buntbewegtes Bild aus der schönen Donaustadt eingeschaltet,



Wandbrunnen mit Fischbehälter.
Von Walter Hauschild-Halensee.



Goldfischbehälter. Von E. Wernekinck-Charlottenburg.

das wir dem Wiener H. Tomec verdanken. Es gibt den bekannten Blick am Praterstern wieder; im Hintergrund dreht sich das ungeheure Schaukelrad amerikanischer Provenienz, das seit Jahren eine Hauptlust der flotten Wiener und Wienerinnen ist. — „Schumannsche Träumerei" taufte F. Dorsch sehr ansprechend sein Gemälde, das wir zwischen Seite 336 u. Seite 337 reproduzieren: ein Violinvortrag im Freien; andächtig lauschende Hörer — das Ganze zart und anmutsvoll und doch von einem fast wehmütigem Ernst erfüllt. — Ein schönes Lenzbild „Im Mai" von F. Overbeck (zwischen Seite 304 und Seite 305), eine famos wiedergegebene Gruppe blühender Kastanien von Schmidt-Michelsen (zwischen Seite 328 und Seite 329) — greifbar deutlich erscheinen die weißen Blüten im Grün — reihen sich an. Besonders hervorzuheben aber bleibt noch die prächtige Schillermedaille von Professor R. Mayer (zwischen Seite 352 und Seite 353). Die bevorstehende große Schillerfeier, derer auch unser Heft in Wort und Bild gedachte, wird gewiß eine stattliche Zahl Jubiläumsmedaillen zeitigen; ob aber eine zweite an diese ausgezeichnete Arbeit, mit dem ernstschönen Kopf unseres großen Dichters im Avers, dem köstlichen Glockenguß im Revers, auch nur entfernt heranreichen wird, ist sehr zweifelhaft. H. v. Sp.

Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten. Zuschriften an die Redaktion von Velhagen & Klasings Monatsheften, Berlin W 50. — Für die Redaktion verantwortlich: Theodor Hermann Pantenius in Berlin. — Für Österreich-Ungarn Herausgabe: Friese & Lang, Wien I. Verantwortlicher Redakteur: Carl von Vincenti, Wien III, Richardgasse 1. Verlag: Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien. Druck: Fischer & Wittig in Leipzig.





Im Vorraum eines Lübecker Patrizierhauses.
Gemälde von Prof. Gotthard Kuehl-Dresden.

Velhagen & Klasings
MONATSHEFTE

Herausgeber:

Theodor Hermann Pantenius und Hanns von Zobeltitz.

XIX. Jahrgang 1904/1905. Heft 10, Juni 1905.

Dodi.

Roman von

Paul Oskar Höcker.

(Fortsetzung.)

(Abdruck verboten.)

Mias Angehörige hatten sich auf einen harten Widerstand von seiten ihres Mannes gefaßt gemacht. Er war ein Trotzkopf, ein jähzorniger, in seiner Leidenschaftlichkeit unberechenbarer Mensch. Zuzutrauen war es ihm schon, daß er Weib und Kind nachreiste, Maria wieder weich machte — es war ja ein Unglück, daß sie ihn liebte, aber wie konnte man gegen diese Schwäche ankämpfen? — oder daß er schlimmstenfalls Dodi gewaltsam oder mit List entführte. Derlei kam vor, auch heutigentags noch, so abenteuerlich es klang.

Überraschenderweise ergab sich Max Olfers jedoch in alles. Er verließ Europa, nachdem er seine Vertretung in dem Scheidungsprozeß dem Kieler Rechtsanwalt Dr. Camphöven übertragen hatte. Marias Part übernahm natürlich der Justizrat Dröse.

Einesteils verursachte Olfers' Nichterscheinen bei dem sogenannten Versöhnungstermin eine starke Verschleppung des leidigen Prozesses. Der Umstand aber, daß er ausgewandert war, erleichterte wieder der Partei der Ehefrau die Klagebegründung wesentlich.

Das Schlußerkenntnis ward zu Beginn des Jahres 1896 gesprochen.

Darin wurde Max Olfers, ganz nach dem Antrag der klägerischen Partei, wegen böslichen Verlassens für den allein schuldigen Teil erkannt, die Ehe rechtskräftig geschieden und der Vater des der Ehe entsprossenen Kindes zur Zahlung eines jährlichen Erziehungsgeldes verurteilt.

Die Zeit bis zur Austragung des Prozesses verlebte Mia, deren Nerven noch immer stark angegriffen waren, zum größten Teil in Heilbädern. Da ihr Töchterchen nicht so lange der Schule fernbleiben durfte, reiste sie meistens allein, — das heißt gewöhnlich begleitete Elisabeth die Schwägerin auf der Hinreise und leistete ihr dann noch, um sie dort „einzurichten", ein paar Tage lang Gesellschaft.

Großmama Kaupisch nannte ihre Enkelin ihr „Sorgenkind". Auch Mangelsdorffs empfanden die Last bald recht drückend. Kam jedoch im Schoß der Familie das Thema zur Sprache, dann meinte der Justizrat, der einzige, der der Angelegenheit objektiv gegenüberstand: man hätte sie eben von früh an stets als unmündiges Kind behandelt, sie geflissentlich zur Unselbständigkeit erzogen, da dürfte man sich nicht wundern, daß sie jetzt nicht anders wäre.

Durch Onkel Dröse blieb man auch über das fernere Schicksal von Max Olfers einigermaßen auf dem Laufenden, da ihm Dr. Camphöven, durch den die Erziehungsgelder in Vierteljahrsraten einliefen, persönlich bekannt war.

Man war übereingekommen, diese Beträge, deren Höhe je nach Olfers' Einkünften schwankte, auf ein Sparkassenbuch der Kreissparkasse, das auf Ottiliens Namen ausgestellt war, einzuzahlen.

Als die Termine mehrmals nicht innegehalten wurden, der fällige Erziehungsbeitrag sich vielmehr um Wochen, einmal sogar um fast vier Monate verspätete, ließ Dröse an den Kollegen eine Monierung ergehen.

Dr. Camphöven sprach mit dem Justizrat darauf persönlich über die Angelegenheit.

Sein Klient kämpfte mit schweren Sorgen. Zwar gab sich Olfers die redlichste Mühe, er hatte sich in verhältnismäßig kurzer Zeit auch leidlich eingearbeitet auf dem ihm vordem doch völlig fremden Gebiet; aber das Hauptübel, woran sein Unternehmen krankte, war und blieb dieses: die Hausfrau fehlte dem Geschäft, die weibliche Hand, die bei der Führung eines Hotels nun einmal fast unentbehrlich ist. Soweit Camphöven die geschäftlichen Verhältnisse überblicken konnte, war das, was er als Erziehungsbeitrag für seine Tochter herüberschickte, so ziemlich sein ganzer Barüberschuß.

Für Alwin war das ein großer Triumph. Er hatte selbst nicht geglaubt, daß die nackte Tatsache so bald und so prompt seiner pessimistischen Voraussage recht geben würde.

Am andern Tag, einem Sonntag, kam es zwischen den Geschwistern zur Sprache. Es war nach der wie immer sehr üppigen Mahlzeit, die man gemeinsam in der Villa der Konsulin eingenommen hatte. Alwin saß im Schaukelstuhl in dem kleinen Wintergarten, in leichten Wölkchen die blauen Ringe seiner Sonntagszigarre in die Luft paffend. Ab und zu nahm er einen Schluck des guten Mokka zu sich, der neben ihm auf dem Zeitungstischchen serviert war. Mias Töchterchen promenierte zwischen der Großmama und der Tante im Garten. In Gedanken versunken sahen sie dem Kinde nach.

Als der Bruder mit seiner Andeutung herauskam, zuckte sie in empfindlichem Schreck zusammen. „Es geht ihm schlecht?" fragte sie verwirrt.

Alwin seufzte leicht. „Es ist genau so gekommen, wie wir's ihm vorhergesagt haben. Auf die Fanfare die Chamade."

„Aber — er leidet doch nicht etwa — Not?" stieß sie aus.

Genugtuung drückte sich in ihrer Erregung absolut nicht aus, eher eine Art Angst, die Alwin fast bedenklich vorkam. Er lenkte also rasch ein. „Das wohl nicht; er muß nur wieder mal mit den Geldern im Rückstand bleiben. Daß er da drüben niemals Seide spinnen wird, das gesteht jetzt freilich auch schon Camphöven ein."

Mia war aufgestanden. Sie hielt, ihrem Bruder das Gesicht abwendend, beide Hände an die Kehle. Ihr Bruder beobachtete sie genau, indem er weiter schaukelte.

„Du bist doch ein zu seltsamer Mensch, Maria. Siehst Du: Deine erste Empfindung ist jetzt gleich wieder Mitleid. Aber die Weichheit ist hier wirklich nicht angebracht. Denke lieber daran: was wäre aus Dir, was wäre aus dem Kind geworden, wenn Du auf seine hirnverbrannten Ideen eingegangen wärst."

Jedes harte Wort über ihren Mann verletzte sie auch heute noch ebenso tief, als ob es ihr selber galt. „Ach, Alwin, ein anderer kann es eben nicht mitfühlen. Er hat geirrt, hat sich verirrt — ja, das sehe ich wohl. Aber leid tut er mir doch — unsagbar."

„Leid tut er uns allen, Maria. Wir hatten ohne Ausnahme viel von ihm gehalten, von jeher. Trotzdem er uns doch wahrlich oft und tief genug gekränkt hat. Aber gerade weil der Erziehungsbeitrag gewissermaßen eine Ehrenschuld ist, siehst Du, empfinden wir es doppelt peinlich. Das hätte damals einer von uns auch nur anzudeuten wagen sollen: daß er als niedergebrochene Existenz so bald an unsere Großmut würde appellieren müssen!"

Mia schluckte und würgte. Über Geld sprach sie so schon ungern genug. Der überlegene, gönnerhaft bemitleidende Ton, worin sich Alwin über die Geldverlegenheit ihres Mannes ausließ, demütigte sie. Unsicher brachte sie vor: „Das eine verstehst Du eben auch nicht, Alwin, daß mir der Gedanke eine Qual ist — er leidet vielleicht Not, während ich hier im Überfluß sitze."

„Hm. Du fändest es also richtiger, wenn Du Dich mit der Großmama entzweit hättest — so daß Ottilie nun mit Not litte?"

Diese Vorstellung entwaffnete sie wieder. Sie stützte den Kopf in die Hand und weinte.

Nun legte Alwin die Zigarre weg und trat zu ihr. „Jedenfalls beschäftigst Du Dich mehr mit ihm, mit seinem Schicksal, als er sich um das Deine kümmert.“

Sie wandte sich hastig um; fragend sah sie ihn an.

„Dröse hat seinen Rechtsanwalt gestern einmal direkt gestellt. Camphöven schickt doch die Mitteilungen hinüber, die Dröse als Mitvormund ihm über Ottilie zugehen läßt. Da interessierte es den Justizrat, mal zu erfahren, ob sein Klient sich denn gelegentlich auch nach Dir erkundigt habe...“

„Ach, sprich doch nicht — sprich doch nicht darüber!“ unterbrach ihn Mia. Dabei stand aber eine fast angstvolle Spannung in ihren Zügen.

Alwin sah ihr ernst ins Auge. „Er hat — seitdem er Europa verlassen hat — noch mit keiner Silbe nach Dir gefragt, Maria.“

Kopfnickend wiederholte Mia: „Mit — keiner — Silbe.“

„Na ja, liebes Kind. Sprechen wir also nicht weiter darüber. Es regt Dich bloß auf. Und es fördert nichts. Aber ich meine: wenn jemand leidet, wenn jemand schwer getroffen und gekränkt, ja, um sein Lebensglück betrogen ist, — dann bist Du's. Du verdienst Mitleid — nicht er.“ Zu Zärtlichkeiten selten gestimmt, nahm er nun doch ihre Rechte in seine Hand und pätschelte sie. „Hab' ich nicht recht, Maria?“

„Ich weiß es nicht!“ sagte sie.

Dann weinte sie wieder.

Noch nie war ihr der Bruder so egoistisch, so grausam erschienen wie heute. Es lehnte sich etwas in ihr auf gegen seine satte Behaglichkeit.

Und doch mußte sie sich selbst eingestehen, daß seine trockene Rechnung stimmte. Wenn sie nun damals ihrem Manne gefolgt wäre — wie stünde es heute um Dodis Schicksal?

Aber dann kamen die Zweifel wieder: wäre sie mit ihm gegangen, dann wäre es vielleicht so schlimm gar nicht geworden?

Vielleicht — vielleicht!

Ja, das blieb nun ewig eine Hypothese.

* * *

Das Frühjahr, nachdem die Scheidung ausgesprochen war, verlebte Mia in Kiel. Sie hatte die eigene Wohnung aufgegeben, den größten Teil ihrer Einrichtung verkauft und wohnte mit ihrem Töchterchen bei Mangelsdorffs, die bei ihrem Umzug eine größere Etage nahmen.

In den langen Trennungen von ihrem Kind hatte sie oft unsagbar unter der Sehnsucht gelitten. Meist überfiel sie dieses Heimweh plötzlich, leidenschaftlich aufwühlend, wie eine Krankheit. Einmal hatte sie deswegen sogar die Kur unterbrochen und war mitten im strengsten Winter — es war gerade Weihnacht — in der Heimat eingetroffen, bloß um Dodi wieder zu sehen, sie zu küssen, ihr in die Augen blicken zu können.

Die Augen hatte Dodi von ihrer Mutter: es war dieselbe wunderbare Tiefe des Blicks, das Unergründliche der großen Pupillen, die manchmal den ganzen Augapfel einzunehmen schienen, nur noch einen schmalen Rand der dunkelblauen Iris übrig ließen. Auch sonst glich sie äußerlich der Mama. Freilich war sie nicht blond, sondern kastanienbraun. Aber sie schien ihre schlanke Gestalt, den zarten Teint, das weiche Gesichtsoval, das feingeschwungene, nervöse Näschen zu erben.

Frau Olfers selbst war noch immer schön. Es war jedoch eine aparte, stille Schönheit. Zu den Blendern gehörte sie nicht. Dazu mangelte ihr's auch meistens an der geeigneten Toilette. Sie kleidete sich entschieden viel zu alt. Nach dem Tod vom Onkel Studiendirektor behielt sie gleich die Trauerkleidung bei, wenn auch mit kleinen Modifikationen. Dodi konnte sich nur noch ganz matt entsinnen, ihre Mama je anders als in schwarzer Gewandung gesehn zu haben. Aber wenn Mutter und Tochter sich einmal auf der Promenade blicken ließen — was freilich selten genug vorkam — so drehte sich mancher Spaziergänger nach dem interessanten Paare um. Noch immer besaß Mia ihre mädchenhafte Erscheinung; die paar grauen Fäden, die sich schon seit ihrem 28. Lebensjahr an den Schläfen zeigten, verloren sich unauffällig in dem eigenartigen Aschblond ihres vollen Haares.

Die Ähnlichkeit von Mutter und Tochter war aber nur eine äußerliche. In allen inneren Eigenschaften, in Temperament und Charakterveranlagung, schien Dodi das vollkommene Ebenbild ihres Vaters. Sie war nervig, rassig, unruhig, lebensprühend: es

gehörte die unendliche Sanftmut ihrer Mutter, gepaart mit der Strenge von Onkel Alwin und der zähen Ausdauer von Tante Lisbeth, dazu, um alle Regungen des eigenen Willens wieder und immer wieder in der Kleinen zu ersticken — oder wenigstens vorübergehend zu bändigen.

Dodi war ein seltsames Kind. Tagelang, oft wochenlang war sie still und geduldig, etwas verschlossen, aber doch im ganzen leicht lenkbar, wenn man sie zu fesseln, zu interessieren verstand. Manchmal aber — fast unvermittelt, ganz unerwartet — konnte sie sich über ein Wort der Tante, über eine Arbeit, die sie als quälende Geduldsprobe empfand, derart vom Jähzorn hinreißen lassen, daß sich über ihre leidenschaftliche Wildheit alle geradezu entsetzten.

Natürlich gab es dann Strafen, harte Strafen. Die härteste war die, daß sie, wenn alles verbüßt war, demütig im Beisein der andern abbitten sollte. Das brachte sie indessen nie über sich. War sie schon längst wieder gefügig gewesen, hatte sie schon durch verdoppelte Aufmerksamkeit, durch besonders munteren Eifer ihren vorherigen Ungehorsam wieder wettzumachen gesucht: gerade diese eine Forderung reizte ihren Widerspruchsgeist aufs neue.

Sie versuchten es auf jede Weise. Schläge sollte sie nicht mehr bekommen, das war gegen Onkel Alwins pädagogischen Grundsatz. Man entzog ihr Lieblingsspeisen, man gab ihr Hausarrest, man tat ihrem Schulmädelstolz das schlimmste an: man schickte ihre kleinen Freundinnen, die sie besuchen kamen, wieder weg. Aber auch das half nichts.

War ihre Mama daheim, so kam es zu solchen Szenen nicht. Dodi liebte ihre Mutter so zärtlich, ja leidenschaftlich, daß sie, schon um ihr den Kummer zu ersparen (und wohl auch die Vorwürfe, die ihre Mama sonst ihretwegen bekam), sich zu mancherlei bezwang. Mia hielt ihr Töchterchen daher für ein durchaus folgsames Kind, sie wunderte sich darüber, daß während ihrer Abwesenheit stets so viel zu klagen war.

„Siehst Du, Maria,“ sagte Elisabeth, „das ist eben ein besonders häßlicher Zug von Ottilie, daß sie sich dann immer zusammennimmt, um in Deinen Augen nicht zu verlieren und lieb Kind zu bleiben. Es spricht sich darin ein berechnender Charakter aus. Ich lasse mir's nicht nehmen: es ist ein schlechter Instinkt in dem Kind. Dafür kannst Du nichts, arme Maria. Es ist ein Erbteil.“

All das zerrte an Mias Herzen. Sie war so hilflos, körperlich so matt, seelisch so wund — und das Kind war doch das einzige, was ihren Lebensinhalt ausmachte.

Seit ihrem letzten Kommen verband sie insgeheim auch etwas mit ihrem Töchterchen, wovon die andern vorläufig noch nichts ahnten.

Einmal, als sie sich Löschblätter für ihre Schulhefte suchen sollte, fand Dodi in Mutters Schreibtisch ein Bild von Väterchen. (In der Mangelsdorffschen Wohnung existierte natürlich kein Porträt von ihm, sein Name war in diesen Räumen — wenigstens vor Dodi — auch nie wieder genannt worden.)

Zunächst war es eine Art Schreck, was sich ihrer bemächtigte. Mit großen, furchtsamen Augen sah sie um sich. Ihre Mama weilte im Augenblick nicht daheim, ihrer beängstigenden Blutarmut wegen wurden ihr alle möglichen Kuren verordnet, augenblicklich war es eine Molkenkur, die sie alle Tage zweimal aus dem Haus führte. Unsicher langte Dodi nach dem Bild, wie einen Raub nahm sie's dann an sich. Sie hatte es sofort wiedererkannt. Es stammte aus dem Sommer, den sie in Misdroy zugebracht hatten. Väterchen trug darauf einen hellen Strandanzug und einen hellen Hut. Dodi entsann sich, wie sie damals alle darüber gelacht hatten: Väterchens dunkler Teint, sein braunes Haar und sein dunkler, martialischer Schnurrbart stachen so scharf von der hellen Farbe seiner Kleidung ab, Mutti hatte sogar gesagt, er sehe auf dem Bilde so schwarz aus wie ein Mohr. Inzwischen war die Photographie etwas verblaßt. Dodi betrachtete sie ganz versunken. Die Augen da auf dem Bildchen waren so lustig und übermütig, der Mund war so sprechend — es war ihr sogleich, als ob sie Väterchen wieder lachen hörte.

Eine selige, selige Kindheitserinnerung stieg in ihr auf — und doch war ihr dabei namenlos bange.

Ach — gelacht, so wirklich herzlich gelacht, wie Väterchen es konnte, hatte hier im Hause in der ganzen, langen, bösen, trüben Zeit niemand!

Ein Ruck ging plötzlich durch ihren

Körper — sie fuhr derart zusammen, daß sie ein Zittern in den Knieen fühlte — denn die Zimmertür öffnete sich, ohne daß sie Schritte gehört hatte, und ihre Mutter trat ein.

Mia hatte Hut und Paletot noch nicht abgelegt. Als sie die Kleine am Fenster sah und ihre bleiche, erschrockene Miene gewahrte, kam sie zögernd näher. „Was hast Du denn, Ottilie?" fragte sie, als sie den geöffneten Schreibtischkasten und die Löschblätter bemerkte.

Da das Kind nicht antwortete, auch nicht wie sonst ihr entgegensprang, um sie zu begrüßen, kam eine Ahnung über sie. Unsicher und hastig durchwühlte sie die Lade. Als sie die Photographie vermißte, sah sie sich unruhig nach Dodi um.

Sofort stürmte das Kind auf sie zu — ganz atemlos vor Erregung — und drückte ihr das Bild in die Hand.

Mia zog sie an sich und küßte sie hastig auf beide Augen. Allein ihr früher bei jeder Gelegenheit so reichlich fließender Tränenstrom war wie versiegt. Sie weinte auch in diesem schmerzlichen Augenblick nicht — Dodi zum Trost, die im Nu an das schreckliche Wort der Tante von dem scharfen Messer hatte denken müssen, die darum vor dem Weinen der Mutter ordentlich zitterte.

Mia nahm ihr Töchterchen auf den Schoß — es war inzwischen schon ein großes Mädel geworden, die Kinderrundheit der Glieder, das Possierliche, Babyhafte, das sie noch im ersten Schuljahr gehabt hatte, war längst dahin — und so saßen sie eine Weile vor dem Schreibtisch eng aneinander geschmiegt, Wange an Wange.

Sie küßten einander nicht — es sagte auch keines ein Wort.

Aber das Bild von Väterchen lag auf der Schreibtischplatte vor ihnen.

Da Tante Lisbeth das Heimkommen der Schwägerin gehört hatte, sich auch darüber wunderte, daß die Kleine ihre Schulaufgaben so lange unterbrach, rief sie im Korridor nach ihnen beiden.

Im ersten Moment zuckten sie beide zusammen. Aber Mia legte dann keinerlei Hast an den Tag — und dabei beruhigte sich auch Dodi wieder.

Lautlos ließ Mia ihr Töchterchen zu Boden, legte das Bildchen in den Kasten, schloß ab, gab Dodi die Löschblätter, darauf gingen sie zur Tür. Dodi hatte bei ihr eingehängt, lehnte ihren Kopf an ihren Arm und küßte sie verstohlen auf den Ärmel.

Am Ausgang zögerte Mia. Ein dunkles Reuegefühl, dessen sie sich doch auch wieder schämte, kämpfte in ihr.

Sie beugte sich auf Dodis Kopf, küßte sie ins Haar, hielt ihr Gesicht aber so von sich abgewandt, daß das Kind sie nicht ansehen konnte, und sagte leise: „Aber nichts vor den andern sagen, Dodi!"

Heute hatte sie zum erstenmal wieder wie Väterchen „Dodi" gesagt. Sonst nannte sie sie wie alle andern „Ottilie".

Dodi nickte stumm.

Von da an bestand eine Art Bündnis zwischen ihnen.

* * *

Es sollte aber nicht von langer Dauer sein. Dodi war doch noch zu klein, um ein Geheimnis bei sich behalten zu können. Als man sie zu Ostern photographieren ließ — eine Überraschung für den 73. Geburtstag von Großmama Kaupisch — ward über ihre letzte Aufnahme in Misdroy gesprochen. Dabei entfuhr ihr irgendeine unvorsichtige Bemerkung über Väterchens Bild, eine Bemerkung, der Tante Lisbeth hernach, als sie allein waren, weiter nachforschte.

Am selben Abend kam es dann zu einem langen, erregten, fast geheimnisvollen Gespräch zwischen ihren Angehörigen.

Dodis Stübchen lag nicht neben dem Schlafzimmer ihrer Mutter, die der Südsonne wegen das Balkonzimmer bekommen hatte, sondern neben dem Speisezimmer. Die Tür von diesem zur Studierstube von Onkel Alwin, worin sich die Familie nach dem Abendbrot meistens aufhielt, blieb gewöhnlich offen. Ein paar lautere Sätze, die Onkel Alwin sprach, — er besaß, wenn er erregt ward, eine kurze, trockene, dabei offiziersmäßig scharfe Pronunzierung — weckten Dodi, die schon im Halbschlaf gelegen hatte. Sie ermunterte sich, denn sie vernahm ihren Namen.

Aber man hatte wohl schon gemerkt, daß sie sich rührte. Rasche, leise Schritte näherten sich — es lauschte jemand ein paar Sekunden lang an ihrer Tür — dann entfernten sie sich wieder, und die Tür vom Nebenzimmer zur Studierstube wurde zugemacht.

Wenige Tage später — gleich nach

Großmamas Geburtstag — reiste Dodis Mutter wieder nach Alexandersbad zu einer sechswöchentlichen Kur. Sie sollte dort die Eisen- und Stahlquelle benutzen, um ihre Blutarmut zu beheben, deren Begleiterscheinungen — hauptsächlich die oft wochenlang anhaltenden Kopfschmerzen — immer unerträglicher wurden. Der Arzt meinte, sie müßte sich besser und reichlicher beköstigen. Mangelsdorffs boten alles auf, was in ihren Kräften stand, sie sorgten auch für künstliche blutbildende Mittel, wie Somatose und Hämatogen. Aber bei den Mahlzeiten mußte sie geradezu genötigt werden. Sie hätte keinen Appetit, sagte sie dann gewöhnlich, jeder Bissen bliebe ihr im Halse stecken. Alwin blickte oft recht finster drein. Er wußte: sie aß nur deshalb nicht, weil sie sich vorstellte, ihr geschiedener Gatte litte vielleicht Not!

Dodi hatte eine unbestimmte Ahnung, daß an jenem Abend die Sache mit Väterchens Bild zur Sprache gekommen sein müßte. Die ersten Tage nach Mutters Abreise stand sie unter einem bangen Druck. Onkel und Tante waren bei Tisch noch ernster als sonst. Immer fürchtete sie, nun würde sie zur Rede gestellt werden. Die Heimlichkeit mit ihrer Mama erschien ihr schon wie ein Verbrechen. Daß ihr ganz allein die Schuld an Muttis neuer Erkrankung und Abreise beigemessen werden würde, das stand bei ihr schon fest.

Eines Nachmittags, als sie mit „Pampa, der Negerbraut," über den Korridor ging — sie wollte sich von der Tante Zeug ausbitten, um der stark ramponierten Puppe ein neues Mäntelchen zu nähen — rief Onkel Alwin, der ihre Schritte hörte, aus seinem Zimmer nach ihr. Da der Onkel die Puppe nicht leiden konnte, wollte sie sie erst noch rasch fortbringen, doch da ward schon ein zweites Mal und etwas ungeduldiger nach ihr gerufen. Also trat sie flugs ein.

Onkel Alwin saß am Schreibtisch und nickte ihr flüchtig zu, schrieb aber noch eine Zeitlang weiter.

Plötzlich legte er die Feder hin und stand auf.

„Ottilie, ich habe gehört, daß Du neulich im Zimmer Deiner Mama herumgekramt und dabei ein altes Bild gefunden hast, das Deinen Vater vorstellt. Still, verteidige Dich nicht, ich weiß alles, und widersprechen sollst Du überhaupt nicht, das ziemt sich nicht für ein wohlerzogenes Mädchen. Es ist Dir befohlen worden, Du sollst zu Deiner Mutter mit keinem Wort über Deinen Vater sprechen, vor allem solltest Du niemals sagen, Du möchtest von hier fort und zu ihm, oder er sollte herkommen. Tante Elisabeth hat Dir erklärt, weshalb das bisher unmöglich war. Dein Vater hat sich von Deiner Mutter getrennt, weil er allein sein wollte, weil Deine Mutter und Du, weil die gute Großmama und wir alle ihm lästig waren. Er ist darum ausgewandert. Nach Afrika — also einem andern Erdteile. Du kennst die fünf Erdteile, nicht wahr? . . . Nun, Ottilie, aber trotzdem Tante Elisabeth Dir's so strenge verboten hat, hast Du neulich doch wieder davon angefangen — wo Du das Bild gesehen hast. Still, kein Wort. Du hast es nicht so schlimm gemeint, das weiß ich. Aber Deine Mutter ist davon wieder krank geworden. Schwer krank."

Er seufzte und nahm seinen Kneifer ab, um ihn mit dem Tuche blank zu reiben. Dabei sah er, die ohne das Glas ziemlich trüben Augen zusammenpressend, sie scharf an.

„Jetzt hat sich das alles aber ein für allemal geändert, Ottilie," fuhr er fort. „Dein Vater ist tot. Verstehe mich ganz genau, Ottilie: Du hast keinen Vater mehr. Drum sollst Du von nun an auch zu andern — in der Schule oder sonst — wenn sie Dich nach Deinem Vater fragen, immer antworten: ‚Mein Vater ist tot!' Hast Du mich verstanden, Ottilie?"

Das Kind war so eingeschüchtert, daß es nichts zu erwidern wagte.

„Ich frage Dich, Ottilie, ob Du verstanden hast, was ich Dir gesagt habe?"

Sie schluckte und nickte heftig.

„Antworte mir, Ottilie."

„Ja," hauchte Dodi, zitternd vor Angst, „mein Vater ist tot."

Onkel Alwin war ans Fenster getreten. Er setzte den Kneifer wieder auf und wandte sich nach dem Kinde um. Seine Miene war noch immer ernst und streng, aber sein Ton klang etwas versöhnlicher, als er fortfuhr: „Es hat nun also gar keinen Zweck mehr, Ottilie, Deiner Mutter künftighin noch immer in den Ohren zu liegen, ihr irgendwie das Herz schwer zu machen. Nicht wahr, das siehst Du doch ein? Du mußt

im Gegenteil tun, was in Deinen Kräften steht, damit auch Deine arme Mama möglichst bald alles vergißt. Willst Du mir das versprechen, Ottilie?"

Wiederum nickte sie.

„Du sollst immer laut antworten, Ottilie. Also antworte."

Sie schluckte noch einmal. Dann preßte sie mühsam hervor: „Ja — Väterchen — ist tot!"

Gleich darauf brach sie in ein bitterliches Weinen aus, preßte ihr Gesicht gegen die Puppe und warf sich mit dem Ellbogen gegen den Türpfosten. So schmerzlich schluchzte sie, daß „Pampa, die Negerbraut", der eines der Glasaugen längst fehlte, die zuckende Bewegung, die durch den schlanken Körper ihrer kleinen Puppenmutter ging, mitmachte.

Dr. Mangelsdorff hatte sich mit der ganzen männlichen Entschlossenheit ausgerüstet gehabt, um mit diesem kurzen, entscheidenden Schlag dem „ewigen Hinziehen", der „behutsamen, sentimentalen Leisetreterei", die ihm ein Greuel war und die ihm ungesunder und peinigender für alle Teile erschien, ein Ende zu machen. Auf einen derartigen Zusammenbruch der Kleinen war er aber doch nicht gefaßt gewesen. Und es meldete sich in ihm selbst eine starke Rührung. So kindlich die Pose der Kleinen war — die die Puppe umklammerte, in deren Schoß sie ihren Kummer ausweinte — ihre Erschütterung war doch viel, viel größer, als er vorausgesetzt hatte. Sie schien eben zu begreifen, daß sich mit diesem Augenblick etwas in ihrem Leben wandelte. So hoffnungsleer, so bitterlich, so zerschlagen klang dieses Schluchzen.

Onkel Alwin kämpfte mit sich. Er konnte das Weinen schließlich nicht mehr aushalten. Wieder nahm er den Kneifer ab und putzte nervös daran herum. Die Schwäche, die ihn überwältigen wollte, erstickte er durch den festen Gedanken: er erfüllte eine schwere Mission, die zum Segen seiner armen Schwester, zu ihrem Seelenfrieden und auch zum Heile des Kindes selbst dringend erforderlich war.

„Wir wußten, daß Du sehr traurig darüber sein würdest, Ottilie," sagte er etwas weicher. „Aber ich hoffe, daß Dich dieses Ereignis nur noch mehr als bisher zu uns führen wird. Ich meine, daß Du Dir Mühe geben wirst, uns allen ein liebes, gehorsames Kind zu sein. Nicht wahr, das wirst Du, Ottilie? Denn außer Deiner Mutter hast Du von nun an niemand mehr als uns. Und Du weißt doch auch, wie gut wir's mit Dir meinen, wie?"

Er konnte reden, soviel er wollte, das Kind hörte gar nicht. Schließlich tastete Dodi, ohne die Puppe von ihrem Gesicht zu lassen, nach der Rocktasche, die sie aber nicht fand, darauf nach der Türklinke. Schluchzend schob sie sich hinaus.

Die Köchin stand im Korridor und fragte, was ihr denn wäre. Sie wollte sie mit sich in die Küche nehmen und ihr irgend etwas geben, um sie zu beschwichtigen, denn sie wußte, daß der Herr Doktor das Weinen des Kindes nicht vertrug.

Aber Dodi machte sich los und lief in ihr Schlafzimmerchen.

An „Pampas" Wiege blieb sie stehen, strich — jetzt mehr wimmernd als schluchzend — über das Röckchen der Puppe, das ihre Tränen benetzt hatten, legte die einäugige kleine Negerin in die Kissen und sank dabei nieder, den Kopf auf die Decke des Puppenbettchens pressend.

So kauerte sie lange neben der letzten sichtbaren Erinnerung, die ihr an Väterchen geblieben war, wie an einem kleinen Grabhügel.

Nach dieser Stunde rührte sie keine Puppe mehr an.

Ihr Kindertraum war ausgeträumt.

Siebentes Kapitel.

Erst im Sommer, als sie aus dem Bad zurückkehrte, erfuhr Mia, daß Alwin ihrem Gatten, der in der weiten Welt da draußen noch immer in harter Arbeit um seine Existenz rang, im Herzen ihres Kindes ein vorzeitiges Grab bereitet hatte.

Es kam zu einer letzten verzweiflungsvollen Gegenwehr. Aber es war doch nur noch ein Aufzucken. Sie sah sich einer geschlossenen Phalanx gegenüber — sämtliche Angehörigen billigten es, daß ihr Bruder sich zu dem schweren Schritt entschlossen hatte — und vor dem Kinde den Bruder Lügen zu strafen, das war doch auch nicht angängig.

Man suchte sie zu trösten: später einmal, wenn Ottilie verständig genug wäre, vielleicht nach ihrer Konfirmation, könnte

man ihr ja ruhig die Wahrheit sagen, dann würde sie auch gewiß einsehen, daß alles, was in dieser traurigen Angelegenheit geschehen war, nur zu ihrem eigenen Besten hätte dienen sollen. Wie die Dinge heute standen, war es jedenfalls besser, sie glaubte, überhaupt keinen Vater mehr zu besitzen, als daß man ihr die betrüblichen Nachrichten hätte geben müssen, die über ihn einliefen.

Die letzten drei Vierteljahrsraten waren so minimal ausgefallen, daß man — ehrliche Rechnung vorausgesetzt — jederzeit auf einen völligen Zusammenbruch des Unternehmens gefaßt sein mußte.

Wollte Mia ein Wort des Bedauerns oder des Mitleids äußern, dann hielt man ihr immer wieder vor, daß sein unverzeihlicher Hochmut, sein Starrsinn weder Bedauern noch Mitleid verdienten. Sie hätte unter keinen Umständen damals anders handeln dürfen: die Tatsachen gäben ihr jetzt ja vollauf recht. Denn wie hätte er eine ganze Familie in dem teuren Lande erhalten können, wo er die Erziehungsbeiträge für sein einziges Kind nur so mühselig zusammenbrachte? Nein, nein, er erntete nur, was er gesät hatte: das Schicksal vergalt ihm all das bittere Leid, das er seinem armen Weibe angetan hatte.

Mia fügte sich also schließlich matt und verzagt, wenn auch blutenden Herzens, darein, daß ihrem Kind der Vater für tot galt.

Es gingen dann oftmals Wochen ins Land, ohne daß sein Name zwischen ihr und den Verwandten auch nur erwähnt ward.

Und auch darin entwickelte sich mit der Zeit ein eigenartiges Verhältnis: während früher der Takt ihre Angehörigen zurückgehalten hatte, über Olsers zu sprechen — so war es jetzt Mia selbst, die den Namen ihres Gatten nicht mehr auszusprechen wagte, als ob sie's geflissentlich vermeiden müßte, um die anderen nicht zu kränken.

Geschah es doch einmal, daß sie mit einer flüchtigen Wendung daran streifte, dann sah sie sich sogleich scheu und wie schuldbewußt um.

Großmama Kaupischs Gesinnung gegen den trotzigen, unbotmäßigen Schwiegerenkel ward im Verlauf der Jahre eher noch feindseliger; bei ihr wirkte die Zeit in keiner Weise lindernd.

Daß es mehr als Abneigung, daß es geradezu Haß gewesen war, was die alte Dame bis zu ihrem Tode gegen Max Olsers erfüllt hatte, das ergab sich bei der Testamentseröffnung: sie hatte durch alle möglichen Klauseln, von denen die Verfügung über ihre Kapitalien abhängig gemacht ward, auch übers Grab hinaus dafür gesorgt, daß eine Wiederannäherung des geschiedenen Paares ausgeschlossen blieb, ja, sogar Ottilie ging ihres Erbteils verlustig, wenn sie — wie das Testament sich ausdrückte — „die häusliche Gemeinschaft mit dem geschiedenen Gatten ihrer Mutter wieder aufnehmen sollte“.

Die Konsulin wurde zu Grabe getragen, als Dodi elfeinhalb Jahre zählte.

Eine tiefere Beeinflussung ihres Lebens schuf der Hintritt der alten Dame nicht. Nur die Sonntage erhielten eine Zeitlang eine andere Wendung: man verbrachte sie das eine Mal bei Mangelsdorffs, das andere Mal beim Justizrat.

Ein Jahr nach dem Tode der Großmama versammelte man sich dann aber doch wieder regelmäßig in ihrer Villa draußen an der Düsternbrooker Allee. Da sich kein Käufer des großen Grundstücks nach dem Sinn der Erben gefunden hatte, so entschloß sich der Justizrat dazu, das ihm lieb gewordene Haus in Pacht zu nehmen. Jeden Sonntag fand also bei ihm das gemeinsame Familienessen statt, zu dem noch ein altes Fräulein Dröse, eine Cousine des Justizrats, und ein mit Elisabeth verwandtes junges Ehepaar, Amtsrichter Noeldeke und Frau, zugezogen wurden.

Bisher war Dodi das einzige Kind in der ganzen Verwandtschaft gewesen. Das änderte sich nun. Amtsrichters tauften in den ersten vier Jahren ihrer Ehe dreimal — und nach mehr als zwölfjähriger Kinderlosigkeit stellte sich auch bei Mangelsdorffs ein Erbe ein.

Der Jubel im Hause war groß. Man bestaunte den zarten, schwächlichen, kleinen Weltbürger wie ein Wunder. Die Allerglücklichste war vielleicht Dodi, die jetzt endlich über die Einsamkeit daheim hinwegkam.

Aber der kleine Felix schuf eine völlige Umwälzung in der bisherigen Bewertung der Familienmitglieder. Das merkte Dodi bald, sehr bald: da sie überall im Wege



Der Stallhof zu Dresden. Farbige Zeichnung von Prof. Gotthard Kuehl-Dresden.

war, da sie auch ihr Zimmerchen hergeben mußte, das der Amme und dem kleinen Vetter eingeräumt ward, kurz, da der kaum mehr erwartete, von seiner Mutter vergötterte Spätling nach jeder Richtung hin die Hauptperson im Hause ward.

Uneigennützig, anspruchslos und gefällig, wie Mia war, nahm sie an der Huldigung für den verzögerten Erben des Hauses Mangelsdorff tätigen Anteil. Die Schwägerin bestellte Stickereien für das Tragekissen bei ihr, eine Wiegendecke usw.; auch das spitzenreiche Taufkleidchen kam aus Mias geschickten Händen. Es gab da besonders mühsame, aber äußerst kunstvolle Stiche und Muster, worin Mia Meisterin war. „Tante Maria" hieß sie neuerdings. Daß sie für ihr eigenes Kind früher niemals solchen Luxus hatte treiben dürfen, darüber dachte sie jetzt nicht nach. Es wäre ihr kleinlich vorgekommen.

Neid oder Eifersucht kannte auch Dodi nicht. Dazu war ihr der kleine Vetter selbst viel zu lieb — wenn freilich sie ihm nur selten nahe kommen durfte, da die ganze Familie ihn wie ein Heiligtum hütete, ihn besonders vor ihrer „Wildheit" schützen zu müssen glaubte. Aber da sie auch an ihm den ersehnten Spielgefährten nicht bekam, fühlte sie sich bald noch einsamer als zuvor.

Der Umstand, daß sie nicht mehr im Mittelpunkt des Interesses stand, hatte indessen das eine Gute für sie, daß sie auch nicht mehr der Gegenstand so strenger Aufsicht war.

Das bißchen Freiheit, das man ihr ließ, konnte sie am ungebundensten in den Sommerferien genießen, die man nun ziemlich regelmäßig in Büsum verbrachte. Es war dies ein schmuckes Fischerdorf mit grünem Strand, hohem, grünem Deich und vielen Obstgärten am holsteinischen Wattenmeer.

Dodi teilte mit ihrer Mama das Zimmer im Hotel. Die beiden Stuben, die Mangelsdorffs mit Felix und der Bonne innehatten, waren durch das gemeinsame Wohnzimmer davon getrennt.

So konnte sie — wenigstens während des Nachmittagsschläfchens, dem sich alle Familienmitglieder mit großer Andacht hingaben — meist unbemerkt von Hause fortkommen.

Das Seebad bot ihr sonst nicht allzuviel. Zum Kaltbaden hatte sich zwar der Onkel für seine Person auf ärztliches Geheiß bekehrt, für die übrige Familie verblieb's bei den drei warmen Seebädern per Woche. Vormittags mußte Dodi zwei Stunden lang Englisch, Geographie und Rechnen repetieren, nach dem Nachmittagskaffee saß man in den Strandkörben und häkelte oder stickte um die Wette, während Onkel Alwin vorlas und der kleine Felix in dem Sandhaufen, den man auf den grün bewachsenen Strand hatte schaffen lassen, mit Holzformen spielte. Der Junge war das Muster eines artigen Kindes und ward der ungeduldigen Ottilie häufig als leuchtendes Beispiel vorgeführt, weil sie oft so ganz zwecklos aufsprang oder den Faden ihrer Häkelei verwirrte, wenn sie mit ihren blitzenden Augen einem Trupp anderer Mädchen folgte, die zum Tennis gingen, oder wenn sie mit heißen Wangen einer Schulfreundin nachsah, die am Strande auf einem Zweirad spazieren fuhr.

In der frühen Nachmittagsstunde, über die allein sie verfügen konnte, war es im ganzen Ort ziemlich still. Auch ihre Schulfreundin zeigte sich dann nicht am Strand, weil in deren Hotel eine andere Essenszeit üblich war.

Vom Deich aus gesehen, der den Garten vom Strande trennte, schien das Wasser, wenn Flut war, fast weiß in dem blendenden Sonnenlicht, auch der Himmel wirkte in der unbarmherzigen Mittagsglut wie ausgebrannt. Man hatte Mühe, die Augen offen zu halten. Fast noch blendender war's zur Ebbezeit. Dann zog sich eine halbe Meile weit der schiefergraue, von gleichmäßigen Rillen, in denen Pfützen standen, gestreifte Wattenboden bis zur Flut hin. Milliarden von kleinen Sonnenreflexen tanzten auf den feuchten Bahnen.

Es bildete ein Hauptvergnügen der Badegäste, bloßfüßig auf dem moorigen Meeresgrund, soweit er frei lag, spazieren zu gehen. Die Kinder sammelten Muscheln, Krabben und Taschenkrebse, oder wateten, wenn die Flut langsam näher kam, in den ersten, schmalen Gerinseln, die das Meer vorausschickte, patschend und den weißen Gischt aufpeitschend, herum.

Dodi hatte sich nie daran beteiligen dürfen. Es gab dagegen in gesundheitlicher und auch moralischer Hinsicht mancherlei

einzuwenden; überdies konnten die Kleider naß werden. Sie sollte auch nach Tisch nicht etwa an den Strand. Aber es zwang sie doch immer hin, um den Kindern bei ihren ausgelassenen Spielen zuzusehen. Was hätte sie auch sonst mit der freien Zeit anfangen sollen? Sich an die Turngeräte im Garten zu machen, war ihr ein für allemal streng verboten — Altersgenossen gab es nicht im Hotel.

Da sie erst kurz vor vier Uhr zur Stelle sein mußte, wo sich die wohlausgeschlafene Familie mit dem weißgekleideten Felix im Glaspavillon zusammenfand, um den Kaffee zu trinken, so wagte sie mit der Zeit auch größere Spaziergänge.

Ihr Lieblingsweg war der zu dem kleinen Hafen, in dem eine ganze Flotte von langen, kastenförmigen Krabbenbooten vor Anker lag.

Hier ging es meistens ziemlich lebhaft zu. Besonders lenkte ihre Aufmerksamkeit eine Gruppe von Jungen auf sich, die bei Flut, sofern man ruhigen Landwind hatte, im Boot hinausruderten, bei Ebbe aber barfüßig auf den Fischerbooten herumkletterten und bei ihren wilden Spielen — das amüsanteste und lebhafteste war „Seeräuber" — gelegentlich auch ein Stockwerk tief auf die weichen Watten hinuntersprangen. Den Anzügen bekam das nicht immer vorzüglich — aber die Stimmung war äußerst fidel.

Die Gesellschaft setzte sich bunt gemischt aus Söhnen von Einheimischen und Badegästen zusammen. Zwei der Jungen kannte sie aus Kiel, es waren Ploener Kadetten, deren Vater Marineoffizier war. Als ihr Großpapa noch lebte, der Studiendirektor, waren sie einmal bei der Großmama zum Kaffee eingeladen gewesen. Sie entsann sich der enormen Kuchenmengen, die die beiden Jungen damals vertilgt und wie sie das ganze Haus auf den Kopf gestellt hatten. Aus ihr hatten sie sich nicht viel gemacht, erstens, weil sie ein Mädchen war, und zweitens, weil sie keine Briefmarken hatte. Sie erkannten sie jetzt auch gar nicht. Dabei merkte Dodi aber doch, daß sie oft neugierig zu ihr herübersahen und vieles, was sie sagten, nur deshalb sagten, weil sie's hörte. Vor allem sprachen die beiden Kadetten immer um eine Nuance schneidiger, der ältere von ihnen sogar etwas näselnd. Um so natürlicher und freier gaben sich die anderen. Besonders der eine gefiel ihr, der immer der Anführer der Seeräuber war. Er mochte gleichaltrig mit dem ältern der beiden Ploener sein, war aber größer und breitschultriger als seine Kameraden. Zweifellos war er der stärkste — denn die Überfälle endigten regelmäßig mit einem vollen Sieg der Piratenpartei. Er hatte hellblondes Haar und seltsam helle, fast wasserhelle, aber doch sehr lebhafte und ausdrucksvolle Augen.

Einmal unterlag seine Partei (der kleine Berliner mit der Brille, den er bei der Wahl abbekommen hatte, trug die Schuld daran), sämtliche Seeräuber wurden überwältigt, gefesselt und unter scharfer Bewachung auf der Deichböschung beim Leuchtturm gefangen gehalten. Einzig und allein Peter Proschwitz, der Häuptling, wehrte sich noch seiner Haut.

Zu fünf rückten sie gegen ihn an — er ward mit ihnen trotzdem fertig. Als dann neue Verstärkung vom Wachkommando anrückte, mußte er freilich Fersengeld geben. Aber es ward eine aufregende Flucht daraus. Dodi stieg im Eifer sogar auf die Bank, um den Kampf, der jenseit des großen Krabbenkahns geführt wurde, in allen seinen Phasen zu verfolgen.

Die Flut war schon da und hob die Fischerboote, die bisher unbeweglich im Hafenschlamm gelegen hatten. Der Atem des Meeres brachte den kräftigen Hauch von Tang und Teer und Krabben zum Land herüber. Auch eine leichte Brise setzte ein, unter deren Druck der kleine Mastenwald im Hafen zu knarren und zu ächzen begann. Auf den leicht sich schaukelnden Booten ging die Verfolgungsjagd über Bänke und Kajütendächer, über Kisten, dann über Fässer, die ins Rollen gerieten, wobei der jüngere der Kadetten hinfiel und sich die Nase aufschlug, so daß das Blut kam. Ein solches Ereignis hätte sonst im wildesten Getümmel einen Waffenstillstand der streitenden Parteien hervorgerufen — bei dem heutigen Gemetzel war der Ehrgeiz zu stark engagiert.

Dodi empfand die ganze Aufregung der abenteuerlichen Flucht mit. Peter Proschwitz kletterte aber auch wie ein Eichhörnchen.

„Hurra, Peter Proschwitz!" schrien die Seeräuber am Strande, die nur auf Ehren-

wort freigegeben worden waren und sich ihrem alten Häuptling vor der Entscheidung nicht mehr verdingen durften.

Auch Dodi entfuhr plötzlich ein jubelndes „Au — famos!“ — als der Seeräuber, um der Gegenpartei wieder zu entwischen, den nicht unbedenklichen Sprung auf das etwas abseits stehende Boot wagte, das sich unweit von ihrem Beobachtungsposten befand. Es war wahrhaftig ein Meistersprung: ein anderer hätte sich dabei mindestens beide Schienbeine zerschlagen.

Aber das Verhängnis nahte jetzt von einer neuen Seite.

Ein paar Jungen von der Partei der Seesoldaten hatten eins der kleinen Mietsboote am Steg freigemacht und waren, dem kühnen Piraten unbemerkt, dem großen Krabbenkahn nahegekommen, auf dessen jenseitigem Rand Peter Proschwitz stand, die Mütze schwenkend und seiner Verfolger lachend. Als diese mit Stangen eine Brücke zum Übergang herstellen wollten — den Sprung wagte keiner — stieß er die Stangen immer wieder von der Brüstung herunter. Eine fiel sogar ins Wasser, was ein großes Geschrei zur Folge hatte. Inzwischen war der heimliche Unterstützungstrupp bis dicht zum letzten Zufluchtsort des großen Seeräubers herangerudert. Einer der Schiffssoldaten hatte ein Tau mit einer Schlinge versehen, es sollte nach dem wilden Häuptling als Lasso ausgeworfen werden — was eigentlich gegen den Brauch zivilisierter Kriegsleute verstieß.

Dodi war derart Feuer und Flamme für das Schicksal des kühnen Piraten, daß sie, als sie's gewahrte, den angsterfüllten Warnungsruf ausstieß: „Aber da hinten — da werfen sie ja mit dem Seil nach Dir — da —!“

Für eine Sekunde blickte alles erstaunt nach ihr hin. Sie genierte sich sofort und stieg von der Bank hinunter. Aber Peter Proschwitz hatte dank ihrer Warnung die Gefahr erkannt. Auf dem Rand des Bootes weiterlaufend, entwischte er dem raffiniert geplanten Überfall — lachte noch einmal lustig auf — und pardauz, ließ er sich vom Bugspriet aus ins Wasser plumpsen, trotzdem er in Stiefeln und Kleidern steckte. Ein paar Augenblicke lang blieb er unsichtbar — alles war sprachlos —, dann sah man ihn der Spitze der Leuchtturmmole zuschwimmen, die nach den Spielregeln für neutral galt.

Pudelnaß, spuckend und sich schüttelnd kam er dort an — mit Jubel von den übrigen Seeräubern empfangen.

Zwei Tage hintereinander blieb es darauf am Hafen mittags ziemlich still. Einer der Badegäste, dessen Söhne sich an dem nicht ganz ungefährlichen Spiel beteiligt hatten, war bei dem Hafenpolizisten vorstellig geworden, der nun, statt in der „Wirtschaft zum Anker“, mit bitterbösem Gesicht am Leuchtturm saß und den Unfug nicht mehr duldete. Auch die beiden Kadetten hatten sich von der Gesellschaft, die ihnen zu gemischt geworden war, zurückgezogen. Dodi sah sie abends im Garten des Strandhotels beim Tennis, woran auch ihre Schulfreundin, die Radfahrerin, teilnahm. Die fühlte sich durch die Gegenwart von wirklichen Kadetten aber so gehoben, daß sie gar nicht hinsah, als Dodi mit ihrer Mama am Gitter vorüberkam.

Peter Proschwitz, den kühnen Seeräuberhäuptling, traf sie andern Tags wieder, als sie gerade auf die Treppe wollte, die vom Hotelgarten zum Deich emporführte.

* * *

Er erkannte sie sogleich und machte ein vergnügtes Gesicht, wobei er seine blanken Zähne zeigte, die von der braunen Haut hell abstachen. „Die haben mich neulich aber doch nicht gekriegt, was?“

Zuerst war sie etwas erschrocken. Wie er so oben auf der Treppe stand, groß, sie hoch überragend und breitschultrig, kam er ihr schon fast wie ein Herr vor. Aber in Ton und Wesen war er doch noch ganz jungenhaft.

„Warum spielt Ihr nicht mehr?“ fragte sie.

„Ach, das sind ja Memmen. Ich sagte, wir wollen Boote nehmen und hinausrudern und draußen Überfall spielen, das wäre doch was, aber sie haben ja Angst vor dem Naßwerden.“

„Du warst neulich wie eine Katze, Peter Proschwitz. Heißest Du so — oder nennen sie Dich bloß so im Spiel immer?“

„Nein, ich heiße so. Mein Vater war Lotse, der hieß auch so. Den haben sie von den Halligen bis zu den letzten friesischen Inseln gekannt. Er hat mich oft mitgenommen — au, Du, und da hieß es

sich festhalten, wenn Sturm war. Warst Du schon einmal bei Sturm draußen?"

Dodi lehnte am Geländer. Sie war ganz glücklich darüber, daß der große Seeräuber sie so freundlich, wenn auch etwas herablassend ins Gespräch zog. „O — auf dem Wasser war ich auch schon einmal, früher, und da hättest Du die Wellen sehen müssen — so hoch gingen sie."

„Das ist aber noch kein rechter Sturm. Dabei pfeift's ganz anders. Was meinst Du, wie das geschleudert wird. Und ein Lotsenboot ist schon ganz stattlich. Hast Du einmal eins gesehen?"

„Nein, aber auf einem Kriegsschiff war ich schon einmal, ja, auf dem Kormoran."

„Der Kormoran ist ein feiner Kreuzer."

„Kennst Du alle Schiffe?"

„Bei Namen, ja. Wenn ich groß bin, gehe ich zur Marine."

„Mein Vater ist auch bei der Marine gewesen."

„Offizier?"

„Ja. Aber jetzt ist er schon tot."

„Wie heißt Ihr?"

„Olfers. So hieß auch Väterchen. Aber jetzt wohnen wir bei Onkel Mangelsdorff, Mutter und ich. Wohnt Ihr immer hier?"

„Ich bin nur mit dem Lehrer hier."

„Ganz allein?"

„Nein, die Pension aus Hamburg."

„Hast Du keine Mutter mehr?"

Er schüttelte den Kopf. „Mutter ist von uns fortgegangen."

„Fortgegangen?"

„Ja. Das heißt, ich war nicht da, wo sie fortging. Ich war damals schon im Institut. Ich bin auf der Oberrealschule. Aber ich bleibe nur bis Prima, dann werde ich Seekadett."

„Freust Du Dich auf die See?"

„Mächtig." Er hatte die Hände in den Hosentaschen und stieß mit dem Absatz der beiden Stiefel abwechselnd immer an die obere Stufe. „Die Plöner wollen nicht zur See. Die sind wie die Mädels."

Dodi ward ein wenig rot. „Ich fürchte mich nicht vor dem Wasser," sagte sie rasch. „Wenn ich ein Junge wäre, ginge ich auch zur See."

„Dann komm doch einmal mit. Die beiden Steens und ich — wir fahren fast alle Tage."

„Im Boot? Zu — gern. Aber zu Hause darf ich davon nichts sagen."

Er lachte. „Denkst Du, ich sage alles zu Hause?"

„Aber wenn Du wie neulich so patschnaß heimkommst?"

„O, ich war im Nu umgezogen — und die andern in der Pension haben nichts verraten."

„Das ist nett von ihnen."

„Ja, siehst Du, wenn sie's getan hätten, dann hätt' ich sie mächtig versohlt." Er blickte übers Wasser hin. „Willst Du gleich?"

„Heute ist's schon zu spät. Ich kann nur nach dem Essen, solange sie schlafen."

„Also komm morgen einmal hin. Ich bekomme das Boot von unsern Wirtsleuten. Das sind die, die sie sonst gegen Geld vermieten. Aber ich bekomme es so, weil sie meinen Vater noch gekannt haben. Die Kadetten würden es nicht so bekommen."

„Aber ist es auch Ernst?"

„Wenn Du Schneid hast, komm, dann wirst Du ja sehen."

* * *

Die Gebrüder Steen, zwei strohblonde Burschen zwischen dreizehn und fünfzehn, offenbar Eingeborene, waren zuerst durchaus nicht damit einverstanden, daß Peter Proschwitz ein Stadtmädel mit an Bord der „Möwe" nehmen wollte. Am Ende schrie sie, wenn man draußen war und das Boot zu schaukeln begann, und dann wurde ihnen der Spaß überhaupt verboten, ein- für allemal, bei Hochflut sollten sie jetzt so schon nicht mehr hinaus. Aber Proschwitz setzte mit seinem kräftigen Häuptlingswort die Einladung durch.

Da die Unterhandlung in Dodis Gegenwart geführt ward, sah sie ein, daß es an Bord galt, allen Mut zusammenzureißen.

Sie bekam das Ruder, das dem des jüngeren Steen entsprach. Anfangs stellte sie sich ja ein bißchen ungeschickt an, aber nachdem sie erst an ein paar Fahrten teilgenommen hatte, lernte sie mit dem schweren Holz ganz leidlich umzugehn.

Die Partien erstreckten sich nicht viel über ein paar hundert Meter von der Küste. Die ersten Tage traf sich's gerade so günstig, daß sie mit der hochkommenden Flut in den Hafen zurückgelangten. Da war es,

als ob man in einem reißenden Strom zu Tal glitte.

Dodi jauchzte ordentlich.

Ein bißchen Furcht empfand sie ja immer, besonders wenn Wellenschlag war, aber sie hätte das nicht um die Welt verraten. Sie war zu selig, daß die Jungen sie mitnahmen, zu glücklich darüber, „daß überhaupt mal etwas geschah!“

Freilich mußte sie auch hart genug arbeiten, um sich das Vergnügen zu verdienen. Sie hatte schon am zweiten Tag tüchtige Blasen an den Händen. Insgeheim war sie stolz darauf — unangenehm war nur das eine, daß nachmittags ihre Finger immer noch ein wenig zitterten und daß ihre schwere Plattstichstickerei, die sie für die Tante anfertigen mußte, nicht recht vorwärts kam. Manchmal blieb auch die Stickseide an der rauhgewordenen Innenfläche ihrer Hand hängen, und einmal riß sie sich bei der Arbeit eine der Blasen auf, so daß das Wasser auslief. Das tat schauderhaft weh, und merken lassen durfte sie sich doch nichts. Jeden Abend fürchtete sie beim Gutenachtsagen, wenn sie reihum die Hand geben mußte, es könnte einmal entdeckt werden. Der Gedanke, daß ihrem wundervollen heimlichen Abenteuer dann ein jähes Ende bereitet werden würde, drückte ihr geradezu das Herz ab.

Von Tag zu Tag wuchs ihre Leidenschaft fürs Wasser.

Ihre Kameraden bekamen mehr und mehr Respekt vor ihr. Peter Proschwitz lobte sie oft. Die beiden Eingeborenen waren nicht so flink mit der Zunge wie er; sie stellten ihr aber gleichfalls ein freundliches Zeugnis aus, als der große Seeräuber sie direkt dazu aufforderte.

„Das ist, weil Du ein Seemannskind bist!“ meinte Peter Proschwitz.

Große Trübsal stellte sich bei Dodi ein, als die Ebbe gerade auf die Mittagsstunde fiel — das verschob sich ja Tag für Tag um fast eine Stunde — so daß sie den Ruderpartien, die die Knaben erst gegen Abend oder schon am frühen Morgen unternahmen, fernbleiben mußte.

Vom Hotelfenster oder vom Strandkorb aus verfolgte sie das Boot dann immer klopfenden Herzens. Es flog und zitterte alles an ihr, sie hatte keine Ruhe, der Faden riß ihr, sie gab ganz verkehrte Antworten. Manchmal drängte sie's aufzuspringen, sich ihrer Mama anzuvertrauen und sie himmelhoch zu bitten, daß sie sie fortließe, nur ein einziges halbes Stündchen lang.

Aber das wagte sie doch nicht, denn einmal, als die „Möwe“ bei ziemlich starkem Wellengang draußen vorüberstrich, ereiferte sich Tante Lisbeth: es sei eine unbegreifliche Gewissenlosigkeit von den Eltern dieser wilden Burschen, sie bei solchem Wetter allein im Boot auf die See hinaus zu lassen.

Dodi konnte es kaum erwarten, bis ihre Stunde wieder schlug.

Unterdessen war es zwischen dem Seeräuber und den beiden Kadetten wieder zur Aussöhnung gekommen: deren Taschengeld war zu knapp, als daß sie sich ein Boot hätten mieten können. Übrigens ruderten sie beide ganz flott. Bloß mit ihren Uniformen, so meinte Peter Proschwitz, „hatten sie sich ein bißchen affig“, weil sie Rapporte bekamen, wenn sie mit ramponierten Garnituren ins Korps zurückkehrten.

Anfangs schien der Verkehrston an Bord an seiner Urwüchsigkeit einbüßen zu sollen. Als Dodi das erste Mal wieder — ziemlich atemlos — zum Hafen gelaufen kam, kordial begrüßt vom Piratenhäuptling, wünschte der ältere der beiden Kadetten, vorgestellt zu werden. Peter Proschwitz zeigte sich nicht ganz auf der Höhe, denn plötzlich genierte er sich, steckte die Hände in die Hosentaschen und grinste. Da sagte der Kadett kurz und bündig, indem er die Hacken zusammenschlug: „Von Wehrlein I.“ Von Wehrlein II. folgte a tempo. Dodi knickste darauf — im selben Augenblick ärgerte sie sich schon schrecklich darüber, daß sie nicht bloß mit dem Kopfe genickt hatte — und sagte ihren Namen. „Anjenehm!“ erwiderte der Kadett.

Nach Erledigung dieser Formalitäten war man aber sogleich gut Freund. Nur stellten sich die Kadetten mit dem weiblichen Bootsgast auf das in ihren Kreisen bereits übliche „Sie“.

Fast acht Tage lang währte diese Seligkeit. Alles klappte vorzüglich, Dodi war immer rechtzeitig zum Kaffee im Hotel, es wurde nichts entdeckt. Einmal, als stärkerer Wind war, fuhr auch der Vater der beiden Steens, ein rotblonder Recke, mit. Um dem jungen Volk eine Freude zu bereiten,

spannte er das Segel aus, und die „Möwe" lief surrend, ganz zur Seite geneigt, vor dem Winde her.

Dodi blieb tapfer, während von Wehrlein II., spöttisch gemustert von den Eingeborenen, schon beim ersten Kreuzen — als das Boot sich ächzend nach der andern Seite umlegte — dem Gotte Neptun opfern mußte.

Eine Zeitlang hielt sie die Augen geschlossen. Die schaukelnde Bewegung, das regelmäßige Anschlagen der Wellen an den Kiel, das klirrende Geräusch, das der Wind verursachte, — all das weckte in ihr die Erinnerung an jene wundervolle Zeit in Misdroy. In ihrer Phantasie waren diese Kindheitserlebnisse gewachsen: es war ihr so, als hätten sie damals Tage und Nächte auf dem Wasser zugebracht, weit draußen auf dem offenen Meere, und als wäre das damals ein wirklicher, großer Sturm gewesen. Und die Sehnsucht erfaßte sie dabei nach Väterchen. Auf der Kehle verspürte sie einen Druck; es war ein Gefühl wie Heimweh.

„Ist Dir schlecht?" fragte Peter Proschwitz gutmütig.

Das schreckte sie aus ihren Erinnerungen auf. „Nein, ich dachte nur eben so an früher — wo ich mit meinem Papa fuhr."

Von Wehrlein I. behauptete, sein „alter Herr" habe den ihrigen noch gekannt. „Sie standen zusammen an Bord von Seiner Majestät Schiff Undine. Das heißt, mein Alter war damals schon hart am Kapitänleutnant."

Dodi hätte brennend gern noch mehr erfahren von Väterchen. Zu Hause war von ihm ja nie wieder die Rede gewesen. Der Kadett kannte aber nur die paar Daten, keine Züge aus seinem Leben.

Am Tag vor der Abreise der Kadetten kamen Herr und Frau von Wehrlein selbst mit an den Strand, um sich die maritimen Leistungen ihrer Söhne anzusehen. Als die Ruderer landeten, ward Dodi, von deren Tapferkeit die Jungen daheim erzählt hatten, freundlich von dem Ehepaare begrüßt.

„Olfers, Olfers! — Ja, wir haben eine ganze Menge großer Tage miteinander verlebt!" sagte der Offizier. Dabei bemühte er sich, aus Dodis Gesicht irgend etwas herauszufinden, das dem alten Kameraden ähnelte.

„Wann ist denn Dein Papa gestorben?" fragte Frau von Wehrlein teilnehmend.

„O, das ist schon lang!" gab Dodi beklommen zurück.

„Es kann so lang nicht sein," meinte der Offizier, „ich hab' doch erst vor Jahr und Tag von ihm gehört. — Wann war denn das, als Diestelkamp mit dem Blücher kam?" fragte er seine Frau. „Der hatte ihn doch noch in Swakopmund aufgesucht." Dann wandte er sich wieder dem Kinde zu. „Ja, kleine Olfers, da hast Du einen prächtigen, tapferen Papa verloren. Weißt Du, daß wir ihn alle sehr lieb gehabt haben?"

Dodi atmete tief die Luft ein. Sie war sehr, sehr glücklich über diese Worte — aber plötzlich war ihr's, als käme sie ein Weinen an. Das wollte sie jedoch unter allen Umständen zurückhalten, weil man jetzt schon so oft über ihre Tapferkeit gesprochen hatte.

Herr von Wehrlein sagte zu seinen Söhnen: „Das war damals beim Schiffbruch der Undine, Jungens, müßt Ihr wissen. Ich lag ja leider Gottes betäubt an Deck, als der kritische Moment kam, eine Rae hatte mich am Kopf getroffen, und ich mußte mich retten lassen, statt mit retten zu können. Aber der Vater von dem kleinen Ding, der Unterleutnant Olfers, der hat sich damals die Rettungsmedaille am Bande verdient. Ja, seht Ihr, und so ein Mann lebt dann in der Geschichte und im Herzen von jedem wackern Deutschen fort, auch wenn den Mann selber schon das Grab deckt."

Sie blickten alle Dodi an, die das Gesicht gesenkt hatte, es jetzt aber stolz und voll inniger Dankbarkeit erhob.

Es kam zum Abschied. Die Worte über ihren Vater hatten sich tief in Dodis Herz eingeprägt. Von nun an zehrte sie gewissermaßen daran. Ihre Träume beschäftigten sich mit seiner Gestalt. Sie suchte und suchte, um sich sein Gesicht, seine Augen, seine Stimme wieder ins Gedächtnis zurückzurufen. In ihrer Phantasie idealisierte sich das natürlich nun alles. Es kam in ihr geradezu ein geheimer Kultus für Väterchen auf.

* * *

Der letzte Tag vor ihrer Abreise nach Kiel setzte so stürmisch ein, daß an eine Bootsfahrt nicht zu denken war. Trotzdem

lief sie sogleich nach Tisch wieder an den Hafen.

Sie traf Peter Proschwitz allein, die beiden Steens waren mit ihrem Vater in der Nacht auf Fischfang ausgezogen. Es tat ihr leid, daß sie die nun nicht mehr zu sehen bekam. Überhaupt war sie recht bedrückt, daß es ans Scheiden ging, daß die wundervolle Zeit der heimlichen Wildheit nun ihren Abschluß fand.

Der große Seeräuber versteckte seine Trauer über die Trennung und das Ende der Ferien hinter einer trotzigen Knorrigkeit. Für ihn war es in Hamburg mit der goldenen Freiheit gleichfalls vorbei. Hier hatte sein Lehrer einer Arbeit wegen, die er in den Ferien abschließen wollte, sich nicht so viel um ihn und die andern Pensionäre gekümmert. Um die Bootsfahrten wußte er freilich. Proschwitz meinte: dagegen hätte er aber nur deshalb nichts gesagt, weil man nicht merken sollte, wie wasserscheu er war. Der Piratenhäuptling konnte die Lehrer im allgemeinen nicht leiden. „Weißt Du," sagte er, „was sie können, darauf bilden sie sich mächtig viel ein, — und was sie nicht können, das ist in ihren Augen nichts."

Ziemlich herabgestimmt standen sie unten auf der Treppe bei der „Möwe", die sich mit jeder heranrollenden Welle hob, wobei dann die Kette rasselte und das Wasser, das hineingeschlagen war, gurgelte. Sie konnten es beide gar nicht verwinden, daß man diesen letzten schönen Feiertag so ungenutzt hingehen lassen sollte. In der Ferne stand ein rotbraunes Segel, das sich — so winzig es war — von dem grauen Himmel und dem grauen Wasser scharf abhob.

„Da sind Steens," sagte er, danach hinweisend, ohne die Hände aus den Taschen zu nehmen.

Dodi, der der Wind die Röcke um die Knie flattern machte, blickte fröstelnd aber doch verlangend übers Wasser hin.

„Jetzt braucht man nur noch zehn Minuten zu warten," fuhr Peter Proschwitz fort, „dann setzt die Ebbe ein. Da wär's dann eine Kleinigkeit. Wenn man Schneid hätte."

Sie hob sich auf die Fußspitzen und blickte über den Steg nach dem Hafenstrand zurück. „Jetzt ist auch gar niemand weiter da."

Nach einer kleinen Pause setzte er hinzu: „Aber ein Segel müßte man haben."

Gleich darauf saßen sie, ohne sich weiter verabredet zu haben, auf den Bänken im schaukelnden Boot und schöpften das Wasser aus. Eine erwartungsvolle Abenteuerlust hatte sich ihrer bemächtigt. Beiden schlug laut das Herz dabei. Immer wieder spähte eines von ihnen über die Brücke nach dem Strande und nach den Krabbenschiffen.

„Einmal fuhr ich schon ganz allein mit der Ebbe hinaus," sagte er, um die eigene Aufregung zu beschwichtigen, „und da ging Dir's so glatt — wie flußabwärts — man brauchte bloß ein bißchen zu steuern."

Nebenan schaukelte das Boot vom Strandhotel; zu einer langen Rolle verschnürt lag darin das Segel quer auf den Bänken. Sie sahen gleichzeitig danach hin.

„Was kann da sein!" meinte der Seeräuber und holte es.

Als er's im Boot hatte, lachten sie beide versteckt auf; hastig nahmen sie ihre Plätze ein.

Eine große Schwierigkeit ergab sich für sie, das Boot, nachdem die Kette gelöst war, unversehrt zwischen den Holzpfählen, auf denen die Bootsbrücke stand, hindurch zu bugsieren. Das Wasser bildete unter der Brücke geradezu Wirbel. Zweimal ward das Boot im Kreise herumgedreht. Bei seinen Bemühungen, es mit dem Ruder von dem letzten Pfahl abzustoßen, wäre Peter Proschwitz beinahe über Bord gestürzt.

Als man endlich von den Pfählen losgekommen war, ging es aber genau so, wie der Seeräuber vorausgesagt hatte: in der tiefen Fahrrinne, die hüben und drüben durch verankerte rote Tonnen und Reisigbündel bezeichnet war, gelangte das Fahrzeug, von der Ebbebewegung geführt, mehr gestoßen als getragen, ohne jedes Zutun aus dem kleinen Hafen und dem Schutz der langen Mole ins Freie.

Erst hier trat der Wind als neuer Faktor hinzu: trotzdem Dodi auf Peters Geheiß das Steuer mit aller Gewalt nach links herumlegte, trieb der Wind das Fahrzeug immer wieder flach zur Wellenrichtung ab, so daß es zwischen den Schaumkämmen, statt sie in scharfem Winkel zu schneiden, hin und her schwankte.

Peter Proschwitz rollte die Leinwand auf. Auf dem Bauch über die Bank rut-

schend, reichte er Dodi die Schnur zu. Sie sollte das Segel hissen, während er es unten festknüpfte und in die richtige Stellung brachte.

Es galt einen tüchtigen Kampf. Das Wasser spritzte ihnen ins Gesicht — Dodi fühlte das Salz auf den Lippen — der Wind fuhr ihnen in die Haare. Sie wurden beide von dem Sausen und Klingen, Flattern und Zischen wie berauscht.

Im Augenblick jedoch, da das Segel die Richtung halb vor dem Winde hatte, stellte sich Ruhe ein, und das Boot gewann einen regelrechten, flotten Lauf.

Dodi wollte ihre Freude äußern, aber die Stimme versagte ihr; sie war von der Aufregung — und auch vom Winde — ganz atemlos.

Das Boot stand so schräg, daß es mit der einen Bordwand fast die Wasserfläche streifte. Gleichmäßig hob sich der Bug, wenn eine Welle kam, um darüber hinwegzuturnen und sich dann wieder zu senken. Das Tempo war wundervoll: man flog geradezu.

Als sie nach der Landseite zurückblickten, ward es ihnen für ein paar Sekunden bänglich. Die Häuser überm Deich und der viereckige, hölzerne Kirchturm waren ganz klein geworden. Unbemerkt war ihre Ausfahrt auch nicht geblieben. Auf der Leuchtturmmole stand eine Gruppe von Fischersleuten. Man sah winkend oder drohend erhobene Arme, hörte Rufen und Pfeifen. Auch die Uniform des Polizisten erkannten sie und ein paar weiße Strandkappen, wie die Badegäste sie trugen.

„Schreien sie nicht?“ fragte Dodi.

Er hatte es schon früher als sie gehört. Auch der scharfe, oft wiederholte Pfiff einer Signalpfeife ließ sich zwischen dem Rauschen des Wassers, dem Flattern der Leinwand vernehmen. Aber er zwang sich zu einem übermütigen Lachen.

„Laß sie doch — die Hasenfüße!“ sagte er.

Das Gewimmel auf der Mole nahm sich jetzt nur noch wie ein kleiner Ameisenhaufen aus. Bald erkannte man die Stelle, wo Büsum lag, nur noch an dem Leuchtturm. In weitem, unabsehbarem Bogen zog sich nach links und rechts die einen Busen bildende Küste; geradeaus vor ihnen aber lag die offene See.

Mit glänzenden Augen sah der Seeräuber, stolz über das gute Gelingen, seine Bootsgenossin an. „Du bist ein famoses Mädel!“ lobte er.

Nun ging es eine lange, lange Zeit immer vorwärts. Sie waren beide voll Begeisterung. Manchmal stieß eines von ihnen einen Jauchzer aus. Dann stimmte das andere ein. Das war doch einmal ein Abenteuer — ein richtiges Abenteuer. Durstig trank Dodi die Luft, ihre Augen blitzten, ihre Wangen hatten sich gerötet — nur ihre Nasenspitze blieb weiß, im Gegensatz zu der des Seeräubers, die sich von der Kälte tüchtig rot gefärbt hatte.

„Steens werden sich schon wundern, wenn wir so ankommen, was?“ fragte sie in freudiger Erwartung.

Er duckte den Kopf, um unterm Segel übers Wasser Ausschau zu halten. Erschrocken wandte er sich dann nach der andern Seite. „Du — die sind aber gar nicht mehr da!“ rief er aus. „Oder siehst Du sie?“

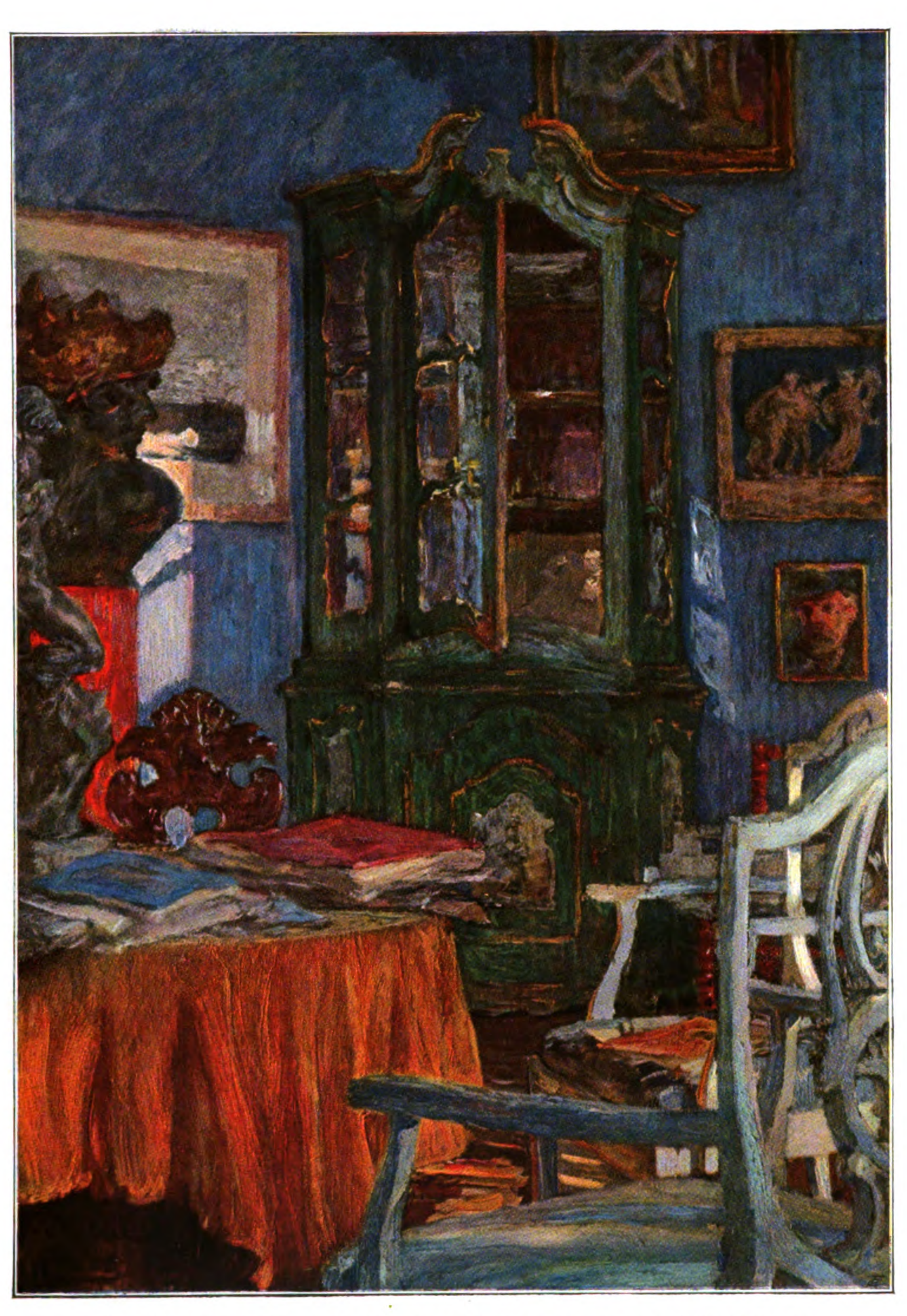
Während sie sich umdrehte, glitt ihr das Steuer, das sie bis jetzt krampfhaft festgehalten hatte, aus der Hand. Im Nu ward das kleine Fahrzeug auf die andere Seite herumgeworfen, das Segel schlug hin und her. Mit beiden Händen klammerte sich Dodi an die Bordwände. „Es schlägt um!“ schrie sie auf.

Es war ein gefährlicher Moment. Peter Proschwitz zerrte an der Leinwand, um sie herunterzureißen. Aber sie flatterte auch noch, als sie auf der Bank lag, der Wind kroch darunter und blähte sie auf, trotzdem Peter Proschwitz sich mit seiner ganzen Last darauflegte. Das Fahrzeug schwankte bedenklich, und mit jeder Woge, die heranrollte, drehte es sich um seine Achse.

Endlich gelang es dem Seeräuber, das Segel zusammenzurollen, so daß der Druck des Windes aufhörte.

Sie knieten nun beide im Boot, hüben und drüben von dem der Leinwand beraubten kleinen Mast. Ein paar Minuten lang lastete auf beiden die Todesfurcht.

Wo Büsum lag, das war nicht mehr zu erkennen. Leuchttürme gab es in der Ferne an mehreren Stellen. Mit weit aufgerissenen Augen starrten sie übers Wasser. Weiter dem Meere zu entdeckten sie ein paar Fischerboote — vielmehr waren es nur



Aus dem Arbeitszimmer des Künstlers. Gemälde von Prof. Gotthard Kuehl-Dresden.

dunkle Punkte — ob sie näher kamen, ob sie sich entfernten, vermochten sie nicht zu erkennen.

Nun rauschte eine kleine Sturzsee über das Boot hin, das, des Segeldrucks beraubt und ohne Steuerung, ein Spielzeug für Wind und Wellen geworden war.

Dodi klapperten die Zähne aufeinander. Sie wollte schreien, aber es kam kein Laut aus ihrer Kehle. Die Angst schnürte ihr den Hals zu.

Auch der Seeräuber war kleinlaut geworden. Der Unfall hatte ihn völlig überrascht — er wußte sich die Ursache noch immer nicht zu erklären.

Im Winde konnten sie sich nicht verständigen. Es war, als würde ihnen jedes Wort vom Munde weggerissen.

Wohin sie trieben, das ließ sich gar nicht feststellen. Bald schien's, als ginge es dem Lande zu — aber das war sicher eine Täuschung, denn man hatte ja Ebbe — bald schien's, als drehte sich das Boot nur immerfort im Kreise.

„Das ist jetzt das Ende!“ stieß Dodi plötzlich hervor.

Nun brachen sie beide gleichzeitig in Weinen aus.

„Hilfe! — Hilfe!“ schrien sie dann.

Beim Klang ihrer eigenen Stimmen begann es ihnen aber nur um so mehr zu grauen.

Weit und breit graues, gurgelndes, rauschendes Wasser mit weißen Schaumkämmen, die brodelnd sich heranwälzten, dann klatschend auf die Bordwand einschlugen. Dazu der heulende, kalte Wind — die übers Boot hinhuschenden Schauer.

Wie lange sie so, untätig im Boot knieend, auf eine Schicksalswendung, die von außen kommen sollte, gewartet hatten, keines wußte es.

Dodi dachte an ihre Mutti. Sie sah sie ganz deutlich. Aber nicht so wie sie jetzt war, sondern so wie in früheren Jahren, als Väterchen noch bei ihnen war. Allerlei Kleinigkeiten aus dem täglichen Leben jener langentschwundenen Zeit fielen ihr ein, halbvergessene Erlebnisse standen ihr vor Augen, klar und deutlich. Dem gab sie sich lange hin. Mehr und mehr überwältigte sie dann aber wieder die verzweiflungsvolle Bangigkeit vor der nächsten Zukunft. Am meisten graute ihr's dabei vor Onkel und Tante. Gewiß waren sie jetzt alle schon im Glaspavillon versammelt und warteten auf sie. Und plötzlich mußte sie an den Tag denken, wo Onkel Alwin sie in seine Studierstube gerufen hatte, um ihr zu sagen, daß Väterchen gestorben war.

Das war nun also der Tod —!

Sie schloß die Augen und preßte das Gesicht in die Hände.

In Peter Proschwitz meldete sich eher wieder das Seemannskind. Er blickte mit seinen hellen Augen über die weite, graue Fläche hin. Auf seinen braunen Wangen perlten noch die Tränen, die sich mit dem Salzwasser der überköpfenden Sturzseen vermengt hatten.

„Wir müssen's doch wieder mit dem Segel versuchen!“ sagte er endlich.

Dodi nickte. Es war ihr alles recht, was nur diesem entsetzlichen Hinundherschwanken auf dem grauen, kochenden, unbarmherzigen Wasser ein Ende bereitete.

Daß ein Mißlingen des Manövers jetzt sehr gefährlich war, das wußten sie beide. Es stand schon eine Menge Wasser im Boot. Legte sich's zu sehr auf die Seite, dann mußte es umschlagen.

„Ich zieh' das Segel auf,“ sagte Peter Proschwitz, „und fällt das Boot nach rechts ab, dann legst Du Dich links über.“

Dreimal flatterte die Leinwand schon in halber Höhe, immer wieder ließ er sie fallen, weil der Druck des Windes sofort so stark ward, daß das Boot sich fast senkrecht aufstellte, trotzdem Dodi sich beherzt zur Seite warf.

Wieder trieben sie dann eine lange Zeit zwecklos, ziellos weiter — mit bleichen Gesichtern, großen Augen einander anstarrend. Die Finger, die Füße, die im Wasser standen, waren ihnen beiden ganz erklammt.

„Wenn Du nur das Steuer erwischen könntest,“ sagte Proschwitz.

Dodi tastete hinter sich. Die Schnur war zerrissen. Aber wenn sie sich weit genug zurücklegte, konnte sie den Griff vielleicht doch wieder in ihre Gewalt bekommen. Mehrmals haschte sie vergeblich danach. Als eine Welle den Griff wieder näher an die Bordwand brachte, riß sie ihn an sich.

Während Peter Proschwitz einen erneuten Versuch unternahm, das Segel aufzuziehen, gab er ihr Weisungen, den Griff mehr nach rechts oder mehr nach links herumzuführen.

Einmal war es, als sollte das Boot kopfüber von einer Woge hinunter geschleudert werden. Da schrien sie beide jäh auf.

Aber gleich spannte sich das Segel — das Boot drehte sich noch ein wenig — dann ging es ruckweise, ziemlich stark schlingernd, über die Wellenkämme, unter dem mächtigen Druck des Windes ganz schräg auf seiner rechten Kante stehend.

„Nicht loslassen, nicht loslassen!“ schrie Peter Proschwitz Dodi zu, die sich ganz zurückgelegt hatte, den Steuergriff festzuhalten. Trotzdem auf dem Grund viel Wasser stand, ließ er sich auf alle Viere nieder und langte an Dodi vorbei nach dem Steuergriff, den er festband.

Wo sie hinfuhren, wußten sie nicht. Sie hatten auch keine Ahnung, wie lange sie jetzt schon auf dem Wasser trieben. Es war ihnen nur, als dämmerte es schon. In der grauen Ferne, auf die sie zustrebten, erhob sich ein Leuchtturm, unweit davon ein zweiter. Freilich war es nicht jener von Büsum, denn der stand allein. Aber immerhin — man hatte jetzt doch die offene See hinter sich gelassen.

Keines von beiden wagte zu sprechen. Die größte Angst war zwar von ihren Gemütern genommen; aber die Aufregung zitterte in ihnen noch nach.

Erst als das Land vor ihnen wuchs, als sie einen langen dunkelgrünen Deich erkannten, der sich am Strand entlang hinzog, überwanden sie die letzte Furcht.

„Das war ein Abenteuer!“ sagte der Seeräuber mit noch etwas zitternder Stimme. „Aber schön war's doch.“ Nach einem Weilchen setzte er hinzu: „War Dir bange?“

Dodi hatte die Arme über der Brust gekreuzt und hielt mit den nassen, blaugefrorenen Händen ihre Oberarme umklammert. Es war bitter kalt auf dem Wasser. Sie atmete tief auf. „Um mich war mir nicht bange,“ sagte sie leise und verzagt, von einem Schauer überrieselt, „nur um Mutti!“

* * *

Die Verzweiflung von Dodis Mutter war grenzenlos, als die Schreckensbotschaft sie ereilte, daß das Kind draußen auf dem Wasser trieb, in einem winzigen Boot Wind und Wetter preisgegeben.

Als Dodi sich nicht zum Kaffee eingestellt hatte, auch niemand aus dem Hotel Auskunft über sie zu geben wußte, ward überall nach ihr gesucht. Man rief im Garten, fragte dann in der Nachbarschaft des Hotels, ihr Bruder begab sich zum Strand.

Am Hafen traf Dr. Mangelsdorff einen Hamburger Kollegen, mit dem er an einem Bierabend im Strandhotel bekannt geworden war. Der befand sich in nicht minderer Aufregung. Einer seiner Zöglinge war mit der „Möwe“ hinausgefahren. Zwar war der Junge ein Seemannskind, war hier zu Hause und wußte leidlich mit dem Boot Bescheid; er war ihm aber streng verboten, bei Hochflut, gar bei so unruhiger See wie heute, das Boot zu besteigen. Ein Wort gab das andere; Einheimische kamen hinzu, auch der Polizist mischte sich ins Gespräch. Sofort war Dr. Mangelsdorff orientiert. Der Zorn, die Empörung darüber, daß Ottilie die ganze Zeit ihr Vertrauen so schmählich mißbraucht, sie fast Tag für Tag hintergangen hatte, während sie friedlich schliefen und sie artig im Garten wähnten bei einem ruhigen Spiel oder guten Buch, überwog bei ihm noch die Sorge um ihr augenblickliches Schicksal.

So kam es denn zwischen den Geschwistern des Kindes wegen seit langer Zeit zum erstenmal wieder zu einer heftigen, fast leidenschaftlichen Szene.

Mia vertrug jetzt kein Anklagen, keine Vorwürfe. Sie empfand sie als Grausamkeit. Es war ihr, als würde ihr Herz zerfleischt.

Barhäuptig stürzte sie aus dem Hotelgarten und lief am Strand entlang zum Hafen.

Hier hatte sich schon eine stattliche Versammlung zusammengefunden, die den Fall besprach. Mia beschwor die Leute, ihr zu helfen.

Der Leuchtturmwärter hatte durch das Fernrohr das Boot verfolgt und festgestellt, daß es zuletzt ohne Segel in der Richtung auf die südliche Hallig zugetrieben war. Doch seit einer Viertelstunde war es seinem Gesichtskreis ganz und gar entschwunden.

Einer nach dem andern trat an das Fernrohr heran, das auf einem eisernen Dreifuß neben dem Leuchtturm stand, und spähte hinaus. Das Resultat blieb dasselbe.

Mia zitterten die Knie. Sie sank auf die Bank am Turm. Weinend flehte sie die Männer an, ein Boot flottzumachen und die

Kinder hereinzuholen. Ein älterer Ortseinwohner erklärte das Beginnen für gänzlich aussichtslos in diesem Augenblick, wo man doch nicht den geringsten Anhalt für die Richtung hätte, nach der das Boot verschlagen worden war.

Endlich kam Dr. Mangelsdorff hinzu, der die Verhandlung von neuem aufnahm.

Momentan war keine große Auswahl an Rettungsmannschaften vorhanden, denn die Mehrzahl der Seetüchtigen befand sich auf dem Fischfang draußen und war erst bei Nacht mit der nächsten Flut zurück zu erwarten.

Während die drei Leute, die sich schließlich bereit erklärt hatten, aufs Geratewohl hinauszufahren, trotzdem sie selbst an einen Erfolg nicht glaubten, ein Boot segelfertig machten, ward ununterbrochen das Fernrohr umlagert.

Die Fischerflottille lag so weit draußen, daß die kleineren Boote, die das Segel eingezogen hatten, nur als Punkte erkennbar waren. Ob einer dieser Punkte die „Möwe" vorstellte, das ließ sich nicht sagen.

Ein paar grausame Stunden folgten der Abfahrt des Bootes.

Mia ging am Strand auf und nieder, weinend, verzweifelnd; immer wieder blieb sie stehen und starrte übers Wasser hin.

Andere Badegäste hatten von dem verwegenen Streich der Kinder gehört. Sie sprachen die Mutter an. Statt ihre Hoffnung anzufachen, vergrößerten sie aber nur ihre Angst durch ungeschickte Fragen, durch Schilderungen ähnlicher Fälle, von denen die meisten einen unglücklichen Verlauf genommen hatten.

Nichts war für Alwin peinlicher als das Bewußtsein, Aufsehen zu erregen. Er drang inständig in seine Schwester, den Strand zu verlassen, ins Hotel zu gehen und dort zu warten. „Du kannst hier ja doch nichts helfen, Maria!" stellte er ihr vor, sich scheu nach den Leuten umsehend, von denen sie auf Schritt und Tritt beobachtet wurden.

„Das verstehst Du nicht, Alwin, das verstehst Du nicht!" sagte sie bloß.

Und in noch wachsender Angst, in steigender Verzweiflung nahm sie ihren zwecklosen Marsch am Strand entlang wieder auf.

Hernach versuchte Elisabeth auf sie einzuwirken. Sie wäre doch die Frau eines Seemanns gewesen, sagte sie zur Schwägerin, da hätten derlei Aufregungen sie schließlich nie verlassen können, wenn sie sich immer gleich das Schlimmste hätte vorstellen wollen.

Mia war stehen geblieben. Schlaff hingen ihr die Arme hinunter. „Das ist jetzt die Strafe!" flüsterte sie wie abwesend vor sich hin. „Das ist jetzt die Strafe!"

Urplötzlich war in ihr die Empfindung zum Durchbruch gekommen, daß sie ihrem Gatten schreiendes Unrecht angetan, daß sie sich an ihm und damit an ihrem Kind schwer versündigt hatte, und daß das Schicksal nun an ihr Rache nehmen wollte.

Elisabeth war gekränkt, Alwin geradezu empört über diese Auslegung. Aber ihre weiteren Vorstellungen und Bemühungen blieben fruchtlos. Auf eine Bank beim Deich warf Mia sich nieder und schluchzte laut.

. . . „Sie kommen! Sie kommen!" . . . Als ein Junge aus der Nachbarschaft, der auf der Leuchtturmmole mit Posto gefaßt hatte, die Meldung brachte, konnte sich Mia zunächst gar nicht erheben. Dr. Mangelsdorff fragte den Jungen sofort aus. Der ward von der strengen Miene, die der Fremde aufsetzte, aber derart eingeschüchtert, daß bestimmteres aus ihm nicht herauszubringen war.

Ihm folgten indes schon andere mit der freudigen Nachricht.

Die „Möwe" war weit vor den Watten bei Westerndeich aufgetaucht, sie hielt scharf auf den Leuchtturm von Dietenbüttel zu. Glücklicherweise hatten die Insassen des Rettungsbootes sie vom Wasser aus gleichfalls erspäht und den Kurs darauf genommen. Da sie mit dem Winde fuhren, konnten sie die „Möwe" in einer guten Viertelstunde erreicht haben und sie ins Schlepptau nehmen. In spätestens einer Stunde waren sie dann da.

Länger hätte die Sache aber nicht dauern dürfen, meinten die Einheimischen, sonst wäre die Einfahrt der Ebbe wegen unmöglich gewesen. Übrigens war es binnen jetzt und einer Stunde bei diesem wolkenbedeckten Himmel schon stockdunkel draußen.

In den Hotels läutete es soeben allenthalben zum Abendbrot. Die Sensationslust trieb aber eine große Anzahl Badegäste an den Strand.

Mangelsdorffs wurden, als sie zum Hafen gelangten, umringt. Die einen be-

glückwünschten sie, die andern versicherten ihnen, sie hätten die artige Kleine einer solchen Unbotmäßigkeit nicht für fähig gehalten.

Während die beiden Boote sich näherten, tauschten die Umstehenden ihre Meinung aus. Die Mehrzahl war für eine tüchtige Tracht Prügel, die man den unvernünftigen beiden Ausreißern verabfolgen müßte.

Mia hörte nicht. Zitternd stand sie auf der Brücke, angstvoll übers dunkle Wasser nach den Insassen des Bootes ausspähend, bis sie endlich die dürftige Gestalt ihrer barhäuptig und frierend auf der Bank hockenden Dodi erkannt hatte.

Als sie ihr Kind, dessen Kleidung vom Seewasser ganz und gar durchnäßt war, endlich in den Armen hielt, vergingen ihr die Sinne. Man mußte ihr beispringen, sonst wäre sie umgesunken.

Eine härtere Strafe als die Todesfurcht, die Dodi draußen auf dem Wasser ausgestanden hatte, als die Erschütterung, die ihr Kindergemüt jetzt durchmachte beim Anblick ihrer von der Sorge ganz aufgelösten Mutter, war wohl kaum denkbar. Und am allertiefsten traf es die Kleine, daß ihre Mutter, an der sie mit so leidenschaftlicher Zärtlichkeit hing, hernach — während man durch den ganzen Ort Spießruten lief — so still blieb, fast verstört, daß sie sie nicht schalt, ihr keine Vorwürfe machte, ihr nicht einmal eine Strafe androhte.

Im Hotelzimmer angelangt, umklammerte Dodi ihre Mama, unter Schluchzen küßte sie ihre Hände.

Sie mußte sich dann gleich zu Bett legen. Es ward Tee für sie bestellt; sie konnte aber vor Erregung nichts zu sich nehmen.

Später versuchte sie, der Mutter eine offene Beichte abzulegen, über die ersten Bootsfahrten, über ihre Freundschaft mit Peter Proschwitz, mit den Kadetten, den beiden Steens. Aber geordnet vermochte sie nicht zu sprechen; bei der Vorstellung des zuletzt Überstandenen schlugen ihr vor Furcht immer wieder die Zähne aufeinander.

Als sie in ihrer hastigen, noch immer verwirrten Art auch die Begegnung mit dem Vater der Kadetten vorbrachte und die Worte von ihm über Väterchen wiederholte, stöhnte Mia auf.

„Laß jetzt! Laß jetzt!" wehrte sie ihr, sich mit beiden Händen an den Hals fassend. „Sprich nicht mehr. Ruh' Dich jetzt aus. Und bete, Dodi. Komm, leg' die Hände zusammen und bete. Gott war bei Dir, sonst wärst Du untergegangen — wärst gewiß und wahrhaftig ertrunken."

Das Grauen kam plötzlich wieder über Dodi. Sie kniete im Bett und preßte ihren zitternden Körper an die Mutter, während sie das Gebet sprach.

„Mutti," flüsterte sie dann angstvoll, „sag' doch, wie war das mit Väterchen? War das auch auf der See draußen? Mutti — ist Väterchen — ertrunken?"

Mia wollte ihr wieder wehren, aber sie brachte kein Wort heraus. Die Erregung löste sich bei ihr in ein fast konvulsivisches Weinen auf. Sie machte sich hastig von dem Kinde frei und warf sich mit dem Gesicht aufs Kissen. Ohne dem Kind eine Antwort geben zu können, blieb sie da ganz erschöpft liegen, bis Elisabeth hereinkam.

Die Schwägerin holte sie dann, ohne das Kind eines Blickes zu würdigen, von Dodis Lager weg.

* * *

Mia blieb im Nebenzimmer, weil sie in der Zeit bis zum Schlafengehen nicht zu weit von Dodi getrennt sein wollte. Noch weniger war sie zu bewegen, sich vor den anderen Badegästen in der Halle zu zeigen. Auch an der allgemeinen Abendtafel im Speisesaal wollte sie nicht teilnehmen.

Dodi konnte trotz ihrer starken Erschöpfung nicht schlafen. Sie hörte alles, was im Nebenzimmer vor sich ging. Sie hörte den Kellner nebenan eintreten und den Tee bringen, sie hörte die Mutter auch mit leiser Stimme ablehnen, als der Kellner nach weiteren Wünschen fragte.

Von Zeit zu Zeit war dann das leise Klirren des Täßchens zu vernehmen, dazwischen ein behutsames Stuhlrücken, wenn die einsam im Zimmer Weilende sich erhob, um einen Gang um den Tisch auszuführen. Jedesmal näherten sich dabei die leisen Schritte der Tür von Dodis Schlafzimmer.

Später wurden festere Schritte auf der Treppe, auf dem Korridor laut: die Mahlzeit unten war beendet, eine Anzahl Badegäste holte Hüte, Schals und Paletots aus den Zimmern herunter für einen Spaziergang nach dem Strand. Mit der Ebbe

war es auch draußen viel ruhiger geworden; nur ab und zu flog irgendwo im Haus eine Tür, ein Fenster ins Schloß, und dann hörte man's auch in der Ofenröhre klirren und heulen.

Nach einer Weile kam Onkel Alwin an. Dodi erkannte ihn am Gang und an seinen immer knarrenden Stiefeln.

Zunächst bekam Dodis Mama Vorhaltungen darüber, daß sie keine Abendmahlzeit nehmen wollte.

„Sie ist das gar nicht wert, das Aufhebens!" brach er das Thema dann wieder ab.

Durch den Türspalt drang etwas Zigarrendampf. Onkel Alwin schien rauchend auf und ab zu gehen; man hörte immer ein paar scharfe Schritte auf dem Estrich, darauf ein paar dumpfere auf dem Teppich.

Dann stellte sich auch Tante Elisabeth ein. Sie räusperte sich schon auf dem Korridor. Mit ihrer etwas spröden Stimme, die seltsam erregend in das gedämpfte, fast monotone Gespräch einschnitt, berichtete sie über den kleinen Felix, den sie inzwischen zu Bett gebracht hatte: wie goldig der Bursche doch wäre, was er heute wieder Allerliebstes gesagt und getan hätte. Unwesentliche Wortverdrehungen des Kleinen konnte sie dutzendmal wiederholen; war sie gut gelaunt, sprach sie mit ihrem Mann überhaupt nur in der Stammelmanier des kleinen Felix.

Mehr und mehr beängstigte es Dodi, daß Onkel Alwin so still war. Er schien beim Rauchen jetzt zu lesen. Tante Elisabeth strickte: man hörte manchmal das Klirren der Nadeln. Ihre Mama saß gewiß in der Ecke auf dem Sofa — den Kopf zurückgelehnt, die Augen geschlossen. So konnte sie neuerdings oft stundenlang dasitzen, kaum daß sie sich rührte. Aber Onkel Alwin ärgerte sich immer darüber, wenn sie sich so ganz still ihren Gedanken hingab. Das schien auch jetzt wieder der Fall: er blätterte immer heftiger, räusperte sich mißbilligend und rückte mit seinem Stuhl.

Plötzlich klappte er das Buch zu und stand auf.

Und da brach der Sturm nun endlich los, vor dem Dodi schon die ganze Zeit über gezittert hatte.

Solang Onkel Alwin sprach, kam kein anderer zu Wort. Wollte jemand in eine seiner langen, mit viel Schachtelsätzen konstruierten Perioden einfallen, dann erhob er seine Stimme nicht etwa stärker, aber er dehnte die Worte, in denen fast jede Silbe eine besondere Betonung bekam. Die Einwürfe seiner Frau bildeten eine Art Echo dazu — sie klangen aber immer noch etwas schriller und schärfer.

Dodi wußte, daß sie das meiste davon morgen noch einmal zu hören bekommen würde. Vermutlich diktierte ihr in diesem schweren Fall der Onkel die Strafe selbst zu. Am meisten graute ihr's vor der Androhung, die er ihr schon einmal gemacht hatte, daß sie nach Flensburg zu Tante Noeldeke, die dort Schulvorsteherin war, in Pension gegeben würde. Eine dauernde Trennung von ihrer Mutti, das war das furchtbarste, was sie sich überhaupt ausdenken konnte.

Aber das Gespräch im Nebenzimmer nahm eine ganz, ganz andere Wendung. Plötzlich war gar nicht mehr von ihr die Rede, sondern von Väterchen.

Sie hatte ihre Mama, wenn es einmal eine Meinungsverschiedenheit gab, bisher immer nur ganz müde und vergrämt einen Einwand erheben hören. Heute aber, bei einem Wort, das Onkel Alwin ganz leichthin, fast verächtlich vorbrachte — sie selbst hatte es nicht verstanden — fuhr sie in fast leidenschaftlicher Erregung auf. Noch immer sprach sie flüsternd, den Ton zurückhaltend, allein doch so erregt, daß Dodi meinte, in den kurzen Pausen ihr Atemholen zu hören.

Je heftiger, je unregelmäßiger sie sprach, desto breiter, ruhiger und überlegener ward Onkel Alwins Ton, der ihre Rede übertönen, vielmehr ersticken sollte. In kurzen, scharfen Interjektionen pflichtete Tante Elisabeth ihm bei. Aber diesmal drang er nicht durch. Dodis Mutter sprach, sich überstürzend, so hastig, so dringlich, als ob sie sich mit einem Male einer schweren Last entledigen müßte.

Die zitternde, gepreßte, manchmal von Schluchzen erstickte Stimme griff Dodi so ans Herz, daß sie sich in ihrem Bett auf die Knie erhob und die Hände in einander schlang, sie gegen den Mund pressend. Da hörte sie denn die Schlußworte, während deren Onkel Alwin endlich schwieg, ganz deutlich.

„Ihr habt meinen Mann nie verstanden, nie. Weil ihr ihn gehaßt habt, konntet ihr ihn nicht verstehen. Aber ich hätte den Willen haben müssen, ihn zu verstehen, aus meiner Liebe heraus zu verstehen. Da liegt meine Schuld. Und da liegt auch eure Schuld: weil ihr mich gehindert habt, auf die Stimme meines Herzens zu hören."

Dem folgte dann wieder ein langes, leises, fast wimmerndes Weinen.

„Du wirst diese Worte noch bereuen, Maria," sagte Onkel Alwin, der auf knarrenden Sohlen etwas rascher als zuvor auf- und niederging. „Wir beide, meine gute Elisabeth und ich, wir haben Dir die Hand geboten, als Dein Mann Dich ins Elend mit sich reißen wollte — ja, ich sage, ins Elend — denn er war ein skrupelloser Abenteurer, ein wankelmütiger, der Selbstzucht, des Verantwortlichkeitsgefühls entbehrender Mensch. Die Geschichte gibt mir recht: er ist im Elend untergegangen. Du wärest mit ihm untergegangen, wenn wir Dich nicht auf einen guten Pfad zurückgeführt hätten. Und weil ich in seinem Kind dieselbe krankhafte Sucht ins Weite, dieselbe blinde Abenteuerlust erkenne, darum warne ich Dich aus ehrlich besorgtem, brüderlichem Herzen. Hüte Dich, daß Du den schlechten Instinkten, die das Kind von seinem Vater geerbt hat, freien Lauf lässest. Ich sage Dir: hüte Dich, Maria!"

Mit bloßen Füßen stand Dodi mitten in der Stube im Dunkeln. Sie wußte selbst nicht, wie sie aus dem Bett gekommen war.

Das Schluchzen, das sich bei dem schrecklichen Worten über Väterchen aus ihrer Brust hatte empordrängen wollen, war von der Angst erstickt worden.

In wirrer Folge huschten allerlei Bilder und Erinnerungen durch ihren Kopf. Eine helle, lustige, sonnige Szene trat ihr vor Augen, die jahrelang ihrem Gedächtnis ganz entfallen gewesen war: wie Väterchen sie beide, sie und Mutti, auf dem Schoß gehabt hatte, wie er sie beide küßte, wie sie sich an ihn schmiegten, und wie sie so selig waren, sie alle drei ... Das verwirrte sich dann wieder mit dem letzten Abschied von ihm ... Und dann sah sie das Bild, das sie in Mutters Schreibtisch gefunden hatte, und hörte dazu die schönen, wunderschönen Worte, die Herr von Wehrlein gesprochen hatte ...

Eine heiße Welle schien von ihrem pochenden Herzen nach ihrem Hals, ihren Schläfen, ihren Augen zu jagen, und nun endlich rang sich's in großer Angst aus ihrer eingeschnürten Kehle: „Mutti! — Mutti!"

Sofort verstummte das Gespräch drinnen.

Hastige, fast stürzende Schritte näherten sich — die Tür ging auf — Dodis Mutter blickte verstört ins Dunkle. Taumelnd kam die schmächtige, weiße Gestalt auf sie zu, klammerte sich an sie an und stieß, vom Schluchzen unterbrochen, aus: „Mutti — das ist doch nicht wahr, was der Onkel sagt — Herr von Wehrlein hat doch gesagt ... Ach, Mutti, ich will ja ganz gewiß immer artig sein, nicht mehr wild sein — aber Herr von Wehrlein, der hat doch von Väterchen gesagt ..."

„Still, Kind, still, Kind!" wehrte ihre Mama flüsternd, fast tonlos.

„Väterchen sei doch so lieb gewesen — und sie hätten ihn alle so lieb gehabt — bei dem Schiffbruch damals, da hätte er all den armen Jungen geholfen, die sonst ertrunken wären, — und nun sagt der Onkel ... Ach, Mutti, liebe, gute Mutti, gelt, Väterchen war kein schlechter Mensch?!"

Onkel Alwin war seiner Schwester zornig gefolgt. In der Tür blieb er stehen. „Du hast zu schweigen, Ottilie!" donnerte er los. Er war so aufgeregt, daß er nach Worten suchte. „Ein Kind wie Du — das sich herumtreibt — auf der See herumtreibt — mit dem erstbesten fremden Jungen — das verdient Strafe! Weißt Du das? Antworte! — Schweig, ich will nichts hören!"

„Aber Du sollst nichts Häßliches über Väterchen sagen!" stieß das Kind zitternd hervor. „Väterchen war gut — und sie haben ihn alle lieb gehabt — und Mutti auch ..."

„Ja, wirst Du das Kind nun zum Schweigen bringen oder nicht, Maria?" fragte Onkel Alwin so streng er konnte. Elisabeth warf dazwischen ein: „Höre, Maria, es ist wirklich unerhört, wie Du dem Kinde diesen Ton durchgehen lassen kannst!"

„Schweig doch, Dodi, ach, schweig doch! Ich — ich kann ja nicht mehr!" Ihr Töchterchen umschlungen haltend, dessen heißes, tränenüberströmtes Gesicht an ihr Kleid pressend, ließ sie sich auf den Bettrand nieder.

Man vernahm darauf im Nebenzimmer

eine Zeitlang nur das Schluchzen von Mutter und Kind. Plötzlich schoß Elisabeth aber auf die gegenüberliegende Tür los, denn sie hörte den kleinen Felix sich melden. „Nun hat mir das abscheuliche Kind wahrhaftig den Jungen aufgeweckt!“ rief sie außer sich, indem sie das Zimmer verließ.

Eine Weile blieb Onkel Alwin unschlüssig stehen. Er fühlte, daß er keinen sicheren Posten vertrat. Aber zurücknehmen wollte er vor dem Kinde natürlich nichts.

„Ich will Ottiliens Unart nicht so schwer auffassen,“ sagte er, wieder seinen überlegenen Ton findend, „weil sie ja offenbar fiebert. Kein Wunder übrigens nach solch einer Unvernunft. Aber ein andermal, Ottilie, wirst Du in dieser Manier nicht mehr zu Deinem Onkel sprechen. Verstehst Du mich?“

„Aber — aber Du sollst auch nichts — nichts Häßliches über Väterchen sagen!“ stieß das Kind, von Schluchzen unterbrochen, wieder hervor.

„Still, Dodi!“ flehte die Mutter.

„Nein, nein, nein, das duld' ich nicht!“

Dem Gymnasiallehrer zuckte die Hand. Aber er steckte sie in die Tasche. „Nun, Maria, ein nettes Erziehungsresultat, das muß ich sagen.“ Er schüttelte den Kopf und wandte sich ab. Die Tür fiel ins Schloß — seine knarrenden Schritte verloren sich darauf im Hause.

Den Kopf zwischen den Händen haltend, dann wieder die Hände gegen die Kehle pressend, die sie ebenso schmerzte, ging Mia im Zimmer auf und nieder. In diesem Augenblick war es ihr, als ob sie ihren Bruder haßte. Immer wieder suchte sie die Kleine zu beschwichtigen, wenn die zu reden beginnen wollte. Aber endlich drängte sie's doch zu einem erlösenden, sie von dem quälenden Druck befreienden Wort. „Nein, nein, nein, Dodi,“ sagte sie in erregtem Flüsterton, nach Atem ringend, „Väterchen war kein schlechter Mensch. Er hat Dich immer lieb gehabt — und Deine Mutti auch. Nur die andern, die haben ihn nicht verstanden, und darum war immer der Streit zwischen ihnen. Aber tapfer und gut und stolz war er. Sehr stolz, Dodi. Und er ist nur deshalb so unglücklich geworden, weil — weil . . . Ach, mein Gott, Dodi, das verstehst Du ja nicht!“

Schluchzend brach sie ab. Aber das Kind warf sich in einem plötzlichen Anfall wilden Ungestüms, in dem etwas wie Jubel lag, auf sie und küßte ihre Hände, noch immer tränenüberströmt, noch immer am ganzen Leib zitternd.

„Ach sei doch still, liebe, kleine Dodi,“ bat Mia flüsternd, „mach' mir das Herz nicht noch schwerer. Willst Du mir denn so wehe tun, so schrecklich wehe?“

Mit einemmal hielt die Kleine wie erstarrt inne. Der Vergleich mit dem scharfen Messer, das sie der armen Mutter in die Brust stieß, fiel ihr ein, die schreckliche Vorstellung, mit der Tante Elisabeth sie geängstigt hatte, als sie ihr verbot, zu ihrer Mutter auch nur ein Wort über Väterchen zu sagen. Stockend, gleichfalls im Flüsterton, offenbarte sie ihr auch das.

„Du wildes, Du leidenschaftliches Kind Du!“ sagte Mia zitternd, selbst voller Angst. Dann preßte sie den Kopf ihres Töchterchens an sich. „Wir beide, Dodi, wir können ruhig von ihm sprechen, und wir wollen immer nur gut von ihm sprechen, hörst Du? Aber ganz allein wir zwei. Denn er hat nur uns gehört. Die andern haben nichts von ihm wissen wollen. Verstehst Du das, Dodi?“

„Aber die Kameraden von ihm, Mutti? Herr von Wehrlein hat doch gesagt: sein Andenken, das würden sie alle immer, immerzu hoch und in Ehren halten. Ja, Mutti, gewiß und wahrhaftig, das hat er gesagt.“

Mia wiegte sich mit dem Kinde sanft hin und her. Allmählich kam eine wohlige Ruhe über sie. Leise, fast geheimnisvoll flüsterte sie: „Ja — wer sein Andenken hoch und in Ehren hält, der darf von ihm sprechen. Und auf den wollen wir auch hören. Sonst auf keinen — auf keinen.“

„Mutti — ist Väterchen nun wirklich draußen auf der See gestorben? In so einer stürmischen, schauerlichen, schwarzen Nacht?“

„Danach mußt Du nicht fragen, Dodi. Das ist zu traurig. Wir haben ihn eben verloren, Dodi, für immer verloren.“ Sie atmete tief auf. „Aber die Erinnerung an das, was gut in ihm war, die bleibt uns. Und die wollen wir immer und ewig in Ehren halten, wir zwei.“

„So — wie seine Kameraden! — Gelt?“

Sie nickte. „Ja. So wie seine Kameraden.“

(Fortsetzung folgt.)

Lokomotivenpfiff.

Von

Erich Ritter.

Wenn's stille über den Straßen wird
Und ich wach und einsam ins Buch mich vertiefe,
Fliegt oft, wie ein Vogel, zu Nacht verirrt,
Weit zu mir der Ruf der Lokomotive.

Dann eilt aus Stadt und Stein und Haus
Mein ganzes Fernverlangen hinaus:
Ob ich's wohl je erlangen werde
Wie er hinfliegen über die Erde?
Und ob ich, wenn es die Stunde beut,
So stürmischen Mut noch habe wie heut?
O Du heißes Träumen von Frühlingstagen,
Da der Schnellzug mich wird in die Ferne tragen,
An Meere, von südlicher Sonne besonnt,
Unter Sterne, die tief unterm Horizont,
Unter Bäume mit fabelhaften Blättern,
Zu unsern weit entfernten Vettern,
Wo, andern Gestirnen zugewendet,
Des Lebens Kreislauf sich anders vollendet,
Hundertmal anders. Das will ich mir deuten
Bei hundert mal hundert verschiedenen Leuten.

Der kann das karge, kurze Leben
Eben hundertmal durchleben,
Wer, mit tausend Vergangenheiten vertraut,
Die Gegenwart von tausenden schaut,
Und hat dann, nimmt ihn die Nacht in den Schoß,
Nicht die eignen paar tausend Tage bloß,
An denen soviel Kleinlichkeit klebt,
Der hat Millionen Tage durchlebt,
Und gewonnen alles und alles erfahren,
Was irgend zu nehmen in den paar Jahren,
Und geht als einer, der viel vollbracht,
Dankbar und müde zurück in die Nacht.

O Du heißer Traum, der beglückt und verwirrt,
Du Traum voll Weite, Du Traum voll Tiefe,
Dich träum' ich, wenn, durch die Nacht verirrt,
Weither klingt der Ruf der Lokomotive.






Am brausenden Wasser zu Danzig. Farbige Zeichnung von Prof. Gotthard Kuehl-Dresden.

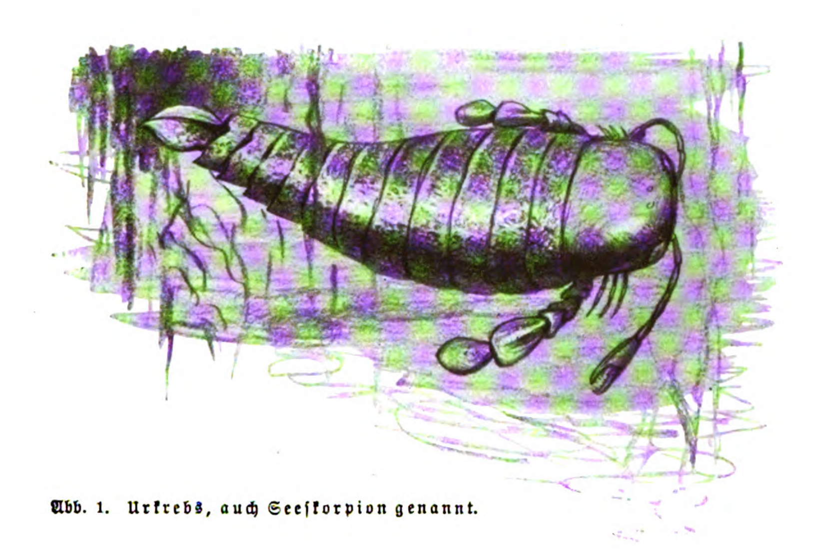


Abb. 1. Urkrebs, auch Seeskorpion genannt.

Riesen der Vorwelt.

Von

Dr. M. Wilhelm Meyer.

Mit zwanzig Originalzeichnungen von Wilhelm Kuhnert.

Man sollte meinen, daß es kaum möglich sei, noch wunderlichere Tierformen sich überhaupt auszudenken, als sie die gegenwärtige Natur in ihrer unerschöpflichen Vielseitigkeit hervorgebracht hat. Man braucht nur den Zoologischen Garten oder ein Naturkunde-Museum zu durchwandern, um aus der Verwunderung deswegen gar nicht herauszukommen. Aber die Forscher, welche die Erdrinde nach Resten vorweltlichen Lebens durchsuchen, die Paläontologen, haben so abenteuerliche Riesengestalten, so scheußliche Ungeheuer aus ihren oft Millionen Jahre alten Gräbern wieder ans Licht geholt, daß selbst die ausbündigste Phantasie solche Formen nicht erträumen würde. Und alle füllten sie doch ihren Platz aus in dem großen Werdeprozesse der Welt, alle waren sie einmal notwendig, aber alle sind sie auch überholt worden vom Besseren, Vollkommeneren, Schöneren.

Da alle diese Ungetüme heute ausgestorben sind, so müssen in der heutigen Natur die für sie notwendigen Lebensbedingungen nicht mehr vorhanden sein, und daraus schon können wir schließen, daß die Natur der Vorwelt, ihre physischen und klimatischen Verhältnisse wesentlich andere gewesen sind. Der Erdkörper hat eine Entwicklung durchgemacht, und den wechselnden physischen Bedingungen paßte sich das Leben jeweilig an. Es ist, als ob das Leben gewissermaßen draußen vor den Toren unserer irdischen Welt beständig auf Einlaß gewartet und jede Gelegenheit wahrgenommen hätte, von ihr Besitz zu ergreifen. Aber erst nach und nach traten die physischen Bedingungen zusammen, welche nötig waren, um immer höher organisierten, das heißt, immer anspruchsvolleren Tieren das Dasein möglich zu machen. Sowie diese Bedingungen erfüllt waren, erschienen auch die für sie geeigneten Lebewesen. Als dann die physischen Bedingungen sich änderten, mußten die Lebewesen sich ihnen wohl oder übel anpassen, wenn sie nicht zugrunde gehen wollten, und bildeten nur auf diese Weise, der unbedingten Naturnotwendigkeit gehorchend, neue Arten, die solange unveränderlich blieben, als es die äußeren Bedingungen waren, unter denen sie lebten. Diese Lehre, welche als die von Lamarck bezeichnet wird, tritt in einen gewissen Gegensatz zu der Idee Darwins von der Auslese bei der natürlichen Zuchtwahl. Beide Ursachen aber entspringen dem großen Kampfe

ums Dasein, oder vielmehr dem Kampfe des Besseren mit dem Unvollkommeneren, des Guten mit dem Bösen, dem auch das Menschengeschlecht seine schöne Entwicklung und seine höchsten Triumphe verdankt. Hier setzen auch alle ethischen und religiösen Anschauungen ein, die weit entfernt sind, im Gegensatze zu diesen modernen Entwicklungsprinzipien zu stehen.

Ich will nun hier meinen Lesern einige dieser vorweltlichen Ungeheuer vorstellen, und zwar ungefähr in der Reihenfolge ihrer Erscheinungszeiten auf der Erde. Das gibt uns dann zugleich auch einen, wenn auch nur ganz flüchtigen Überblick der Entwicklungsgeschichte unseres Planeten selbst.



Abb. 2. Ceratosaurus oder Horneidechse. (12—15 Meter hoch.)

Zuerst, so sagt die Schrift, war die Erde wüst und leer; die Wissenschaft setzt noch hinzu: und heiß. Wenn wir uns genügend tief in die Erdkruste einwühlen, so begegnen wir immer Schichten, die der Lava unserer Vulkane so ähnlich sind, daß man annehmen muß, diese „Urgesteine" waren einmal ebenso feuerflüssig, wie die Lava aus den Feuerbergen strömt. Die ganze Erdoberfläche muß einst von einem glutflüssigen Meere überdeckt gewesen sein, und damals war deshalb jedes Leben auf unserer werdenden Welt noch unmöglich. Aber sobald die Abkühlung entsprechend vorgeschritten war, erschien auch, wie hervorgezaubert aus dem Nichts, das erste Leben. Die Wissenschaft kann bis heute keine genügende Auskunft darüber geben, woher es kam. Aber dieses Leben war zuerst sehr dürftig und unscheinbar, so wie es auch auf unseren erkaltenden Lavafeldern beginnt. Dort können sich zunächst nur die unverwüstlichsten Bakterien einnisten, die brühheißes Wasser und ätzende Säuren noch nicht zu töten vermögen. Dann kamen die ersten Pflanzen, Algen und Flechten, hinzu. In den Schichten, die unmittelbar über jenem kristallinischen Urgestein liegen, bemerkt man Spuren dieses ersten Lebens.

Dann sieht man an den Ablagerungen, daß sich mit Wasser gefüllte Meeresbecken gebildet hatten, und der ewig finstere Grund dieser Urmeere bevölkert sich nun sofort mit reichstem Leben. Auch heute ist bekanntlich der Meeresgrund, dem man noch vor kurzem alle Lebensbedingungen abgesprochen hatte,



Abb. 3. Brontosaurier, die Donnereidechsen, zwischen Schachtelhalmen.
(Gesamtlänge bis zu 40 Meter.)

bis in seine letzten Tiefen hinein mit einem wunderbaren sozusagen noch vorweltlich gebliebenen Leben erfüllt. Hier auf dem Meeresgrunde blieben die physischen Zustände seit den Urzeiten im Wesentlichen dieselben. Das kältere Wasser mußte stets zu Boden sinken und hier deshalb die erste Lebensmöglichkeit schaffen, wenn oben die Meere vielleicht noch viel zu heiß waren, um ein höheres Leben, etwa die Welt der Fische, aufzunehmen oder entstehen zu lassen. So blieb also die Lebensentwicklung noch auf der Stufe stehen, die unmittelbar unter der der Fische liegt, soweit sie sich den ihn nicht erfassen konnten. An diesem Schwanze hatte es außerdem noch einen großen Stachel, weswegen man das schreckliche Tier auch einen Seeskorpion nannte.

Diese Krebse beherrschten damals ihre Welt. Es gab keine Gewaltigen mehr über ihnen. Kein Wunder, daß sie sich zu so ungeheuerer Größe entwickeln konnten. Als aber in den Meeren die Lebensbedingungen für die Fische sich einstellten, da lernten die bis dahin an den finsteren Meeresgrund gefesselten Geschöpfe auch sofort das Schwimmen und aus den Krebsen wurden in langsamem Entwicklungsprozeß Fische, zuerst nur

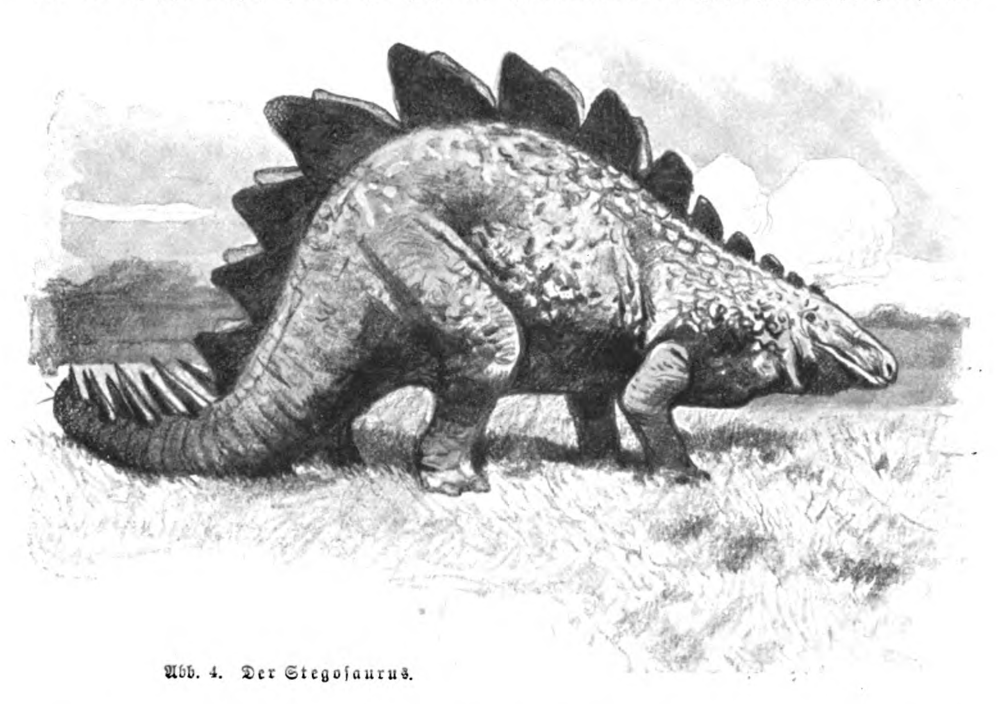


Abb. 4. Der Stegosaurus.

eigentümlichen Bedingungen der Tiefsee anpassen konnte. Jene ersten Meere wimmeln von wunderlichen Krebstieren, unter denen nun bald die ersten Riesen auftreten. Man sehe sich das in Abbildung 1 wiedergegebene ungeschlachte Geschöpf an, das die Größe eines Ochsen erreichte. Ich möchte solch einem Untier nicht in die Scheren geraten, die so groß waren wie eine tüchtige Papierschere. Und es hat noch zwei gewaltige Keulen dazu, mit denen es den Gegner niederstreckte, oder auch wohl mit einem Schlage des wuchtigen vielgegliederten Schwanzes, wenn die Scheren außen gepanzert, wie es die Krebse waren, später mit einem im Innern des Körpers liegenden Skelett ausgestattet, nachdem sie im Schwimmen sicher genug geworden waren, um des schwerfälligen, nur der Defensive dienenden Panzers entbehren zu können. Diese Fische gewannen bald die Oberhand durch ihre größere Gewandtheit und das größere Gebiet des gesamten freien Meeres, das sie sich nunmehr erobert hatten. Höhere Tierformen als die Fische hat bis zur heutigen Zeit das Meer allein überhaupt nicht hervorgebracht, denn die Amphibien, Reptilien oder gar die wenigen

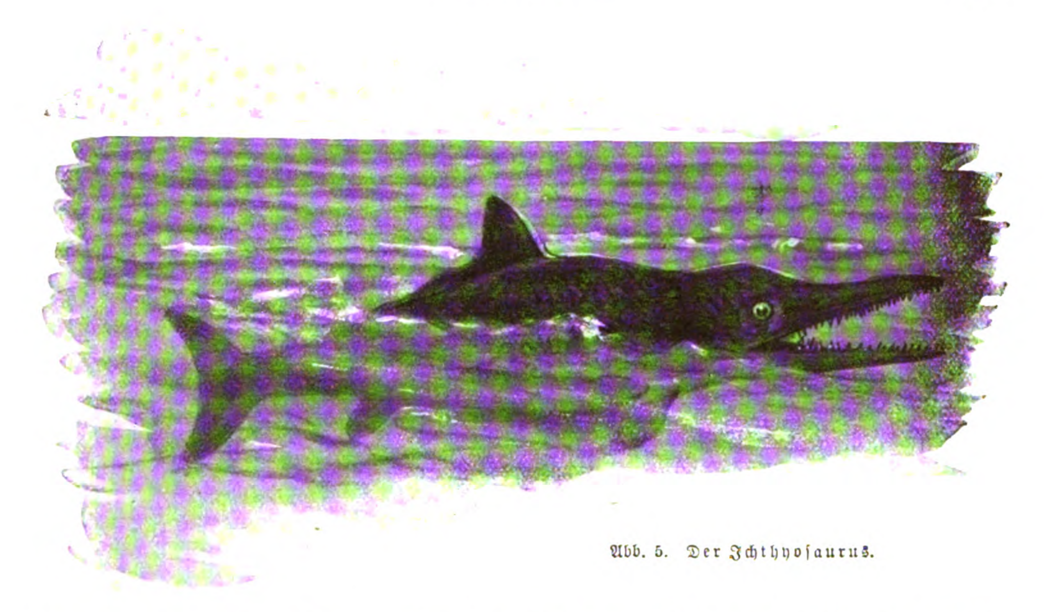


Abb. 5. Der Ichthyosaurus.

Säuger, welche im Meere zu leben vermögen, verdanken doch einer Entwicklung auf dem Lande ihre Existenz und wären ohne dieses niemals entstanden. Da also der Stammbaum des Tierreiches im Meere seit jenen uralten Zeiten nicht mehr wesentlich gewachsen ist oder doch keine neuen selbständigen Zweige mehr hervorbrachte, sondern sich durch die Hervorbringung einer ganz unerschöpflichen Fülle von Variationen

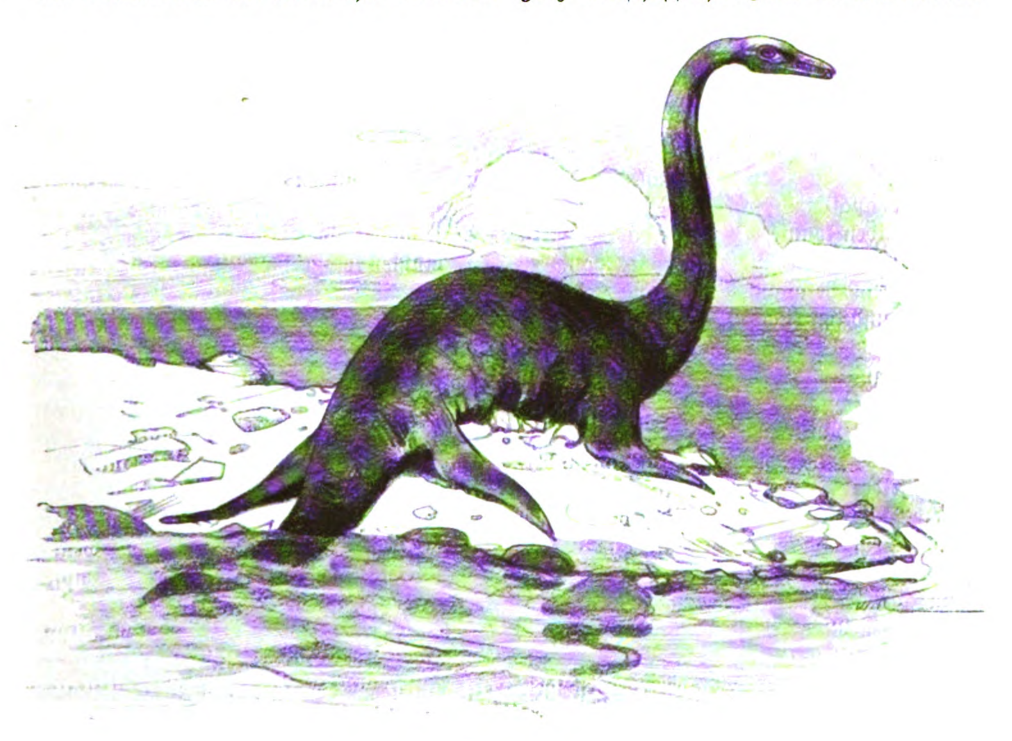


Abb. 6. Der Plesiosaurus.

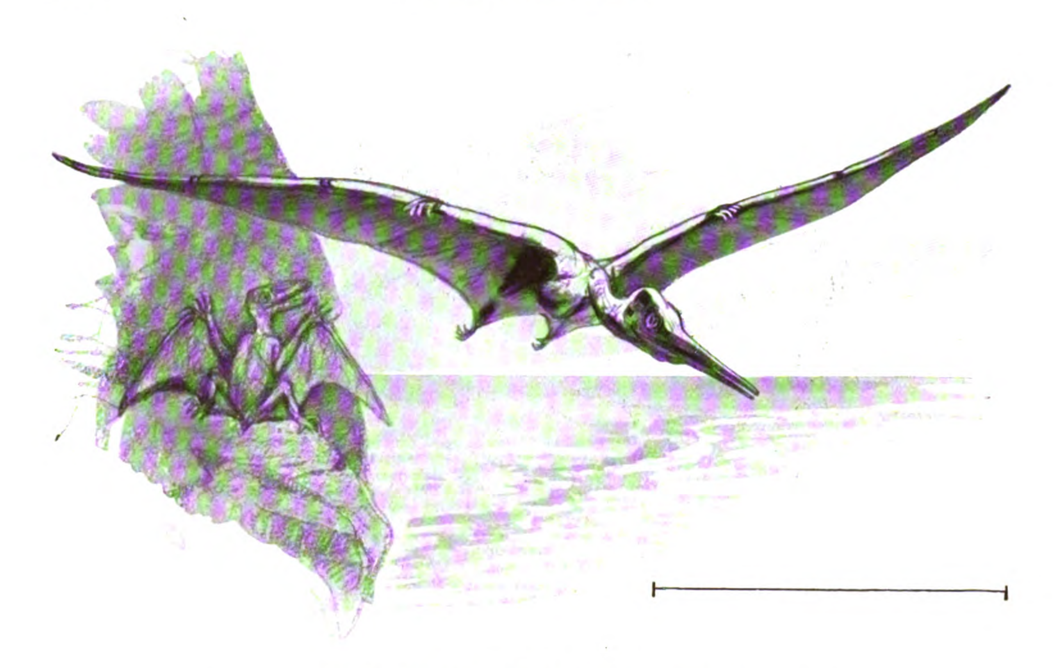


Abb. 7. Fliegender Drache (Pterodactylus).
(Das Maß unten zeigt die Klafterung des jetzt lebenden größten Vogels, des Kondors, an.)

ähnlicher Formen sozusagen nur in der Breite ausdehnte, so könnten wir hieraus schließen, daß auch die physischen Verhältnisse des Meeres keine durchgreifenden Veränderungen seither mehr erfahren haben. In der Tat, sobald einmal die Erde sich soweit abgekühlt hatte, daß an den Polen sich eine auch noch so kleine beständige Eishaube bilden konnte, so mußte das Schmelzwasser von diesem Polareise sofort auf den Meeresgrund herabsinken, wie es auch heute der Fall ist, und ihn rings um die Erde mit einer Wasserschicht bedecken, die beständig, jahraus, jahrein, an den Polen wie am Äquator und durch alle Zeitalter, eine Temperatur nahe dem Gefrierpunkte besitzt. Die Verhältnisse des Meeresgrundes mußten nun unveränderliche bleiben, während allerdings die oberen Meeresschichten vom Zustande der Atmosphäre abhängig sind, wenngleich in viel geringerem Maße als die Landoberfläche, denn die Meere sind es ja, welche die klimatischen Verhältnisse auch an ihrer Oberfläche in weiten Grenzen ausgleichen.

Wir müssen zum Lande emporsteigen, um neuen Entwicklungsstufen zu begegnen. Zuerst war das Leben auf dem Lande nur sehr dürftig, selbst noch zu Zeiten, als das des Meeres schon bis zur Erzeugung der Fische gelangt war. Einesteils mochte es auf den Landschollen noch zu heiß sein, denn sie hatten sich eben erst aus dem glühenden Mutterschoße der Erde hervorgerungen. Dann lagerte eine dicht mit erstickenden Dünsten angefüllte Atmosphäre über Land und Meer, die dem Lichte der Sonne noch keinen Zutritt gewährte. Zuerst mußten dann die Pflanzen sich riesenhaft entwickeln, damit sie die Luft reinigten von diesen für die Tierwelt tödlichen Kohlensäuredünsten, die das aus Lavamassen aufgebaute Erdreich überall aushauchte. Für die Pflanzen dagegen ist diese Kohlensäure Nährluft, wie für uns der Sauerstoff. Es entstanden die riesenhaften Unkrautwälder der Steinkohlenzeit. Nur unscheinbare Tiere brachte diese Zeit hervor. Meist gehörten sie der Insektenwelt an, und nur wenige molchartige Wesen krochen in den Sümpfen träge umher.

Nach dieser allzu üppigen Entfaltung der Natur begann sie für eine Weile zu erschlaffen. Es folgte das arme Zeitalter der Permformation. Erst nach ihm, in der nun folgenden Jurazeit, nahm die Tierwelt des Landes ihren ersten großen Aufschwung,

der sogleich der gewaltigste war, der jemals eintrat. Nie hat die Natur wieder auch nur annähernd so ungeheure und zugleich so schreckliche Tierformen auf dem Lande hervorgebracht, wie diese Riesensaurier des Jura. Es war dies wohl zu begreifen. Das Meer hatte sich längst mit wimmelndem Leben erfüllt, das gegenseitig einer allzu üppigen Entwicklung Schranken setzte. Die waghalsigsten unter den Fischen, vielleicht auch nur der bittern Not gehorchend, als ganze Meeresteile auszutrocknen begannen, hatten sich ans Land empor gewagt und durch die Notwendigkeit der direkten Luftatmung ihre Kiemen in Lungen verwandelt. Sie eroberten als Amphibien und Reptilien das Land, das überhaupt noch keine größeren Tiere beherbergte. Nichts hemmte ihre Ausbreitung und ihr Wachstum, denn sie schwelgten hier im Überfluß. Die Erde wimmelte von scheußlichen Lindwürmern, und geflügelte Drachen schwangen sich in die Lüfte. Im Schlamme ihrer Sümpfe versanken sie, der mit ihnen versteinte, so daß ihre Knochengerüste sich bis auf den heutigen Tag über viele Jahrmillionen hin erhalten haben. Mit Hilfe dieser Skelette und aus den an lebenden Tieren gewonnenen anatomischen Kenntnissen setzt die Wissenschaft ihre abenteuerlichen Gestalten wieder zusammen. Namentlich in Amerika hat man mit den dort für wissenschaftliche Zwecke in fast unbeschränktem Maße vorhandenen Mitteln für das Nationalmuseum in Washington die Riesenleiber dieser Ungetüme mit wissenschaftlicher Strenge und erdenklichster Sorgfalt wieder rekonstruiert.

Aber selbst mit Hilfe dieser Modelle werden wir uns schwer eine rechte Vorstellung von der so völligen Verschiedenheit des Naturbildes dieser fürchterlichen Zeit machen können, in der tierische Kolosse von der Größe mehrstöckiger Häuser in grauenhaftem Kampfe einander zerfleischten. Das größte Geschöpf unter ihnen und also auch das größte Tier, das die Welt jemals hervorbrachte, war der Brontosaurus (Abb. 3), die donnernde Eidechse, weil unter dem Schritte dieses lebendigen Berges die Erde gedonnert und gedröhnt haben muß. Man hat begreiflicherweise nur immer einzelne Knochen von ihm gefunden und daraus schließlich ein ganzes Tier zusammengestellt. Deshalb bleiben die Angaben über die

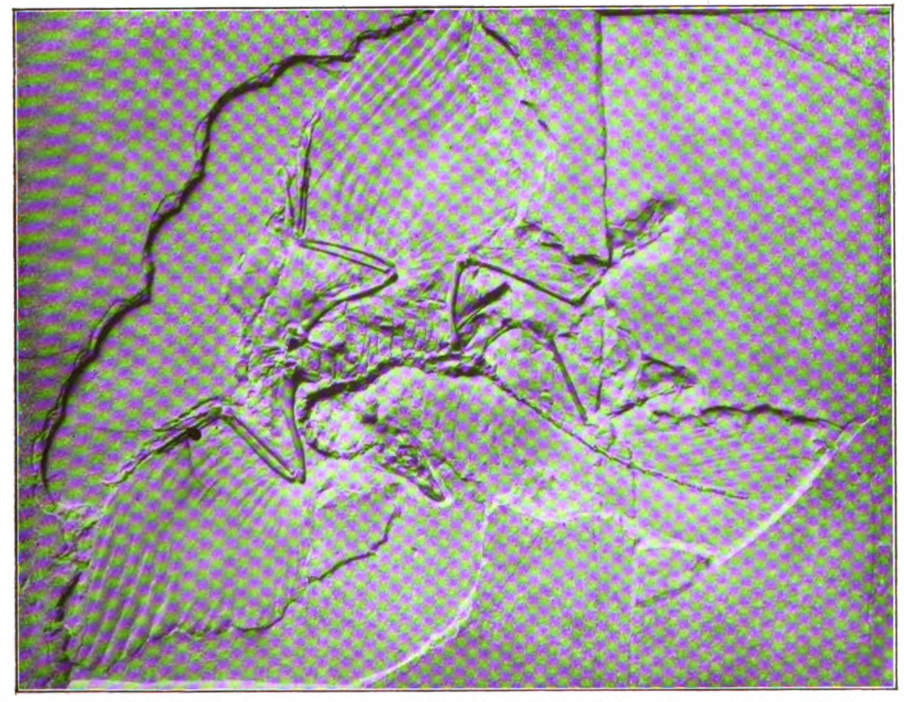


Abb. 8. Der Archaeopteryx. Photographie des Exemplars im Museum für Naturkunde zu Berlin.

Größe desselben schwankend. Daß es mindestens 20 Meter lang wurde, ist sicher, aus einzelnen Knochen hat man aber selbst bis zu einer Größe von 40 Metern Anhaltspunkte. 40 Meter! Wir müssen uns eine Vorstellung davon zu machen suchen.

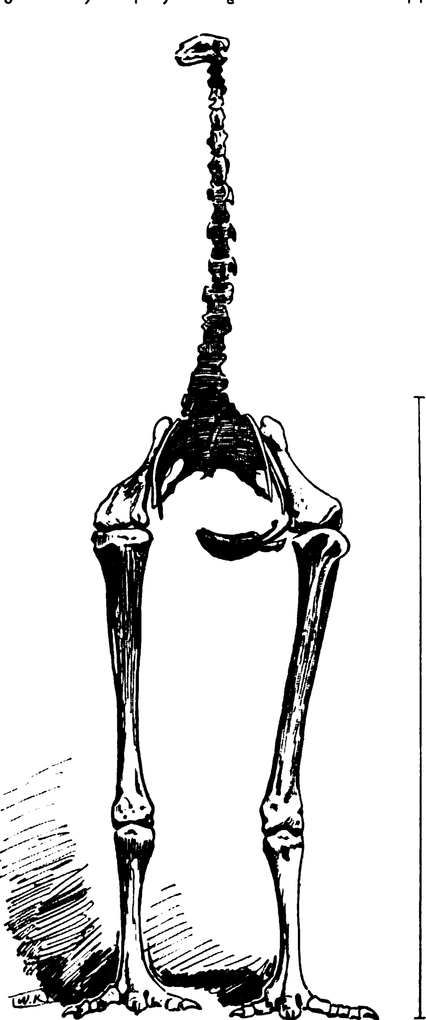
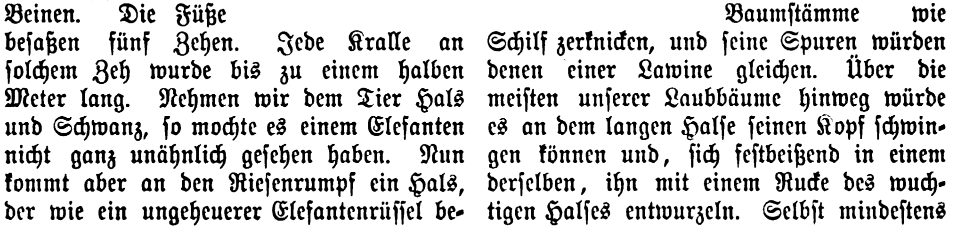
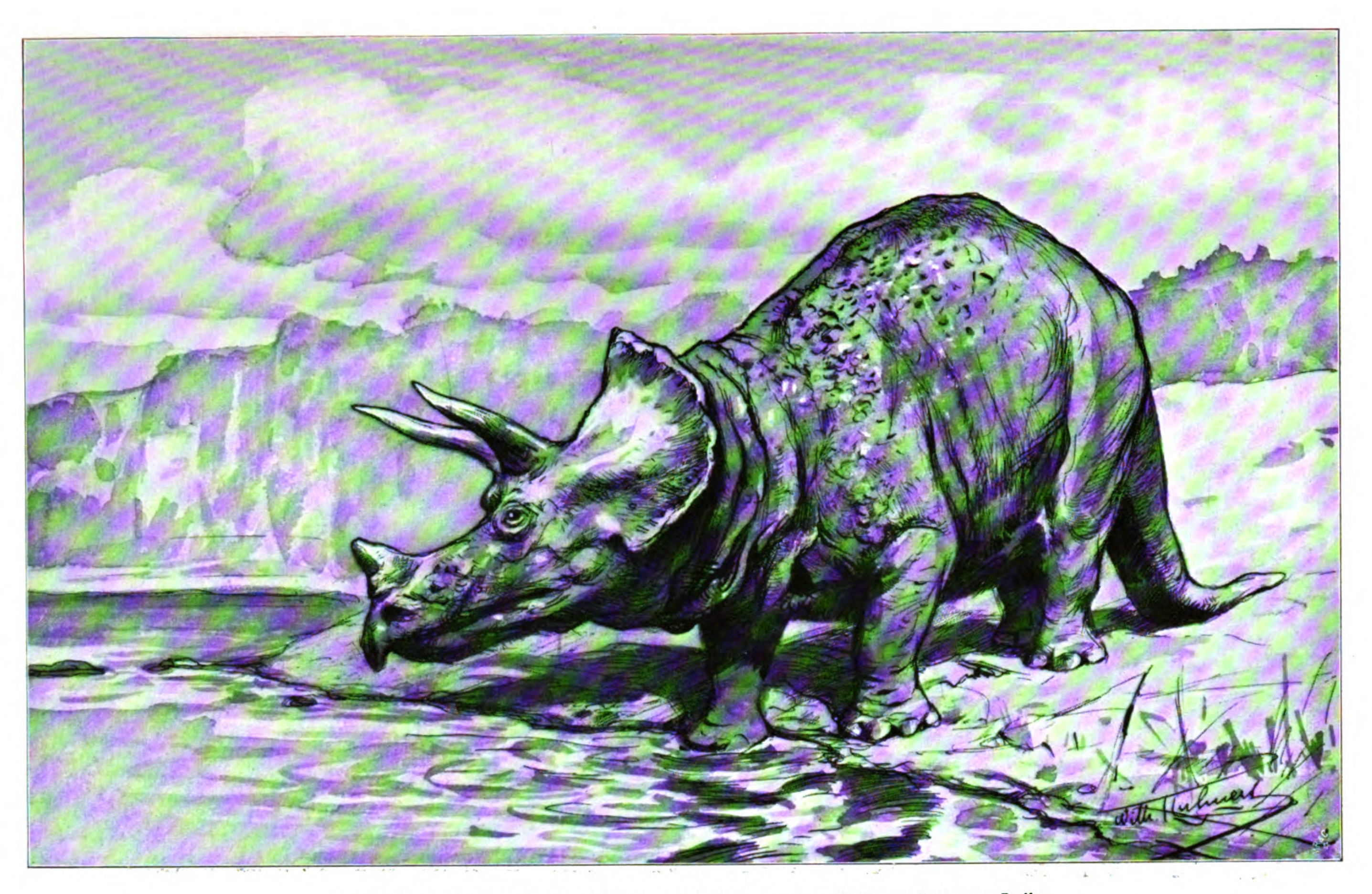


Abb. 9. Skelett des Dinornis, eines elefantenbeinigen Vogels. (Das Maß rechts zeigt die Höhe eines ausgewachsenen Mannes an.)

Kennen die Leser den großen Sitzungssaal des deutschen Reichstags? Nun, solch ein Tierchen mußte schon den Schwanz ein wenig einziehen, um darin eben Platz zu finden. Der größte Elefant ist eine Pygmäe gegen solch ein Eidechsen-Scheusal; man hätte vielleicht deren zwanzig aus ihm machen können. Auf hunderttausend Kilogramm mochte man sein Körpergewicht schätzen, und wenn es entsprechend mehr fraß, wie ein Elefant, so brauchte ein einziges Tier wohl an 2000 Kilogramm Grünzeug zu seiner täglichen Nahrung. Denn es war offenbar ein Pflanzenfresser. Der relativ kleine, schlecht mit Zähnen bewaffnete Kopf spricht dafür. Was für eine abenteuerliche, für unsere Anschauungen schier unmögliche Gestalt hatte dieser Fleischberg! Der unförmlich dicke Leib wurde getragen von vier schwerfälligen Beinen. Die Füße besaßen fünf Zehen. Jede Kralle an solchem Zeh wurde bis zu einem halben Meter lang. Nehmen wir dem Tier Hals und Schwanz, so mochte es einem Elefanten nicht ganz unähnlich gesehen haben. Nun kommt aber an den Riesenrumpf ein Hals, der wie ein ungeheuerer Elefantenrüssel beweglich war oder wie eine Riesenschlange von fünf bis zehn Metern Länge und bis zu einem Meter Dicke. An diesem „Schwanenhalse“ sitzt dann der „kleine“ Kopf, kaum größer als ein ausgewachsener Mensch. Hinten am Rumpfe der mächtige Schwanz ist ebenso lang wie das ganze übrige Tier. Diesen Schwanz mochte es wohl zum Rudern gebrauchen, und es wird deshalb gewiß ein ganz gewandter Schwimmer gewesen sein. Oft mag der krumme Rücken wie eine kleine Insel aus dem Wasser hervorgeragt haben, und wenn sich dann ein kleineres Geschöpf nichts ahnend auf dieser Insel niederließ, so schoß der furchtbare Hals der fabelhaften Seeschlange mit gräßlichem Schnauben aus den Fluten baumhoch empor, um den Störer mit einem Schlage zu zermalmen. Am Lande muß das Tier indes doch recht schwerfällig gewesen sein, wir können es uns wenigstens nicht vorstellen, daß solche gewaltige Fleischmassen schnell beweglich gewesen sein sollten. Aber malen wir uns einmal aus, wir begegneten solch einem Ungetüm im Walde. Auf seinem Wege würden mächtige Baumstämme wie Schilf zerknicken, und seine Spuren würden denen einer Lawine gleichen. Über die meisten unserer Laubbäume hinweg würde es an dem langen Halse seinen Kopf schwingen können und, sich festbeißend in einem derselben, ihn mit einem Rucke des wuchtigen Halses entwurzeln. Selbst mindestens





Der Triceratops, die Dreihorneidechse. Originalzeichnung von Wilhelm Kuhnert-Berlin.

so groß wie ein Landhaus, das etwa am Walde steht, würde es sich mit seinen hunderttausend Kilogrammen nur ein wenig gegen dasselbe zu lehnen brauchen, um es wie ein Kartenhaus umzuwerfen. Es ist doch gut, daß diese Tiere ausgestorben sind.

Fast noch unheimlicher aber ist wohl ein anderes Eidechsen-Untier, wenngleich es nicht ganz so groß wurde wie die Donner-Eidechse. Es ist der Ceratosaurus (Abb. 2), die Horneidechse. Man könnte es beinahe auch ein Riesenkänguruh nennen, zwei- bis dreimal größer als ein Elefant. Wir sehen, wie es zwei gewaltige Hinterbeine hat, wohl gut dreimal länger als ein ganzer Mensch, die Vorderbeine sind dagegen nur ganz klein, zum Gehen jedenfalls nicht geeignet. Das schreckliche Tier ging also aufrecht auf den Hinterbeinen, wobei es sich mit dem ungeheuren Schweife noch stützte. An dem kurzen Halse saß ein großer Kopf mit einem fürchterlichen Rachen, ganz mit spitzen Krokodilzähnen besetzt. In diesem Rachen hätten gewiß zwei Menschen unversehrt Platz finden können, aber nicht lange, denn dieses Ungeheuer fraß ganz gewiß Fleisch. Vorn über der Nase hatte es ein großes Horn, wie unser Nashorn, es hat davon seinen Namen. Würde solch ein Kerl in unseren Straßen spazieren gehen können, so wäre es ihm ein Leichtes, zum Fenster eines dritten Stockwerkes hinaufzureichen, um sich dort einen von uns Menschlein als besonderen Leckerbissen herauszuholen. Freilich ist es gewiß nicht zweifelhaft, daß der Mensch sich auch gegen solche Ungetüme hätte zu wehren vermocht, und zwar mit der Macht seiner Intelligenz. Insbesondere diese Dinosaurier, von denen ich hier zwei Prachtexemplare vorgeführt habe, zeichnen sich durch ganz abnorm kleine Gehirne aus, es müssen schrecklich dumme Tiere gewesen sein, die nur durch die Übergewalt ihrer Körpergröße den anderen Tieren dieser schrecklichen Zeit im Kampfe überlegen blieben. Von den ganzen hunderttausend Kilo eines Brontosaurus kam kaum eines auf sein Gehirn. Das eines Menschen wiegt mehr.

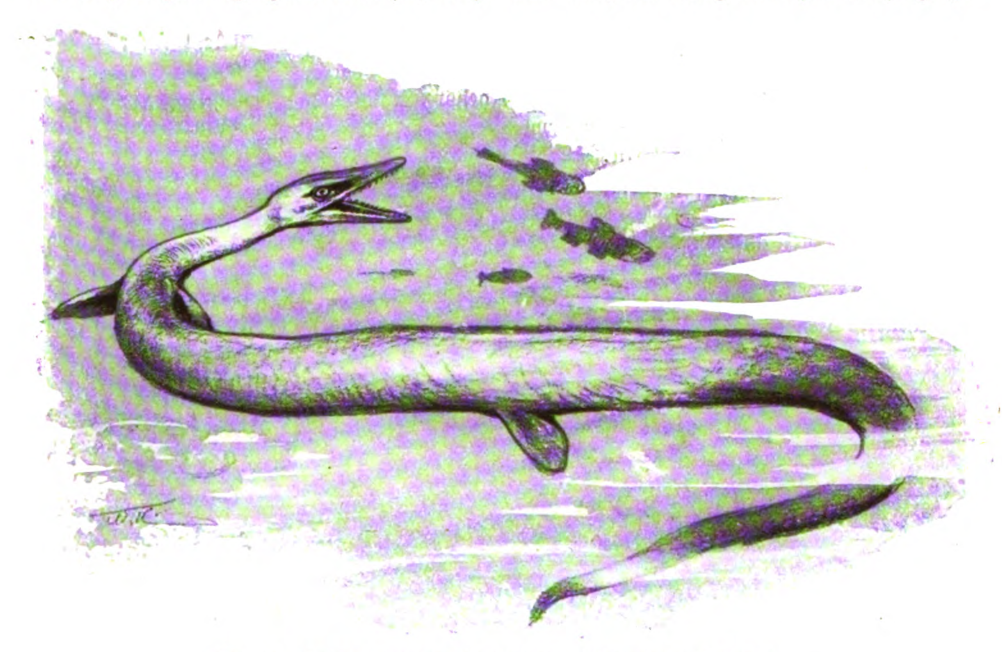


Abb. 10. Seeschlange der Kreidezeit. (Gesamtlänge 25 Meter.)

Die Känguruh-Ähnlichkeit dieses Untiers macht es wahrscheinlich, daß es auch springen konnte. Man stelle sich nun ein Tier vor, zwei- bis dreimal größer als ein Elefant, das über ein kleines Haus hinwegspringt auf seine Beute, um sie allein durch sein Körpergewicht zu zermalmen.

Noch einem andern Wundertiere, das man stückweise aus seinem steinernen Sarge holte, hat die Wissenschaft seine scheußliche

Gestalt wiederzugeben vermocht, so daß ich sie hier vorführen kann. Es ist der Stegosaurus (Abb. 4). Abermals sehen wir einen Riesenleib, wie ihn diese Dinosaurier alle hatten: Sie müssen unbegrenzt viel zu fressen gefunden haben. Wieder ein sehr kleiner Kopf, diesmal von einem ganz kurzen Halse getragen. Das Merkwürdigste an diesem Tiere aber ist die Ausstattung seines Rückens mit riesigen aufrecht stehenden Platten, deren größte dreiviertel Meter maß, und die, wie das Bild zeigt, in doppelter Reihe über das ganze Tier bis zum Schwanze hin angeordnet waren. Die Platten waren ziemlich dünn und liefen scharf zu, und am Schwanze gar waren sie zu ungeheuren Stacheln bis zu einem Meter Länge ausgebildet. Dieser Schwanz war drei Meter lang, und man mag es sich vorstellen, was für eine fürchterliche Waffe diese ungeheuren Dolche waren, wenn sie mit wuchtigem Schwunge einem Angreifer in den Leib gerannt wurden. Auch die den Rücken besetzenden Platten dienten offenbar als eine Wehr gegen jene noch größeren Ungeheuer, die mit langen Hälsen etwa von oben herab sich auf einen solchen Lindwurm stürzten.

Und nun noch einen dieser scheußlichen Dinosaurier zeige ich dem Leser, den Triceratops, die Dreihorneidechse (Einschaltbild zw. S. 392 u. 393), die man kaum noch für ein Eidechsentier, für einen Kaltblüter, halten könnte, sondern viel eher für einen Dickhäuter. Das Tier hatte zwei ungeheure, scharf zugespitzte, nach vorn gerichtete Hörner über den Augen und noch ein drittes Horn auf der Nase. Außerdem ging noch ein Rüsselansatz von der Oberlippe nach unten. Ein großer Halskragen vollendete die abenteuerliche Gestalt des Kopfes. Das Tier erreichte doppelte Elefantengröße.

Unter dieses Eidechsenvolk der Jurazeit gehören auch die allbekannten, nicht nur in Stein, sondern selbst in unserm Liede durch Scheffel verewigten Ichthyosauren und Plesiosauren (Abb. 5). Im Gegensatze zu den Gewaltigen des Landes hielten sich diese meist im Wasser auf, wie ihre Flossenflüße dartun. Ichthyosaurus heißt Fischeidechse; es war ein Untier mit einem Fischleib, aber einem ungeheuren Krokodilrachen,



Abb. 11. Das Sivatherium.

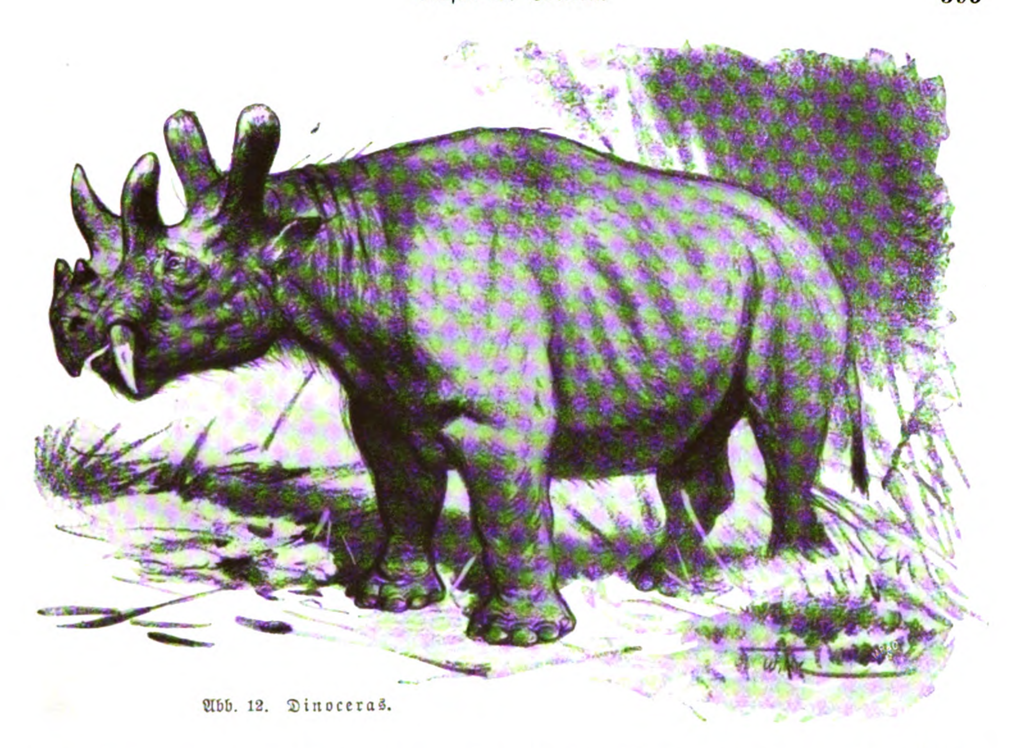


Abb. 12. Dinoceras.

oft mit Hunderten von scharfen Zähnen besetzt. Das Tier hatte zwei riesige, tellergroße Augen, und man hat Anhaltspunkte namentlich für einige seiner Verwandten, daß sie außer diesen beiden seitlichen Augen noch ein drittes gerade auf der oberen Fläche des Schädels besaßen. Und diese Augen waren wahrscheinlich selbstleuchtend; welch ein unheimlicher Anblick! Der Plesiosaurus (Abb. 6) hatte wieder einen langen Schwanenhals. Die Größe ihrer Verwandten auf dem Lande erreichten diese Meerbewohner nicht. Sie waren vermutlich ihre Vorfahren und bildeten ihre Flossen erst allmählich zu Füßen aus, nachdem sie, mehr und mehr verdrängt aus dem Meere durch feindselige Elemente, zunächst schwerfällig ans Land gekrochen waren, wie etwa unsere Robben.

Wie plump uns auch jene Dinosaurier des Landes erscheinen mögen, so hat doch bei vielen ihrer Art der Anatom große Verwandtschaft mit der leichtbeschwingten Vögelschar entdeckt. Das Becken dieser Tiere war vogelartig gebaut; aber das wichtigste Merkmal war, daß sich ihre riesenhaften Beinknochen als hohl, nicht mit Mark ausgefüllt, herausstellten. Es waren richtige Vogelknochen. Zunächst mochte vielleicht die Natur in die Notwendigkeit versetzt worden sein, das Gewicht dieser Kolosse durch diese Aushöhlung der Knochen nach Möglichkeit zu verringern, um sie überhaupt noch auf dem Lande beweglich zu machen. Einige aber unter ihnen machten sich nun diese relative Körperleichtigkeit zu Nutz, indem sie versuchten zu fliegen. So hatte sich ja auch das Leben von der Fläche des Meeresgrundes über den ganzen Raum der Meeresbecken ausgebreitet, indem zuerst einige jener Krebse der Tiefsee aus ihrem Schlamme emporzuspringen und mit ihrer mächtigen Schwanzflosse zu rudern begannen. Jetzt eroberte sich das Leben auch die weite Atmospäre. Wer sich aber kühn über seine Mitgeschöpfe emporheben will, muß sich auch auf einen Sturz gefaßt machen. Deshalb konnte es nichts Praktischeres für die Natur geben, falls sie diese Stufe in die Lüfte hinauf erklimmen wollte, als den Versuch mit den Wesen zu machen, die ebensogut auf dem Lande wie im Wasser leben konnten, und sie dann vom Lande her über das Wasser hinfliegen lassen; sie konnten sich dann nicht schaden, wenn sie ins Wasser zurückfielen. So lernten ja auch manche

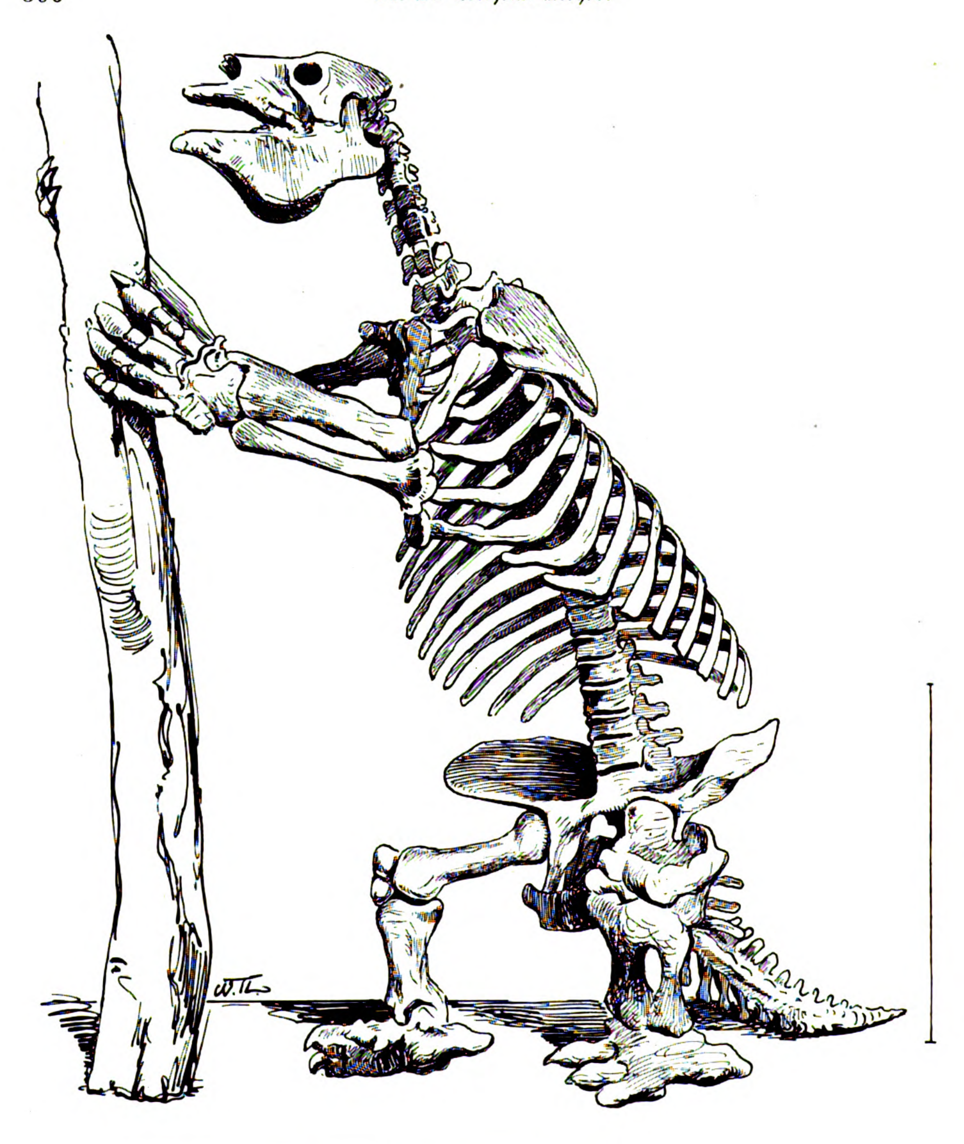


Abb. 13. Skelett des Riesenfaultiers. (Das Maß rechts zeigt die Höhe eines Mannes an.)

Fische fliegen. Den Rieseneidechsen wuchsen Flughäute zwischen den Vorder- und Hinterbeinen: Ein fliegender Drache, wahrhaft schrecklich anzusehen, entstand. Um diese Flughäute möglichst groß zu machen, wurden nicht nur die Vorderbeine, sondern es wurde auch noch ein Finger an denselben zu riesiger Länge ausgezogen, ähnlich, wie es bei unseren Fledermäusen ist. An dem ziemlich langen und sehr beweglichem Halse saß ein enormer Kopf, lang und spitz, einem Vogelschnabel nicht unähnlich, aber der Rachen war bei den meisten Arten mit scharfen Zähnen besetzt. Acht Meter spannten die scheußlichen Flederhäute dieses Drachen. In Abbildung 7 ist dieses erste, die Luft bewohnende Tier (wenn man einige im Blätterwerk schwirrende Insekten ausnimmt) abgebildet und daneben das Klaftermaß des gegenwärtig größten Fliegers, des Kondor. Überall nimmt man wahr, wie die Natur gleich nach ihrem ersten Schritt in ein neues Gebiet ins Gigantische sich auswächst und wie erst später dann den Bäumen, die in den Him-

mel wachsen wollen, die Kronen mehr und mehr beschnitten werden. Zuerst ist eben in dem neuen Gebiete der Kampf ums Dasein noch ein geringer, später wurde den Kämpfenden immer mehr Terrain genommen, und sie mußten sich einschränken, sowohl an Individuenzahl wie an Körpergröße. Dafür verfeinerte sich die innere Ausbildung.

Dieser Pterodaktylus, die Flugeidechse, war in allen Elementen zu Hause. Er konnte im Wasser schwimmen und atmen und ans Land kriechen, auch mit seinen Krallen, die Flughäute zusammengelegt, auf Bäume klettern, um sich von ihnen in die Luft zu schwingen oder auf seine Beute herabzustürzen. Wie grauenvoll muß der Kampf mit solchem Untier gewesen sein, das mit seinen feuchtkalten Drachenhäuten sein Opfer umschlingen mochte, bevor sein fürchterlicher Krokodilrachen es zu zerfleischen begann.

Aber trotz dieser Vielseitigkeit im Kampfe mit seinen ungeheuren Zeitgenossen konnte sich dieses Untier nicht erhalten. Seine Art hat sich glücklicherweise nicht bis auf unsere Tage fortgepflanzt. Überhaupt hat sich keiner dieser abenteuerlich geformten Dinosaurier bis heute erhalten können. Sobald die echten Vögel und die Säugetiere erschienen, also die Warmblüter, zeigten sich selbst diese ungeheuren Reptilien im Nachteile. In einer kleinen, jüngst erschienenen Schrift (Die Weltschöpfung; Stuttgart, Verlag des Kosmos, Preis 1 Mark) habe ich als wahrscheinlichen Grund dafür den Eintritt der Jahreszeiten angegeben, die sich vorher im Weltbilde noch nicht bemerkbar machten. Sobald in den gemäßigten Zonen kalte Winter eintraten, mußten die Reptilien in Winterschlaf verfallen. Aber nun entstanden gleichzeitig Tiere, die aus sich selbst heraus ihre Temperatur weit über der der Umgebung zu erhalten vermochten, und diese Tiere, wenngleich viel kleiner und schwächer als jene Riesen, gewannen leicht die Überhand über sie, sobald die Kälte jenen die Lebenskraft lähmte. Nur in den Tropen erhielten sich deshalb große Reptilien bis auf den heutigen Tag, weil sie hier nicht in Winterschlaf verfallen.

Der erste wirkliche Vogel mit Federn war indes noch nicht groß, er war etwa einem Fasan zu vergleichen. Zwei Exemplare nur hat man versteint von diesem Archäopterix gefunden; eines davon, das schönste, befindet sich im Berliner Naturkunde-Museum. Es ist in Abb. 8 wiedergegeben. Fliegende Vögel sind überhaupt in der Vorzeit nicht über die Größe der in der gegenwärtigen Schöpfung lebenden hinausgegangen. Es scheint, daß hier die Natur an der Grenze ihrer Möglichkeiten angelangt ist. Aber die Straußvögel waren ehemals noch viel größer als heute. Von ihnen müssen bis fast in die Gegenwart hinein auf Neuseeland noch ganz enorme Exemplare gelebt haben, bis zu vier Metern Höhe. Hier haben wir einen solchen elefantenbeinigen Vogel, den Dinornis (Abb. 9), auf Neuseeland Moa genannt. Erst wieder in den letzten Jahren hat man auf jenem Stück vorsintflutlicher Erde, das aus der Südsee noch hervorragt, an einer Stelle Knochen von mindestens fünfhundert dieser Riesenvögel aufgefunden. Einige meinen, es könnten dort wohl jetzt noch in bisher

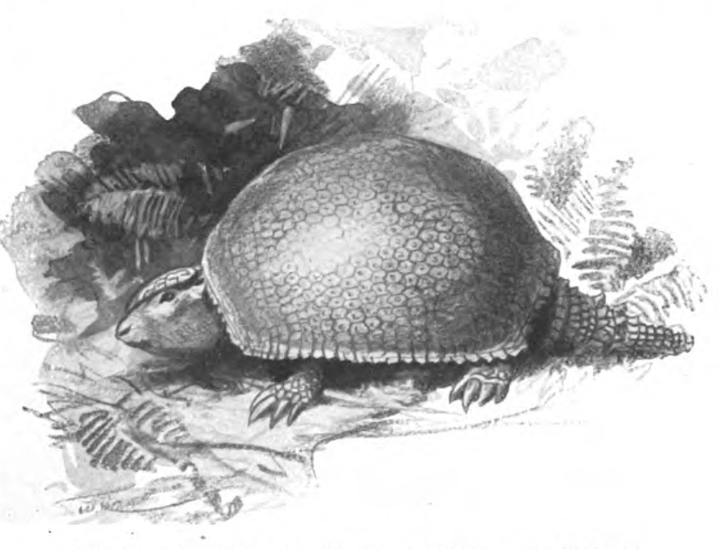


Abb. 14. Glyptodon oder Riesengürteltier. (3 Meter lang.)



Abb. 15. Das Mammut.

unzugänglicher Wildnis lebende Moas vorkommen.

Aber wir müssen doch noch einmal auf vergangene Tage zurückschauen. Jener ungeheuere Fortschritt in der Entwicklung der Tierwelt, der sich durch das Auftreten der Säugetiere kundgab, jener Fortschritt, der auf Kosten der bloßen Übergewalt der Körpergröße die vollkommenere innere Organisation und schließlich an Stelle der Ausrüstung mit schrecklichen Wehr und Waffen im blutigen Kampfe um die Herrschaft die der höheren Intelligenz setzte, dieser gewaltige Fortschritt ging parallel und wurde nach der vorhin vorgetragenen Ansicht hervorgerufen durch nicht minder gewaltige Umwälzungen der gesamten Erdoberfläche und ihrer klimatischen Verhältnisse. Die Erdoberfläche begann sich wieder zu regen. Das Meer gewann wieder die Oberherrschaft über sie. Nach der großen Jurazeit folgte die der Kreide, gewaltige Meeresablagerungen, in denen man noch manche meerbewohnende Saurier vorfindet, wahrhaftige Seeschlangen (Abb. 10). Bis zu 25 Meter wurden diese Geschöpfe lang. Es ist nach dem, was ich vorhin über die nahezu unveränderlichen physischen Verhältnisse des Meeresgrundes sagte, sehr wahrscheinlich, daß sich dort solche Riesentiere noch bis auf den heutigen Tag erhalten haben und daß die immer wieder auftauchenden Erzählungen von der Seeschlange zum Teil auf Wahrheit beruhen. Manche dieser Schilderungen stimmen auffällig überein mit dem Habitus dieser Riesensaurier, wie man ihn

aus ihren im versteinten Meeresschlamm der Kreideperiode gefundenen Skeletten rekonstruieren kann.

Auf die Kreideperiode folgte die Tertiärzeit. Zu dieser wurde die Hauptgebirgsrippe der Erde, die Anden, in fürchterlichen vulkanischen Wehen geboren, und auch die Alpen entstanden. Das ganze Bild der Erdoberfläche formte sich in gewaltigen Revolutionen um. Und zu dieser selben Zeit nun traten auch die Säugetiere, die höchstentwickelten Wesen der Tierwelt, auf. Wieder begegnen wir zuerst riesigen, ungeschlachten, häßlichen Formen, und sie waren auch noch stark bewehrt. Man sehe sich den Dinoceras (Abb. 12) mit seinen vier Hörnern an, denen sich noch zwei riesige nach unten gerichtete Stoßzähne zugesellen. Er wurde vier Meter lang, war also immerhin größer als ein Elefant.



Abb. 16. Kopf des Nilpferdes.

Sehr merkwürdig war das Sivatherium (Abb. 11), in dessen Bau man Andeutungen an eine ganze Reihe von lebenden Tieren findet, als ob die Natur aus diesem ersten Versuch heraus sich nach den verschiedensten Richtungen hin spezialisiert habe. Der Körperbau hat Ähnlichkeit mit dem einer großen Antilope, Kopf und Schnauze haben, abge-



Abb. 71. Nashorn.

sehen von den Hörnern, etwas vom Tapir, die großen Hörner erinnern an Büffel oder Elen, die eigentümliche Anordnung und Form der Zähne ist die der Giraffen.

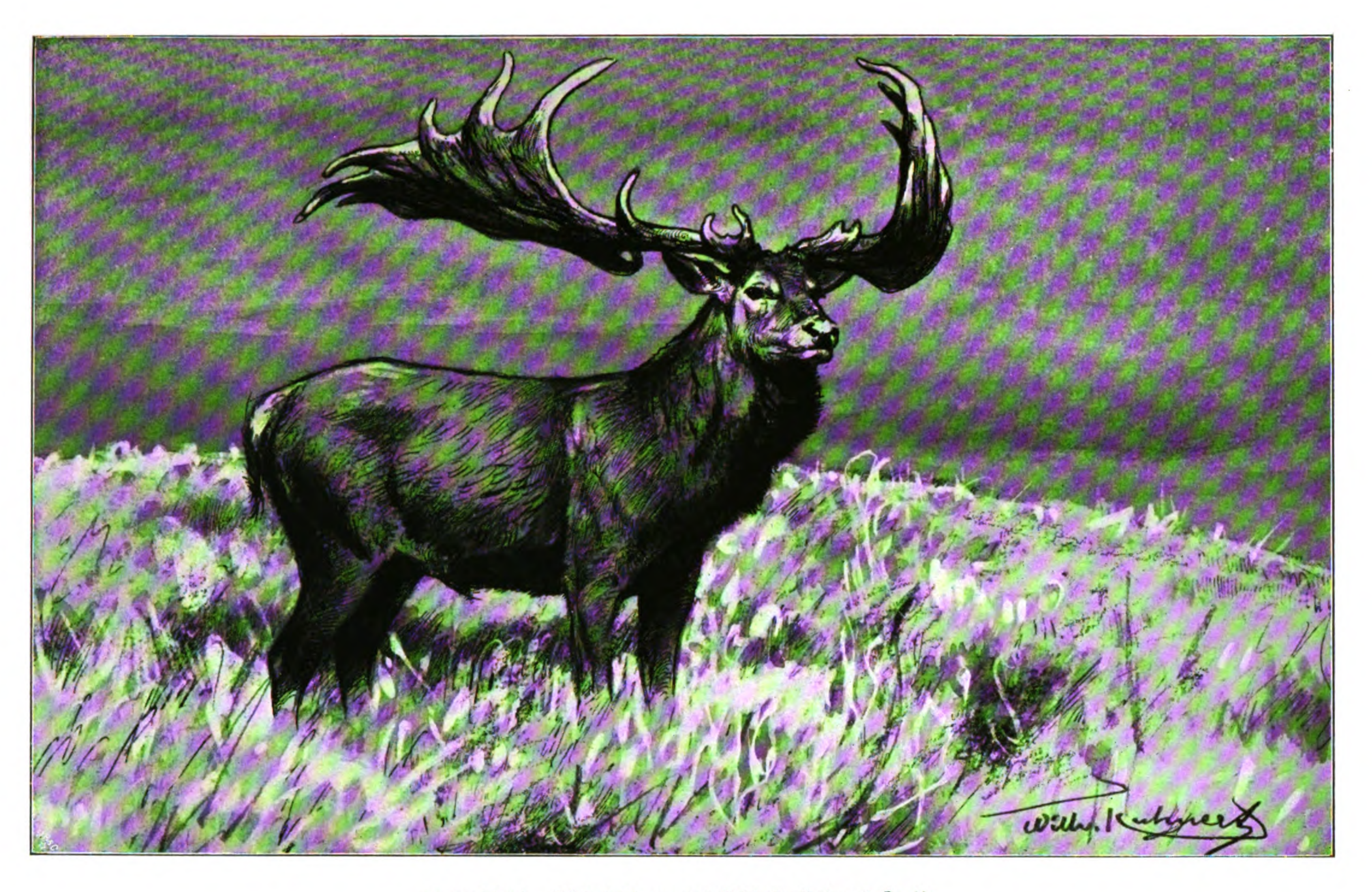
Schreiten wir durch die Schöpfungszeitalter der Gegenwart näher und näher, so begegnen uns immer mehr Tierformen, die nahe Verwandte in der Gegenwart besitzen. In unserer Abbildung steht das Riesenfaultier (Abb. 13) vor dem Leser, wie es im Naturkunde-Museum zu Kensington-London aufgestellt ist. Es kostete die Kleinigkeit von 20 000 Mark, um dieses Tier in Südamerika auszugraben und dann in London wieder zusammenzustellen. Knochen dieser Geschöpfe sind nur in Südamerika gefunden, in Ablagerungen des sogenannten Diluviums, des Zeitalters, in welchem sich die merkwürdigen Klimaschwankungen der Eiszeiten ereigneten, und die unserer gegenwärtigen Schöpfungsperiode unmittelbar voranging. Im Heimatlande dieses vorsintflutlichen Riesen und nur in diesem lebt oder vielmehr vegetiert heute noch sein armseliger Epigone, der nur noch 60 cm groß wird und, träge an Bäumen hängend, seinem gänzlichen Aussterben teilnahmlos entgegensieht.

Noch ein anderes Beispiel dieses allmählichen Zusammenschrumpfens der Körvergröße bietet das Glyptodon (Abb. 14), das Riesengürteltier, dessen Schuppenpanzer man aus den Pampastonen hervorgräbt. Es wurde damals, vor einigen hunderttausend Jahren, drei Meter lang; heute leben über seinen Gräbern seine Nachkommen, oder doch verwandte Arten, die nur noch einen halben Meter messen.

Die Tierwelt jener Diluvialzeit unterschied sich dies- und jenseits des Atlantischen Ozeans damals mindestens so sehr von einander wie heute. Man findet bei uns keine Skelette vom Megatherium und vom Glyptodon; dagegen erschienen damals bei uns Riesen, aus denen sich eben wieder die nur auf unserer Erdhälfte lebenden Formen entwickelt haben: das Mammut (Abb. 15), der Riesenhirsch, der Höhlenbär, und alle die anderen Vorläufer, welche zum Teil unter den das Land mit Totenstarre überdeckenden Gletscherströmen der Eiszeiten begraben und darin so gut konserviert wurden, daß man bekanntlich aus dem Eise Sibiriens, einem Überreste der letzten Eiszeit, Mammutkadaver mit Haut und Haar fast unversehrt herausgeholt hat. Ihr Fleisch war noch so frisch, daß die Hunde, welche den Fund gemacht hatten, sich weidlich an ihm delektierten. So gut erhalten sind diese Riesentiere, daß unter den Eingeborenen Sibiriens die Sage geht, sie lebten überhaupt noch heute unter der Erde wie die Maulwürfe, und müßten nur sterben, sobald ein unglücklicher Zufall sie an die Ober-



Abb. 18. Löwe.



Riesenhirsch. Originalzeichnung von Wilhelm Kuhnert-Berlin.

fläche bringt. Man findet die Kadaver mit langen roten Haaren bedeckt. Die Tiere hatten sich gegen die Kälte durch diesen Pelz geschützt; sie müssen also wohl ständige Bewohner der gemäßigten Zone gewesen sein. Erst als sie definitiv in die Tropen verdrängt wurden, warfen sie den Pelz ab. Auch durch die elegant geschwungenen bis zu sieben Meter langen Stoßzähne unterscheiden sie sich von ihren lebenden Verwandten; aber wir sehen, wie gering nun die Unterschiede werden, da wir uns der Gegenwart immer mehr nähern. Das Ende der letzten Eiszeit, welche die Mammute in Sibirien begrub, mag nicht viel mehr als zehntausend Jahre hinter der Gegenwart zurückliegen.

Noch jünger mögen die Riesenhirsche (Einschaltbild zw. S. 400 u. 401) sein, welche man in den irischen Torfmooren findet. Hier gelangen wir nun schon zu den eleganten Formen unserer modernen Tierwelt. Aber das Geweih maß nicht weniger wie vier Meter zwischen seinen Enden.

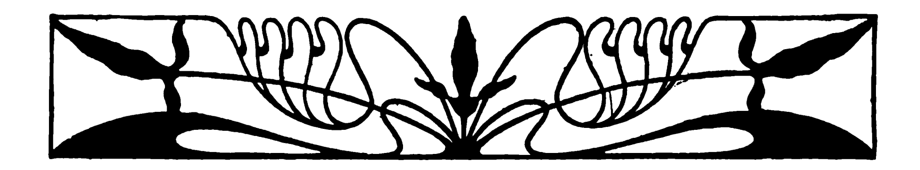
Dieses schöne Tier führt uns völlig zur Gegenwart hinüber. Doch, wenn wir uns nach unserer Wanderung durch die fernsten Zeitalter der Erdgeschichte in dieser unserer heutigen Schöpfung umsehen, wie vielen abenteuerlichen, sozusagen vorsintflutlichen Ungetümen begegnen wir auch noch in dieser: mutet uns nicht solch ein Nilpferd (Abb. 16) mit seinem scheußlichen, ungeheuern Rachen wie ein Geschöpf der Vorwelt an? Oder ein Nashorn (Abb. 17) mit seinen Felllappen, die wie uraltes, verwittertes Gestein den Riesenkörper decken? Mag sein! Aber diese häßlichen, schwerfälligen Formen sind heute doch sehr in der Minderheit. Der Mächtigste, Kräftigste und Gewandteste, der König unter den Tieren ist heute auch der Schönste, Majestätischste unter ihnen, der stolze Löwe (Abb. 18). Sehe ich ihm in sein machtvolles Antlitz, in sein ruhig sicheres Auge, so will es mir immer erscheinen, als gäbe es eine Brücke des Verständnisses zwischen mir und ihm. Man kann nicht darüber im Zweifel sein, daß man es mit einem Wesen von verhältnismäßig hoher Intelligenz zu tun hat, mit dem ein vernünftiges Wort zu reden wäre, wenn wir seine Sprache verständen. Das ist bei so einem Nilpferd nicht der Fall.

Mit dem Fortschreiten der Natur zu vollkommeneren Organisationen hielt immer Schritt ihr Streben zur inneren Vervollkommnung, zu höherer Intelligenz und zur Schönheit.

Die Freude.

Das war am roten Kliff auf Sylt,
Da hat in Zorn das Meer gebrüllt,
Mit wilden Wellen, hochgetürmt,
Den stillen, steilen Strand bestürmt.
Und Wolken hingen schwarz und schwer
Am Himmel über Land und Meer.
Im Westen lag die rote Glut
Der toten Sonne auf der Flut,
Und Blitze zuckten rasch und dicht
Mit gelbem Licht, mit blauem Licht.
Wie einer fernen Küste Rand
Aufleuchtete ein Schein und schwand . . .
Wir beide sahen, ich und Du,
Andächtig diesen Wundern zu,
Wir sprachen nicht, wir dachten kaum,
Wir träumten Gottes großen Traum.
Zurück lag Liebe, Lust und Leid
In Dunkel und Vergessenheit,
Und eine Freude, fremd und groß,
Ließ lange unser Herz nicht los
Und wog in einer Stunde Lauf
Jahrzehnte kleiner Freuden auf . . .

Wilhelm Langewiesche.



Vom Schreibtisch und aus dem Atelier.

General Skobelew.

Von

von Lignitz,

General der Infanterie z. D.

Unter den höheren russischen Führern im Kriege 1877/78 kann General Skobelew als die glänzendste und eigenartigste Persönlichkeit bezeichnet werden, durch Führereigenschaften, Kenntnisse und Tapferkeit gleich hervorragend. Neben viel Licht war bei ihm auch viel Schatten vertreten. Man kann bedauern, daß er statt des Heldentodes auf dem Schlachtfelde in Moskau ein so unschönes Ende fand.

Michael Dmitriewitsch Skobelew wurde am 29. September 1844 in Petersburg geboren. Sein Vater war Kavallerie-General und machte als Kommandeur der kaukasischen Kosakendivision den türkischen Krieg mit. Er starb nach dem Kriege am Herzschlage, nachdem er ein bedeutendes Vermögen angesammelt hatte. Er galt für einen vortrefflichen, nicht bedeutenden Mann. Der Großvater soll Kosak gewesen sein und von der Pike auf gedient haben. In den Freiheitskriegen 1813/14 war er ein renommierter Kosakenregiments-Kommandeur.

Dank seiner klugen und ehrgeizigen Mutter erhielt der junge Skobelew eine sehr sorgfältige wissenschaftliche Bildung, er lernte fertig französisch, deutsch und englisch sprechen. In den Militärwissenschaften war er hervorragend bewandert und studierte unablässig bis zu seinem Tode. Sein Ideal war Napoleon I. Sein leidenschaftlich unruhiges Leben, mit Neigung zu Trinkgelagen und Orgien, beeinträchtigte nicht seinen militärischen und wissenschaftlichen Eifer, sie störten und schwächten keineswegs den ihn beseelenden glühenden Ehrgeiz.

Mit 18 Jahren trat Skobelew als Junker in das vornehmste Kavallerie-Regiment in Petersburg, das Chevaliers-Garderegiment, ein. Er paßte aber wohl nicht in dies Milieu, denn er wurde zwei Jahre später, zur Zeit des polnischen Aufstandes, in das Grodno-Husarenregiment nach Warschau versetzt. Etwa nach Beendigung des Aufstandes erfolgte seine Einberufung in die Generalstabs-Akademie, deren Kursus er „mit Auszeichnung" absolvierte, er wurde daher sogleich, 1868, in den Generalstab versetzt. Zunächst diente er im Stabe des General-Gouvernements Turkestan, dann, 1870, im Kaukasus, kurze Zeit darauf bei der 22. Infanterie-Division in Nowgorod. — Im Jahre 1873 machte er im Stabe des Generals Werewkin den Zug von Orenburg nach Chiwa mit. Bei den Unruhen in Chokand und dem zuerst notwendigen Rückzuge, sowie bei der folgenden Wiedereroberung des Chanats zeichnete er sich sehr aus. In einem selbständig von ihm geleiteten Gefechte bei Balyktschi, am 2. März 1876, zeigte er Führertalent. Die Besiegung dieser wenig starken Gegner sollte ihm viele Belohnungen einbringen, er erhielt den goldenen Säbel für Tapferkeit, das Offiziers- und Kommandeur-Georgenkreuz und wurde kurz nacheinander zum Obersten, zum Generalmajor und zum General à la suite des Kaisers ernannt. Der junge General, von auffallender männlicher Schönheit, wurde schnell populär und auch verwöhnt. Er sah mit seinem aschblonden Bart und Haar, sowie mit seinen blauen Augen mehr wie ein Germane als wie ein Slawe aus, und hinter seiner ruhigen Eleganz hätte man nicht eine so wilde Leidenschaftlichkeit vermutet.

Auf Wunsch seiner Mutter heiratete er eine reiche junge Dame aus guter Familie, die Heirat blieb aber ohne Einfluß auf sein Leben, da er die junge Frau gleich nach der Hochzeit für immer verließ.

In den Petersburger Salons, in denen er eine große Rolle hätte spielen können, erschien er nie, er liebte nicht diese Art von Geselligkeit, welche besonders in Petersburg viel Anziehendes bietet.

Der General kehrte bald wieder nach Zentralasien zurück. Seine Ernennung zum Militär-Gouverneur des Chanats Chokand, jetzt Bezirk Fergana genannt, war nicht glücklich, denn er war für eine solche Stelle offenbar zu jung und zu wenig vorbereitet. Wiederholte Mißgriffe und auch seine asiatische Sittenlosigkeit zogen ihm die Ungnade des Kaisers zu, obgleich er einflußreiche Gönner am Hofe hatte. Seine Mutter war eine nahe Verwandte des in hoher Gunst beim Kaiser stehenden General-Adjutanten Grafen Adlerberg, sie spielte eine große Rolle in der Petersburger Gesellschaft, ihre Tochter war damals, 1876, die erste Schönheit.*)

*) Diese Dame heiratete im Jahre 1878 den Prinzen Eugen von Romanowski-Leuchtenberg, einen Enkel des Kaisers Nikolaus.

Im Frühjahr 1877 bewarb sich General Skobelew vergeblich um ein Kommando bei der Donauarmee und konnte nur erreichen, daß ihm gestattet wurde, im Stabe seines Vaters als Ordonnanzoffizier zu bleiben. In dieser bescheidenen Stellung war er sehr tätig und auch nutzbringend. Beim Donauübergange funktionierte er als freiwilliger Ordonnanzoffizier beim General Dragomirow, dessen Division die Tete hatte. In den nächsten Tagen trat er dann durch eine besondere Leistung sehr hervor.

Der Mangel an Kavallerie auf dem jenseitigen Ufer vor Fertigwerden der Brücke wurde sehr empfunden, die übergesetzten Kosakenpatrouillen genügten nicht für die Aufklärung.

General Skobelew schlug vor, einen Teil der kaukasischen Kosakendivision schwimmend übergehen zu lassen. Der mit einer größeren Anzahl Pferde gemachte Versuch mißglückte, die Donau war durch Hochwasser nahe 1200 Meter breit und stark strömend. General Skobelew schwamm aber weiter und erreichte tatsächlich das jenseitige Ufer, ebenso ein Kosak. Ich kam zu dieser Zeit per Kahn von Sistowo zurück und begegnete dem General einige hundert Schritt vom südlichen Ufer; er saß in Hemd und Unterhosen auf einem hoch im Wasser aufgerichteten, scheinbar sehr erschöpften Pferde und war ganz allein in dem breiten Strom. Ich forderte den General auf, in meinen Kahn zu steigen, da das Pferd nicht mehr weiter könne. Er lehnte es ab und rief mir zu, er wolle beweisen, daß die russische Kavallerie die Donau schwimmend passieren könne. Da ich weiterfahren mußte, schickte ich ihm einen anderen Kahn nach, der ihn unweit des Ufers aufnahm. Das Pferd schwamm noch bis ans Ufer und krepierte. Die Leistung des Generals machte einen großen Eindruck, wenn sie auch ihren Zweck nicht erreichte, auch nicht erreichen konnte. —

Bei den erfolglosen Angriffen der Russen auf den von den Türken befestigten Schipkapaß, am 17. Juli von Norden, am 18. von Süden, war General Skobelew zunächst nicht zur Stelle, traf aber doch noch so rechtzeitig ein, daß er am 19. mit einem Infanterie-Regiment von Norden her einen neuen Versuch machen konnte. Dieser glückte, denn die Türken waren infolge Bedrohung ihrer Rückzugslinie durch General Gurko in den Frühstunden abgezogen. Als wir mittags mit dem General Gurko hinaufritten, fanden wir General Skobelew im Besitz der Position und der von den Türken zurückgelassenen Geschütze.

Beim zweiten Angriff auf Plewna, am 30. Juli, erbat und erhielt Skobelew das Kommando über ein kleines Detachement (ein Bataillon, eine Kosakenbatterie und einige Sotnien) auf dem äußersten linken Flügel der angreifenden beiden Armeekorps. Glücklicher als die anderen Führer, drang er mit seinen 800 Mann Infanterie bis nahe an die Stadt vor und vermochte, als die beiden Armeekorps geschlagen und verfolgt zurückwichen, sein Detachement mit nur geringen Verlusten zu retten. Während die Korpskommandeure Baron Krüdener und Fürst Schachowskoi für den Mißerfolg in der russischen und ausländischen Presse lebhaft kritisiert wurden, fand General Skobelew schon damals ein übermäßiges Lob. Mit seiner vollendeten Sprachkenntnis war er den Berichterstattern ausländischer Zeitungen sehr zugänglich. Er hätte aber bei seiner hervorragenden Tüchtigkeit die Unterstützung der Zeitungskorrespondenten nicht nötig gehabt, um ein berühmter Mann zu werden. —

Die Eroberung der Befestigung von Lowtscha am 3. September, welche General Skobelew als Unterführer des Fürsten Imeretinski mit großem Geschick und glänzender persönlicher Tapferkeit leitete, begründete sein Renommee bei der Donauarmee. Sein Erfolg belebte von neuem die Hoffnung, durch gewaltsamen Angriff mit Plewna fertig werden zu können, wenn man nur verstand, die überlegene Artillerie gründlich auszunützen. Bei Lowtscha kämpften 56 Geschütze fünf Stunden lang gegen fünf türkische, und der folgende Sturmangriff der Infanterie, welchen Skobelew anführte, kostete verhältnismäßig geringere Opfer, als zweimal vor Plewna. Ein wankendes Bataillon ließ der General in Linie aufmarschieren und im Feuer drei Minuten lang Gewehrgriffe machen. Fürst Imeretinski meldete nach dem Gefecht über General Skobelew an den Oberkommandierenden: „Die Reputation dieses durch militärische Fähigkeiten und Tapferkeit glänzendsten Generals ist Eurer Kaiserlichen Hoheit und der ganzen Armee schon so bekannt, daß ich nur noch zu melden habe: den Erfolg bei Lowtscha danke ich vorwiegend ihm." —

Es war hiernach erklärlich, daß man Skobelew bei dem dritten Angriff auf Plewna eine hervorragende Rolle zuwies, welcher er auch in Energie und Tapferkeit gerecht wurde, wenngleich ihm Osman Pascha mit seinen Reserven den endlichen Erfolg wieder entriß.

Beim Anmarsch gegen Plewna führte General Skobelew die Avantgarde des 22 Bataillone und 102 Geschütze starken Detachements Imeretinski und sollte etwa an derselben Stelle wie beim zweiten Angriff gegen die Stadt und die Rückzugsstraße der Türken vorgehen. Osman Pascha hatte seitdem die Befestigungen auch hier bedeutend verstärkt und sie in der Flanke durch drei neue Werke bei Krischin gestützt. Fürst Imeretinski wollte diese Werke mit Artillerie und Infanterie nur beschäftigen, während Skobelews Angriff im Anschluß an das von Südosten her gegen die Stadt vorgehende IV. Armeekorps stattfinden sollte. Besser wäre es gewesen, die ganze Kraft des Angriffes zunächst gegen die Werke bei Krischin zu richten, da mit diesen die die Stadt schützenden Befestigungen fallen mußten.

General Skobelew ging während der fünftägigen Beschießung durch die Artillerie mit seiner Infanterie allmählich vorwärts und grub sich auf den flachen Höhen ein. An dem Sturmtage, dem 11. September, stellte ihm Fürst Imeretinski nach und nach seine sämtlichen Truppen zur Verfügung. Mit einer letzten Reserve von 12 Kompanien und den Resten der den Tag über engagiert gewesenen Bataillone machte er dann $^1/_2$5 Uhr nachmittags den berühmten Sturm auf die beiden Halbredouten westlich der Stadt, welcher unter enormen Verlusten gelang. Wie mir General Skobelew kurz darauf selbst erzählte, glückte der Angriff nur dadurch, daß er eine Batterie auf 300 Schritte

heranführte, als die Masse der Angreifer in einem toten Winkel unterhalb der Werke liegen blieb und nicht weiter vorzubringen gewesen war. Sobald die ersten Granaten in die Brustwehr einschlugen, ohne Schaden anzurichten, aber mit einem gewissen Effekt, erhob sich die zusammengeschossene, direktionslos gewordene Masse der Angreifer. Sie stürmten die Werke, nachdem ihnen die eigenen Granaten den Impuls verliehen hatten, welchen die Führer nicht mehr zu geben vermochten. Skobelew befand sich auf seinem Schimmel unter den Vordersten, dicht am Graben stürzte das Pferd getroffen nieder, er richtete sich schnell auf und sprang über den Graben.

Die Todesverachtung und auch das Glück des Generals im schärfsten Feuer hatten bei seinen Soldaten die Legende entstehen lassen, daß ihn in Turkestan jemand von den Kugeln freigesprochen, und daß er von einem Perser ein Schutzwort für 5000 Rubel gekauft habe. Skobelew ließ die Leute bei dieser Vorstellung und verheimlichte es sorgfältig, als er von einem Granatsplitter am Rücken verwundet wurde.

Die genommenen beiden Halbredouten hatten in der Richtung der Flankenwerke keine Brustwehr und wurden von diesen sogleich stark beschossen, sie blieben im Feuer der nach Norden zurückgegangenen Verteidiger, sowie auch im Flankenfeuer von der Stadt her. General Skobelew begab sich zurück, um Reserven heranzuholen, denn nur mit diesen ließ sich ein Angriff auf die Stadt unternehmen. Fürst Imeretinski hatte aber nicht einen Mann mehr, und das Oberkommando verfügte nach dem fast überall blutig abgeschlagenen Angriffe auf diesem Flügel über nur noch ein Infanterieregiment, welches auch abgeschickt wurde, aber zu spät kam.*) Osman Pascha hatte alles herangezogen, was auf den verschiedenen Fronten entbehrlich war, und konnte mit 17 Bataillonen am 12. wiederholt Gegenangriffe machen, die viermal scheiterten, aber das fünfte Mal, 5 Uhr nachmittags, gelangen. Es blieb dann übrig nur die Tatsache eines heroischen Angriffes und einer heroischen Verteidigung, mit einem Verlust von nahe 8000 Mann, etwa 48% der engagiert gewesenen Infanterie. In russischen und ausländischen Zeitungen wurde von neuem das Lob des tapferen Generals gesungen, welcher einen großen Erfolg errungen haben würde, wenn er rechtzeitig unterstützt worden wäre.

Anfang November, nun endlich als Kommandeur der 16. Infanterie-Division in einem regelrechten Kommandoverhältnis, unternahm General Skobelew auf demselben Angriffsfelde eine sprungweise Vorwärtsbewegung gegen die Redouten bei Krischin, wieder mit viel persönlicher Bravour. Nachdem die Division sich hier soweit festgesetzt hatte, daß die Verbindung nach dem linken Widufer gedeckt war, ließ General Todleben die weitere Offensive als aussichtslos einstellen.

*) D. h. um die Redouten zu retten, es erlitt aber bei der Deckung des Rückzugs erhebliche Verluste.

An dem Balkanübergang Anfang Januar 1878 nahm General Skobelew einen hervorragenden und erfolgreichen, aber auch recht kritisierten Anteil. Mit 22½ Bataillonen, 14 Geschützen und 4 Kavallerieregimentern passierte er das verschneite Gebirge westlich des Schipka und war am 8. Januar erst mit seiner Avantgarde auf der anderen Seite angekommen, als die östliche Kolonne dispositionsgemäß angriff und mit erheblichem Verlust zurückgeschlagen wurde. Der General erklärte mir später seine Passivität damit, daß er die Wahl gehabt habe, mit einigen ganz erschöpften Bataillonen anzugreifen und ebenfalls einen Echek zu riskieren, oder am folgenden Tage mit ganzer Kraft einen sicheren Erfolg zu erringen. Diesen Erfolg erreichte er am 9. Januar, indem das Korps Wessel Paschas nach seinem Angriff kapitulierte.*) Unrecht war es aber doch, die östliche Kolonne am 8. im Stich zu lassen, denn die Türken hätten diese aufreiben und dann nach Süden abmarschieren können. Über den schwierigen Balkanübergang im tiefen Schnee äußerte der General, er habe zeitweise die Operation für unmöglich gehalten, dann mußte er sich aber sagen: Gurko ist schon drüben, ihm ist es ja gelungen! —

Gleich nach dem Kriege waren Skobelews persönliche Pläne recht hochfliegend gewesen. Auf Grund seiner großen Popularität hatte er vorübergehend die Hoffnung, dem Prinzen Alexander von Battenberg bei der Thronkandidatur in Bulgarien Konkurrenz machen zu können. Die deutsche Abstammung dieses von Alexander II., seinem Onkel, protegierten Prinzen konnte bei Bulgaren und Panslawisten als ungünstig geltend gemacht werden. Einige Monate vor der definitiven Wahl des Prinzen zum Fürsten begab sich Skobelews nicht minder ehrgeizige Mutter mit 50000 Rubeln nach Bulgarien, angeblich in Angelegenheiten des Roten Kreuzes, tatsächlich um für ihren Sohn Propaganda zu machen. General Skobelew hatte seiner Mutter als Begleitung und Schutz einen seiner früheren Ordonnanz-Offiziere mitgegeben, einen wegen hervorragender Tapferkeit mit dem Georgenorden dekorierten Kosaken. Auf einer Nachtfahrt bei Philippopel ermordete dieser Offizier Madame Skobelew mit Hilfe von drei Montenegrinern, welche dem Wagen auflauerten und den Kutscher niederschlugen. Letzterer hatte sich tot gestellt und gesehen, wie der Offizier die um ihr Leben flehende Dame über den Kopf hieb. Drei Tage darauf wurden die Raubmörder gefaßt und erhielten den verdienten Lohn. —

Das Expansionsbedürfnis Rußlands in Zentralasien hatte im Jahre 1879 zu einem Konflikt mit den noch unabhängig gebliebenen Achal-Teke-Turkmenen östlich des Kaspischen Meeres geführt. Nach einem mißglückten Vorstoß des Generals Lomakin in diesem Jahre gegen den befestigten Hauptort Geok-Tepe wurde General Skobelew

*) Zu Anfang des Gefechtes wurde Skobelews bei Lowtscha und Plewna sehr bewährter Generalstabschef Kuropatkin schwer verwundet. An seine Stelle trat Graf Keller, welcher als Korpskommandeur am 31. Juli 1904 in der Mandschurei fiel.

1880 mit einer größeren Expedition betraut, deren Ziel die völlige Unterwerfung dieser Turkmenen war. Mit reichen Mitteln ausgerüstet und mit genügend viel Truppen konnte es dem in solchen Kriegszügen reich erfahrenen General nicht schwer fallen, das von einer hohen Mauer umgebene, aber mit schlechten Waffen verteidigte Geok-Tepe zu erobern. Die kurze Belagerung mittels Beschießung und Minenangriff endete mit einem für die Verteidiger blutigen Sturm am 12. Januar 1881. Skobelew überließ den Ort mit den zahlreich dorthin geflüchteten Frauen drei Tage lang der rohen Plünderung durch seine Soldaten, ein bedauerlicher Abschluß seiner bis dahin so ruhmvollen kriegerischen Tätigkeit.

Kurz vor dem Erfolge war dem Kaiser in mehreren Telegrammen die Lage der 7000 Belagerer als so bedenklich hingestellt worden, daß das Siegestelegramm wie erlösend wirkte und dem Sieger zu gleicher Zeit zwei hohe Auszeichnungen eintrug. —

Bald nach dem Tode Kaiser Alexanders II., am 13. März 1881, begann die politische Tätigkeit des zum Kommandeur des IV. Armeekorps in Minsk ernannten Generals. Die überhand nehmende panslawistische und deutsch-feindliche Bewegung zog den sehr populär gewordenen Kriegshelden in ihre Kreise, und es ist wohl möglich, daß er von einer revolutionären Bewegung eine große, seinem glühenden Ehrgeize entsprechende Rolle erwartete. Sprach er es doch wiederholt und offen aus, daß Napoleon I. sein Ideal sei. In Minsk war er nur wenig, öfters in Moskau und viel in Petersburg, wo er nach dem Tode seines Vaters über ein Haus und ein bedeutendes Privatvermögen verfügte. In Salons erschien er auch jetzt nicht. Die Frau des Ministers von Giers sah ihn zum ersten Male bei der von Paris in Bündnisangelegenheiten herübergekommenen Madame Adam, Herausgeberin der „Nouvelle Revue". Er war umgeben von einem Privatstabe junger Offiziere, welche aus der Provinz beurlaubt waren und von ihm entsprechende Zulagen erhielten.

Im Dezember 1881 hatte ich ein Gespräch mit dem eben von Moskau angekommenen General, dasselbe läßt seinen Ideengang erkennen. Er bestätigte zunächst das Gerücht, daß er auf einige Zeit nach Frankreich reisen werde, „da ja nichts zu tun sei", setzte aber gleich darauf mit Erregung hinzu: „je dis rien à faire, mais c'est vrai que les coups de fusil que l'Autriche donne là-bas,*) me retentissent dans le cœur." Er führte dann den letzten Aksakowschen**) Artikel in der Zeitung „Ruß" über die Folgen des Berliner Kongresses an, welcher Rußland erniedrigt habe, er stimmte dem Artikel vollständig bei mit dem Hinzufügen, ebenso spräche man in Moskau bis in den letzten Traktir***) hinab. Ich unterließ nicht, zu erwidern, daß die Nachrichten aus Dalmatien übertrieben seien und daß Österreich nicht die Absicht haben könne, den Frieden zu gefährden. Der General erwiderte, auch für Rußland sei der Friede wünschenswert, aber es könne zu einem cri de désespoir kommen, gerade bei der gegenwärtigen inneren Lage. Das Volk fühle sich beleidigt durch die Politik der Regierung, welche einen zu großen Abstand bilde gegen die Politik Alexanders I. und des Kaisers Nikolaus. „Wir wollen von Europa konsideriert sein, wie damals" . . . „Nehmen Sie uns mit unseren Schwächen und Fehlern, wir sind einmal so." Die gegenwärtige Situation sei so gefährlich, weil das Volk sich stärker fühle als die Regierung, die Regierung werde nachhinken müssen und dann Unsinn machen. Den für das morgende Georgsfest getroffenen Sicherheitsmaßregeln, der erheblichen Reduzierung der Einladungen, dem Ausgeben von vorzuzeigenden Einlaßkarten bis an die Generaladjutanten legte er mit tadelnden Worten eine große Bedeutung bei, in Moskau habe er Veteranen weinen sehen, die diesmal eine Einladung nicht erhalten hatten. Der deutsche Kaiser habe in Straßburg unter Abweisung von Sicherheitsmaßregeln gesagt: „Si l'on porte une couronne, on doit savoir la porter et la porter jusqu'à la fin."

Den Jahrestag der Erstürmung von Geok-Tepe verwertete General Skobelew am 12. Januar 1882 zu seiner ersten politischen Rede gelegentlich eines Festmahles in einem Hotel zu Petersburg. Dieselbe enthielt in folgenden Sätzen direkte Schärfen gegen die Deutschen und deren vermeintlichen schädlichen Einfluß in Rußland:

„Unsere Generation durchlebt eine bedeutungsvolle, in der Geschichte noch nie dagewesene Zeit. Vor einigen Jahrhunderten herrschte in internationaler Beziehung das Faustrecht. Dieser Periode folgte die Zeit der Traktate, wo als höchste Staatsweisheit galt, Verträge der Form nach zu halten, dem Geiste nach zu brechen. Das ist der Eindruck, den der Einfall in Schlesien hervorruft. Unserer Zeit war es beschieden, die Erfahrung zu machen, daß der Stärkere dem vermeintlich Schwächeren gegenüber seine Beziehungen auf Blut und Eisen basiert und daß Gewalt über Recht geht. Es ist sehr bedeutungsvoll, daß eine ähnliche offizielle Anerkennung der Rechtlosigkeit, begründet durch Tatsachen, noch nie in der Geschichte vorgekommen ist. Große patriotische Verpflichtungen legt unser eisernes Zeitalter unserer Generation auf." . . . „Äußerstes Mißtrauen allem Fremdländischen gegenüber, das imstande sein könnte, legitime historische Ideale des Vaterlandes zu stören, gilt als patriotische Pflicht." . . . „Die in den letzten Jahren gemachte Erfahrung hat uns gelehrt, daß im Fall ein Russe zufällig auf den Gedanken kommt, er gehöre dank seiner Geschichte einem großen und mächtigen Volke an, oder im Fall, was ja schrecklich wäre, derselbe Russe daran denkt, daß er eine große Familie mit den slawischen Stämmen bildet, die gegenwärtig unterdrückt und bedrängt werden, daß in einem solchen Fall in der Mitte unserer bekannten, zu Hause gezüchteten und ausländischen Nichtstammesgenossen Stimmen des Unwillens und des Tadels laut werden, und daß diese Herren meinen, ein solcher Russe befinde sich nicht unter normalen Verhältnissen, sondern unter dem Ein-

*) Aufstand der Slawen in Dalmatien.

**) Der journalistische Führer der Panslawisten.

***) Volks-Speisewirtschaft.

fluß irgendwelcher Bacchanalien. Aus diesem Grunde bitte ich mir zu gestatten, den Pokal mit Wein gegen ein Glas mit Wasser zu vertauschen" ... Er erinnerte dann in Schmerzensausdrücken daran, daß am Adriatischen Meere eine Völkerschaft eben um Glauben und Unabhängigkeit kämpfe, sein Herz zucke krampfhaft zusammen, ein großer Trost bleibe der Glaube an die Macht des historischen Berufs Rußlands. „Meine Herren! Ich bringe aus vollem Herzen die Gesundheit Seiner Majestät des Kaisers aus!" —

In der Petersburger Gesellschaft und bei den Gardeoffizieren fand diese Rede keine Zustimmung, aber im Innern Rußland machte sie doch Eindruck.

Etwa zwei Monate darauf folgte in Paris eine Anrede an südslawische Studenten, welche noch stärker den „Deutschen" als den eigentlichen Feind bezeichnete mit einer Wendung, welche auf die deutsche Abstammung der Dynastie hinwies. Die Rede hatte mehr in Form einer Unterhaltung stattgefunden und wurde von den Studenten in einer Fassung in die Zeitung „La France" gebracht, welche Skobelew kurz darauf in einem Interview als unrichtig bezeichnete. Die Petersburger Zeitungen brachten die Rede nicht. Der General wurde von seinem Urlaub zurückberufen und vom Kaiser unter vier Augen getadelt. Skobelew stellte dies aber in Abrede, der Kaiser wäre ihm gegenüber „ein guter und gutmütiger Herrscher" gewesen.

Bei einer folgenden großen Tauffeierlichkeit am Hoflager in Zarskoje trat der politische General fast triumphierend auf, er war sehr entouré, sein Anhang und sein Einfluß in Petersburg wuchs. Die Frau eines seiner Jugendfreunde sprach in einem Salon ganz offen aus, General Skobelew wolle Diktator der russischen Republik werden, vor Jahren sei ihm prophezeit worden, er werde als solcher sterben. Es konnte die Besorgnis ausgesprochen werden, daß er eines Tages mit 200 Offizieren nach Gatschina vor das Palais des Kaisers reiten werde, um ein Pronunciamento nach spanischem Rezept in Szene zu setzen.*) — Es wäre zweckmäßig gewesen, ihn schleunigst zu seinem Armeekorps nach Minsk zu senden, er hielt sich aber immer noch in Petersburg auf, aus Anlaß von Verhandlungen über zentralasiatische Angelegenheiten, für welche er allerdings eine Autorität war.

Ein neuer politischer Coup mißglückte ihm. Er hatte sich bei den Grenadieren zu Pferde in Peterhof zum Frühstück angesagt und wollte dann mit allen Offizieren nach Petersburg reiten zu einem Diner in einem Hotel unweit der deutschen Botschaft, bei welcher sie vorbeikommen mußten. Hier sollte eine Demonstration in Szene gesetzt werden. Es war offenbar seine Absicht, eine kriegerische Verwickelung herbeizuführen, in der Hoffnung, diese werde die Ausführung seiner politischen Pläne möglich machen. General Rosenbach, Chef des Stabes beim Oberkommandierenden des Militärbezirks, Großfürsten Wladimir, erbat und erlangte die Erlaubnis, den Ritt zu verhindern. Der Kommandeur der Grenadiere zu Pferde erhielt noch zur rechten Zeit den Befehl, nach dem Frühstück entsprechend langen Dienst anzusetzen. —

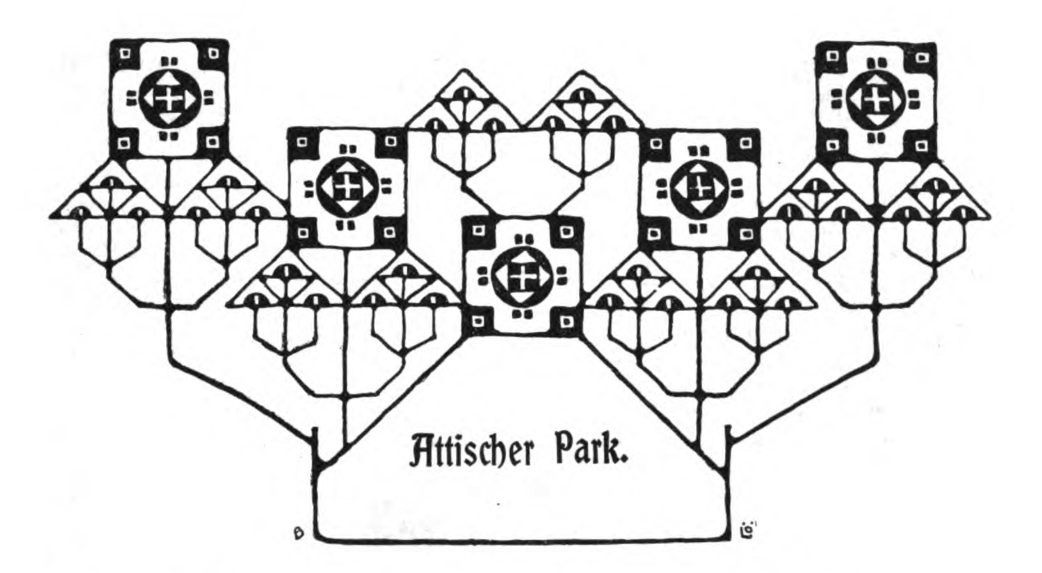
Am 12. Juni 1882 wurde der den Panslawisten so nahe stehende Minister des Innern, Graf Ignatiew, entlassen, es trat hiermit eine bedeutende Wendung ein, indem die slawischen Utopien von den wohlverstandenen rein russischen Interessen zurückgedrängt wurden.

Am 7. Juli wurde Petersburg durch die Nachricht überrascht, daß General Skobelew in der Nacht in Moskau plötzlich verstorben sei, und zwar in dem übel berüchtigten Hotel Dufaux, nachdem er mit drei Dirnen deutscher Nationalität soupiert hatte. Das Plötzliche seines Todes gab zu mysteriösen Auslegungen Veranlassung. Die polizeiliche Untersuchung ergab, daß er nach einer Orgie schwer betrunken plötzlich verschieden sei an einem Herzschlage infolge Aderbruchs.

Man konnte trauern, daß asiatische Charaktereigenschaften und Immoralität auf diese glänzende militärische Erscheinung so starke Schatten geworfen hatten. Sein plötzliches Ende in der Fülle der Kraft und des Übermutes konnte ein tragisches genannt werden. Es war vielleicht ein Glück für das Land, dem er angehörte, jedenfalls ein großer Verlust für die Armee, zu deren Helden er immer gerechnet werden wird.

*) Man glaubte allerdings nicht, daß er diese 200 Offiziere in Petersburg finden werde.





Dunkle Büsche, alte Bäume,
Götterstatuen aus Stein,
Und das Herz voll banger Träume
Tritt ein junger Grieche ein.
Tief in die bekiesten Wege
Drückt die Sohle sich im Gehn.
Bei dem Rosenbuschgehege,
Vor dem Eros, bleibt er stehn.

„Ach!" so hebt er seine Klage,
„Warum quälst Du mich so sehr?
„All die Unrast meiner Tage
„Kommt von Dir, o Eros, her!
„Seit ich Chloë hier getroffen,
„Meiner Augen einzige Lust,
„Streiten Bangen sich und Hoffen,
„Tag und Nacht in meiner Brust!

„Manchmal scheint sie mich zu fliehen!
„Manchmal scheint's, daß sie mir naht!
„Oft wollt' ich sie an mich ziehen.
„Doch wer wagt so kühne Tat?
„Immer kurz vor dem Entschlusse
„Bebt' ich unruhvoll zurück.
„Hängt doch an dem ersten Kusse
„Meines Lebens ganzes Glück!

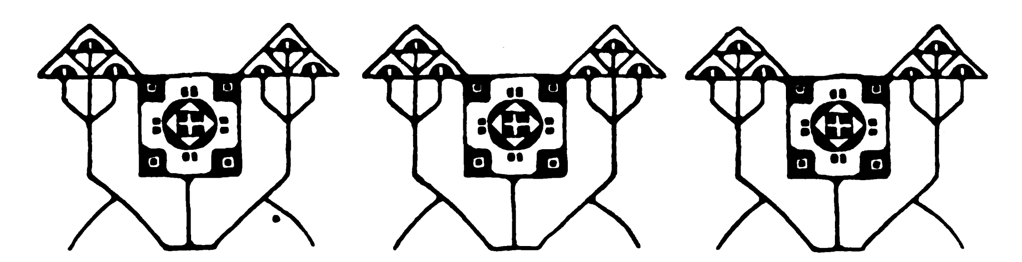
„Würde sie mir Böses sagen,
„Wär' ich ein verlor'ner Mann,
„Während ohne solches Wagen
„Ich noch immer hoffen kann!
„Und sie würde böse werden!
„Wär' ihr Herzchen mir geneigt,
„Hätt' mit lieblichen Gebärden
„Sie es doch gewiß gezeigt!

„Eros, sag', was soll ich tuen?
„Ach, das Beste wär' fürwahr,
„Zög' ich fort auf flücht'gen Schuhen
„Und entflöhe der Gefahr!
„Von ihr träumen, für sie beten,
„Könnt' ich dann im fernen Land,
„Ohne daß mich des Verschmähten
„Scham und Zürnen übermannt!

„Eros, ja! so werd' ich weichen!
„Bleiben nur, wenn dies geschieht:
„Daß Dein Bildnis mir zum Zeichen
„Früh von Rosen rings umblüht!
„Helf wie einst zur Zeit der Väter!
„Wenn auch sie mich liebt, so sag's
„Mir durch Rosen, Wundertäter,
„Und ich küss' sie, und ich wag's!" — —

Kaum, daß sein Schritt noch verklungen,
Stört ein andrer Schritt die Ruh',
Und dem Lieblingsgott der Jungen
Eilt ein schlankes Mädchen zu.
„Eros, süßer Eros, bitte! —
Fleht sie aus bedrängter Brust —
„Warum streitet Mädchensitte
„Immer doch mit Mädchenlust!?

„Wenn ich ihn von fern nur sehe,
„Ach, wie stürmt dann mein Gefühl!
„Aber ist er in der Nähe
„Muß ich schüchtern tun und kühl!
„Statt ihn zärtlich fortzuwinken
„Tiefer in den Laubengang,
„Laß ich scheu die Augen sinken
„Und verberg' den Überschwang!



„Ach, wenn ich ein Mann nur wäre!
„Er als Mädchen wär' schon mein!
„,Nehmen' ist des Mannes Ehre,
„Unsre das Genommensein!
„Er, der Sieger doch geblieben
„Noch in jedem Kämpferspiel:
„Würde er mich wirklich lieben,
„Dräng' er kühner auf sein Ziel!

„Süßer Eros, hab' Erbarmen!
„Meld' ihm, was ich leiden muß!
„Sag: mich sehnt's nach seinen Armen,
„Und ich dürst' nach seinem Kuß!
„Sag: ich ließ mich gerne zwingen!
„Solch ein lieber Zwang erfreut. —
„Rosen, rote Rosen bringen
„Will ich Dir zum Dank schon heut!"

Und mit feinen, schlanken Händen
Pflückt sie Rosen ungezählt.
Jeder Strauch muß seines spenden
Und das Schönste wird gewählt.
Bis von Kränzen und von losen
Blüten rings der Stein bedeckt
Und der Gott aus all den Rosen
Kaum die edle Stirn noch streckt! ...

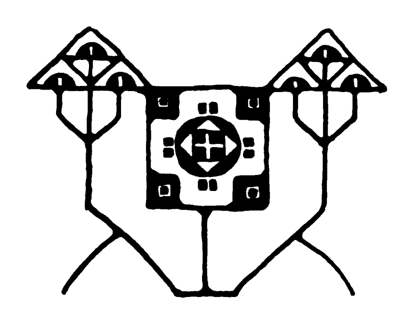
„Töricht war's, dem Stein zu klagen!"
Schalt der Jüngling hinterher.
„Wunder gibt's nur in den Sagen
„Und auch Eros hört nicht mehr!
„Doch ich will den Gott nicht lästern!
„Selbst den Donnerer fing er ein!
„Daß er grad so kahl wie gestern
„Kann ja auch ein Zeichen sein."

Durch des Morgens blaue Klarheit
Geht er zag und hoffensmüd.
Aber plötzlich — ist es Wahrheit?
Ist's ein Trugbild, das er sieht?
Rosen sieht er Eros tragen
Als Verkünder künft'ger Lust!
Und Vertrauen stürmt dem Zagen
Wagemutig durch die Brust.

Götter, alles überschauend,
Wissen stets den rechten Rat.
„Eros!" jauchzt er, „Dir vertrauend
„Küss' ich sie, sobald sie naht!
„Was sind gegen sie die Sterne,
„Was" — — Da stockt er, bebt und schweigt:
Voller Anmut naht von ferne
Sie, vor der sein Herz sich neigt!
— — — — — — — — — — — —

Kurz danach sahn Taubenschwärme
Gurrend aus den Lüften gar.
Bei der kleinen Götterherme
Stand ein engumschlungnes Paar.
Beide küßten sich und glühten
In zu sel'ger Seligkeit,
Und der Gott hat seine Blüten
Lächelnd auf ihr Haupt gestreut. ...

Georg Busse-Palma.





Der Schwanenteich von Skansen. Nach einer Photographie.



Das Freiluftmuseum Skansen.

Von

Heinz Grevenstett.

Mit dreiundzwanzig Abbildungen nach Originalaufnahmen.

Sonnenhelle Mitsommertage tauchen in meiner Erinnerung auf — ferienfestliche, leuchtende Stockholmer Schlendertage!

Blaue Seen umkränzen gartenreiche Stadteilande mit traulichen, mittelalterlichen Gäßchen, aus modernen, schmucken Boulevards ragen glänzende Paläste in die klare Luft, in zarten Duft gehülltes, walddunkles Hügelland schließt die blaue Ferne ab, eine sonntäglich gestimmte Menge — schlanke Gestalten mit blonden Köpfen und stählern schimmernden Augen — strömt zu Wasser und zu Land den bunten Ausstellungsgebäuden im Tiergarten zu. Der Hauch des nahen Meeres streicht über die Inselstadt, mächtige, alte Kirchturmglocken läuten, und helle Kinderstimmen singen auf einem der Boote, die von Ufer zu Ufer gleiten, das Dahlgrensche Frühlingslied: „Våren är kommen — Der Lenz ist da!"

Ja, schon lange war er da, und ganz Schweden freute sich der Sonne, die er brachte.

Man war bis zum Jahre der Nordischen Ausstellung kaum auf den Gedanken gekommen, daß eine Sommerreise nach den schwedischen Skären lohnen könnte. Nun ward die Nordlandsfahrt — zumal in Deutschland, wo der Kaiser sein Interesse für das Reich der Mitternachtssonne so lebhaft kundtat — mit einmal Mode. Das Schlagwort vom nordischen Venedig, vom nordischen Paris tauchte auf. Hunderttausende zogen über den Sund, lernten die Schweden schätzen und ihre Residenz lieben, und durchstreiften von Stockholm aus das Land der schweren Goldähren die Kreuz und die Quer, überall froh und gastlich aufgenommen. Eine feine Kultur, ein tüchtiger Menschenschlag, eine große Industrie, Kraft und Intelligenz fand man hier allenthalben zu Hause.



Dr. Arthur Hazelius, der Schöpfer von Skansen.

Die denkwürdigste Erinnerung bildet aber für die meisten Sommergäste das Freiluftmuseum auf Skansen — der Schanze — die den altberühmten, vom Dichter Bellmann vielbesungenen Tiergarten hoch überragt.

Meinen ersten Besuch hab' ich der Insel in fröhlichster Morgenstimmung abgestattet: Für alle Welt war damals Festtag in Stockholm, ein Kongreß löste den andern ab, — und wir Mitglieder der Presse-Union, die wir die Gäste unsers vornehmsten Kollegen, des König Oskar, waren, erlebten wohl die allerstimmungsreichste Tagung. Dichter und Journalisten, Gelehrte und Künstler der schwedischen Hauptstadt ließen sich's angelegen sein, uns ihre Heimat zu

zeigen und verstehen zu lehren. Und nicht nur auf Sommerfesten und bei Banketten — sondern auch inmitten der nationalen Arbeit. Einer der liebenswürdigsten und geschätztesten Stockholmer, Dr. Alfred Hazelius, lud uns ein, ihn auf Skansen zu besuchen, im Schoße seiner Schöpfung, des Freiluftmuseums, von dem wir schon in der Heimat so mancherlei Wunderliches gehört hatten, und er versprach, selbst unser Führer zu sein.



Wachtturm mit Wächtern in Landsknechtstracht.

Zur Fahrt dahin hätte man einen der Angslupar, der kleinen Dampfer, benutzen können, die innerhalb der weitläufigen, durch Seen und Kanäle vielfach zerrissenen, höchst eigenartigen Stadt von Insel zu Insel eilen. Aber da gab es irgendwo am nördlichen Rand des Tiergartensees ein ganz neuartiges Beförderungsmittel, das wir bei der Gelegenheit durchaus kennen lernen mußten. Man stieg nämlich am Norduser gegenüber der Ausstellungsinsel eine eiserne Treppe hinan, die zu einem kleinen Eiffelturm emporführte, setzte sich da droben in eine Gondel, die an einem Drahtseil hing, — und in sausender Fahrt ging's dann hoch über dem blauen See zum jenseitigen Strand hinüber, wo Fahnen flatterten, Musikbanden spielten, wo über einen großartigen, modernen Palast hinweg, das „Nordische Museum", der Blick über ein seltsames Hügelland hinglitt, darauf ganz fremdartige, ganz abenteuerliche Bauten standen. „Skansen!" er-



Der Dorftanzplatz.

klärte mir der Mann der Schwebegondel mit stolzem Aufleuchten seiner Miene.

Die Damen, denen es schwindlig geworden war, bedeckten die Augen; sie haben das wundervolle Bild, das sich auf der originellen Luftfahrt uns darbot, nicht gesehen. Wir aber werden es immer im Gedächtnis behalten. Rund um uns ein märchenschöner Sommertag, zu unseren Füßen eine reiche, charakteristische, mächtig aufblühende Stadt, mit allen Zaubern der Natur ausgestattet, dicht vor uns der Riesenpark mit seinen uralten Bäumen und bizarren Baulichkeiten, auf den blauen Seen das lustige Hinundher der flinken, buntbewimpelten Boote und auf allen Wegen ein feiertäglich geschmücktes, fröhliches Volk mit strahlenden Feiertagsgesichtern.

Fast wollte einen ein leichtes Zaudern ankommen, als man nach glücklicher Landung pflichtschuldigst dem Rendezvous mit dem Herrn Museumsdirektor zustrebte.

Aber es galt ja ein „Freiluftmuseum“ zu sehen. Und bei diesem Wort — für die meisten damals erst ein loser Begriff — hob sich einem förmlich die Brust, und man atmete die sonnedurchleuchtete, sommerwürzige Meeresluft ein.

„Sie werden ein großes Kuriosum sehen!“ hatte mir einer meiner neuen schwedischen Freunde noch am Abend zuvor zugerufen, als wir auf dem altertümlichen Marktplatz von „Gamle Stockholm“ — dem „alten Stockholm“ der Ausstellungsstadt — bei manchem guten Becher kalten Punsches dem Lautenspiel und den Volksweisen Sven Scholanders bis tief in die helle Sommernacht hinein lauschten.

Aber es war kein Kuriosum. Es war ein Erlebnis.

Der Nickelharfenschläger.

Wir haben in Deutschland damit begonnen, unsere zoologischen und botanischen Gärten so planvoll auszubauen, daß dem Sonntagsspaziergänger, der ihre Alleen durchwandert, ein guter Lehrstoff spielend and angenehm zugetragen wird. Was Dr. Alfred Hazelius auf der großen „Schanze“ von Stockholm geschaffen hat, ist viel, viel umfassender: sein Werk gibt einen anheimelnden Anschauungsunterricht in der gesamten Natur- und Völkerkunde seines Heimatlandes in lückenloser Vollständigkeit. Und dieses Museum ist heute der Hauptwallfahrtsort der Stockholmer Bürgerschaft, es steht unter Gottes freiem Himmel, es enthält keinerlei weißgetünchte Säle, keine feierlichen, pedantisch numerierten Glaskästen: es ist das nationale Leben selbst, das hier auf einem weiten, seeumspülten Hügeleiland in Bauwerken, in Trachten, in Industrien und Gewerben dem Beschauer vorgeführt wird. Von den Uranfängen schwedischer Kultur bis zum Zeitalter des Dampfpfluges und der Turbinen stellt dieses „Skansen“ die Entwicklung Schwedens dar — und alle, auch die entferntesten Gebiete des weiten Landes sind so, wie sie sich bis auf den heutigen Tag erhalten haben, in charakteristischen Abschnitten hier wiedergegeben, in Gruppen ihrer Bewohner mit allem, was sie in ihrer Heimat zum Leben brauchen. Kein Haustier, kein Hausgerät ist vergessen, sie leben hier inmitten ihres gewohnten Milieus, umgeben von derselben Fauna, derselben Flora.

Unlängst ist Dr. Hazelius gestorben. Sein Werk lebt weiter — dieses Werk, dem sein ganzes Leben gehörte.

Ich sehe ihn noch, den freundlichen Ge-

lehrten mit den blauen, lieben Augen und dem feinen, etwas nervösen Gesicht, wie er uns an jenem festlichen Morgen durch den großen Park führte, da und dort stehen blieb, in seiner oft humoristischen Art uns auf dies und das aufmerksam machte und uns dabei im fröhlichen Plauderton die einfache Geschichte des allmählichen Werdens dieser großen Schöpfung erzählte.



Eine Dalekarlierin: Kerstine.

„Meine Sammelwut hat sich schon in meiner Studentenzeit geregt," sagte er in seinem etwas fremdklingenden, aber ganz geläufigen Deutsch. „Natürlich sammelte ich keine Goldfüchse. Diese Gepflogenheit haben die deutschen jungen Herren ja auch nicht. Nein, ich sammelte allerlei bunten Krimskrams, der oft genug die helle Lachlust meiner Kommilitonen herausforderte. Wenn ich nämlich in Dalekarlien, meiner engeren Heimat, wo ich meistens die Sommerferien verbrachte, die malerischen, alten Bauerntrachten sah, dann bildete das immer mein ganzes Entzücken: die Gewebe, so einfach sie sein mochten, die Farben, so grell sie waren, die charakteristischen Schürzen und Mieder, die Bauernjacken mit den wertvollen Knöpfen, die immer den Stolz des Besitzers ausmachten, der Kopfputz der Mädchen und so noch hunderterlei. In jenen Jahren neigten sich ja schon, wie allerwärts, so auch bei uns, die Landleute mehr und mehr der städtischen Kleidung zu. Kam ich in den Ferien wieder, so vermißte ich immer öfter irgendein charakteristisches, mir lieb gewordenes Andenken an die alte Zeit. Die biedere Tracht, die die Großeltern als Brautleute getragen hatten, war für den jungen Nachwuchs beim Tode der Alten wertlos geworden; der bunte, trauliche Kram wanderte in die Truhe. Nun, und daraus suchte ich sie zu neuem Leben zu erwecken. Ich kaufte auf, zu so viel meine kleine Studentenbarschaft reichte. Später liehen mir Verwandte tausend Kronen — für meine Verhältnisse damals ein kleines Vermögen, bedenken Sie, elfhundert Mark nach Ihrem Geld — und die sind dann das Stammkapital des Nordischen Museums geworden."

Über die unsagbare Mühe, aus diesen winzigen Anfängen einer Trachtensammlung das umfassende Riesenwerk zu schaffen, sprach er nicht. Er legte die weitere Entwicklung nur in kurzen Umrissen dar. Von den vielfachen Enttäuschungen, den beschwerlichen Wanderfahrten und Studienreisen, den Sammler- und Besitzersorgen, die ihn im Aufundnieder des langsamen Werdegangs gewiß schwer genug heimgesucht hatten, schwieg er.

Beim Sammeln der Trachten war Hazelius nicht lange stehen geblieben. Innig gesellt mit der Trachtenkunde ist ja die Kunde der volkstümlichen Gebräuche, oder auch die Kunst einer besonderen Webe- oder Färbetechnik, ja bis in die tiefsten Schätze der Volkspoesie hinein leuchtet die Kenntnis dieser heimatlichen Überbleibsel aus der guten alten Zeit, da der Großvater die Großmutter nahm. Zur Vervollständigung des Bildes, das die Tracht aus dieser und jener Landschaft des Binnenlandes gab, gehörten daher der Webstuhl oder der Bettschrank, der roh bemalte Milcheimer, der Stuhlwagen, ein Bauernlinnen, Zinnteller oder hölzerne Suppenteller, eine kunstlos geschnitzte Truhe — ja wohl gar das Stück vom Dachfirst, wo die dunkelroten Giebelbalken kreuzweis übereinander hinausragen und mit Drachenköpfen versehen sind.



Jödde Göljaryd, der Volkssänger.

Ein enger, kleiner Raum mit mehreren Verschlägen

bildete viele Jahre hindurch das „schwedisch-ethnographische Kabinett“ des jungen Hazelius. Die Menge ahnte noch nichts von den Schätzen, die dort aufgestapelt waren. Aber die Kulturhistoriker, die Ethnologen begannen darauf aufmerksam zu werden. Arthur Hazelius galt in Universitätskreisen bald für einen der besten und gründlichsten Kenner der skandinavischen Natur- und Völkerkunde. Stiftungen vervollständigten sein Privatmuseum, für das er endlich, unterstützt durch Fachgenossen, ein etwas ansehnlicheres Gebäude zu mieten imstande war.

Damals hätte er ein reicher Mann werden können; hätte er das Zeug zu einem Spekulanten in sich gehabt, es wäre ihm sogar leicht geworden, Millionär zu werden. Die reichen englischen Sportsleute, die auf ihren Jachten im Sommer zum Lachsfang in den Skären erschienen, hörten von der originellen Sammlung und begannen den jungen Gelehrten mit stetig steigenden Angeboten zu bedrängen.

Dr. Hazelius aber tat da einen bedeutsamen Schritt, der in seinen Freundeskreisen zunächst Verblüffung, dann aber in ganz Stockholm, danach in ganz Schweden Bewunderung und Freude hervorrief: er machte seine inzwischen großartig angewachsene Sammlung der Nation zum Geschenk.

Das war vor einem Vierteljahrhundert.

Schnell vergrößerte sich das Werk, als nun auch reiche staatliche Mittel zur Verfügung standen. Ein Neubau um den andern mußte errichtet werden, um die kolossalen Schätze zu bergen, die Arthur Hazelius — er war inzwischen zum Direktor des Nordischen Museums ernannt worden — auch jetzt noch unermüdlich herbeischaffte. Heute steht auf einer der großen Inseln im Osten von Stockholm, dicht beim Tiergarten, ein großartiges Palais mit stolzer Front, das die hochbedeutende Schöpfung des ehemaligen armen Studenten enthält.



Der Karpfenteich.

Sein „Skansen“ aber, das der unermüdliche Hazelius im Jahre 1890 auf dem Hügel zwischen dem Nordischen Museum,

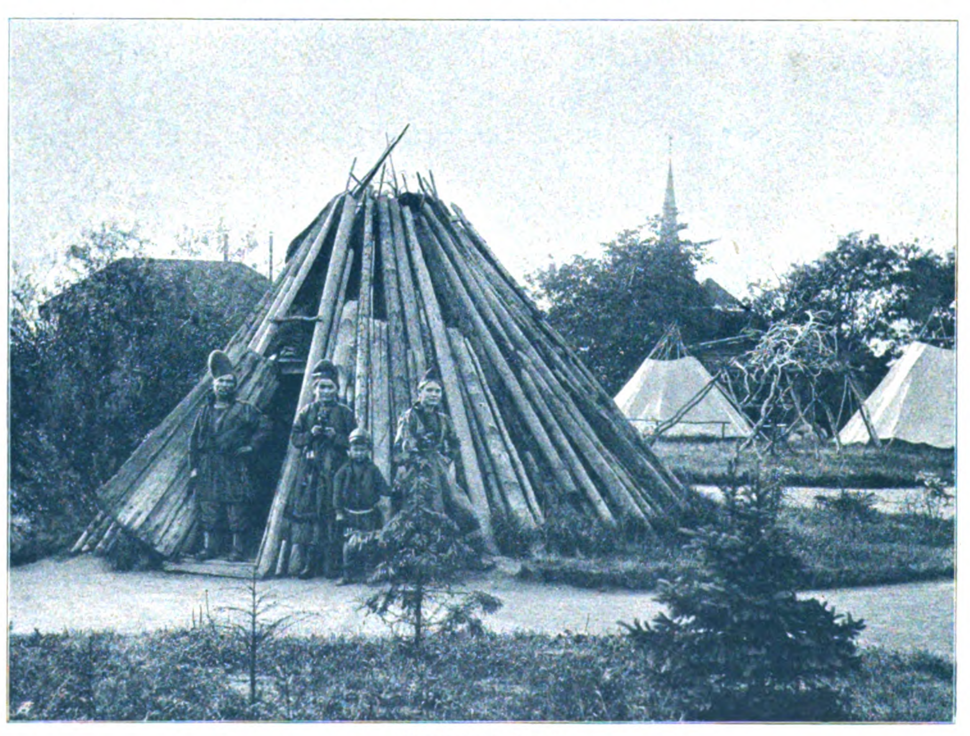
dem Tiergarten und dem Rosental gegründet hat, war bis in seine letzten Lebenstage seine Lieblingsschöpfung.

„Ich sagte mir, dieses Freiluftmuseum müßte ein Schweden en miniature werden. So könnte es dem Studierenden ebenso wie dem Mann aus dem Volk dienen, um ihnen ein anschauliches Bild der schwedischen Natur zu geben, ein Bild vom Leben und Treiben der Bewohner zu allen Zeiten und in allen Gegenden des Landes, ein Bild der Tier- und Pflanzenwelt. Wald, Feld und Wiesen, Seen und Felsen sollten sie hier finden, in so natürlicher Weise zusammengestellt, daß die Übergänge ganz organisch und harmonisch wirken. Und die Häuser und die Möbel sollten nicht tot dastehen wie die Modelle und Antiquitäten hinter den Glaswänden der Museen: nein, mein Freiluftmuseum sollte belebt sein von fleißigen, warmblütigen Menschen, wie mein ganzes Vaterland, und sie sollten hier die Trachten, die patriarchalischen Sitten, die Volksweisen und Tänze der alten Zeit pflegen, so wie sie in den weltabgeschiedenen Landschaften da und dort versteckt noch heute erhalten sind. Wenn in wenigen Jahrzehnten von den alten Spielen und Tänzen sonst nur eine Sage zu berichten wüßte oder eine Note in den Folianten der Kulturhistoriker, — hier soll eine lebendige Tradition erhalten bleiben, die meinen Landsleuten immer wieder Kunde gibt von dem, was die alles nivellierende Tünche der Großstädte ihnen zu rauben im Begriffe steht!"

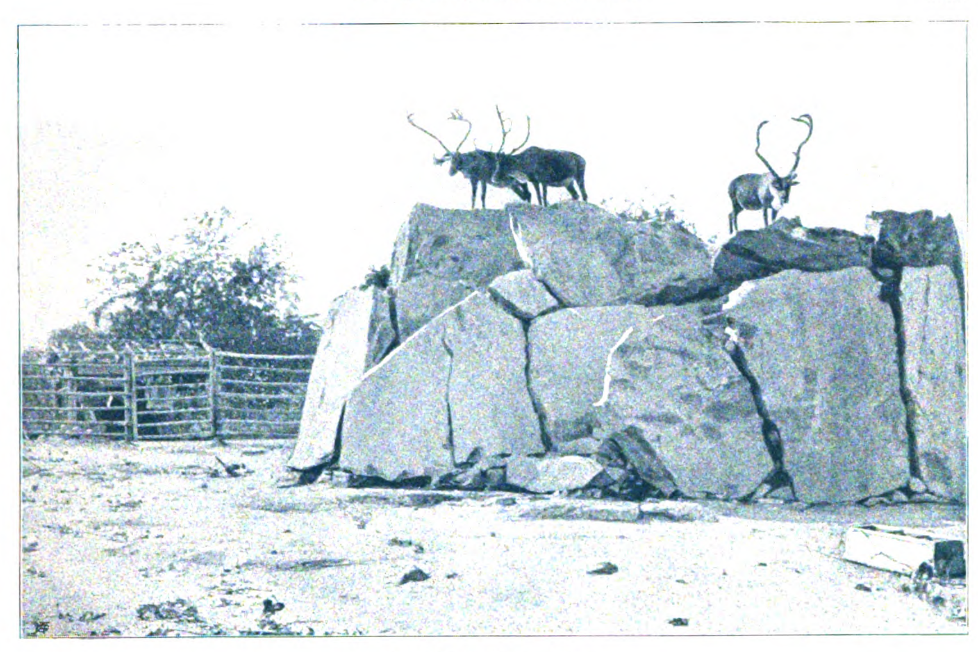
Vom Gustaf Vasa-Weg waren wir unter diesen Gesprächen an einer altertümlichen Wachtstube vorbei durch berganſteigenden Waldpark zum Rand einer weiten Wiese gelangt.

Ein zauberisch schönes Bild erwartete uns hier. Und fröhliche Musik — ein altes schwedisches Volkslied, aus ein paar hundert jungen Kehlen erklingend, begleitet von altnordischen Instrumenten, zumal der seltsamen Nickelharfe, die ein knorriger Bauersmann schlug — zwang uns in ihren Bann.

Inmitten des Wiesenplanes erhob sich ein hölzerner Dorf-Tanzplatz. Dort drehten sich an die fünf Dutzend schmucke junge Mädchen im Ringspiel und im Bändertanz, blonde, blauäugige Schwedinnen in den malerischen Trachten aller Landschaften. Ein



Das Lappenlager.



Das Renntiergehege.

Farbenreichtum, ein Frohsinn, ein Reichtum der Linien, ein Wechsel der Gruppen — ganz einzig durch die natürliche Art der frischen, jungen Dinger, sich zu geben, der jede theatralische Pose, jede affektierte Künstelei fehlte. Am originellsten wirkten die Dalekarlierinnen in ihren spitzen, schwarzen oder weißen Filzmützen. Fast jedes Kirchspiel im Binnenlande besitzt seine besondere Tracht, die sich wenigstens in der Zeichnung, der Farbenzusammenstellung der Schürzen oder dem Arrangement des Haar- oder Kopfputzes von der des Nachbarortes unterscheidet.

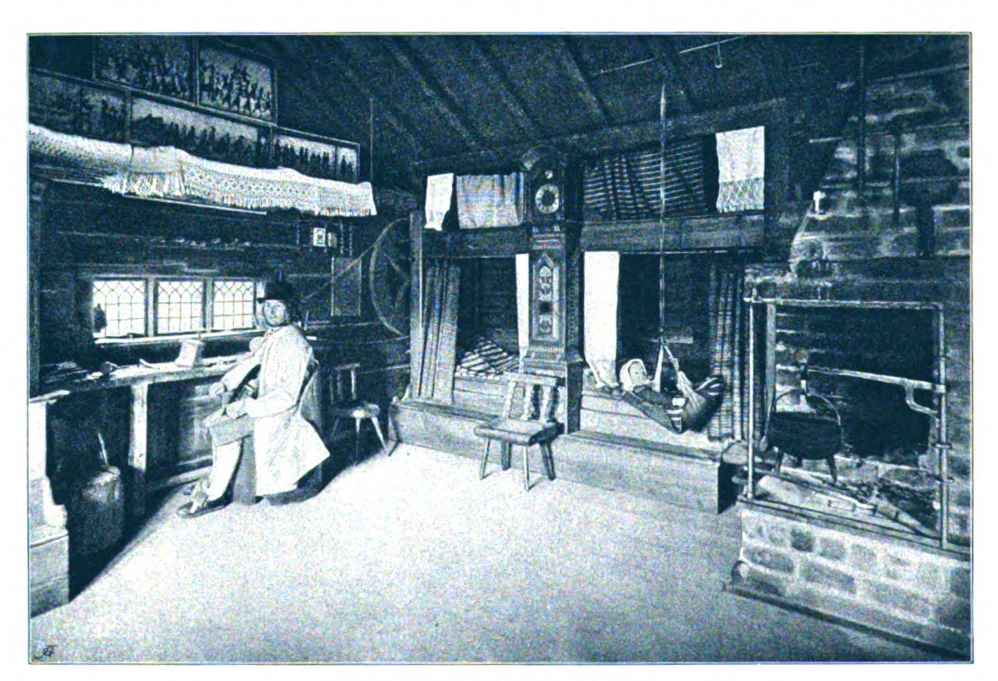
Die freie, selbstbewußte, stolze Art der Schwedinnen hat etwas Imponierendes. Ein demokratischer Zug liegt in ihnen. Die jungen Mädchen, die hier an den Festtagen Trachtenumzüge und Tanzspiele veranstalteten, waren keine bezahlten Schaustellerinnen. Es befanden sich darunter junge Damen der besten Gesellschaft, Lehrerinnen, Studentinnen, aber auch Verkäuferinnen, weibliche Postbeamte (die meisten Postschalter werden in Schweden durch Frauen bedient), und schließlich auch Schulkinder. Nirgends sonst habe ich eine so freie, selbstsichere Vorurteilslosigkeit wieder gefunden. Dr. Hazelius machte seine Gäste mit denjenigen jungen Schwedinnen bekannt, die eine zweite Sprache beherrschten: zur Seite des verehrten Gelehrten machte uns von da ab die blonde Jugend von Skansen die Honneurs.

Ich schloß mich Fräulein Kerstine an. Die war auf unsere Gruppe forsch zugekommen, hatte Damen und Herren kräftig die Hand geschüttelt und begann sogleich flott mit ihren Erklärungen.

Sie weilte schon den ganzen Sommer in der Ausstellung. Man hatte ihr und noch fünf anderen Dalekarlierinnen ein schmuckes Holzhäuschen angewiesen, worin sie mit ihrer Lehrerin wohnten, unter deren Leitung sie die verschiedenen Arten der weiblichen Hausindustrie ihrer Heimat vorführten. An den Festtagen beteiligten sie sich an den Tänzen auf dem „Dansplan“ — und sie freuten sich schon alle auf den noch bevorstehenden Johannistag, das größte nordische Sommerfest. Da sollten dann die Tänze um die „Majstång“ herum ausgeführt werden, zu Hunderten strömte die Bevölkerung aus Dalarne herzu, und gewiß kam der König mit seinem Hof, und dann würde alle Welt den drolligen, alten Jödde Göljaryd hören wollen, der ein berühmter Volksrezitator war. Am schönsten sang er die alten Bellmannslieder — oder „Neckens Polska“, das berühmte Lied von Afzelius. Und fröhlich und unbefangen

summte sie mit ihrer frischen Stimme den Eingang des Volkslieds vor sich hin: „Djupt i hafvet på demantehällen Necken hvilav i grönan sal; nattens tärnor spänna mörka pellen öfver skog, öfver berg och dal.“ Ihr junges, strahlendes Gesicht, ihr blondes Haar, ihr stolzes Näschen, der frische Mund mit den weißen Zähnen, dazu die kleidsame Tracht, ihr anmutiges, kerngesundes Wesen — sie hätt' es schon manchem jungen Herzen antun können, das kleine Fräulein Kerstine. Aber das vertrauensvoll Zutuliche und Familiäre, das der Verkehr hier oben auf Skansen an sich wie's dann weitergegangen sein mag, das stimmungsvolle, alte Lied, das die Sage von König Ägirs Töchtern besingt.

Auf Schritt und Tritt gab's nun zu schauen und zu bewundern. Scheinbar selbstverständlich, jedenfalls ganz ungekünstelt, reihte sich eins ans andere: und doch lag in jedem, auch dem unscheinbarsten Detail, ein wohlüberlegter Plan. Am Teich befindet sich ein Gehege für die nordischen Schwimmvögel, die Möwen, Schwäne und Eidergänse. Das Felsgestein, das die Eidergänse umflattern, die kleine Insel Offerholmen, trägt ein paar lappländische Götzen.



Wohnzimmer im Hause aus Mora.

hatte, besaß eine haarscharfe Grenze, eine Grenze, die nur der Takt empfindet, für die es keine geschriebenen oder gesprochenen Gesetze gibt. Wir mußten ihr, all' unsere schwedischen Kenntnisse zusammenwerfend, das Lied vom Neck ins Deutsche übersetzen, und während wir am Schwanenteich entlang zogen, dem reizenden, kleinen See inmitten der Schanze, von lichtgrünen Birken umstanden, sangen wir nach ihrer Melodie fröhlich mit: „Auf dem Demantfels in Meereswogen ruht' der Neck im grünen Saal; einen Schleier still die Elfen zogen über Wald und Berg und Tal ...“ Und

Auch das Gebüsch, das die großen Käfige der wilden Vögel umrahmt — Schneetauben, Auerwild, Birkhühner, See- und Königsadler — schließt sich im Charakter der rauhen Natur des Nordens an. Bis es sich dann zum Baldurshain verdichtet, wo die beiden Bärengrotten liegen. Malmberget, ein Erzberg, ist auf dem Weg zu den Bären zu überschreiten. Große Erzblöcke — Eisen, Silber und Kupfer — sind aus den bedeutendsten Gruben Schwedens dahin geschafft worden. Felsig wird's am Nordrand von Skansen. An Füchsen vorbei — auch dem seltenen Schwarzfuchs



Der Schwanenteich von Skansen im Winterkleide. Nach einer Photographie.

begegnen wir — an Wölfen und Vielfraßen vorbei gelangen wir bis zu einer Lappländerhütte, aus dem äußersten Norden hierher verpflanzt. Der Charakter der Landschaft täuscht hier mit großer Kunst die Nähe des arktischen Gebiets vor. Kein Baum, kein Strauch scheint fortzukommen, das graue Felsgestein gibt der Landschaft einen tief melancholischen Zug. Eine kleine Strecke weit geben uns die gutmütigen, nur auf den Wolf dressierten Lappländerhunde das Geleite, als wir uns südwestlich wenden, um zum Lappenlager zu gelangen. Die aus Renntierfellen oder grobem Balkenwerk hergestellten Nomadenzelte sind von wirklichen Lappländern und deren Familien, ihren Renntieren und Hunden bewohnt. Es sind zutrauliche Leutchen, die sich mit bäuerischen Schnitzarbeiten beschäftigen, sich überhaupt ganz gelehrig zeigen. In dem dicht dabei befindlichen Renntiergehege zeigt uns Kerstine ihren Liebling, ein besonders schmuckes, weißes Renntier. Es kommt auf ihren Lockruf auch sofort an die Planke heran und beginnt den Leckerbissen — ein Stück Schwarzbrot — schmatzend zu verzehren.



Bäuerinnen aus Mora.

Auf den breiten Wegen, die den Hügel umziehen — bald durch Wald und Feld führend, bald an felsigem Gestade entlang oder durch Dorfanlagen, von denen jeder Mauerstein, jeder Giebelbalken, jede Stalltür einem charakteristischen Bau weit da

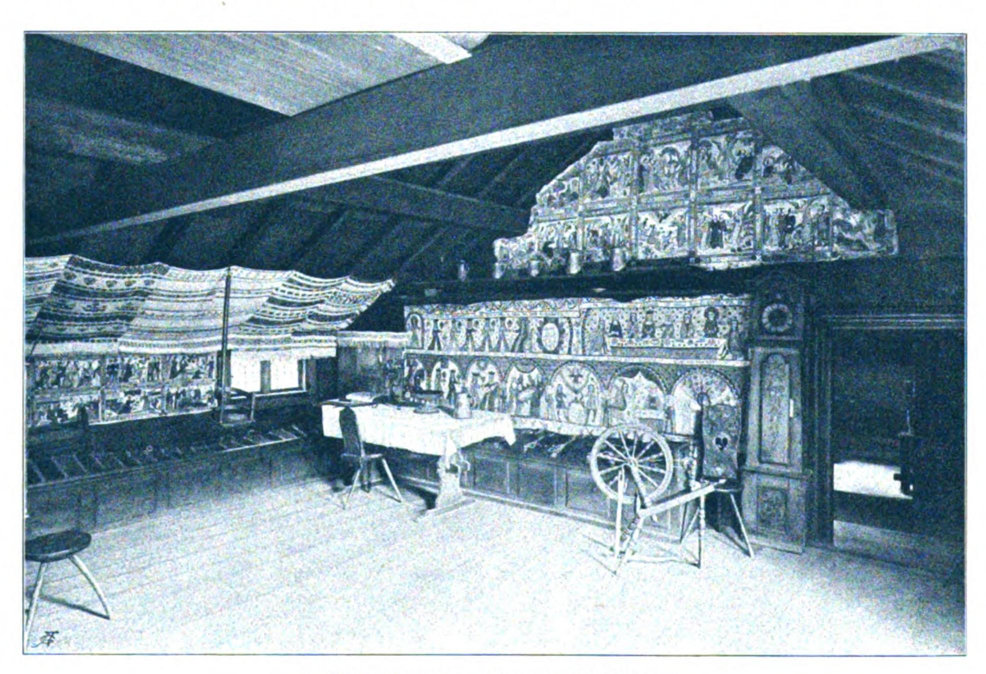


Wohnung des reichen Bergmanns Hindernissen aus Västmanland.

drinnen im Reich entstammt — ist es immer belebter geworden. Überall mischen sich die malerischen Volkstrachten in das Gewühl. Kerstine tauscht Grüße aus mit ihren Landsleuten — die und jene muß näherkommen und sich in ihrem Sonntagsstaat betrachten lassen. Das geschieht alles so frei und harmlos, so selbstverständlich, und dabei mit einem solchen Eifer, den Damen die Art des bei der Arbeit verwendeten Stichs oder einer besonderen Stickerei, beizubringen, daß man miteinander gut Freund geworden ist, noch bevor der erste Rundgang um die originelle Schanze sein Ende erreicht hat.

ihrem Nachtlager brennt — wir sehen das primitive Hausgerät, das den einzigen Besitz der Leute bildet, beim Eintreten in das aus der Einsamkeit hierher verpflanzte, armselige Heim. Als geistige Brücke dient die Bedürfnislosigkeit dieser Ärmsten zur Wanderung in älteste Zeiten, schließlich in Urzeiten. Bei einer alten Steinmetzwerkstatt stoßen wir auf große Schleifsteine und Handmühlen aus der Steinzeit. Auch Prangern und Opferstöcken, sowie Meilensteinen aus früheren Jahrhunderten begegnen wir auf unserer Wanderung.

Je mehr wir uns dann aber wieder



Wohnstube im Haus aus Blekinge.

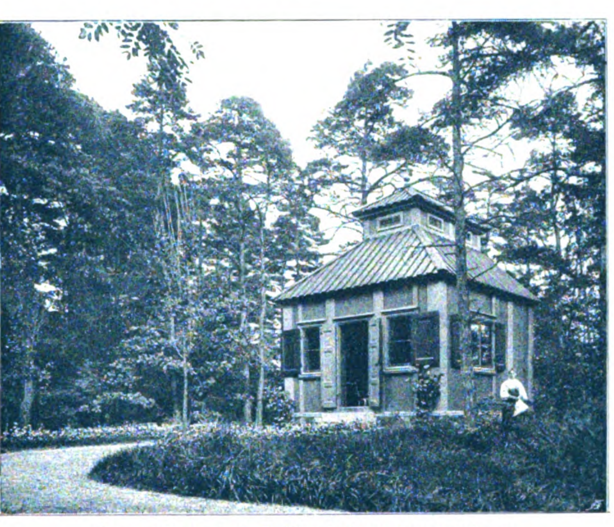
Die Hauptsehenswürdigkeiten folgen aber jetzt erst.

Über einen ländlichen Kirchhof mit altertümlichen Grabsteinen und Denkmälern — der einzigen Nachbildung auf Skansen neben dem benachbarten Häsjöstapeln, dem spitzen, hölzernen, mit Schindeln gedeckten Glockenturm, dessen Original in Jämtland steht, — führt uns Kerstine nach Tjärdalen zu einer Teerbrennerei. Hier bekommen wir in einer halb unterirdisch gelegenen Steinhütte aus Halland und einer Köhlerhütte einen Einblick in das Leben der in halber Wildnis lebenden Waldarbeiter. Das Stockfeuer an

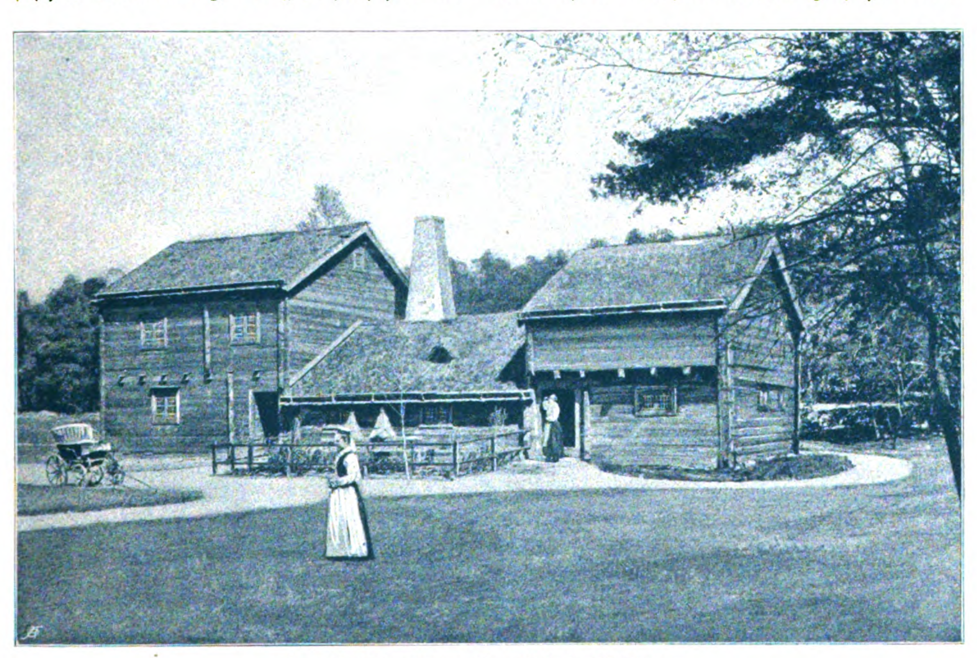
dem festlichen Mittelpunkt von Skansen nähern, dem Tanzplatz, von dem noch immer die charakteristischen, nordischen Weisen in den hellen Sommersonntag klingen, desto belebter, desto wohlhäbiger wird die Szenerie.

Wo immer in schwedischen Landen ein schöner, alter Bauernhof, der für die ländliche Baukunst Charakteristisches bot, dem Abbruch verfallen war, da hatte sich schon seit Jahrzehnten stets Alfred Hazelius eingefunden, um sich in den Besitz des Grundstücks zu bringen. Genau so wie es am Fjord oder im Walde stand, am Seeufer oder im Gebirge droben, so erhebt es sich

jetzt in der mit feinstem Takt in innige Übereinstimmung gebrachten neuen Landschaft auf Skansen. Morastuga, das Häuschen aus Mora, Dalarne und die Ryggåsstuga aus Halland, sind mit die bedeutendsten Schätze dieses Museums. Sie sind bis zum letzten Möbelstück und Hausgerät vollständig dem neuen Grund und Boden einverleibt und stehen da, als ob sie schon jahrhundertelang hier stünden. Jedes Stübchen ist hier ein Museum für sich. Da fehlt weder die schwere Truhe für die Ausstattung der Haustochter, noch der Humpen des Hausherrn, die farbigen Webereien der Bäuerin. Auch die im Zeitgeschmack möblierte Wohnung eines Bergmanns, des reichen Hindernissen und seiner Frau Maria, von der Grenze zwischen Västenanland und Dalarne, ist bis ins kleinste erhalten. An vielen Stellen hat die Hand des ehemaligen Besitzers selbst mitgeordnet. Im Original steht am Waldrand auch der Gartenpavillon des Theosophen Swedenborg, des „Geistersehers und Schwärmers“, wie Kant ihn nannte. Wieder nimmt uns ein schattiges Waldtal auf, in dessen lauschigem Grund ein paar dunkle, verschwiegene Seen liegen, und wir erreichen Oktorpsgården. Das ist nicht weniger als ein ganzer Bauernhof, so wie ihn Hazelius aus der Landschaft Halland übernommen hat: ein viereckiger Hof mit strohgedecktem Bauernhaus, ein wahres Juwel in seiner Stileinheit. Einsame Waldwege führen von



Gartenhaus des Geistersehers Swedenborg.



Bauernhof aus der Landschaft Blekinge.

dem sonnigen Bauerngärtchen durch dunkeln Forst aufs Feld hinaus. In Gehegen finden wir da Rehe und Elentiere. Und noch ein Stück weiter — wieder mehr dem Mittelpunkt zu — stoßen wir auf eine norrländische Sennhütte, bei der sich ein vollständiger Kuhstall befindet, Ziegen grasen dabei, gotländische Pony, die Axishirsche haben hier ihr Gehege, und als Wahrzeichen dient diesem malerischen Landschaftsausschnitt der hochragende Glockenturm Hellestadstapeln, der aus Östergotland hierher gebracht worden ist.

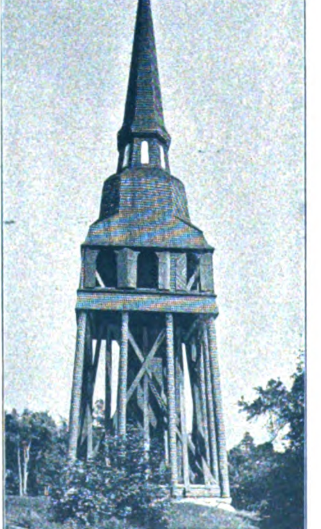


Altschwedische Volksbräuche: Die Glückbringerin.

Aus Östergotland stammt auch das Modell der Vorratskammer von Björkvik, des ältesten hölzernen Gebäudes von Schweden; uralte landwirtschaftliche Geräte befinden sich darin, der Dreschklotz mit Göpel, hölzerne Pflüge usw.

Ein einziger Tag genügt nicht, um das reiche und kostbare Material aller Zeiten zu überblicken, das hier in organischer, scheinbar so kunst- und müheloser Weise mit verschwenderischer Hand ausgestreut ist. Bei jeder Wegbiegung stößt man auf neue Überraschungen. Hier stehen noch Kirchboote aus Dalarne, ferner jene schmalsitzigen Boote für die Stromschnellen in Nordschweden, dort Wagen und Schlitten aus den verschiedensten Perioden, auch der Reichtum an Tieren ist noch lange nicht erschöpft.

Aber was das Studium dicker Folianten und umständlicher Reisebeschreibungen nie und nimmer zuwege bringen kann, das gibt ein einziger Orientierungsspaziergang, den man mit hellen Augen durch dieses Freiluftmuseum ausführt: ein plastisches, unvergeßliches Bild des schwedischen Volkslebens, wie es sich im Wechsel der Jahrhunderte in Wald und Feld entwickelt hat und wie man's, zumal in den von der Kultur am wenigsten berührten Teilen der Provinz, nur auf mühsamen Reisen weitab der großen Heerstraße noch heute anzutreffen vermag.



Glockenturm aus Östergötland.

Für den Abschluß unserer Wanderung hatte sich Kerstine den „Bredablick“ vorbehalten. Von diesem Aussichtsturm sollten wir noch einmal das gesamte Gelände überblicken. Neben dem imposanten Bauwerk, das sich auf dem höchsten Punkt der Schanze erhebt, gab's allerlei Erfrischungen, von jungen Mädchen in Nationaltracht gleich Kerstine gereicht. Entstammen diese Aufwärterinnen auch einfacheren Verhältnissen, als die Pflegebefohlenen der Handarbeitsschulen, so sind sie doch keineswegs mit unseren Kellnerinnen auf eine Stufe zu stellen, z. B. nehmen sie von niemand ein Trinkgeld an — ebensowenig wie

das in historischen Kostümen der Zeit Gustav Adolfs und Karls XII. den Dienst versehende Wärterpersonal des übrigen Museums.

Kerstine brachte uns noch bis zur Plattform des Aussichtsturmes, dann verabschiedete sie sich herzlich und unbefangen, so wie sie zu uns gestoßen war, mit Händedruck von einem jeden.

Die Begeisterung aller Besucher — auch derjenigen, die mit einiger Skepsis den Alles junge Volk fliegt hinter dem Renntier in der leichten Pulka auf dem gefrorenen Schnee dahin — oder die Soldaten, aus der Stockholmer Garnison drüben, bauen Schnee- und Eisfestungen und erstürmen sie. — Diesen Herbst werde ich zum erstenmal hier in Stockholm verleben. Davon hat man mir schon viel Schönes erzählt. Allerorten brennen dann immer die Teertonnen — und ein Feuerwerk löst das andere ab!"



Alte Volksspiele auf Skansen.

Rundgang begonnen hatten — war sie schon gewohnt. „Es ist ja der Lieblingsaufenthalt nicht nur der Stockholmer, sondern auch aller Fremden geworden, so kurze Zeit es erst besteht, unser Freiluftmuseum!" meinte sie. „Und Sie müssen nicht glauben, daß es nur an den schönen Sommertagen so besucht ist wie heute. Im Winter gibt's oft Tage, an denen zehntausend Gäste auf Skansen sind. Am Weihnachtstag besonders."

„Aber dann haben Sie hier doch Schnee?" fragte einer der Fremden.

„Gewiß. Und dann ist's erst recht lustig.

Es lag eine kindliche Freude in ihrem hübschen, strahlenden Gesichtchen.

Munter schritt sie von dannen. Wir sahen dem frischen, unverbildeten Geschöpf, das, aus seiner Waldeinsamkeit hierher verpflanzt, etwas von der Urwüchsigkeit seiner Heimat hier ausbreitete, noch lange nach. Ihre originelle, spitze, schwarze Filzmütze war in dem Gewühl der Sonntagsspaziergänger noch bis zum Rand des Baldurhaines zu verfolgen. Dort wandte sie sich noch einmal um und winkte uns mit ihren hellen, stahlblauen Augen einen letzten Gruß zu: „Fare well!"


Schlitten mit Lappländerhunden.

Unter uns war Schweigen entstanden. Das unvergleichlich schöne Bild, das die Rundsicht hier oben bot, fesselte alle Sinne.

Es war aber auch ein Mittsommertag, wie sie uns in Deutschland nur selten beschieden sind. Und alles, was das Festprogramm für den Rest dieses Tages noch bot, ward daher von den meisten geschwänzt. Zum Sonnenuntergang fand sich hier oben eine fröhliche, gut zusammenstimmende Versammlung ein. Dr. Alfred Hazelius saß mitten unter uns.

Da erzählte er noch manches von seinen Fahrten über Land, seinen kleinen Abenteuern, seinen Hoffnungen und Entwürfen für die immer reichere, immer vollständigere Ausgestaltung seines Freiluftmuseums. Und voll Stolz sprach er von seinem Sohn, der einstmals nach seinem Tod sein Nachfolger in dem verantwortungsreichen Amt der Leitung von Skansen werden sollte. Rascher, als geahnt, kam dieser Tag der Ablösung. Und Dr. Hazelius junior hat seinem großen Vorgänger nur Ehre gemacht. Aber vor knapp einem Vierteljahr hat auch ihn, den Jungen, der unerbittliche Sensenmann von dieser Welt abgerufen.


Bärenzwinger.

Die Sonne stand tief — und fast im Norden. Unter uns wogte noch der festliche Verkehr in der hellen, lauen Sommernacht. Man hatte die Bogenlampen angezündet, aber es blieb um diese Jahreszeit selbst in der kurzen sonnenlosen Zeit — den Stunden vor Mitternacht bis früh um zwei Uhr — ja immer noch so hell, daß man unterm lichten Nachthimmel lesen konnte. Kerstine und ihre Freundinnen weilten längst daheim. Aber durch die geheimnisvollen Waldwege des Baldurhaines lustwandelten noch allerlei Pärchen. Musik klang aus den großen Etablissements des Tiergartens herüber — von Hasselbacken und Tivoli. Der breite, tiefdunkle Mälarsee jenseits der Inselstadt, deren Silhouette sich haarscharf gegen den Nachthimmel abhob, bildete den



Norrländische Sennhütte.

einzigen Punkt der Ruhe. Sonst deutete nichts darauf hin, daß es schon wieder zum neuen Tage ging.

Wir feierten Alfred Hazelius, den Schöpfer von Skansen, und sein Werk, dessen Bekanntschaft den Höhepunkt unserer festfrohen Ferientagung bildete.

Er, der Gefeierte, stand mitten unter uns, bescheiden abwehrend, aber mit einem glücklichen Lächeln, das seine Züge verklärte.

Heddy Holden.

Von

Karl Johnsen.

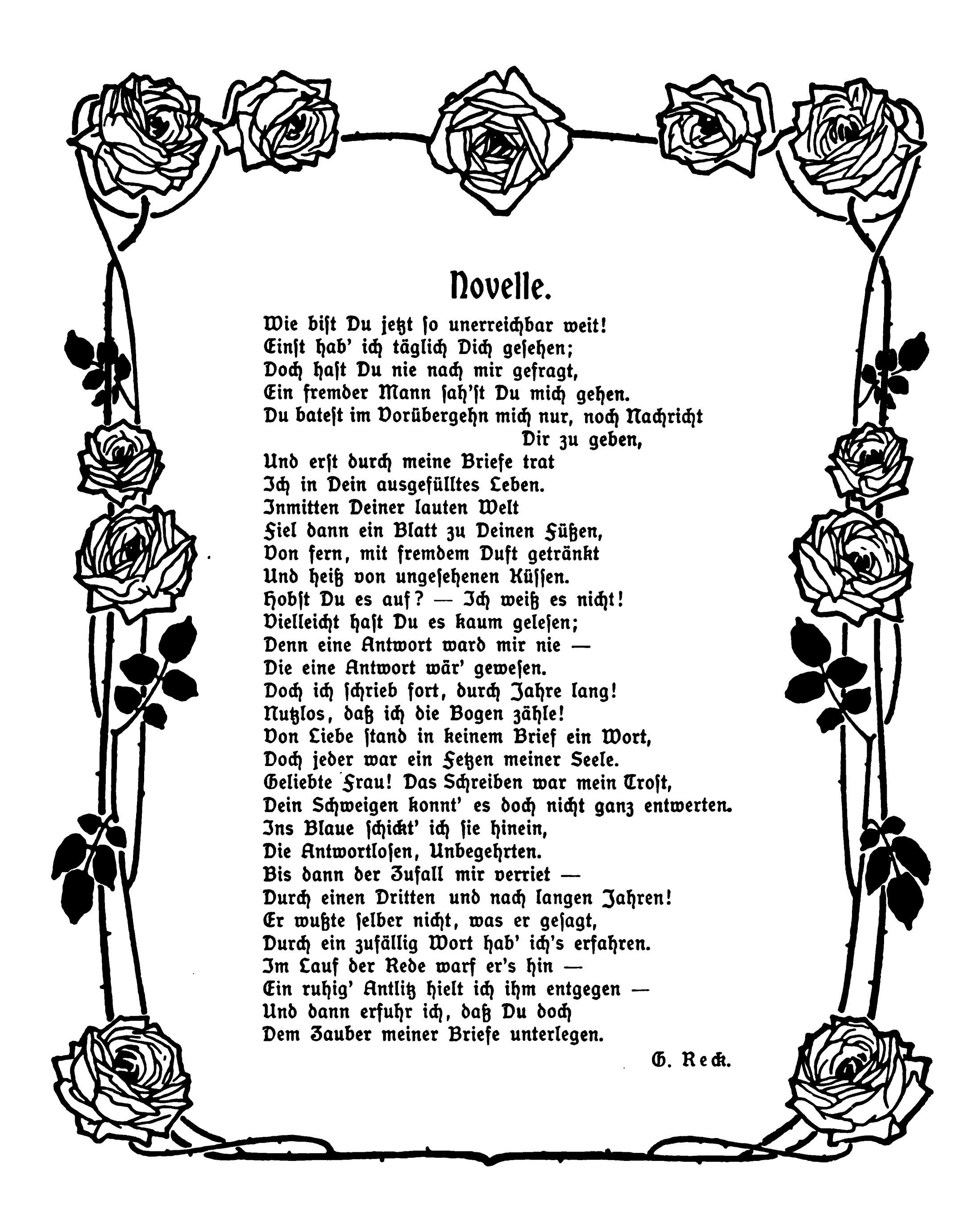
Ich stand an der Esse, am flammenden Herd
Und habe die Gluten, das Feuer genährt,
Da sah ich Dein Antlitz, von Flammen umloht,
Heddy Holden, mein Leben, Heddy Holden, mein Tod.

Und als ich den Hammer am Amboß schwang,
Da raunte dazwischen ein lieblicher Klang —
Dein Kichern, Dein Lachen in Flammen und Schlot —
Heddy Holden, mein Leben, Heddy Holden, mein Tod!

Da schlug ich im Zorn, daß der Hammer zerspellt'
Und löschte die Gluten und zog in die Welt —
In die Welt, in die Weite, ins Morgenrot —
Heddy Holden, mein Leben, Heddy Holden, mein Tod.

Nun lodert's noch um mich, wie Flammen und Brand —
O hätt' ich den Hammer, die Bälge zur Hand!
Wer löscht meine Liebe, zerschlägt meine Not? —
Heddy Holden, mein Leben, Heddy Holden, mein Tod?





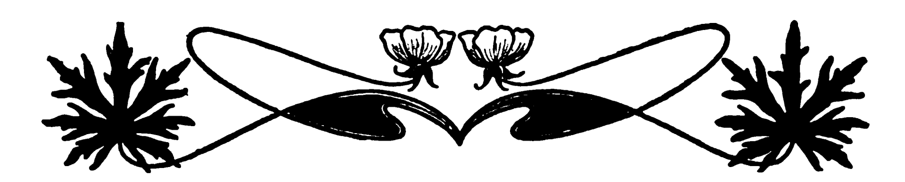
Novelle.

Wie bist Du jetzt so unerreichbar weit!
Einst hab' ich täglich Dich gesehen;
Doch hast Du nie nach mir gefragt,
Ein fremder Mann sah'st Du mich gehen.
Du batest im Vorübergehn mich nur, noch Nachricht
Dir zu geben,
Und erst durch meine Briefe trat
Ich in Dein ausgefülltes Leben.
Inmitten Deiner lauten Welt
Fiel dann ein Blatt zu Deinen Füßen,
Von fern, mit fremdem Duft getränkt
Und heiß von ungesehenen Küssen.
Hobst Du es auf? — Ich weiß es nicht!
Vielleicht hast Du es kaum gelesen;
Denn eine Antwort ward mir nie —
Die eine Antwort wär' gewesen.
Doch ich schrieb fort, durch Jahre lang!
Nutzlos, daß ich die Bogen zähle!
Von Liebe stand in keinem Brief ein Wort,
Doch jeder war ein Fetzen meiner Seele.
Geliebte Frau! Das Schreiben war mein Trost,
Dein Schweigen konnt' es doch nicht ganz entwerten.
Ins Blaue schickt' ich sie hinein,
Die Antwortlosen, Unbegehrten.
Bis dann der Zufall mir verriet —
Durch einen Dritten und nach langen Jahren!
Er wußte selber nicht, was er gesagt,
Durch ein zufällig Wort hab' ich's erfahren.
Im Lauf der Rede warf er's hin —
Ein ruhig' Antlitz hielt ich ihm entgegen —
Und dann erfuhr ich, daß Du doch
Dem Zauber meiner Briefe unterlegen.

G. Reck.



Heimkehr. Bronze von Heinz Müller-Oberkassel.



Eisgang.

Roman von

Carl Manfred Kyber.

(Abdruck verboten.)

I.

Hella muß wirklich einmal lernen, sich zu fügen!" sagte Tante Malwine und schob ostentativ und geräuschvoll ihren Teller beiseite. Besagte Hella erklärte darauf, daß sie keinen Braten mehr essen könne, stützte den Kopf in die Hände und begann zu weinen, halb trotzig und halb unglücklich, aber jedenfalls mit einem sehr reichlichen und andauernden Tränenerguß. Hella war ein hübsches junges Mädchen von achtzehn Jahren, dessen gesunder, wenn auch biegsam graziöser Körperbau eigentümlich mit dem zarten nervösen Gesicht, der madonnenhaften Haartracht und den tiefliegenden, blauen und etwas fieberhaften Augen kontrastierte. Das Merkwürdigste an diesem Gesicht war der Ausdruck desselben: es war, als ob aus der Überfülle goldener Haare und aus vollen Formen und gesunden Farben ländlicher Schönheit etwas hervorlugte, was nicht ganz zu der physischen Persönlichkeit und den Verhältnissen ihrer Umgebung zu passen schien, zum mindesten etwas, was als persönliches Moment der Unruhe in gesunder Gleichmäßigkeit erschien und alles, was Kraft war, einer intensiven Innerlichkeit unterstellte. Und alles in allem war sie, obgleich sehr schön, weniger schön wie interessant. Hella wußte weder daß sie schön, noch daß sie interessant war. Sie wußte nur immer sehr gut, was sie wollte, und diesmal wollte sie zu Hause bleiben und nicht zu Bärenburgs fahren aufs Nachbargut zum Ball und Gartenfest, zur Feier der Johannisnacht. Die Einladung dazu hatte sie eben bekommen, zugleich mit ihrer Mutter und Tante Malwine, der einzigen Tante ihres jugendlichen Daseins, die aber diesen Beruf voll und ganz auszufüllen bemüht war. Hellas Mutter war eine feine aristokratische Dame, mit streng abgegrenzten, kühlen Umgangsformen, bei deren forcierter Betonung man das Gefühl haben konnte, als wären sie an Stelle getreten von etwas anderem, was jene Frau gesucht und nie gefunden hatte. Sie stammte aus einer alten Patrizierfamilie einer nordischen Hansastadt und hatte als ganz junges Mädchen einen Verwandten gleichen Standes geheiratet, der sie aus dem bunten gesellschaftlichen Treiben ihrer Familie hinaus auf seine einsame Scholle nahm, auf jenes weltentlegene, kleine, nordische Rittergut, mit dem sein Stamm seit über einem Jahrhundert in traditioneller Gleichmäßigkeit verwachsen war. Und Herr und Frau Herborg lebten lange Jahre lang zusammen und waren beide geschmackvoll und gut genug erzogen, um nebeneinander her zu leben und sich eigentlich in nichts zu begegnen, als in der ausgesprochenen Aversion gegen alles, was pöbelhaft und ohne Formen war. Was eigentlich Frau Herborg gesucht und nicht gefunden hatte, hat sie niemals jemand gesagt, auch nicht ihrem Manne, der nicht allzulange nach Hellas Geburt an einem heftigen Fieber gestorben war. Seitdem lebte Frau Herborg noch stiller und zurückgezogener, und außer ihr, Hella und dem Gutspersonal kam kaum jemals eine Menschenseele in die einsamen Tore von Neuhof. Das war Hellas Mutter, und Hella stand sich gut mit ihr, so ungefähr, wie man sich mit einem guten Bekannten steht, den man gerne mag und den man schon lange kennt, so lange, als man sich erinnern kann. Auch jetzt legte Frau Herborg beruhigend die schmale weiße Hand auf den Goldscheitel ihrer Tochter und suchte ihr das Weinen auszureden.

„Ich hätte nichts dagegen," fügte sie hinzu, „wenn Hella zu Hause bliebe. Die Nächte sind oft noch kühl und man kann sich leicht erkälten, wenn Bärenburgs auch nicht weit wohnen, so daß sie zeitig zurück sein kann. Es ist die Poesie der Johannis-

nacht, Malwine, da muß man manches nachsehn, und wenn Hella sie nun lieber zu Hause genießen will ..."

„Gegen die Johannisnacht habe ich gar nichts," sagte Tante Malwine scharf und prononciert, „aber ebensogut weiß ich, daß ein junges Mädchen unter seinesgleichen gehört. Dies ewige Träumen, das sich selbst genug ist, ist ungesund und führt zu nichts Gutem. Natürlich müßtest Du mit, um das Kind etwas zu überwachen. Es wird getanzt, es sind Mannspersonen da, und Mannspersonen sind mir ein Greuel. Ich bin gottlob alt genug, um das zu wissen und habe meine Gründe dafür! Und ich gehe natürlich nicht mit, und das ist auch etwas ganz anderes! Aber Hella muß doch einmal heraus und ein bißchen sehen, wie das Leben ist. Das ist unbedingt erforderlich. Sie sieht so schon immer alles mit eigenen Augen an und anders, als es ist!" Frau Herborg lächelte etwas spöttisch und schwieg, Hella schluchzte mit Aufbietung aller Kräfte in ihr Taschentuch und erklärte nochmals, daß sie ganz gewiß keinen Braten mehr essen könne. Tante Malwine aber fuhr in gesteigerter Erregung fort: „Ich habe natürlich keine Ursache, Euch meine Ansicht aufzudrängen," sagte sie und schickte sich an, mit jungfräulich strengen Händen die Kompottschüsseln vom Tische zu nehmen. „Ich sage so etwas nur, weil ich's für meine Pflicht halte, und ich bin im Pflichtgefühl erzogen. Im übrigen braucht Ihr Euch nicht an mich zu halten, sondern könnt Onkel Wilhelm fragen, wenn er zum Kaffee kommt."

Nach diesen bedeutsamen Worten verschwand unter Tante Malwines Händen mit gefährlichem Geräusch das ganze Service der Mittagstafel und machte allmählich den kleinen, graziös behäbigen, altmodischen Mokkatassen Platz, die in ihrer freundlichen Behaglichkeit gar wenig in die gereizte Stimmung der drei seltsam verschiedenen Persönlichkeiten paßten. Und nun wartete man in begreiflicher Spannung auf Onkel Wilhelm, der das letzte Wort in dieser hochwichtigen Angelegenheit sprechen sollte. Onkel Wilhelm kam jeden Tag, pünktlich fünf Minuten nach halb drei Uhr; sechs Minuten nach halb drei brachte Tante Malwine die Kaffeekanne auf den Tisch. Onkel Wilhelm war ein Vetter von Tante Malwine und Frau Herborg, der schon seit Jahren und solange man zurückdenken konnte, als Pastor auf dem nah gelegenen Pfarrhof lebte, recht friedlich und beschaulich mit einer alten, wunderlichen Wirtschafterin zusammen, am Sonntag seine Predigt hielt und mit liebevollem Eifer Cochinchinahühner züchtete. Jetzt war es fünf Minuten über halb drei, und also kam Onkel Wilhelm. Er stieg vorsichtig die Stufen der Freitreppe zur Veranda herauf, als ob sie von Porzellan wären, lächelte freundlich zu den Damen herüber, wobei er etwas verlegen hustete und sich mit einem rotgetupften Taschentuche echauffiert übers Gesicht fuhr. Dann legte er seinen Überzieher, Hut und Rock ab und zwar auf den Stuhl, auf den er diese Sachen stets zu legen pflegte, nämlich auf den dritten rechts vom Eingang. Dann sagte er: „Du gestattest doch, liebe Elonore," und setzte sich ein Käpsel auf, das er mit merklich jahrelanger Übung aus den Falten des Überziehers hervorholte. Dann erst begrüßte er die Damen, d. h. Hella und ihre Mutter, denn Tante Malwine war zur allgemeinen Erleichterung verschwunden, um nach dem Kaffee zu sehen. Onkel Wilhelm setzte sich, sah sorgfältig nach, ob Tasse und Teller grade standen und im gewohnten Abstand von seinem Platz. Dann zog er die Uhr und seufzte erleichtert; ja, es war fünf Minuten nach halb drei! Onkel Wilhelm ahnte auch nicht im entferntesten, daß hier eben eine so erbitterte Schlacht geschlagen worden war, er sah weder Hellas verweinte Augen, noch die scharfen Züge in den Mundwinkeln seiner Cousine. Onkel Wilhelm gehörte zu den Menschen, die fast nie etwas merken, am allerwenigsten das, was offenkundig ist.

„Ja, ja," sagte er harmlos, „meinen Hühnern geht's recht gut. Heute früh sind wieder zwölf Küken angekommen. Ganz gelb, ja — guten Tag, meine liebe Malwine! Ja, ich erzählte eben, daß heute früh wieder zwölf Küken bei mir angekommen sind. Ganz gelb, ja. Die rechten Kinder ihrer Mutter. Du kennst doch die Henne mit den hellen Flecken auf dem linken Schulterblatt ..."

Aber Tante Malwine interessierte sich nicht für die Küken. Sie sagte steif und kühl: „Guten Tag, lieber Wilhelm," und goß mit dem Ausdruck einer Norne den

Kaffee ein, denn es war sechs Minuten nach halb drei. Es herrschte eine peinliche Stille. Tante Malwinens Erscheinen hatte erneute Gewitterluft in die schon so schwer heimgesuchte Familientafel gebracht. Nur Onkel Wilhelm merkte von alledem nichts. Er dachte an seine Cochinchinahühner, hatte das angenehme Gefühl, die friedliche Stimmung einer Häuslichkeit so recht von Herzen zu genießen, und trank behaglich eine halbe Tasse Kaffee aus, worauf Hella ihm mehr gewohnheitsgemäß als aufmerksam wieder eingoß. Onkel Wilhelm trank stets nur eine halbe Tasse, dann mußte ihm nachgegossen werden, und dieses also ergänzte Quantum nahm er dann ohne weitere Maßnahmen zu sich. Mehr oder weniger als anderthalb Tassen zu trinken oder gar in andrer Anordnung und Reihenfolge hätte Onkel Wilhelm mit dem Aufgeben seiner Persönlichkeit gleich erachtet. Onkel Wilhelm merkte also immer noch nichts. Er fühlte sich sehr wohl und wollte nur, ohne sich etwas dabei zu denken, der, wie er annahm, allgemein gemütlichen Stimmung auch äußerlich durch eine gemütliche Unterhaltung mehr Leben verleihen.

„Bei Bärenburgs ist ja Ball," sagte er, indem er einen Schluck aus der nachgefüllten Tasse nahm und alle Tischgenossen der Reihe nach mit strahlend zufriedenem Lächeln ansah. Tante Malwine hustete schicksalsschwer und sagte spitz: „Wir wissen das bereits, wir haben natürlich auch Einladungen erhalten, mein lieber Wilhelm."

‚Mein lieber Wilhelm' wurde geradezu mit gefährlicher Schwüle ausgesprochen. Frau Herborg lächelte etwas müde und ergeben, Hella aber begann mit erneuter Kraft ihre Tränen fließen zu lassen.

„Ach Gott, ach Gott," schluchzte sie, „ach Onkel Wilhelm, es ist ja so schrecklich, so schrecklich!"

Onkel Wilhelm fand nichts Schreckliches dabei, er begriff überhaupt beim besten Willen nicht, was er angerichtet hatte. Und wie immer in Momenten gemütlicher Erregung, fuhr er mit der Hand in die rechte Rocktasche, wo er stets Pfefferminzplätzchen bei sich trug, holte sich eines heraus und verspeiste es ratlos und gedankenschwer.

„Ja, was soll denn das eigentlich alles bedeuten?" fragte er schließlich, sich aufraffend, und schluckte energisch den letzten Rest des Pfefferminzplätzchens herunter.

„Wir haben auch eine Einladung zu Bärenburgs erhalten," sagte Frau Herborg, „aber Hella will nicht hingehen, und ich denke auch, daß sie ruhig zu Hause bleiben könnte, wenn sie nun mal keine Lust hat."

„Aber natürlich," sagte Onkel Wilhelm und freute sich, daß die Sache so einfach lag. „Warum soll Hella nicht dableiben? Es wird gewiß bei Bärenburgs sehr hübsch sein, Johannisnacht zu Hause hat aber auch einen ganz eigenen Reiz."

„Es ist nichts als Laune," bemerkte Tante Malwine mit messerscharfer Stimme und rührte nervös in ihrem Kaffee herum, obgleich sie ihn „grundsätzlich" ohne Zucker trank und also eigentlich nichts zu verrühren hatte.

„Ja doch, es ist schließlich alles ein klein wenig Laune," sagte Onkel Wilhelm schon etwas verschüchtert, „aber das ist doch Stimmungssache in diesem Falle, und wenn sie nun mal die stille Feier zu Hause vorzieht, das macht doch nichts. Zu Johannis kann man ganz gut absagen, der eignen Leute wegen, und überhaupt — ich verstehe nicht . . ." —

„Du verstehst manches nicht, mein lieber Wilhelm." —

„Aber es wird ja getanzt werden bei Bärenburgs, es sind Männer da, natürlich, und Du bist doch sonst so gegen Männer eingenommen," sagte Onkel Wilhelm und freute sich über seinen guten Einfall. Tante Malvine räusperte sich gereizt und war eben im Begriff, eine genaue Darlegung ihrer sämtlichen Grundsätze von allen Gesichtspunkten aus über den schuldigen Onkel Wilhelm ergehen zu lassen, als Hellas Geduld riß, da ihr offenbar der Tränenstrom versagte. Sie stieß die Kaffeetasse von sich, daß sie klirrend mit der Tante Malwinens kollidierte, warf den schönen Blondkopf trotzig zurück, und das Nervöse in ihren Zügen vertiefte sich so merklich, daß das zarte Gesicht etwas Haltloses, fast elementar Wildes bekam.

„Ich kann das nicht mehr aushalten," rief sie leidenschaftlich, „immer dasselbe: das soll ich und das soll ich nicht und eigentlich soll ich gar nichts! Höchstens still halten und das tun, was andere wollen,

und anders sein als ich bin. Ich benehme mich schon möglich genug, aber wenn ich immer nur nach außen da sein soll und gar nicht für mich, dann pfeife ich überhaupt auf den ganzen öden Kram!"

Ein erneuter Tränenstrom beschloß diese Worte. Tante Malwine saß wie zu Eis erstarrt. Keine Miene verzog sich in ihrem Gesicht, das wie lauter petrefakt gewordene Grundsätze aussah. Frau Herborg sagte verweisend:

„Mein liebes Kind, man sagt weder: ‚öder Kram', noch ist man überhaupt so aufgeregt." Dabei beugte sie sich aber so tief auf ihre Kaffeetasse herab, daß man nicht recht erkennen konnte, wie ihr Verweis gemeint war. Onkel Wilhelm aber ahnte Schlimmes nach diesem Ausbruch, und nachdem er noch schnell und mit einem gewissen leidenschaftlichen Elan ein Pfeffermünzplätzchen verschluckt hatte, versuchte er seine Nichte etwas zu verteidigen.

„Man muß das Mädchen aber wirklich nicht so reizen," sagte er, fast entsetzt über seine eigene Kühnheit und trank mit einem scheuen Seitenblick auf Tante Malwine den Rest seines Kaffees aus.

Tante Malwine aber erklärte, heiser vor Erregung: „Ich denke, nach diesem ‚Ausbruch' werdet Ihr es wohl auch für selbstverständlich halten, daß hier etwas geschehen muß. Wir haben ja eben klar gesehen, wohin dieses in sich selbst vergraben führt, es ist geradezu gefährlich. Nicht nur ungesund, direkt gefährlich. Noch neulich wollte Hella nicht, daß eine ganz alte, verfallene Gartenbank repariert wurde, sie hätte sich so dran gewöhnt und so weiter. Was soll denn das heißen? Und so ist's in allem!" —

Die allgemeine Spannung hatte mit diesen Worten eine solche Höhe erreicht, daß Frau Herborg sich entschloß, vermittelnd einzugreifen.

„Du tätest mir diesmal wirklich einen Gefallen, mein liebes Kind, wenn Du hingehen wolltest. Ich komme ja auch mit, und wir beide werden schon ganz vergnügt sein, nicht wahr?"

Hella nickte gebrochen und resigniert, machte aber keine Einwände mehr, da sie selbst das Gefühl hatte, etwas zu weit gegangen zu sein. Und während Onkel Wilhelm seiner Nichte auch gutmütig zuredete und sogar versprach, mit ihr zu tanzen, machte Tante Malwine ein Gesicht, als ob sich ein Glorienschein auf ihr mißverstandenes Haupt herniedersenkte. Die schwierige Frage war nun endgültig erledigt, denn Frau Herborg stand vom Tische auf, verabschiedete sich von Onkel Wilhelm, vielleicht etwas herzlicher als sonst, nickte Tante Malwine und Hella zu und zog sich zurück, um ihre gewohnte Mittagsruhe zu halten. Onkel Wilhelm wollte Tante Malwine augenscheinlich auch nicht weiter reizen, ihr kirchliches oder weltliches Ich von sich zu geben, und empfahl sich etwas eiliger als sonst. Er schüttelte Tante Malwine sehr intensiv und etwas hastig die Hand, so wie es Menschen zu machen pflegen, zwischen denen eben etwas vorgefallen ist, was sie offiziell als erledigt betrachten. Dann zog er seinen Überzieher wieder an, während Tante Malwine ergeben lächelte und ihm beim Unterbringen des Käpsels und bei der übrigen komplizierten Toilette behilflich war. Onkel Wilhelm bedankte sich mehrfach etwas nervös, wedelte dabei mit seinem rotgetupften Taschentuch und wollte sich eben auch noch von Hella verabschieden, als diese plötzlich erklärte, daß sie mitkommen wolle.

„Ich dachte, Du wolltest Hausarbeiten machen," sagte Tante Malwine, und es zog wie ein eisiger Hauch durch die warme Sommerluft. Aber Hella war geladen.

„Keine Spur," sagte sie frech, „ich komme vor dem Abendbrot nicht wieder."

Onkel Wilhelm hastete mit fieberhafter Eile nach der Gartentür, da er eine neue Katastrophe befürchtete, bei der er dieses Mal wirklich nicht hätte an Hellas Seite sein können, obwohl er sie im stillen bewunderte. Er war eben die ersten Schritte auf der Landstraße gegangen und hatte gerade ein Pfefferminzplätzchen sorgenvoll aus der Tasche seines Überziehers hervorgezogen, als Hella neben ihm auftauchte und ihn, nun wieder vergnügt, anlachte.

„Du gehst also doch mit?" fragte Onkel Wilhelm etwas ängstlich und schluckte mit scheuen Seitenblicken sein Pfefferminzplätzchen hinunter.

„Aber natürlich," sagte Hella fidel, „ich freue mich gräßlich!" Onkel Wilhelm freute sich auch, um so mehr, als sie schon ein gutes Stück vom Hause entfernt waren und ein Eingreifen von seiten Tante Malwines nicht mehr zu befürchten war.

„Übrigens," sagte Hella, „ich bin Dir schrecklich dankbar, Onkel Wilhelm, daß Du Tante Malwine auch mal was gesagt und mich etwas in Schutz genommen hast."

„Bitte, bitte, mein liebes Kind," meinte Onkel Wilhelm freundlich, fühlte sich aber nun doch veranlaßt, Hellas respektwidrige Ansichten etwas zu dämpfen.

„Du mußt aber auch nicht zu schroff gegen Tante Malwine sein," sagte er vorsichtig, „Tante Malwine ist doch an sich sehr gut, meint es ja auch so sehr gut, und auch mit Dir, ja — überhaupt —" und Onkel Wilhelm schluckte verlegen.

„Tante Malwine ist ekelhaft," erklärte Hella aufs allerbestimmteste und schüttelte sich die Haare aus dem Gesicht. Onkel Wilhelm beschleunigte seine Schritte und wischte sich unruhig mit dem Taschentuch übers Gesicht, um nicht näher auf Hellas rigorosen Richterspruch eingehen zu müssen. Onkel Wilhelm war überhaupt nicht für Erziehung. Er liebte Ruhe und Frieden über alles und stand derartigen Walküren der Tugenden und Grundsätze, wie Tante Malwine, ebenso fremd wie hilflos gegenüber. Hella hatte ihrerseits auch das Gefühl, daß man diesem Gegenstande — Tante Malwine war für sie ein Gegenstand — schon zu viel kostbare Zeit geopfert hatte, und nahm sich vor, für heute endgültig damit abzuschließen. Wenigstens bis zum Abendbrot, wo sie todsicher ihre Schelte wegen der eigenmächtigen Entfernung und ihrer Flucht vor der Hausarbeit zu erwarten hatte.

„Ich will Deine Kücken sehen, Onkel Wilhelm," sagte sie etwas unvermittelt und energisch.

„Ach, ja, die Kücken, die neuen —" Onkel Wilhelm lächelte beglückt, und vor seinem geistigen Auge entrollten sich wieder all die Herrlichkeiten einer Cochinchinazucht.

„Ja, die neuen Kücken, die gelben," wiederholte Hella und freute sich, daß sich Onkel Wilhelm freute und daß er so bereitwillig von seiner Pädagogik abließ und auf ein andres Gebiet überging.

„Ja, meine Cochinchinahühner," sagte Onkel Wilhelm, „die haben mir schon über manche schwere Stunde im Leben hinweggeholfen."

„Ich glaube auch, daß das Leben sehr, sehr schwer sein kann —" Hellas Gesicht bekam einen eigentümlichen, hartnäckig starren Zug.

„Aber, liebes Kind," sagte Onkel Wilhelm ganz erschreckt und sah seine schöne Nichte etwas verständnislos an.

„Ja, das glaube ich ganz bestimmt und ich habe sehr viel darüber nachgedacht. Weißt Du, besonders so im Winter. Wenn alles gefroren ist und der Schnee fällt drauf und man sieht gar nichts als eben nur Schnee, dann habe ich immer gewünscht, der Frühling möchte mit einemmal durchbrechen, in einer Nacht, mit Sturm und Wind und Regen, so daß alles kaput geht! Und so möchte ich auch das Leben haben! Und das ist, glaub' ich, das Schwere daran, daß es eben auch nicht geht, sondern ebenso langsam oder noch viel, viel langsamer und langweiliger. Dies darf man nicht und das darf man nicht, und ich möchte doch so gerne einmal alles dürfen! Weißt Du, ganz so leben, wie ich's mir denke. Wie im Märchen, wie ein Wunder müßte es kommen, wie ein großes Wunder, und alles müßte so sein, wie ich's mir immer denke, die Bäume und der Fluß und überhaupt alles, weißt Du — so anders eben, wie sonst . . ."

Onkel Wilhelm hustete erregt und sah ebenso entsetzt wie ratlos aus. Er war so verblüfft, daß er nicht einmal daran dachte, ein Pfefferminzplätzchen zu sich zu nehmen, wie sonst in Momenten gemütlicher Erregung. Aber Hella achtete weder auf Onkel Wilhelms warnenden Husten, noch auf sonst etwas, es schien, als ob sie einfach mit sich selber durchginge.

„Verrückt möchte ich einmal sein," rief sie impulsiv, „mit Leib und Seele verrückt!" Und dabei zuckte es fieberhaft um ihren Mund, und die tiefblauen Augen bekamen einen schieferfarbenen Glanz, als ob sich kleine Lichter drin festgesetzt hätten.

Onkel Wilhelm war fassungslos. „Aber das ist ja schrecklich," sagte er mit etwas unsicherm Vorwurf, „wie kommst Du nur auf solche Gedanken, Kind! Die mußt Du Dir aus dem Sinne schlagen und überhaupt nicht so viel grübeln und denken über Sachen, in denen wir armen Menschenkinder nun doch einmal nicht weiter kommen können."

Im stillen aber nahm er sich vor, mit seiner Cousine ein ernstes Wort zu sprechen,

daß diese immerwährende Einsamkeit für ihr Kind nicht tauge. Dem Gespräch der beiden wurde aber jetzt ein Ende gemacht, da sie aus der waldumgebenen Landstraße heraustraten und vor ihnen das Pastorat lag mit seinem roten Ziegeldach und weiß getünchten Mauern, an denen sich die grünen Regenrinnen in langen, steifen Linien hinzogen. Aus dem grünen Buschwerk des Hofes hervor lugte ein kleines, hüttenartiges Bauwerk, das Hühnerhaus, dessen einseitig schräg abfallendes Dach Onkel Wilhelm im vorigen Sommer eigenhändig kückengelb angestrichen hatte. Sie waren an der Gartentür angelangt, und Onkel Wilhelm ließ Hella mit ritterlicher Selbstverständlichkeit vorangehen, wobei er sie ermahnte, nur ja nicht auf irgendein Cochinchinahuhn zu treten, das eventuell durch Färbung oder Größenverhältnisse nicht gleich erkennbar sein könne. Diese Mahnung richtete Onkel Wilhelm mit unermüdlicher Regelmäßigkeit an jeden Besucher und auch an solche, die täglich ins Haus zu kommen pflegten. Aber Hella trat auf keine Hühner, obgleich fortwährend diese Lebewesen in allen Größen und Farbentönen über den Weg liefen. Und jetzt kam man auf den eigentlichen Hühnerhof und an die Stätte des letzten freudigen Familienereignisses. Onkel Wilhelm öffnete andachtsvoll ein kleines Gitter und zeigte Hella die zwölf gelben Kücken, die sich etwas regellos unter den Flügeln ihrer Frau Mama zusammendrängten.

„Wie gelb sie sind!“ sagte Onkel Wilhelm leise. „Nur eins hat helle Flecke auf dem linken Schulterblatt — ganz die Mutter.“

Hella konnte die behauptete Familienähnlichkeit nicht feststellen, stimmte aber begeistert bei, murmelte etwas vom Spiele der Natur und fand im übrigen die Kücken wirklich sehr niedlich. Bloß die Henne sah etwas dumm aus, dachte sie, sagte aber natürlich nichts; erstens Onkel Wilhelms wegen, und dann war es ja auch ein Cochinchinahuhn. Da kam Onkel Wilhelms alte Wirtschafterin über den Hof gegangen, eine Person, von deren unkomplizierter Beschaffenheit man sich auf den ersten Augenschein sofort überzeugen konnte: sehr viel Herzensgüte und sehr wenig Verstand, alles in allem eigentlich nur ein glänzendes, rotes Gesicht mit kaum sichtbaren, wenn aber sichtbar, ausdruckslosen Augen und von einem Kopftuch verhüllt, dessen weißgestärkte, brettartige Fläche mit giftgrünen Elefanten bedruckt war.

„Ach Gott, das gnädige Fräulein!“ rief sie und zupfte verlegen und erfreut an den Dolchspitzenenden des Elefantentuches. „Da will ich aber auch gleich Kaffee kochen.“ Und von diesem Kaffeegedanken erfüllt, der ihren Verstand fürs erste ganz in Anspruch nahm, eilte sie ins Haus zurück.

„Ach ja, Kaffee,“ sagte Hella angenehm berührt und offenbar erleichtert, daß die Kücken nun erledigt wären und sie keine weiteren Familienähnlichkeiten mehr zu finden brauchte. Onkel Wilhelm war weniger erfreut, die jüngste Cochinchinageneration schon wieder verlassen zu müssen. Aber er sah ein, daß eine gewisse Kaffeeberechtigung vorlag, um so mehr, als die etwas dünn klingende Glocke seines naheliegenden ärmlichen Kirchleins die Vesperstunde verkündigte. Und so schloß er mit einem wehmütigen Blick auf seine Kücken die kleine Gittertür, und beide gingen ins Haus hinein — der alte Mann mit seinem Frieden und seiner wunderlichen Hühnerliebe und seine jugendschöne Nichte, in deren Seele auch allerlei Wunderliches schlummerte, aber nichts, was jenen Wunderlichkeiten des Friedens verwandt war. Und doch waren die beiden äußerlich und innerlich verwandt und, was noch viel mehr ist und noch viel seltener vorkommt: sie waren beide Menschen. Nur Menschen mit einer andern Welt. Vielleicht auch aus einer andern Welt — das aber weiß niemand zu sagen und das wußte auch Onkel Wilhelm nicht, der sich heute vielleicht mehr denn je damit beschäftigte, ob seine Nichte einst den wunderlichen Frieden finden würde, den er selbst gefunden.

II.

Das Abendessen verlief still und ohne die erwartete Schelte, denn Tante Malwine saß wie versteinert bei Tische und ermahnte Hella nicht einmal, langsamer zu essen und nicht so viel Zucker in den Tee zu tun. Es war ein bedenkliches Zeichen für Tante Malwinens Seelenzustand, daß sie heute sogar auf diese ihr gewohnten und lieb gewordenen Ermahnungen verzichtete. Aber Hella bemerkte das kaum, sie war merkwürdig müde, und während sie sonst noch

stets mit einem Buch oder einer Handarbeit sitzen blieb und als letzte die Lampe löschte und das Zimmer verließ, ging sie heute gleichzeitig mit den andern schlafen. Sie vergaß sogar ihre Obliegenheit, die Lampe zu löschen, und Tante Malwine besorgte das an ihrer Stelle, ohne ein Wort zu sagen, und mit einer Miene, als mache es ihr Vergnügen, dem armen Petroleum das Feuer zu ersticken. Und Hella ging in ihr Zimmer, die schmale Stiege in den ersten Stock hinauf, wo ihr kleines Heiligtum lag. Es war ein mäßig großes, wenn auch geräumiges Gemach mit unregelmäßigen Wänden, an denen man deutlich erkennen konnte, wie viel vor langen Zeiten schon an diesem Haus gebaut und verbaut worden war. Ein etwas gedrückt aussehendes Fenster mit tiefer, erkerartig angelegter Fensternische gewährte einen Ausblick in den stark verwilderten Park, durch den im Mondlicht wie ein silbernes Band ein breiter Fluß mit felsig zerklüfteten Ufern hindurchschimmerte. Das Merkwürdige an diesem Fenster war, daß es jedem sofort zuerst auffiel, sowie er ins Zimmer trat, obgleich man nicht recht verstehen konnte, was an dem plumpen Fensterkreuz oder den halb erblindeten Scheiben so Auffallendes oder gar Anziehendes war. Ob's an der wunderlichen Form des Zimmers lag, oder ob die tiefe, schwerfällige Fensternische es so hervortreten ließ — jedenfalls war's merkwürdig und sah fast aus, als gehörte das Fenster nicht zur Stube, sondern führte ein selbständiges, persönliches Dasein mit allerlei seltsamen Wunderlichkeiten, die sich wie Spinnweb hin und her zogen, vom Boden bis zum Fensterkreuz und bis zu den rostigen Angeln, die nachts im Winde wimmerten und stöhnten. Und diese Fensternische war Hellas Heiligtum, in das sie auch jetzt, wie stets vor dem Schlafengehen, hineinging und, sich langsam die Haare lösend, hinunterschaute in den Park, in dessen vielverzweigtem Blättergewirr das Mondlicht seltsam unsichere Gebilde schuf. Von fern her rief ein Käuzchen durch die Luft, durch die dunklen Baumkronen fegte leise der Wind und verfing sich flüsternd in den Mauerspalten des alten Hauses. Es war die Stille der Sommernacht, die schwüle Stille, die man zu hören glaubt und die man fast körperlich fühlt und die einen mit tausend Augen anzuschauen scheint, daß einem halb heimlich, halb unheimlich ahnt, man sei nicht mehr allein mit sich selber. Hella lehnte sich halb ausgezogen mit offenem Haar zum Fenster hinaus und atmete mit tiefen Zügen den warmen, feuchten Erdgeruch ein, der mit leichten, grauen Nebeln aus der Tiefe des Parks emporstieg. Hella liebte es, wenn die Erde dampfte, es gab für sie nichts Schöneres, wie frisch gepflügte Schollen, die eben die Pflugschar aufgerissen. Sie schwärmte für alles, was Erde war, so sehr, daß fast alles Natürliche bei ihr persönliche Empfindung auslöste und ihrer eigenen Welt zu eigen schien. Selbst ihre reich entwickelte Phantasie stand streng im Banne jener Erdverwandtschaft und blieb bei aller Aufnahmefähigkeit all dem andern fremd und kühl gegenüber, was sie nicht mit dem Leben der Scholle verbinden konnte. Und so stand sie als ursprünglich sinnliche Natur allem Übersinnlichen, der Religion, den traditionellen Grundsätzen und allem kulturell Gegebenen kühl gegenüber. Es war kein frivoles Refüsieren, eher eine Ratlosigkeit, die aber doch ein Ablehnen in sich schloß; in der Weise, wie man etwas ablehnt, was man nicht nötig hat, ohne sich viel damit zu beschäftigen, ob es einem bewußt angenehm oder unangenehm ist. Und heute empfand sie das alles stärker denn je und vielleicht sogar zum ersten Male bewußter und deutlicher, als es früher gewesen war. Und wie sie halb müde, halb aufgeregt und mit aufgelösten Haaren in den mondhellen Park hinabsah, da fragte sie sich zum ersten Male, wo sie denn eigentlich zu Hause sei, und ob es überhaupt ein Zuhause gäbe. War es hier, wo ihre Mutter herum ging und mit ihren abgegrenzten Formen gleichsam der ganzen Gegenwart und Zukunft mit einem gesellschaftlichen Lächeln gegenüberstand? Nein, gleichmäßige Güte war keine Heimat und ruhige Sicherheit noch kein Zuhause, in das man sich jubelnd verkriechen konnte, tief und warm, so daß man nichts mehr sah und hörte, so wie es Kinder bei Gespenstergeschichten tun mögen. Von Tante Malwine ganz abgesehen, deren jungfräulich gesteigerte Tugend mit ihren ewig rotierenden Grundsätzen in nichts mit Hellas Charakter verwandt war, am allerwenigsten wohl mit der Vorliebe

für Erdgeruch und frisch gepflügte Schollen, die eben die Pflugschar aufgerissen. Daß Tugend meist nichts weiter ist als eine aus der Not gemachte Tugend, das wußte Hella nicht. Oder war man bei Onkel Wilhelm zu Hause, bei seinen Cochinchinahühnern und ihrem kückengelb gestrichenen Dach, wo alles Sonne und Freundlichkeit und Sonntagsfrieden hatte, während Onkel Wilhelm seine Pfeife rauchte oder Pfefferminzplätzchen aß? Aber ob das wirklich ein „Zuhause" war? Sie glaubte es nicht, wenn sie daran dachte, wie merkwürdig Onkel Wilhelms harmloses Gesicht manchmal aussehen konnte, wenn er das verblichene Farbenband aus seiner Studienzeit betrachtete, das über seinem altväterischen Arbeitstisch hing. Und daneben waren ein paar Photographien in ovalem, schwarzem Rahmen, und die sah Onkel Wilhelm dann auch immer sehr lange an, sehr sorgfältig und genau der Reihe nach. Und dann aß Onkel Wilhelm ein Pfefferminzplätzchen und sah ganz anders dabei aus, als er sonst aussah. Nein, in jenem Pfarrhaus war Hella auch nicht zu Hause, wo Onkel Wilhelm lebte mit seinen Kücken und seinem wunderlichen Sonntagsfrieden, in dessen Stille das dünn klingende Kirchglöcklein so müde herüberläutete. Aber wo war sie zu Hause? Hella wußte es selber nicht. Sie wußte nur, daß sie müde war. Und das kam ihr so plötzlich und unerwartet, daß sie fast heftig das Fenster schloß, sich ganz mechanisch und gedankenlos auskleidete und sich fröstelnd ins Bett legte, indem ein ungesunder Schauer ihren sonst so gesunden Körper durchflog. Sie hörte nur leise von ferne, halb träumend und halb wachend, wie die Wellen des Flusses hinter dem Park eintönig ans zerklüftete Ufer schlugen. Wie ein Wiegenlied klang es, leise und immer leiser und doch so verhalten unruhig, daß Hella unwillkürlich daran dachte, wie jener stille Fluß im Vorfrühling seine eisige Decke brach und mit brüllend wildem Jubel seine Fesseln stromabwärts trieb und mit sich fortriß, was an seinen Ufern hing, Bäume und Buschwerk brach und alles mit gelbem Sand und aufgerissener Erde in seinen gurgelnden Abgrund zog! Da hätte sie immer dabei sein mögen, mitten im taumeltollen Treiben drin, so daß ihr der Sturmwind die Haare aus dem Gesicht peitschte und der warme Tauregen ihren jungen Körper schlug — zwischen gefällten Bäumen und gebrochenem Buschwerk, aufgerissener Erde und gurgelndem Wasser mitten in fiebernder Vorfrühlingsnacht, auf lauter krachenden Eisschollen!!

Aber es war ja Sommer und draußen blühte der Flieder in schweren, weichen Blütendolden, der Fluß war ruhig und die Nacht war mondhell, still und friedlich — Hella war müde, müde. Und dann schlief Hella ein.

III.

Tante Malwine war früh in die Stadt gefahren, um Einkäufe zu machen, und Frau Herborg und Hella saßen allein am Kaffeetisch. Der große Neufundländer, der in Tante Malwinens Anwesenheit ausschließlich auf den Hof angewiesen war, kam auf die Veranda, trank drei Teller Milch aus, die ihm Hella vorgesetzt hatte, legte sich dann bequem, alle Viere ausstreckend hin und genoß in tiefen Atemzügen den Frieden von Tante Malwinens Abwesenheit. Aber nicht nur der Hund war ein erklärter Freund dieser Stadteinkäufe, es herrschte heute überhaupt eine angenehmere Stimmung bei Tische. Frau Herborg war ihrer Schwester an sich ja dankbar, daß sie sich mit ihrer ganzen, in der Verwandtschaft so gefürchteten Energie des Haushaltes und der Beaufsichtigung der Gutsverwaltung angenommen hatte. Das war damals, als Frau Herborgs Mann starb und sie selbst zu alledem wohl zu müde gewesen wäre, müde vielleicht weniger durch diese plötzlich eingetretene Schicksalsveränderung, als müde durch ihre Ehe. Tante Malwine war eben trotz all ihrer unbequemen Eigenschaften in diesem Falle unentbehrlich. Und Frau Herborg war von je her klug genug gewesen, das einzusehen, obwohl sie ebenfalls klug genug war, zu bemerken, daß die herrschsüchtige Natur ihrer Schwester sich mehr Rechte anmaßte, als angenehm und geschmackvoll war. Aber Frau Herborg war eben müde und wenn man müde ist, will man Ruhe haben. Am meisten genoß Hella die Abwesenheit Tante Malwinens, sie schlief dann länger als sonst, nahm dreimal so viel Zucker in den Kaffee, als Tante Malwine erlaubte, und fühlte sich bei diesen Exzessen ihrer Mutter bedeutend näher als im korrekten Tageslauf unter Tante Malwinens Heiligenschein. Die alte Wirt-



Wälder und Felder. Gemälde von Prof. Hans von Volkmann-Karlsruhe.

schafterin, die schon seit undenklichen Zeiten bei Herborgs diente und eigentlich bereits mehr den Eindruck eines Inventarstückes wie den einer Persönlichkeit machte, kam auf die Veranda heraus und räumte den Kaffeetisch ab. Sie hatte ein ernstes und etwas unbewegliches Gesicht, ein Gesicht, das aussah, als wäre es mit den Jahren stehen geblieben, aber von durchaus sympathischem Charakter, zu dem sich heute noch ein sonntäglich zufriedener Ausdruck gesellte, der seinen Grund wohl auch in Tante Malwinens Stadteinkäufen hatte. Frau Herborg nickte ihr freundlich zu; Hella erkundigte sich bei ihr, ganz gegen Tante Malwinens Vorschriften, was es heute zu Mittag gäbe, und war angenehm überrascht, dunkle Andeutungen über ein drittes Gericht mit Erdbeersauce zu vernehmen. Der Neufundländer wedelte lebhaft mit dem Schwanze, besaß aber augenscheinlich infolge der zu sich genommenen drei Teller Milch nicht mehr die moralische Kraft, sich zu erheben und seiner Freude deutlicheren Ausdruck zu geben. Die Wirtschafterin strich ihm leise über den Kopf, trug das Kaffeegeschirr in die Küche und machte sich dort daran, ihre Versprechungen bezüglich des dritten Gerichts mit der Erdbeersauce zu erfüllen.

„Mama,“ sagte Hella plötzlich und wand etwas verlegen die Hände unter dem Tisch, „bist Du eigentlich immer so gewesen, so — so ruhig?“ Frau Herborg sah erstaunt auf. „Aber liebes Kind, wie meinst Du das?“ — „Na ja, so wie Du jetzt bist, Du bist doch immer so ruhig. Bist Du früher auch so gewesen?“ — „Aber Hella, wann denn?“ — „Als Du ein Mädchen warst, Mama.“ — Frau Herborg ließ ihre Handarbeit sinken und sah beinahe erschrocken in das aufgeregte Gesicht ihrer Tochter. „Natürlich war ich anders,“ sagte sie langsam und vorsichtig überlegend, „jeder Mensch ist heute anders, als er früher war, man verändert sich eben mit der Zeit, zum Teil wenigstens, in diesem oder jenem.“ — „Ich glaube, ich werde mich nie verändern“, erklärte Hella und sah nachdenklich und fast düster in ihren Schoß, indem sie die feinen Augenbrauen nervös zusammenzog. — „Doch, Hella, Du wirst Dich auch verändern,“ erwiderte Frau Herborg freundlich, „das bringt das Leben schon mit sich, das ist nun mal so. Wenn ich dran denke, was Du für ein wildes kleines Mädel warst. Du wälztest Dich am liebsten auf der Erde herum und kamst immer mit beschmutzten Kleidern und zerzausten Haaren zu Tisch — und jetzt bist Du doch auch anders und so wohlerzogen, daß ich sehr zufrieden mit Dir bin, mein Kind.“

Frau Herborg reichte ihrer Tochter freundlich die Hand hin. Hella ergriff sie impulsiv. „Ich wollte, Mama, ich könnte noch heute so sein, wie damals. Ich muß mich immer zusammennehmen, daß ich's nicht bin. Ich möchte so furchtbar gerne, und es ist so scheußlich, wenn man dann nicht kann. Aber man darf ja nicht, man muß immer ruhig sein, schrecklich ruhig!“ Frau Herborg sagte gar nichts, sie zog ihr Kind nur enger an sich, und es war, als ob sich unsichtbare Fäden um beide Frauengestalten schlangen, das feine Band des gleichen Blutes und gleichen Seelenlebens. Auch Hella fühlte das, wenn auch nur unbewußt und undeutlich, und diese unklare Empfindung löste in ihr ein grenzenloses Vertrauen zu ihrer Mutter aus. Es war der Zauber der Stunde, daß sie so viel sagte, was sie sonst kaum gesagt hätte. „Weißt Du, Mama,“ fuhr sie fieberhaft aufgeregt fort, „wenn's so regnet und stürmt und an den Läden rüttelt, und ich nicht hinaus darf, dann möchte ich hinaus, ganz nackt, wenn's auch noch so kalt ist — und möchte ganz, ganz naß werden und durch Wind und Wetter laufen und dann möchte ich mich, wenn's aufhört, auf die Erde legen und von der Sonne trocknen lassen, so warm und so — weißt Du — eigentlich möcht' ich überhaupt ganz so leben, wie's die Urmenschen taten. Natürlich auch nicht so wie die, so stumpfsinnig, wie Onkel Wilhelm sagt, sondern, weißt Du, eben anders, ganz bewußt, so zum Genießen — —“

Frau Herborg war blaß geworden und sah starr über ihre Tochter hinweg, ins Leere.

„Mama, warum tun wir's nur nicht? Warum leben wir so blödsinnig, wie die Puppen und tun, als ob wir gar keinen Körper hätten und sind so furchtbar vernünftig und dürfen nichts tun, was doch jedes Tier darf?!“ Und Hella schluchzte nervös auf, während ihr die Mutter zärtlich beruhigend die heißen Wangen streichelte. „Es sind eben nicht alle so, wie wir, Hella. Die allerwenigsten sind so, und darum

müssen wir ruhig werden und wir werden's auch, ganz gewiß. Ich bin auch ruhig geworden. Und nun komm, und quäl Dich nicht mehr damit, hörst Du? Die Welt ist trotzdem sehr schön, besonders wenn man, wie Du, achtzehn Jahr alt ist und das Leben vor sich hat ...." Aber Hella schüttelte ungeduldig den Kopf, dann sah sie ihre Mutter sehr weich und fast bittend an. „Mama," sagte sie leise, „sei nicht böse, wenn ich Dich sowas frage. Bist Du mit Papa glücklich gewesen?" Frau Herborg zuckte nervös zusammen, hatte aber bereits wieder ihre ganze Haltung gewonnen. „Dein Papa war sehr gut und sehr vornehm," erwiderte sie ernst und ruhig, „er war auch nicht so, wie das alles, was Du sagtest, aber Papa war sehr gut, und ich hab' ihn lieb gehabt." — „Es muß schön sein, wenn man jemand lieb hat," sagte Hella langsam, „aber er müßte auch so sein, wie man selber ist ...." und dann, ganz plötzlich und unvermittelt faßte sie die Hände der Mutter und fragte impulsiv, beinahe angstvoll: „Mama, hast Du mich lieb?" Frau Herborg sagte gar nichts, aber es zuckte so seltsam um ihre Lippen. Sie zog die Tochter eng, ganz eng an sich und küßte sie. — —

Da klang auf der Landstraße Hufschlag und Wagenrollen, und gleich darauf hielt eine kleine elegante Equipage, mit zwei braunen Pferden bespannt, an der Freitreppe von Neuhof. Die Damen sahen erstaunt auf, und Frau Herborg erkannte in einem der beiden aussteigenden Herren den jungen Herrn v. Bärenburg. Auch Hella erkannte ihren Vetter — die Bärenburgs waren weitläufig mit Herborgs verwandt und standen in sehr herzlichen Familienbeziehungen, wenn sie auch seit dem Tode des Gutsherrn von Neuhof einen nur spärlichen Verkehr unterhielten. Besonders der junge Herr v. Bärenburg war lange nicht dagewesen, da er auf der landwirtschaftlichen Hochschule in Berlin studierte, d. h. Kollegiengelder zahlte und sich in einer Stadt mit dem erwähnten Bildungsinstitut befand. Es war eine schlanke, elegante Erscheinung mit einem arroganten, ziemlich ausdruckslosen Gesicht; jedenfalls sah man ihm in Form und Bewegungen die gute Familie an, wie er den Damen die Hand küßte und ihnen dann seinen Begleiter vorstellte.

„Mein Freund und Studiengenosse, Erich Ruhland — übrigens, Tante Eleonore," fügte er hinzu, „ist Erich ein entfernter Verwandter von uns. Du weißt doch, eine Herborg heiratete einmal einen Ruland ...."

„Ja, ich erinnere mich," sagte Frau Herborg kühl und bat die Herren höflich Platz zu nehmen. „Es freut mich sehr, Sie kennen zu lernen, Herr Ruland," fügte sie ebenso liebenswürdig, wie reserviert hinzu. „Seit dem traurigen Fall, wo Ihre beiden Eltern so schnell hintereinander starben, habe ich nur wenig von Ihnen gehört. Sie studieren jetzt mit meinem Neffen zusammen, das ist ja sehr hübsch, daß Sie sich so getroffen haben."

„Sehr liebenswürdig, gnädige Frau," sagte Erich Ruland und machte eine Verbeugung, die mehr etwas eingeübt als selbstverständlich aussah. „Wirst Du nicht ausspannen lassen, Fritz?" wandte sich Frau Herborg an ihren Neffen, „ich hoffe doch, daß Ihr zu Tisch bleibt — nicht wahr, Herr Ruland, Sie machen uns das Vergnügen?" Herr Ruland sah etwas ratlos aus, aber Herr v. Bärenburg enthob ihn dieser schwierigen Situation und sagte dankend ab. Sie hätten nur mal vorsprechen wollen, da sie in der Nähe waren, und er speziell hätte sich das Vergnügen nicht versagen können, Tante und Cousine in Neuhof zu begrüßen, noch bevor das Gartenfest stattfände. Frau Herborg lächelte liebenswürdig, und die beiden besprachen eingehender das bevorstehende Ereignis, wobei Fritz v. Bärenburg nicht ohne Humor schilderte, wie bei so hochwichtigen Vorbereitungen sogar der Sohn des Hauses in ganz unverantwortlicher Weise herangezogen würde. Hella fühlte sich verpflichtet, sich etwas mit Herrn Ruland zu beschäftigen.

„Studieren Sie schon lange in Berlin, Herr Ruland?" fragte sie konventionell.

„Jawohl, gnädiges Fräulein, schon mehrere Jahre. Ich werde diesen Herbst fertig."

„Werden Sie dann Berlin nicht sehr vermissen oder gedenken Sie dort zu bleiben? Es muß doch sehr interessant sein."

„Ich möchte mich nach Beendigung meines Studiums hier in der Gegend ankaufen. Ich halte sehr viel von den hiesigen Bodenverhältnissen, und zwar möchte ich ein

möglichst großes Rittergut besitzen, da meine landwirtschaftlichen Pläne große Verhältnisse voraussetzen." Er sagte das ohne jede Spur von Prahlerei, in rein sachlichem Tone und aus wirklichem sachlichen Interesse heraus. Hella berührte das sympathisch, überhaupt war er ihr angenehmer, wenn er sprach, weil der etwas eckige Charakter seiner Erscheinung mehr zurücktrat und seine praktische, wenn auch etwas nüchtern einseitige Intelligenz vorteilhaft zur Geltung kam. Und er erzählte ihr eifrig von seinen Absichten, von technischen Neuerungen und ihren mutmaßlichen Erfolgen, und Hella hörte ihm zu, weniger auf das achtend, was er sagte, als auf die Art und Weise, wie er seine Ideen entwickelte, und nicht zum mindesten auf seine ganze äußere Erscheinung. Erich Ruland war ein auffallend hübscher Mensch, von kräftiger, übermittelgroßer Figur, die mehr Kraft als Biegsamkeit zeigte, mit einem klugen, etwas eigensinnigen Gesicht, dem das schwarze Haar und der etwas heraufgedrehte Schnurrbart einen sehr ausdrucksvollen energischen Charakter verlieh. Und da demselben auch eine gewisse Güte nicht abzusprechen war, so war seine Erscheinung entschieden sehr sympathisch und Hella durch ihre gesunde Sicherheit sehr angenehm, obgleich sie auch als absolute Dame es etwas störend empfand, daß ihm das jedem Menschen aus guter Familie so selbstverständliche Je ne sais quoi fehlte, das der Pöbel mit neidischem Vergnügen als Décadence bezeichnet. Aber sie hörte ihm aufmerksam zu, wie er seine Theorien entwickelte, und empfand beinahe ein Gefühl des Bedauerns, als sich Fritz v. Bärenburg jetzt erhob und sich die Herren verabschiedeten. Sie reichte Erich Ruland die Hand und sagte freundlich: „Auf Wiedersehen."

Als die beiden Herren wieder nebeneinander im Wagen saßen, der schnell über die staubige Landstraße dahinrollte, sagte Erich Ruland mit einer bei seiner Ruhe fast enthusiastisch wirkenden Plötzlichkeit: „Du, das ist aber ein patent hübsches Mädel, Deine Cousine!"

„Die alte Dame ist auch nicht übel, Du mußt sie Dir mal näher ansehen."

Das war ihr psychologischer Eindruck von diesen beiden Frauen. Und sie waren „Weiberkenner", wie sie selbst immer sagten. Und sie kamen sich sehr männlich dabei vor.

IV.

Wagen um Wagen war bei den Bärenburgs vorgefahren, elegante und einfachere Equipagen, je nach den Mitteln ihrer Besitzer. Ein Teil war schon morgens oder gar am Tage vorher eingetroffen, und alle nur im Gutshause befindlichen Zimmer waren besetzt mit denen, die weiter wohnten und für die eine Fahrt am Festtage selbst zu anstrengend gewesen wäre. Überall herrschte Leben und Lachen, und unter den zahlreich Erschienenen, die die gastlichen Räume füllten, befand sich auch fast alles, was charakteristisch war für die ganze Gegend und was aus diesem oder jenem Grunde eine Rolle spielte. Da war Frau v. Halden mit ihren fünf Töchtern, die ebenso unverheiratet wie schön waren und immer und bei jeder Gelegenheit von ihrem großen Familiensilberschatz sprachen, den sie natürlich auf eine Bank zur Aufbewahrung gegeben hätten, aus Furcht vor Dieben — sie waren doch so alleinstehend und wie leicht konnte eingebrochen werden. Und so lag schon alles seit Jahren auf der Bank; hätte jemand diese Bank entdecken wollen, so wäre es freilich vergebliches Bemühen gewesen. „Lieber mit den einfachsten Gabeln und Messern essen, als sich solch einer Eventualität aussetzen, daß all das alte schöne Familiengut gestohlen würde!" sagte Frau v. Halden auch jetzt und wandte ihr blasses etwas ängstliches und immer sorgenvolles Gesicht dem alten Herrn v. Bärenburg zu. „Aber natürlich, meine beste gnädige Frau!" erwiderte der alte Herr verbindlich und versuchte sehr begeistert dabei auszusehen, obwohl er die Geschichte schon unzählige Male gehört hatte. Die Sage vom Haldenschen Familiensilberschatz war mehr wie bekannt. Der alte Herr v. Bärenburg war ein stattlicher Mann mit grauen Haaren, dem man in Haltung und Sprechweise noch stark seine frühere militärische Laufbahn anmerkte. Der strenge, fast etwas starre Ausdruck seines Gesichts wurde sympathisch gemildert durch einen Zug von großer Güte, der unverkennbar darin lag und sich besonders deutlich zeigte, wenn er mit jemand sprach. So auch jetzt, als er Frau von Halden mit ritterlichen Artigkeiten überschüttete, so daß es fast den Anschein

hatte, als wollte er seine besondere Artigkeit gerade dieser Frau zeigen, deren ganzes Leben aus der einen großen Sorge bestanden hatte, sich und ihre fünf Töchter auf eigner Scholle und halbwegs standesgemäß über Wasser zu halten. Und Herr v. Bärenburg hatte vor diesem Verzweiflungskampf das Gefühl, das jeder Kavalier dabei hat: Hut ab!

Herr Meyer, der hier vor einigen Jahren ein großes verkrachtes Rittergut gekauft hatte, empfand augenscheinlich weniger dabei, als er sich jetzt näherte und irgendeinen Witz machte, den er schon lange vorbereitet hatte und der merklich kühl aufgenommen wurde. Herr Meyer war anfänglich geschnitten worden, seine Besuche wurden, trotzdem er vierspännig fuhr, allerseits übersehen. Seitdem er aber mit der Zeit die Hypotheken der umliegenden Güter zum Teil an sich gebracht hatte, fehlte er bei keiner größeren Festlichkeit. Er war durch eigene Kraft und durch günstige Mehlpreise reich geworden. — Auch die Herborgs waren da, außer Tante Malwine, die, ohne auf den geringsten Widerstand zu stoßen, kategorisch erklärt hatte, daß sie derartige Feste grundsätzlich nicht mitmache. Frau Herborg unterhielt sich mit Frau v. Bärenburg, einer schönen, aber nicht gerade geistreichen Dame, bei der man außerdem auch die Güte vermißte, die ihren Mann so sympathisch und angenehm machte. Augenblicklich beklagte sie sich über die Unzuverlässigkeit der Dienstboten, wobei ihre beiden hübschen und immer etwas belanglos lächelnden Töchter sekundierten. Der junge Fritz v. Bärenburg machte dem jüngsten Fräulein v. Halden unterdessen mit unermüdlicher Energie den Hof: er schwärmte nämlich für sie und behauptete stets, sie hätte so etwas, man wüßte selbst nicht, was. Er war eben ein „Weiberkenner".

Hella stand etwas abseits neben Erich Ruland, der sich so bald als nur irgend möglich, an sie gemacht hatte und angelegentlich auf sie einsprach, von praktischer und theoretischer Landwirtschaft und zum meisten von sich selbst. Hella hatte dieselbe angenehme Empfindung, ihn sprechen zu hören, wie bei seinem ersten Besuch auf Neuhof, im übrigen aber war sie noch ganz in Anspruch genommen von all dem Neuen, von dem ganzen lustigen Leben und von dem Lachen und Stimmengewirr in den lichterfüllten Sälen. Es ging ihr alles so in eins zusammen, daß sie sich nicht recht durchfinden konnte und nur hie und da undeutlich ein bekanntes Gesicht auftauchen und wieder verschwinden sah. Von fern her, aus der andern Ecke des Saales, hörte sie mal die Stimme ihrer Mutter, dann kam Onkel Wilhelm vorbei und nickte ihr freundlich zu, und sie hörte, wie er einem alten Dragoneroberst mit liebevoller Ausdauer etwas von einem Cochinchinaküken erzählte. Aber es ging alles so schnell vorüber, wie im Kreisellauf, und sie hatte das Gefühl, daß sich's ihr im Kopf drehte vor lauter Licht und Lachen und Leben. Das war zu Tisch schon ähnlich gewesen, aber jetzt wurde es immer stärker, daß ihr fast unangenehm schwindlig wurde, so schön ihr auch sonst das bunte Treiben erschien. Und so war sie froh, als Frau v. Bärenburg ihre Gäste jetzt aufforderte, auf die Veranda herauszutreten, wo nach alter Sitte die Knechte und Mägde des Guts in langem Zuge singend ankamen, um der Herrschaft die üblichen Kränze zur Johannisnacht zu bringen. Alles gruppierte sich draußen, so weit der Platz reichte, auf der Veranda und auf den Stufen der breiten und schon recht schadhaften Freitreppe, von der bei solch starker Inanspruchnahme hier und dort mal ein Stück abbröckelte, das man dann diskret mit dem Fuße beiseite schob. Im Park flammten, eins nach dem andern, kleine Lichter auf, bis nach einigen Störungen eine etwas dürftige, aber gutgemeinte Illumination zustande kam, die mit großer Begeisterung aufgenommen wurde, besonders als sich der allgemein beliebte alte Herr v. Bärenburg als genialer Urheber dieser Idee entpuppte. Im Hintergrunde des Hofes sah man lange Tische, mit Tannengrün geschmückt, große Bierfässer und ähnliche Vorbereitungen für die Gesindefeier. Auch zwei Teertonnen wurden jetzt angezündet und beleuchteten alles mit ihren unruhig zuckenden Flammen: die Gutsherrschaft und ihre Gäste auf der Freitreppe und davor die vielen Knechte und Mägde, die ihre alt hergebrachten Johannislieder sangen, während in den derben Händen der jungen Bauerdirnen die großen Kränze raschelten, die sie aus wilden Blumen und Wald- und Wiesenkraut gewunden

hatten. Es war die richtige Johannisnacht, die Stimmung von des Jahres erster Mahd.

Als Frau v. Bärenburg jetzt vortrat, um den der Gutsfrau bestimmten Kranz entgegenzunehmen, da wurde es ganz still im lustigen Kreis der vielen, vielen Menschen, und es war, als ob alle die verschiedenen Persönlichkeiten in diesem Augenblick das gleiche fühlten: das Altgewohnte und Althergebrachte, das man von Kindheit an kennt, das so ist, wie's eben zu Hause ist. Und das war allen diesen Menschen das gleiche. Nur Herr Meyer murmelte etwas verlegen: „Ach, ach, wie traditionell! Sehr hübsch, sehr hübsch!“ und spielte dabei mit seiner großen Uhrkette, die er teils eigner Kraft, teils den günstigen Mehlpreisen zu verdanken hatte. — Und dann bekamen auch alle die anderen Kränze, die jungen Damen behielten die ihren sogar auf dem Kopf, was etwas phantastisch, aber der Johannisnacht jedenfalls sehr entsprechend aussah. Die Knechte und Mägde gingen lachend und scherzend zu den festlich für sie hergerichteten Nebengebäuden, während Damen und Herren sich wieder ins Gutshaus verfügten, wo ein gemietetes kleines Orchester einen Walzer intonierte, mit ebensoviel Energie und Liebe zur Sache, als mangelndem musikalischen Gefühl. Das störte aber niemand, und die Jugend gab sich mit wirklichem und echtem Vergnügen dem Tanze hin, während sich die alten Herren ganz in's Spielzimmer zurückzogen, um sich an den Kartentisch zu setzen oder in Ruhe und Frieden eine Zigarre zu rauchen und über Politik, Jagd und Pferde zu sprechen. Auch den älteren Damen war es allmählich zu heiß und wild im Tanzsaal geworden, sie promenierten in den anliegenden Gemächern herum, tranken Tee und aßen belegte Brötchen und warfen nur ab und zu einen mütterlich besorgten oder tantenhaft untersuchenden Blick in das bunte Getriebe.

Hella tanzte unermüdlich, ohne Aufhören, bald mit diesem, bald mit jenem, und wußte selber kaum, mit wem. Es war der ausschließliche Genuß der Sache selbst, der sie ganz in seinen Bann gezogen. Diese rhythmische Bewegung, die doch bei aller Harmonie etwas Tolles haben konnte, reizte sie auf und löste das Elementare ihrer Natur fast bis zur Wildheit aus. Sie gab sich ganz dem unbekannten sinnverwirrenden Rausch hin, und es war kein Wunder, daß ihr's an Tänzern nicht fehlte, denn sie sah wunderschön aus mit ihrem erhitzten, aufgeregten Gesicht und den seltsamen Augen, die so bachantisch leuchteten und so eigenartig mit den weißen Jasminblüten in ihrem Kranze kontrastierten, den sie im goldnen Haare trug. Jetzt endlich konnte sie nicht mehr, sie fühlte selbst, wie müde sie war, rein körperlich, und dazu hatte sie dasselbe intensive Gefühl von Schwindel, noch viel, viel stärker, als im Anfang. In ihren Schläfen hämmerte es fieberhaft, und ihr selbst, der immer Gesunden, kam es vor, als sei sie nervös, haltlos nervös. Da trat plötzlich Erich Ruland auf sie zu und bat um einen Tanz. Sie hatte schon wiederholt an diesem Abend mit ihm getanzt und hätte ihm ganz gut absagen können und wollte es eigentlich auch. Aber dann war's ihr, als ob sie gern seine Stimme hören wollte und ihr's unangenehm gewesen wäre, wenn er wieder fortgehen würde; und zu alledem hatte sie ein fast zwingendes Gefühl, sich auf seinen Arm stützen zu müssen, weil ihr so schwindlig war und sie sich so merkwürdig unsicher fühlte. Und so nickte sie und stand auf. Er führte sie von neuem in die bunte Tänzerschar hinein, und sie überließ sich willenlos seiner Führung.

Lachende Paare tanzten an ihnen vorbei, und Hella schien's, als nähme die Reise kein Ende. Halb im Traum hörte sie die gleichmäßige rhythmische Musik und das leise, monotone Schleifen der Füße, und abgerissene Sätze klangen im halblauten Stimmengewirr an ihr Ohr. Sie tanzte mechanisch und lehnte sich schwer und müde auf den Arm ihres Tänzers, der ernster aussah als sonst und mit beinahe starrem Ausdruck das schöne Mädchen vor sich betrachtete.

„Ich kann nicht mehr,“ sagte Hella plötzlich, „ich möchte hinaus an die Luft!“ Es lag etwas Ängstliches, fast Hilfloses in ihrer Stimme. Erich Ruland antwortete nicht, er preßte schweigend den Arm des Mädchens enger an sich und führte sie durch das leuchtende, lachende Gewirr hindurch an die Glastür, die aus dem Ballsaal in den Park hinausführte. Mit nervöser Hast suchte er die Klinke und stieß die Tür auf, die sich ächzend in den Angeln drehte und leise klirrend wieder zuschlug. Die beiden

traten ins Freie. Im Park war's dunkel, nur hier und dort flammten vereinzelt kleine Lämpchen, die Reste der Illumination, und schemenhaft, in der schwachen Beleuchtung kaum erkennbar, promenierten Damen und Herren an ihnen vorbei, die auch die Schwüle des Tanzsaales verlassen hatten, um Luft zu schöpfen. Hella hing immer noch fest und wie gebannt am Arm ihres Begleiters, und Erich Ruland führte sie schnell, fast gewaltsam, an den einsamen Spaziergängern und den unruhig flackernden Lichtern vorbei in einen dunklen Seitenweg des Parkes. Durch die Baumkronen wehte leise der Nachtwind, und die Zweige raschelten und regten sich, als ob sie lebten. Der Kies knirschte unter den Füßen der beiden, die mit fieberhafter Eile weitergingen, als sei etwas hinter ihnen, dem sie entfliehen müßten. Und das empfanden sie beide, dies Gefühl der Flucht, des Sich-Verbergens, ohne sich klar zu werden, etwas wie Verbindendes und Gemeinsames diese rein nervöse Vorstellung hat. Und so kamen sie, ohne es zu merken, ganz weit und tief in den Park hinein, bis sich Hella schließlich auf eine Steinbank setzte, die halb verfallen und mit Moos bewachsen, am Wege stand. Hätte sie gesehen, wie bleich und ernst der Mann neben ihr war, sie wäre wohl umgekehrt oder hätte zum mindesten durch eine gesellschaftliche Konversation die gefährliche Stimmung beseitigt, denn Hella war ein sehr kluges Mädchen und hatte bei aller Wildheit ihrer Natur die selbstverständliche Sicherheit der Dame. Aber sie merkte nichts davon, sie war ganz mit sich beschäftigt und ahnte gar nicht, wie sehr sie grade dadurch sich mit dem andern beschäftigte. Sie gab sich ganz ihrer Stimmung hin und wußte nicht, daß der Mann, der in fieberhafter Aufregung neben ihr stand und sie wie hypnotisiert betrachtete, ja in einer ganz ähnlichen Stimmung war.

Die gleiche Stimmung im gleichen Augenblick, das war's, was als ein unsichtbares Drittes bei den beiden jungen Menschenkindern stand, und sie sich einander verwandt machte und sie durch seine Selbstverständlichkeit vergessen ließ, wie wenig selbstverständlich diese Situation war. Über die geschorene Akazienhecke hinweg, die den Park an dieser Stelle begrenzte, wehte der Nachtwind den Geruch von frischgemähtem Gras herüber, jenen intensiven Heugeruch, der so gesund berauschend ist und so scharf und kräftig, wie der klingende Sensenklang der ersten Mahd. Es war ganz still um sie herum, nur leise, kaum vernehmbar, hörte man abgerissene rhythmische Sätze der Musik, fernher vom Gutshause herübergetragen. Sonst war es still, ganz still. Der Wind ging leise durch die Baumkronen, die Blätter rauschten und flüsterten heimlich, ein kleiner, blühender Lindenzweig löste sich vom Ast und fiel langsam durch die Luft zu Hellas Füßen. Und es war, als käme durch diese zaghafte Bewegung wieder Leben in all das Lautlose, als ging ein erster tiefer Atemzug durch die verhaltene Stille. Hella bewegte sich etwas unruhig und fühlte plötzlich die Kälte der Steinbank, auf der sie saß. Erich Ruland aber hob den blühenden kleinen Lindenzweig vom Boden auf und legte ihn vorsichtig und mit zitternden Händen in Hellas Schoß. Das Mädchen sah auf und ihre Blicke begegneten sich mit denen des jungen Menschen — nur einige wenige Sekunden, aber Sekunden, die all ihre Nerven fiebern machten und ihr das Blut im tollsten Taumel durch die Adern jagten. Da legte Erich Ruland den Arm um Hella Herborg, und sie lehnte sich fest an ihn an mit dem ganzen, jungen lebendigen Körper und ließ sich von ihm küssen, daß ihr die Wangen brannten wie im Feuer und der Jasminkranz ihr im goldnen Haar zerdrückt wurde. „Du — Du!“ Und um sie beide herum die nächtliche Stille und der kräftige, scharfe Heugeruch, der immer voller und berauschender über die Akazienhecke hereinflutete. — Erste Mahd! — — — Da klang lautes Lachen zu ihnen herüber und Stimmengewirr, und Schritte kamen, nicht weit von den beiden, die große Allee herauf. Hella sprang auf und machte sich aus Erich Rulands Armen los, fast energisch. „Wir müssen zurück!“ stieß sie hervor und rang mühsam nach Atem. Und dann, gleichsam um ihrer eigenen Willenlosigkeit Herr zu werden, ging sie mit eiligen, beinahe laufenden Schritten den dunkeln, schmalen Parkweg zurück, den sie gekommen waren. Erich Ruland, der zuerst etwas ratlos stehen geblieben war, besann sich schnell auf sich selbst und war mit ein paar Sätzen an der Seite des Mädchens. Und nun,

wo er sich wieder hatte, sprach er ganz ruhig und in seiner sachlichen, etwas nüchternen Art und Weise auf Hella ein: daß es doch alles sehr schön wäre und daß er ihr dankbar, namenlos dankbar und daß er sie lieb hätte und sie nun verlobt wären und sich heiraten würden. Und Hella wurde auch ruhiger und verlangsamte ihre Schritte und hörte zu und sagte zu allem was er sagte, ja, obwohl sie es kaum verstand. Und sie versprach, erst in den nächsten Tagen mit der Mutter zu sprechen, kurz bevor er seinen Abschiedsbesuch machen wollte, um wieder nach Berlin zu fahren. Denn er mußte doch nach Berlin, das war für ihn ganz selbstverständlich, er wollte sein Studium beenden und alles richtig und gründlich zum Abschluß bringen. Das wollte er so wie so und nun erst recht.

Dann entwickelte er seine Zukunftspläne weiter und Hella hörte zu, das heißt sie hörte eigentlich kaum, was er sagte, sondern sie hörte nur seine Stimme und dachte dabei an die steinerne Bank und die geschorene Akazienhecke und an den kleinen blühenden Lindenzweig. Und so waren sie allmählich wieder ganz nah am Gutshause angelangt und sahen schon die tanzenden Paare durch die Glastür und hörten deutlich die Musik, die in etwas schrillen Tönen einen rasenden Galopp spielte. Da lehnte sich Hella noch einmal an Erich Ruland an: „Du, gib mir noch einen Kuß!“ sagte sie verhalten und mit mühsamer Beherrschung. Der Mann hatte sich so in seine Zukunftspläne hineingeredet und hineingedacht, daß er nicht mehr im Zauber des Augenblicks stand. Und ohne Hellas Tiefe zu ahnen oder gar selbst zu besitzen, fand er's nur riesig nett von ihr und küßte sie unterm dunklen Schatten eines großen Baumes noch einmal sehr herzlich und vielleicht ein ganz klein wenig nachsichtig. Diese Nachsicht war ihm selber unbewußt in diesem Augenblick, obwohl er sonst ganz bewußt als „Mann“ und „Weiberkenner“ sich allem Femininen sehr überlegen glaubte. Auch Hella wußte natürlich nicht, wie nahe ihre tiefe, reiche Frauenseele eben mit jenem Starrsinn in Berührung gekommen war, der eine unüberbrückbare Grenze zieht zwischen der Welt einer wirklichen Frau und derjenigen der Männer, die selbst bei aller Fähigkeit für ihr Fach, seelisch zu gering und belanglos sind, um andere Pfade zu gehen, als die ausgetretenen und gewohnten kleingeistiger Bequemlichkeit.

Beide traten ins Haus und gingen etwas ostentativ formell auseinander. Aber niemand bemerkte das, denn der Tanz war noch im Gange, und nur wenige zeigten Lust, die schöne Festlichkeit zu beenden, ehe das Morgengrauen anbrach. Es waren eben Nordländer mit jenem gründlichen, wenn auch selten zutage tretenden Temperament des Nordens — und man war's gewohnt, zu tanzen, zu trinken und zu lachen bis die ersten Sonnenstrahlen durch die Fenster huschten, über den staubigen Boden des Ballsaals, über leere Flaschenreihen und die Scherben zersprungener Becher. Aber einige brachen doch schon auf, die näher wohnten und ihr Haus noch vor den ersten Morgenstunden erreichen konnten. Auch Frau Herborg hatte Weisung gegeben, ihren Wagen vorfahren zu lassen, und nach herzlichem Abschied von den Bärenburgs setzte sie sich mit Hella und Onkel Wilhelm, der den gleichen Weg hatte, hinein. Die Pferde zogen an, der Kies knirschte unter den Rädern, noch schnell wurden Grüße hin und her getauscht, und auch Hella nickte trotz aller Müdigkeit, die sie jetzt ganz überwältigt hatte, freundlich herüber, da Erich Ruland auf der Freitreppe stand und dem Wagen nachsah. Und dann kam eine starke Biegung des Weges und das Haus der Bärenburgs war den Blicken der Fortfahrenden entzogen. Hella lehnte sich in die Polster zurück und überließ sich ihren Gedanken, mehr mechanisch und unwillkürlich, als besonders intensiv und beabsichtigt. Nach aller Aufregung und allem Taumel und all der physischen und seelischen Inanspruchnahme überkam sie auf dem weichen, leise federnden Wagensitz und bei dem gleichmäßigen Hufschlag und Wagenrollen ein Gefühl von Ruhe und Behaglichkeit, das etwas unendlich Wohltuendes hatte; körperlich wenigstens, ihre Gedanken waren immer noch mit all dem, was vorgefallen war, beschäftigt. Frau Herborg lehnte müde in der Wagenecke und sah nur dazwischen etwas ernst und forschend ihre Tochter an, der sie etwas Außergewöhnliches anzumerken glaubte mit dem ganzen feinen Instinkt einer vornehmen Frau, die ebensoviel Geist und

Seele, als Lebenserfahrung besitzt. Und so war sie nicht unnervös, weil sie merkte, daß Hella bei aller scheinbaren Ruhe nervös war. Nur Onkel Wilhelm merkte wie immer von alledem nichts. Er sagte, daß Hella sehr hübsch aussähe, und erzählte unaufhörlich von dem alten Dragoneroberst, der bei aller Rauheit soviel liebevolles Interesse für seine Küchen gezeigt hätte. Onkel Wilhelm hatte keine Ahnung, daß der Dragoneroberst zur selben Zeit zum alten Herrn von Bärenburg sagte: „Weißt Du, mein lieber Bärenburg, wenn ich den alten, guten Pastor nicht so scheußlich gern hätte, dann hätt' ich's nicht ausgehalten, Du kannst mir's glauben. Der Mensch sprach in einemfort von Küken, die kaum zu sehen oder kaum geboren sind. Sträflicher Blödsinn!" Aber Onkel Wilhelm wußte das nicht, er war sehr zufrieden und animiert und sprach immer weiter, bis er schließlich an der Tür des Pastorats abgesetzt wurde und im Blättergrün seines Gartens verschwand, aus dem im Mondlicht das kückengelbe Dach der Cochinchinafamilien geisterhaft hervorleuchtete.

Nur wenige Augenblicke später hielt der Wagen an der Vorfahrt von Neuhof. Die beiden Damen trennten sich gleich, um schlafen zu gehen: Frau Herborg küßte ihre Tochter beim Gutenachtsagen sehr herzlich und hielt sie länger im Arm als sonst und sie sah etwas traurig und sehr, sehr abgespannt und müde dabei aus. Aber keine von den beiden Frauen sprach ein Wort. — Hella zog sich oben in ihrer Stube gleich aus und legte sich zu Bett. Aber sie konnte nicht recht einschlafen, und allerlei Gedanken verfolgten sie in unruhiger Reihenfolge, ohne daß sie sich selbst klar wurde, ob es glückliche waren oder unglückliche. Denn dazu war sie rein körperlich zu müde. Sie dachte nur immer daran, daß Erich Ruland doch eigentlich sehr hübsch sei und daß er eine Stimme hätte, die sie gern mochte, und daß es schön war, den eigenen warmen Körper an einen andern warmen zu lehnen und dieses andern heiße Atemzüge zu fühlen. Und an den kleinen blühenden Lindenzweig dachte sie, der ihr zu Füßen gefallen war und dann auf ihrem Schoße lag, und an den starken, scharfen Heugeruch, der alle Kraft so aufreizte und doch so willenlos machte, so seltsam und so merkwürdig willenlos .... Schon halb im Schlafe hörte sie, wie draußen die Stalltür aufging und die Arbeitspferde herausgeführt wurden und ihr harter Hufschlag auf dem Pflaster des Hofes klang; sie hörte die Mägde lachen und die Knechte ihre Sensen dengeln, bis die Erntewagen mit dumpfem Räderrollen davon fuhren, in den jungen Tag hinein. — Es war ja die Zeit der ersten Mahd!

Und dann schlief Hella endlich, endlich ein. Und durch ihr stilles, kleines Mädchenzimmer kroch langsam und tastend an den Wänden entlang das kühle, fröstelnde Morgengrauen. (Schluß folgt.)

Heideklänge.

Am Horizonte schimmern
Die Segel wie gebannt,
Die blauen Lüfte flimmern
Und drücken auf das Land.

Ringsum von Heideblüten
Ein honigsüßer Hauch.
Zwei Kinder seh' ich hüten
Schafe im Mittagsrauch.

Guck, Fieken! raunt das Jünglein.
Sie fährt zurück erschreckt,
Weil sich ein Eidechsjünglein
Ihr spitz entgegenreckt.

Dann treibt's die Kleine heftig,
Was in der Faust zu schau'n.
Ihr Finger möcht' geschäftig
Dem Ding die Kehle krau'n.

Und immer näher drückt sich
Flachszopf zum flachs'gen Haar,
Und immer tiefer bückt sich
Sandwärts das ems'ge Paar,

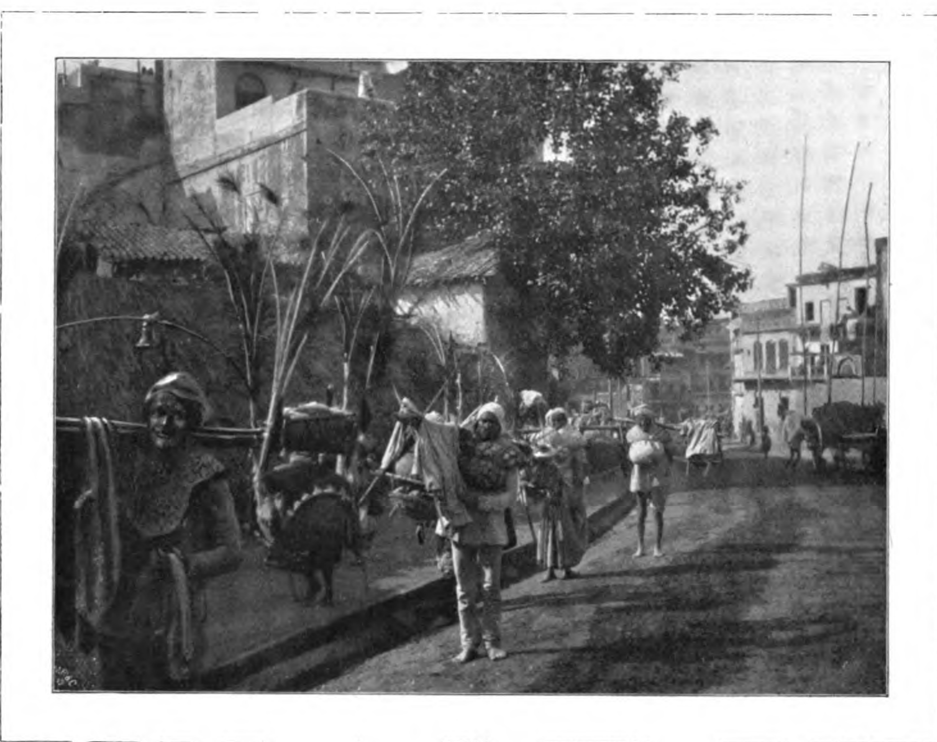
Und immer leiser werden
Und heimlicher die Zwei.
Heermann, im Aug' die Herden,
Sitzt ernst und schwarz dabei.

Und wo aus rotem Kraute
Der Hornklee goldner sieht,
Erklingt mit vollerm Laute
Der Grillen Heimatlied.

Julius Havemann



Aus der Sommerfrische. Gemälde von H. Fenner-Behmer.



Pilgerzug.

Benares.

Meine Wallfahrt nach dem indischen Olymp.

Von

Ernst v. Hesse-Wartegg.

Mit zehn Originalaufnahmen.

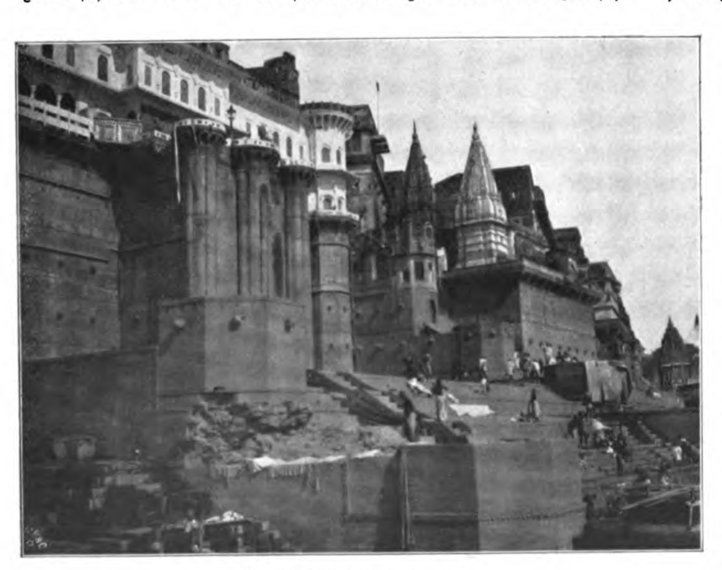
Das alte Wunderland Indien ist durch ein gräßliches Erdbeben, das verwüstend über einen großen Teil der Halbinsel hinging, wieder einmal in den Vordergrund des Interesses gerückt worden. Wann freilich könnte dies Interesse je erlöschen? Unzählige Anknüpfungspunkte bestehen ja zwischen uns und der Krone des britischen Kolonialbesitzes, die verschiedensten Beziehungen kommerzieller, politischer, wissenschaftlich allgemein kultureller Natur. Immer wieder folgen wir daher gern den Wanderungsschilderungen durch Indiens Länder und Städte.

Jede der großen Religionen der Menschheit hat ihre heiligen Stätten und Wallfahrtsorte, die seit alten Zeiten verehrt und von Pilgern besucht werden. Keine aber dürfte sich ähnlicher Heiligkeit und ähnlichen Besuches erfreuen wie Benares, das Mekka und Rom der Hindus. Benares ist eben nicht nur der Sitz der Religionsstifter gewesen, wie die heiligen Stätten anderer Religionen, Benares ist seit undenklichen Zeiten selbst der Sitz der indischen Götter, ein Olymp, wo neben Siwa und Vischnu noch eine ganze Menge anderer von den Hindus angebeteter überirdischer Wesen thronen. Keine Großstadt der Erde kann sich eines höheren Alters rühmen wie Benares, das schon zur Zeit Babylons, Ninivehs und der altägyptischen Städte bestanden hat. Aber während von diesen nur mehr Ruinen vorhanden sind, ist Benares

heute noch ebenso blühend und groß wie vor Jahrtausenden. Der Überlieferung nach soll König Salomon mit Benares Handelsbeziehungen unterhalten haben, und einer der Weisen aus dem Morgenlande, welcher dem göttlichen Jesuskinde Geschenke nach Jerusalem brachte, soll ein Raja aus Benares gewesen sein. Die Gewänder des Ulysses, welche in dem neunzehnten Buche der Odyssee in so anschaulicher Weise beschrieben werden, dürften auch in Benares angefertigt worden sein, denn noch heute findet man sie auf den dortigen Märkten in ganz denselben Formen und Farben. Durch all die Jahrtausende hindurch predigten Brahminen in allen Teilen des indischen Dreihundertmillionen-Reiches die uralten Lehren der Veddas und die Heiligkeit von Benares; durch all die Jahrtausende strömten unaufhörlich Scharen unzähliger Pilger nach diesem besuchtesten Wallfahrtsorte der Erde, um den Göttern zu opfern und in den Gewässern des heiligen Ganges zu baden — ja nicht nur das, sondern auch zu sterben und in den Fluten ihr Grab zu finden. Nichts verleiht nach dem Glauben der Hindus größere Heiligkeit, als von dem heiligen Ganges als Leiche hinausgeführt zu werden ins weite Meer. Noch vor einigen Jahrzehnten begegnete jedes nach Kalkutta fahrende Schiff auf dem Strom Dutzenden dieser grauenhaften Opfer des indischen Aberglaubens. Seither ist dieses Herabschwemmen der verstorbenen Hindus wohl verboten worden, dafür werden sie in Benares an den Ufern des heiligen Stromes verbrannt und die Überreste in die Fluten geworfen.

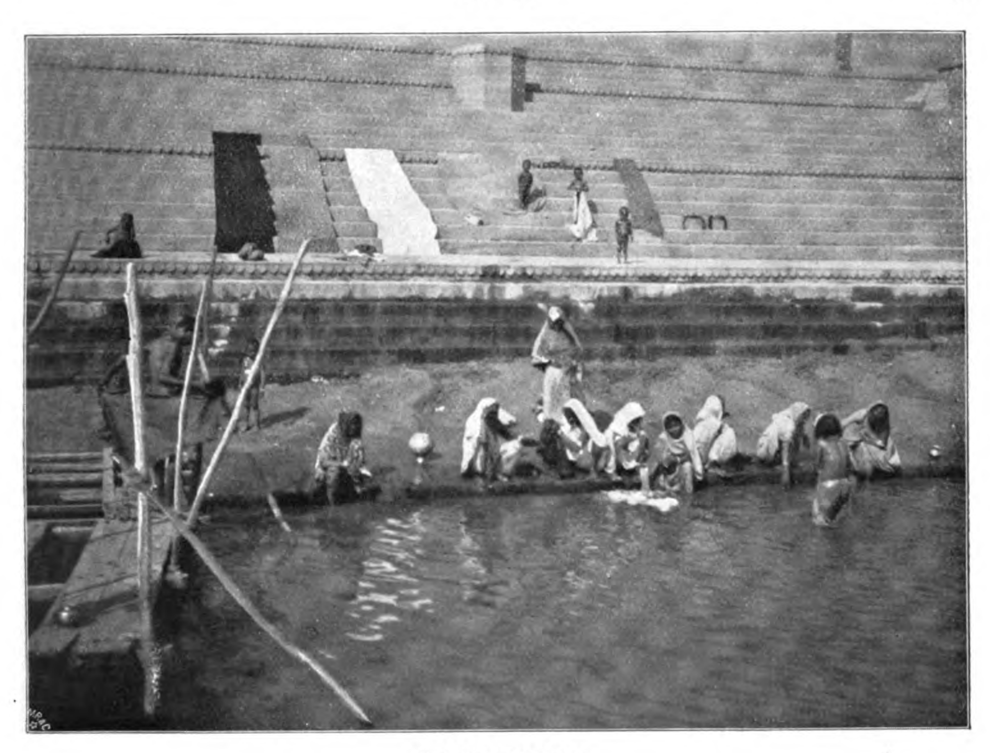
Benares ist aber nicht nur der Olymp und das Mekka der Hindus, vor zweieinhalb Jahrtausenden wurde es auch zu dem Mekka einer zweiten großen Religion des Ostens, nämlich des Buddhismus. Hier predigte Buddha zuerst seine Lehren, von hier aus sandte er seine Apostel nach allen Teilen Asiens, und der Reihe nach bekehrten sich die Bewohner von Tibet, Nepal, Siam, Birma, China, Japan, Ceylon zu seinem Glauben, fast die Hälfte der gesamten Menschheit. Rings um Benares liegt das heilige Land der Buddhisten; dort befindet sich die Geburts- und Todesstätte ihres Gründers, dort erheben sich heute noch Buddhistentempel, die aus der Zeit seiner persönlichen Wirksamkeit stammen.

Freilich ist im Laufe der Zeiten der buddhistische Glaube in vielen Ländern, vor allem in Indien selbst, in die Brüche gegangen und ebenso ist die uralte Hindureligion zum krassesten Götzendienst ausgeartet, aber das hat der Heiligkeit von Benares keinen Abbruch tun können. Im Gegenteile, die Stadt hat dadurch nur gewonnen. Früher waren nach den Lehren der Veddas die Götter überall und allgegenwärtig, seit aber die Götter zu Götzen und Fetischen herabgesunken sind, die in Benares hausen, suchen die Hindus ihre Götzen und Fetische in diesem Olymp am Gangesstrom auf, um durch diese Pilgerfahrt allein all ihrer Sünden ledig zu werden.



Palastfront am Ganges.

Pilger aller Kasten und Stände, jeden Alters, jeder Gegend, von den Hängen Afghanistans und vom Pundjab bis nach dem fernen Travancore an der Südspitze des Reiches; von den höchsten Landesfürsten herab bis zu den ärmsten



Badende Frauen.

Bettlern und Fakiren — wohin ich in Indien kam, überall fand ich Pilger nach Benares; in den Eisenbahnzügen vornehme Reiche, die mit einem Troß von Dienern in der ersten Klasse reisten, auf den Straßen Scharen von Wanderern, an ihren eigentümlichen Schulterstangen erkennbar, an denen ihre wenigen Habseligkeiten, in Bündel geschnürt, herabbaumelten. An beiden Enden der Tragstangen steckten, nach aufwärts gerichtet und sich zu einem Bogen vereinigend, Büschel langer Pfauenfedern, um die bösen Geister zu verscheuchen, welche die Luft durchziehen. Hunderte von Meilen weit wandern diese Scharen über die staubigen Straßen, den tropischen Gluten der Sonne ausgesetzt, nach dem einen Ziele ihrer Lebenswünsche, nach Benares, Männer und Frauen und Kinder, vornehmlich aber Greise. Fast können sie sich kaum vorwärts schleppen, aber der Wunsch, in Benares ihr Leben zu beschließen, gibt ihnen Kraft und Ausdauer. Und sollten sie die Ufer des heiligen Ganges nicht erreichen, dann werden ihre Söhne die entseelten Körper oder doch deren Asche weitertragen zu diesem Styx der Brahminen!

Wie überselig sie sich aber fühlen müssen, wenn sie das große, einzige Benares wirklich erreichen, das konnte ich an meinen eigenen Gefühlen ermessen, als ich an einem sonnigen Januarmorgen das wunderbare Städtebild vor Augen hatte. Fürwahr, die Götter, die hier thronen, hätten keinen Ort so seltsam, so malerisch, so einzig in der Welt finden können. Ein breiter Strom mit blaugrünen Fluten, die, aus den unzugänglichen, himmelanstrebenden Eisabgründen des Himalaya stammend, dem fernen Golf von Bengalen zueilen. Über dem Strombett ein Höhenzug, von den Ufern auf dreißig bis vierzig Meter emporsteigend, in der Form einer Sichel sich um den Strom legend, vier Kilometer lang. Oben auf diesen hohen Ufern und auf dem sanften Abhang selbst in Terrassen bis zu dem Strom herabsteigend, Palast an Palast, Tempel an Tempel, mit Bastionen und steinernen Strebepfeilern, mit Torbauten, Balkonen, Pavillons, Erkern, mit schwebenden Gärten und weiten Steintreppen in unabsehbarer Folge; jeder Palast, jeder Tempel in fremdartiger, malerischer Architektur, ein



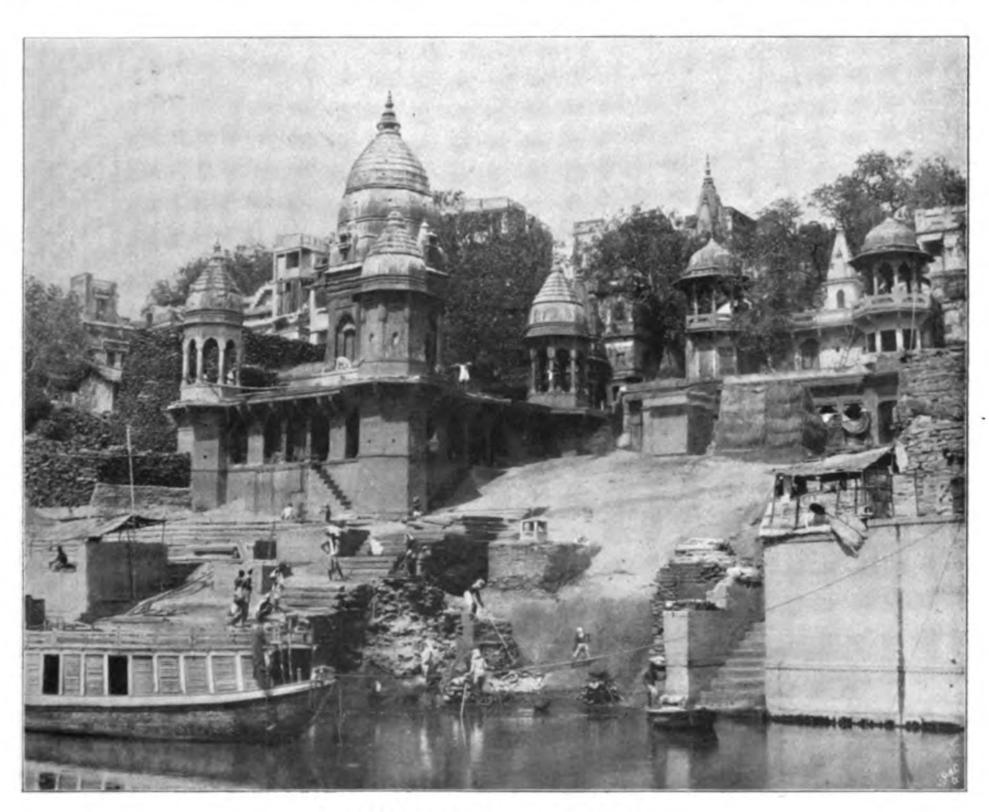
Badeszene.

Gemisch aller Baustile des prunkvollen Orients, überhöht von hohen, schlanken Minarets, von skulpturenbedeckten Pyramiden und Türmen, von goldstrotzenden Domen in allen Größen und Formen. Jeder dieser nach vielen Hunderten zählenden Bauten in Rot oder Gelb oder Weiß, von verschiedener Höhe, der eine auf ungeheuren Grundmauern direkt vom Flusse aufsteigend, der nächste ein Konglomerat von hinter- und übereinander gesetzten grotesken Bauten und verschieden gestellten Fassaden, verschieden hohen Stockwerken, jedes einzelne mit Balkonen, Galerien, Veranden oder langen Reihen vergitterter Fenstervorsprünge. Alles, alles, jede Terrasse, jeder Balkon, jedes Fenster möglichst gegen den Fluß gerichtet, den heiligen, sündenvergebenden, segenspendenden Ganges. Zwischen diesem malerischen Gewirr von grotesken oder formenschönen, buntfarbigen, steinernen Bauten, dem Werke unzähliger Generationen, zeigen sich grüne Baumkronen, blühende Gärten auf Terrassen, gegen den Fluß abfallend, der sogar an seinen unmittelbaren Ufern, auf den unabsehbaren Reihen von Treppenfluchten Tempelchen und Heiligenschreine aufzuweisen hat, ein Tribut nicht nur für die Götter, sondern auch für die blaugrünen, rasch dahin eilenden Fluten, welche diese Steintreppen bespülen. In der Mitte dieses merkwürdigsten und großartigsten Städtebildes des indischen Kaiserreiches erhebt sich an der höchsten Stelle im seltsamen Gegensatz zu all den Hindu-Tempeln, den Fürstenpalästen und Pilgerhäusern eine Moschee Muhammeds mit mächtigen, ernsten, persischen Fassaden und schlanken, himmelanstrebenden Minarets, das größte und imposanteste Bauwerk der heiligen Stadt.

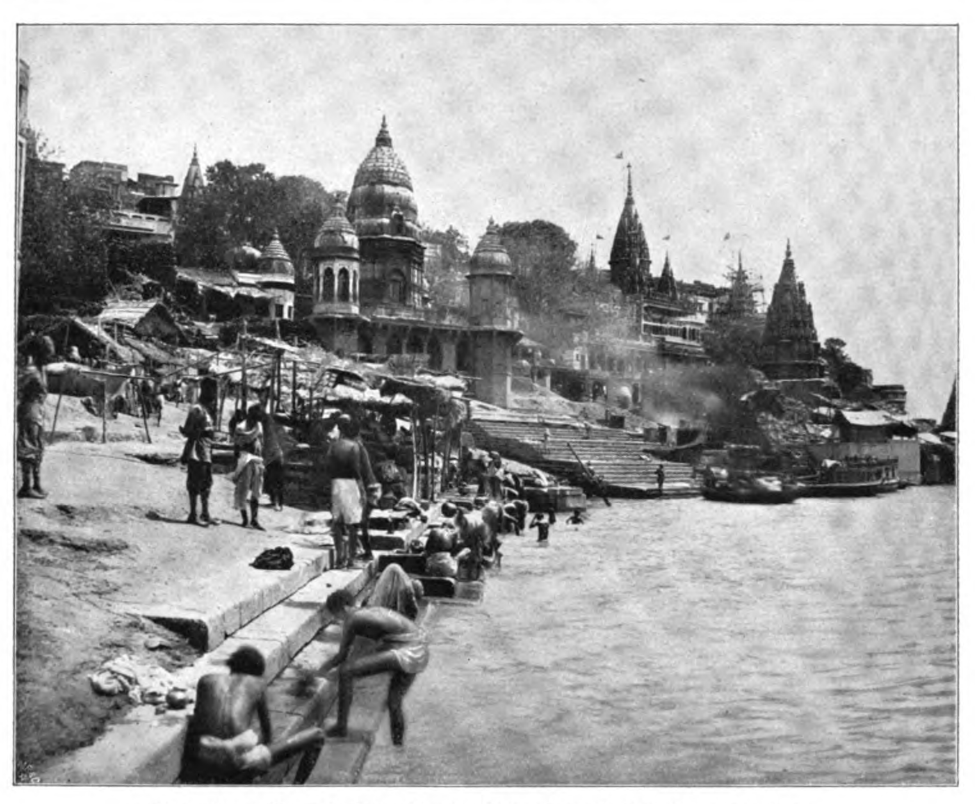
Aber dieses Städtebild ist es nicht allein, das auf den Beschauer einen so tiefen, ganz unauslöschlichen Eindruck hervorbringt; den höchsten Reiz, die tiefste Ergriffenheit empfindet der mit all seinem Denken und Fühlen vollständig gefesselte Beschauer durch die Menschenmengen, welche die Ufer des Ganges und die Fluten selbst beleben. Es kann keine interessantere Stromfahrt geben, als jene auf einem der eigenartigen indischen Boote, gerudert von braunen, stummen, halbnackten Ruderern, an der heiligen Stadt Benares entlang, dann wieder zurück und immer wieder auf und ab. Sie ist wie eine Fahrt durch das ganze indische Reich, eine Fahrt durch das bewegte abwechslungsreiche Volksleben, durch das innerste Seelenleben des zweitgrößten Volkes der Erde, eine Fahrt von der Geburt bis zum Tode und über den Tod hinaus. Monate sind vergangen, seit ich in Benares geweilt, und ich habe seither viele andere Städte besucht, aber die Bilder, die ich dort gesehen, haben sich so tief eingeprägt, daß, während ich diese Zeilen zu Papier bringe, jede kleinste Szene mir klar vor Augen liegt mit all ihren Einzelnheiten. Ich habe die Empfindung, als könnten diese Bilder zeitlebens in mir nicht erblassen.

Wer die Tausende und Abertausende von Andächtigen auf den zum Strome hinabführenden Treppen, auf den langen in den Strom hineinragenden Brücken und im Wasser selbst beobachtet hat, der wird gewiß auf den Gedanken kommen, daß unter all den vielen Göttern des Hinduglaubens keiner so verehrt und angebetet wird, wie der

Fluß selbst, und daß die Pilger nicht nach Benares kommen, um den Göttern in den Tempeln oben zu opfern, sondern dem heiligen Wasser, das unten an ihnen vorüberrauscht. In der Tat ist den Hindus in ihrer ganzen Religion nichts so teuer wie dieser mysteriöse Ganges. Das Eisfeld hoch oben im Himalaya, in welchem der Strom geboren wird, ist der fünfte Kopf ihres Hauptgottes Siwa, und sein zweieinhalbtausend Kilometer langer Lauf wird durch den Aufenthalt zahlreicher anderer Götter und Heroen geheiligt. Das den Göttern gefälligste Werk ist die sechs Jahre währende Wallfahrt von der Quelle des Ganges bis zu seiner fernen Mündung und wieder zurück zur Quelle. Unzählig sind auf diesem Stromlauf die Orte, wo sich zu gewissen Zeiten im Jahre Hunderttausende von Pilgern versammeln. In Benares aber sind diese Pilger das ganze Jahr über vorhanden. Haben sie Benares und dort das Pilgerhaus ihres Stammes erreicht, dann gilt ihr erster Gang dem Strome. Von meinem Boote aus sah ich sie scharenweise die langen Treppenfluchten, nicht weniger als fünfzig nebeneinander, herabwandern; jede Stufe ist des Morgens und Abends mit diesen malerischen Gestalten bedeckt; in die buntesten Tücher, rot, hellgelb, hellgrün, weiß und hellblau gehüllt, verleihen sie dem großartigen Bilde Leben, Farbe, Bewegung. Jeder einzelne der Andächtigen trägt ein oder zwei runde glänzende Messinggefäße, auf welche die hellscheinende Sonne strahlende Lichter aufsetzt. Unten angelangt, legen sie ihre bunten Tücher ab, und mit dem Ausdruck höchster Seligkeit tauchen sie in die kühlen Fluten; sie spielen mit dem Wasser und liebkosen es, sie lassen es langsam durch die Finger gleiten aus einer Hand in die andere, sie schlürfen es zwischen den Zähnen durch, sie benetzen sich feierlich Stirn und Schläfen, sie halten die mit Wasser gefüllten hohlen Hände, Gebete murmelnd, gegen die Sonnenscheibe, sie schöpfen es, bis zu den Hüften im Wasser stehend, mit ihren Metallgefäßen und lassen es langsam wie kost-



Verbrennungsplatz für die Hindus.



Tempel am Gangesufer. (Der Rauch stammt von Leichenverbrennungen her.)

bare Perlenschnüre wieder zurückfließen. Mit welcher Wonne, welchem seligen Entzücken tauchen sie endlich in die sündenreinigenden, erlösenden Fluten! Stundenlang bleiben sie unten, im Winter zeitweilig vor Kälte zitternd, und doch in religiöser Verzückung, einer dicht an den anderen gedrängt; jedes verfügbare Plätzchen ist besetzt. Auf manchen besonders heiligen Ghats — so heißen die Treppenfluchten — bilden diese halbnackten Gestalten Gruppen, die den Predigten eines heiligen Brahminen lauschen, an anderen Stellen trocknen sie sich unter riesigen runden Strohschirmen oder breiten ihre bunten Badetücher zum Trocknen aus; zwischen ihnen ziehen ganze Scharen neuer Ankömmlinge, ein ewiges Drängen und Kommen und Gehen, ein An- und Auskleiden und Tauchen von Tausenden andächtiger Menschen. Auf den Treppen stehen und sitzen gelehrte Prediger und Asketen, nackte, mit Erde und Kuhdünger bedeckte Fakire, Kranke, aussätzige Bettler; wandern heilige Kühe und Stiere umher, schlafen Hunde, fliegen Tauben, Krähen, Falken und Papageien von einem Tempelchen zum anderen, klettern vielleicht auch heilige langgeschwänzte Affen flink umher; zwischendurch lassen sich mächtige Fürsten und Fürstinnen in kostbaren Palankins zum Bade herabtragen. Und während diese Tausende ihre nackten Glieder durch das Wasser heiligen, Kranke, Aussätzige und Gesunde untereinander, während sie dieses von Tausenden benutzte Wasser schlürfen und freudig erregt ihre Gebete murmeln, werden mitten unter ihnen die Toten verbrannt und ihre Asche, ihre verkohlten Gebeine werden in dasselbe Wasser geworfen! An zwei Stellen zwischen den monumentalen Treppen liegt das steile Flußufer brach; hoch oben zwischen den Palästen sind ganze Berge von Holzscheiten aufgehäuft, unten nahe dem Wasser sind Scheiterhaufen errichtet, von denen dichte Rauchwolken zum Himmel steigen. Unaufhörlich tragen Männer unheimliche Lasten hierher, die Leichen der Verstorbenen, umhüllt von dün-

nen Geweben; sorgsam legen sie die toten Körper in das seichte Uferwasser, oder doch auf den Strand derart, daß die heiligen Fluten zum mindesten die Füße bespülen. In der Zwischenzeit wird ein kniehoher Scheiterhaufen aufgeschichtet, die Leiche von den Hinterbliebenen stumm darauf gelegt, darüber kommen noch einige Scheite Holz und etwas getrockneter Kuhdünger. Dann wird an einem oben brennenden heiligen Feuer ein Span entzündet und der Scheiterhaufen damit an den vier Ecken angesteckt. Bald prasselt es, die Flammen schlagen hoch auf, und in dem dichten Rauch entschwindet die Leiche dem Anblick der Hinterbliebenen auf Nimmerwiedersehen. Zwei Stunden später ist nichts davon übrig als ein Haufen Asche und ein paar schwarze Knochenreste, und diese werden den Fluten übergeben, um von ihnen herabgetragen zu werden auf demselben Wege zum Meer, auf welchem seit Jahrtausenden ungezählte Millionen verstorbener Hindus ins Nichts gewandert sind. Auf beiden Verbrennungsplätzen brennen und prasseln unaufhörlich einige Scheiterhaufen und senden unsäglich widerliche Gerüche in die Luft; unaufhörlich kommen neue Leichen, erschallt das schmerzliche Klagen und Jammern eines hinterlassenen Gatten, verwaister Kinder, aber wer beachtet es? Die Badenden kümmern sich nicht darum, für sie hat der Tod keine Schrecken, im Gegenteil, der Tod an den Ufern des heiligen Ganges ist ja das Höchste, was der gläubige Hindu erstrebt. Kommen doch die Alten, die Schwerkranken, Dahinsiechenden zu Tausenden nach Benares, um dort in den Pilgerhäusern ihren Tod zu erwarten, ihre Erlösung.

Auf diesen beiden Verbrennungsghats wurden auch die Witwen der Verstorbenen lebendig verbrannt, bis vor einigen Jahrzehnten der Machtspruch der Regierung diesem grauenhaftesten aller Gebräuche ein Ende bereitete. Heute aber noch stehen auf den Treppen in großer Zahl die Denksteine, welche den unglücklichen Opfern des fanatischen Glaubens gesetzt wurden. Ganz konnte dieser bis auf den heutigen Tag nicht eingedämmt werden, denn immer noch hört man von Frauen, die sich heimlich neben der Leiche ihres Gatten selbst einen Scheiterhaufen bauten, ihn entzündeten und sich in die verzehrenden Flammen stellten, um zu Asche zu verbrennen! Welche Macht des Glaubens! Welcher Heroismus! Und welcher Wahnwitz!

Von diesen traurigen abstoßenden Szenen, welche sich mitten in das sonst so anziehende Getriebe der gläubigen Hindus auf den Treppen des Ganges drängen, fielen meine Blicke auf die herrlichen Paläste, die, über den Treppen sich erhebend, ihre majestätischen Fronten dem Flusse zuwenden. Eine ganze Reihe mächtiger Hindufürsten hat sie gebaut, denn die Maharajas und Könige und Rajas betrachten es gewissermaßen als ihre Pflicht, im heiligen Benares einen Palast zu besitzen, wohin sie sich einmal, wenn die Last ihrer Sünden zu groß geworden ist, zurückziehen können, und wo die Greise, die Kranken und Sterbenden aus ihren Familien in der unmittelbaren Nähe des Ganges Unterkunft finden. Welch prächtige Paläste besitzen beispielsweise der Maharaja von Jeypore, der König von Nepal, der Fürst von Udaipur, der Maharaja von Benares und jener von Nagpor! Auch der mächtige Maharaja von Gwalior, aus der



Palast am Gangesufer.

berühmten Familie der Scindia, hat sich hier an den Ufern einen Palast erbaut, der an Pracht alle übertreffen sollte. Millionen wurden dafür verausgabt, aber die weichen Sand- und Lehmufer gaben unter dem ungeheuren Druck der Steinmassen nach, und langsam sinkt der Palast in die Fluten. Die gewaltigen Mauern haben sich, vielfach geborsten, zur Seite gelegt, die Steintreppen sind in ihre Quadern zerfallen, aber darüber hinweg wogt das bunte, farbenprächtige Gedränge der Pilger in ununterbrochenem Strom.

Die unteren Räume der Paläste, im Sommer trotz ihrer Höhe von dem angeschwollenen Ganges überflutet, dienen in der trockenen Zeit den Pilgern aus jenen Staaten als Unterkunft, deren Fürsten sie gebaut haben. Von ihren weitgeöffneten Toren wogt der Menschenstrom unaufhörlich herab zu dem Stromufer und nach dem Bade hinauf in die Stadt, um dort die Runde der Tempel und heiligen Stätten zu machen. Benares hat nicht weniger als fünfzehnhundert Hindutempel und Schreine der verschiedensten Größen aufzuweisen, dazu an dreihundert muhammedanische Moscheen! Aber während sich am Wasser wirklich erhebende Szenen von demutsvollem Glauben und Frömmigkeit abspielen, wird der schöne Eindruck in der Tempelstadt oben durch den krassesten Götzendienst, die schmutzigsten Fetischopfer wieder verzerrt, in den Staub gezogen. Die Gäßchen sind so eng, die Tempel und Pilgerhäuser, Basare und Wohnhäuser so dicht aneinander gebaut, daß an manchen Stellen kaum zwei Menschen einander ausweichen können. In dieses stets gedrängt volle Gebäudegewirre dringt niemals ein Sonnenstrahl, es herrschen dort ewige Dämmerung, Feuchtigkeit, Schmutz und Gestank von den verwesenden Blumenopfern, den Abfällen der frei umherwandernden heiligen Rinder, dem faulenden Wasser, welches die Gläubigen nach dem Bade in ihren Metallgefäßen mit heraufschleppen, um damit ihre steinernen und metallenen Götzen zu begießen, von Butter, Öl und Farben, mit denen sie diese Götzen einschmieren, um ihnen damit zu opfern. Durch dieses Gewirr zwischen andächtigen Pilgern einherwandernd, sieht man an jeder Straßenecke ein derartig verschmiertes plumpes Götzenbild grinsen, blickt man in dunkle, nur durch rauchende Öllampen dämmerig beleuchtete Räume, wo im Hintergrund irgend eine steinerne Fratze, in Menschengestalt mit mehreren Armen oder Beinen, mit Elefantenkopf oder gar ein steinerner Affe als Heiligtum aufgestellt ist, mit einem Brahminen zur Seite, welcher die Opfergaben der fortwährend ein- und ausströmenden Pilger in Empfang nimmt. Auf dem mit Wasser und Öl bedeckten Boden liegen haufenweise verwelkte und frische Blüten, den Götzen geopfert, dazwischen Reiskörner, Kuchen, Süßigkeiten; zwischen

Die Dächer des goldenen Tempels.

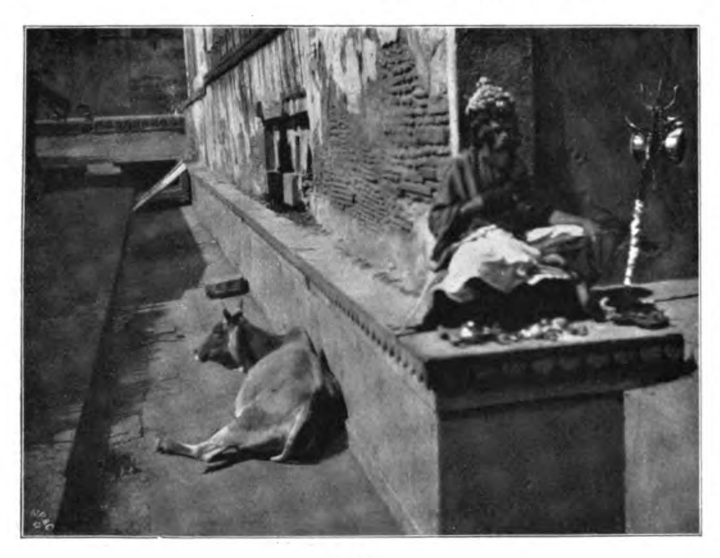
den Pilgern wandert ruhig irgend ein weißes Rind umher, die Schnauze auf dem Boden, um diese den Göttern geopferten Leckereien aufzufressen; in jedem Hause beinahe befindet sich das Sinnbild des schrecklichen heiligen Siwa, und ringsum in den zahlreichen Kaufläden werden abstoßende Skulpturen obszönster Art, dazu andere Götzenbilder als Amuletts, den Pilgern feilgeboten.



Fakire.

Die den Hindus heiligste Stätte von Benares, ja von ganz Indien, ist aber der berühmte Goldene Tempel, nach seinem mit Goldplatten belegten Turme und der ebenso geschmückten Kuppel benannt. In seinem dunklen Innern thront das Standbild des vornehmsten Hindugottes, Siwa, auf einer Nachbildung des Kailasa, des sagenhaften Berges des Nordens. Kein Andersgläubiger als nur ein Hindu darf diese geweihte Stätte betreten, aber schon ein Blick durch das Tor in das übelriechende, mit Priestern, Pilgern und heiligen Rindern dicht gedrängte Innere verleidet dem Europäer den Wunsch dazu. Vor dem Tempel in einem kleinen Hofe ist der Sammelplatz der Fakire, nackter, ekelerregender Menschen mit lang herabfallendem wirren Haar, den Körper eingerieben mit Asche und Kuhdünger. Sie bilden eigene Sekten mit verschiedenen ekelhaften Gebräuchen von Blut, Wollust, Völlerei, Trunkenheit und Orgien; die Einen schneiden sich mit Messern Wunden, peinigen und kasteien sich, hungern oder nähren sich von Exkrementen; andere sitzen tags und nachts über, jahrein jahraus auf Latten, gespickt mit spitzen Nägeln, oder stehen mit gekrümmten Gliedmaßen oder erhobenen Händen unbeweglich, bis ihre Glieder die Muskeln verlieren und starr werden. Derlei Bestien in Menschengestalt — ein anderer Name kann diesen schauderhaften Geschöpfen wohl nicht gegeben werden — sind in Benares nicht nur im Vorhof des heiligen Tempels, sondern überall, in den Gäßchen, in Nischen, auf freien Plätzen, an den Hausmauern zu finden. Niemand vertreibt sie, denn sie werden als heilig angesehen. Für jene unter ihnen, welche sich nur als Erwerbszweig einem solch widerlichen Leben hingeben, ist der Vorhof zum Goldenen Tempel der beliebteste Standort, denn dort sind die Almosen der gläubigen Pilger am reichlichsten. Befindet sich doch hier unter einer Säulenhalle die Gyan Kup, d. h. die Quelle der Weisheit. In den tiefen Brunnen wurde vor Zeiten einmal ein besonders heiliges Standbild Siwas versenkt, und seither wird der Brunnen als die beliebteste Residenz dieses Gottes angesehen. Er war bei meinem Besuche so von Pilgern umdrängt, daß ich gar nicht an den Rand des Brunnens gelangen konnte. Ein Brahmine löffelte unausgesetzt das faule, stinkende Wasser aus dem Brunnen in die dargereichten Pilgergefäße, das die Pilger mit Gier in ihre Kehlen gossen.

Von den Hunderten anderer Tempel, welche diesen Wohnort Siwas umgeben, ist keiner sehenswert, den Tempel der Anapura, der Göttin des Reichtums, ausgenommen, der mit den zartesten Steinskulpturen buchstäblich bedeckt ist. Aber die Annäherung wird durch zahllose Bettler unmöglich gemacht, welche Anapura als ihre Schutzgöttin verehren. Nahebei steht der Schun-



Fakir.

flüssigen Jauche genügt, um sie für Lebenszeit von allen Sünden zu reinigen.

Benares ist mit vielen Hunderten derartiger Tempel gefüllt, die alle von den Pilgern zu bestimmten Zwecken besucht werden, sogar die schreckliche Durga, die blutdürstige Göttin der Zerstörung, hat ihren eignen Tempel. Als ich die weiten Marmorhallen betrat, sprangen unzählige wilde Affen, welche den Tempel bevölkern, davon. In der Vorhalle aber wurde eben einem Ziegenbock von dem funktionierenden Brahminen mit einem Schwertstreich der Kopf abgeschlagen, das tägliche Opfer für die schreckliche Göttin, die im Inneren des Tempels, ein Halsband von Totenschädeln tragend, thront. Es ist noch gar nicht lange her, daß an Stelle der Tieropfer Menschenopfer dargebracht wurden!

Seit Jahren haben die Regierung, die christlichen Missionen und sogar eingeborene Fürsten durch Errichtung von Schulen, die Organisierung einer Stadtbehörde und Polizei versucht, etwas Licht in den finsteren Aberglauben und schreckenerregenden Götzendienst zu bringen, der in Benares seinen vornehmsten Sitz hat, aber es geht nur langsam vorwärts, und die Szenen, die ich in dieser am Flusse so herrlichen, im Innern so unseligen und verderbten heiligen Stadt gesehen habe, werden gewiß auch noch in ähnlicher Weise Generationen nachfolgender Touristen zu sehen bekommen.

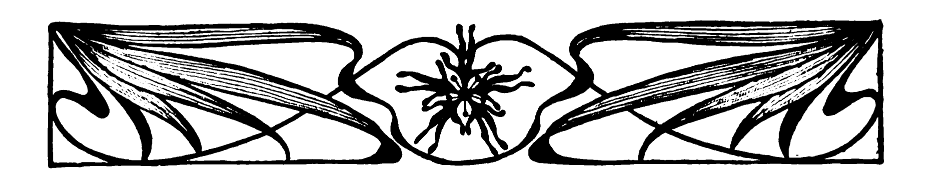
kareschwarschrein, gewöhnlich von ganzen Gruppen von Frauen umgeben, welche den Götzen um männliche Nachkommenschaft anflehen. — Bei dem von Jay Sing, dem Maharaja von Jeypore erbauten Palast, befindet sich ein Schrein des Regengottes. In Zeiten der Trockenheit wird er von den Pilgern mit Wasser begossen, um ihn an seine Pflicht zu erinnern, oder von den Brahminen kopfüber in einen Wassertümpel gestürzt. Auch Vischnu, neben Siwa der beliebteste Hindugott, hat in Benares seine Tempel, und sein Hauptsitz ist der Manikarnika, „der Brunnen der Heilung“, den er mit eigenen Händen gegraben und mit Schweißtropfen von seinem Körper gefüllt haben soll. Er ist ein kleines Bassin, etwa meterhoch mit Wasser gefüllt, in welchem Kranke baden und ihre Wunden waschen. Das Wasser wird aber auch von Tausenden gesunder Pilger zum Baden benutzt, und das darauf folgende Trinken der verpesteten, von Schmutz dick-

---

Narzissen.

Bleiche Sünderinnen sind Narzissen,
Die das Haupt in Reue senken müssen.
Ihrer feinen Lippen rote Säume
Mahnen an die Nacht der heissen Träume,
Strömen ihren Duft in leisem Schauern
Hin wie endlos sehnendes Bedauern —
Und vergessen doch, die schlanken, süssen,
Nicht das kurze Glück in langem Büssen.

Agnes Harder.



Drei Regenten des britischen Weltreichs.

Von
Dr. Hans Plehn.

Drei englische Besitzungen stehen seit einem oder zwei Jahrzehnten in dem Mittelpunkt der weltpolitischen Interessen Großbritanniens: Südafrika, Ägypten und Indien. Sie gehören zu den wichtigsten Teilen des britischen Weltreichs; Englands Weltstellung hängt wirtschaftlich wie politisch nicht wenig von ihrer Erhaltung ab, und an allen drei Punkten war oder schien Englands Stellung durch andere Mächte mehr oder weniger bedroht und gefährdet.

Die drei Männer, die die englische Politik in jenen Ländern in letzter Zeit leiteten oder noch leiten — Lord Cromer, Lord Milner und Lord Curzon — gehören zu den wichtigsten Persönlichkeiten des politischen Englands. Bei der ungeheuren Ausdehnung des britischen Reiches, das über alle Kontinente und Meere zerstreut ist, muß seine Regierung natürlich in hohem Grade dezentralisiert sein. Die Kolonien, die das Recht der Selbstregierung besitzen — Kanada, Australien, Neuseeland und das Kapland — sind in ihrer Politik von dem Mutterland tatsächlich fast ganz unabhängig. Auch in den anderen Kolonien und Besitzungen Großbritanniens ist die Stellung der Gouverneure und der sonstigen Vertreter des englischen Staats sehr selbständig gegenüber dem Kabinett in London. Die politischen und wirtschaftlichen Probleme in den einzelnen Teilen des Reiches sind so zahlreich und verschiedenartig, erfordern so viel persönliche und lokale Kenntnisse, daß die Minister in London notwendig einen großen Teil der Entscheidungen den an Ort und Stelle befindlichen Behörden überlassen müssen.

Wie sich in der englischen Diplomatie die Tradition ausgebildet hat, daß die Vertreter der Regierung im Auslande eine weit größere Selbständigkeit besitzen, als es etwa in Deutschland der Fall ist, so auch in der Kolonialverwaltung. Diese Tradition stammt noch aus der Zeit, wo es keine Dampfschiffe, Eisenbahnen und Telegraphen gab, wo die Vertreter der Regierung im Auslande, zumal die, welche mit weniger zivilisierten Völkern zu tun hatten, im wesentlichen auf die eigene Initiative angewiesen sein mußten. In der Kolonialverwaltung konnte eine solche Tradition sich um so eher entwickeln, als das Kolonialamt das ganze XIX. Jahrhundert hindurch eins der unbedeutendsten Portefeuilles war. Chamberlain ist der erste englische Kolonialsekretär gewesen, der zugleich ein bedeutender Staatsmann war. Aber auch er hat, obwohl er eine einheitliche Kolonialpolitik nach großen Gesichtspunkten eingeleitet hat, nicht den Versuch gemacht, die Kolonialverwaltung zu zentralisieren. Was aber seine Verwaltung des Kolonialamts auszeichnet, ist die Auswahl der Personen, die an die verantwortungsreichsten Posten geschickt wurden.

Die große Politik war im XIX. Jahrhundert im wesentlichen die europäische Politik. Die Kolonialpolitik lag großenteils noch außerhalb der allgemeinen politischen Probleme. Seitdem aber Anfang der achtziger Jahre Frankreich sein überseeisches Kolonialreich ausbaute, Deutschland in die Reihe der Kolonialmächte eintrat, und vollends seitdem die Vereinigten Staaten ihre bisherige Isolierung aufgaben, seit Japan sich zu einer neuen Weltmacht entwickelte, seitdem sind die kolonialpolitischen Probleme mit den europäischen Fragen zu einer zusammenhängenden Weltpolitik geworden. In der Erkenntnis dieser Entwicklungstendenzen wählte sich Chamberlain, als im Jahre 1895 die unionistische Partei zur Regierung kam, gerade das vernachlässigte Kolonialamt zu seinem ministeriellen

Wirkungskreis aus, um eine Kolonialpolitik im weltpolitischen Sinne zu beginnen.

Die Brennpunkte der großen Politik liegen heute nicht mehr allein in Europa, sondern ganz wesentlich auch in den übrigen Kontinenten. Ganz besonders gilt das für England, dessen Besitzungen von allen Meeren bespült werden. Zwar werden die politischen Entscheidungen letzten Endes nach wie vor in Downing-Street getroffen, aber die politische Schwerkraft hat sich doch bemerklich von dem Mittelpunkt an die Peripherie des Reiches verschoben. Dadurch gewinnen die Posten an der Peripherie, und zumal jene drei in Kapstadt, Kairo und Kalkutta, eine erhöhte Bedeutung; und in den drei Männern, die jene verantwortungsvollen Stellungen bekleiden, verkörpert sich ein wesentlicher Teil der imperialistischen Politik Englands.

— — — — — — — — — — —

Von diesen drei Männern ist Lord Cromer der älteste und bei weitem am längsten auf seinem Posten. In den Darstellungen von General Gordons unglücklicher Expedition nach dem Sudan (1884) begegnet man oft dem Namen des englischen Geschäftsträgers in Kairo: Evelyn Baring. Eben das ist Lord Cromer, der unter diesem Namen 1862 zum Peer von England gemacht wurde. Die Barings stammen aus Deutschland. Johann Baring, ein Geistlicher in Bremen, wanderte 1697 nach England aus. Evelyn Baring ist sein direkter Nachkomme. Er wurde 1841 geboren, kam früh auf die Militärschule nach Woolwich und verließ sie, 18 Jahre alt, als Leutnant der Artillerie. Er kam in der Welt umher, hatte Kommandos in Korfu und Jamaika. Dann veröffentlichte er ein paar militärische Schriften, u. a. eine über das Kriegsspiel in Deutschland, dessen Einführung er empfahl. Die große Chance seines Lebens kam, als ein andrer Baring, der als Lord Northbrook zum Peer ernannt war, im Jahre 1873 Vizekönig von Indien wurde. Der schlug seinem Vetter vor, ihn als sein Privatsekretär zu begleiten. Das Amt des Privatsekretärs ist in England häufig der Beginn einer bedeutenden Laufbahn. Eine dreijährige Tätigkeit in Indien, in der unmittelbaren Umgebung des Vizekönigs, im Mittelpunkt der Geschäfte, führte den Offizier in die Verwaltung und namentlich in das Finanzwesen ein. Er bewährte sich in seinem neuen Wirkungskreise, so daß ihn die englische Regierung 1877 nach Ägypten schickte, als Vertreter bei der neuen ägyptischen Schuldenverwaltung. Von da an ging Barings Karriere rasch vorwärts. Drei Jahre später wurde der 39 jährige Artilleriemajor Finanzminister von Indien und wieder nach drei Jahren Generalkonsul in Kairo. Diesen Posten bekleidet er nun seit 21 Jahren.

Lord Cromers Stellung in Ägypten ist eine der anomalsten, die sich denken lassen. Dem Namen nach ist er Generalkonsul und bevollmächtigter Agent der britischen Regierung am Hofe des Khedive. Aber seine Stellung ist sehr verschieden von der, die die Generalkonsuln der anderen Mächte in Kairo einnehmen. Der Suzerän von Ägypten ist der Sultan, der nominelle Herrscher ist der Khedive; aber die tatsächliche Regierungsgewalt liegt bei dem englischen Agenten. Der steht zu dem Khedive in einem ähnlichen Verhältnis, was politische Macht und Einfluß betrifft, wie der englische Ministerpräsident zum Könige.

Die Einmischung der europäischen Mächte in die ägyptischen Angelegenheiten begann 1877. Nicht lange vorher hatte der Khedive der Hohen Pforte das Recht abgepreßt, ohne ihre Genehmigung Staatsschulden aufzunehmen. Dies Recht wurde ihm verhängnisvoll, in wenigen Jahren stand Ägypten vor dem Bankrott. Im Jahre 1875 veräußerte der Khedive seinen Aktienbesitz am Suez-Kanal. Disraeli erwarb ihn für 80 Millionen Mark für die englische Regierung, und legte damit den Grundstein zu dem englischen Einfluß in Ägypten. Für den Khedive war jene Summe nur ein kurzer Notbehelf. Schließlich wurden die europäischen Gläubiger unruhig und verlangten eine Intervention. Im Jahre 1877 wurde eine internationale Kommission zur Schuldenverwaltung eingesetzt. Zwei Jahre später taten England und Frankreich einen zweiten Schritt; sie ließen den widerspenstigen Khedive, den sein Entgegenkommen reute, absetzen und ernannten zwei Generalkontrolleure der gesamten Verwaltung, einen Engländer und einen Franzosen, mit ungemein ausgedehnten Vollmachten. Beide Male war Baring der Vertreter der englischen Regierung. Gegen den fremden Einfluß erhob sich in Ägypten eine nationale

Reaktion. Es kam zur offenen Revolution; und während Frankreich, nach dem Sturze Gambettas, sich zurückzog, wurde Alexandria von englischen Kriegsschiffen bombardiert. Das geschah, während Baring in Indien war. Als er in der neuen Stellung als Generalkonsul zurückkehrte, fand er die Zustände völlig verändert. Die französisch-englische Doppelherrschaft hatte aufgehört, der Khedive, von den Aufständischen entthront, war durch die englischen Waffen wieder eingesetzt worden, eine englische Armee stand in Kairo. England hielt das Land okkupiert, es war die alleinige Vormacht in Ägypten geworden.

Ein Rückschlag erfolgte, als im Sudan der Aufstand des Mahdi ausbrach. Die Unternehmung Gordons mißlang, der General selbst fiel in Khartum, die Provinzen gingen Ägypten verloren. Gladstones ägyptische Politik war inkonsequent und widerspruchsvoll gewesen; er schwankte beständig, ob er das Land aufgeben oder die Okkupation fortsetzen wollte. Auch sein Nachfolger, Lord Salisbury, hat mehrfach die Absicht kundgegeben, sobald es tunlich wäre, Ägypten zu räumen. Aber es erschien nie tunlich. Und seitdem die imperialistische Richtung in der englischen Politik zur Herrschaft kam, war es mit allen Räumungsgedanken vorbei. Im vorigen Jahre hat auch Frankreich seinen langjährigen Widerspruch zurückgezogen und sich, gegen die Abfindung in Marokko, welche ja in den letzten Wochen so viel Staub aufwirbelte, mit der dauernden Okkupation ausgesöhnt.

An jener Politik hat Baring keinen wesentlichen Anteil gehabt. Weder in der Gordonschen Tragödie noch in der Frage der Räumung Ägyptens trat sein politischer Einfluß irgendwie stark hervor. Er hatte in diesen Dingen keine eigene Politik, die er dem englischen Kabinett hätte aufdrängen wollen, sondern vollzog lediglich die Aufträge, die ihm von Downing-Street zugingen. Die Sphäre, wo er selbständig handelte, und wo er sich ausgezeichnet hat, war nicht die äußere Politik, sondern die innere Verwaltung Ägyptens. Es wächst der Mensch mit seinen größern Zwecken. Baring hatte seine Tätigkeit ganz wesentlich als Finanzmann begonnen; er entwickelte sich zum Staatsmann im weitesten Sinne des Worts. Die Ordnung der ägyptischen Finanzen war und blieb die Grundlage seiner Arbeit. Aber hieraus entsprangen neue Ziele. Um die Finanzen zu heben, war es nötig, die wirtschaftliche Lage des Landes zu verbessern. Die ungünstigen wirtschaftlichen Verhältnisse wiederum waren nicht zum wenigsten die Folgen einer unfähigen und nach orientalischer Art korrumpierten Verwaltung. So erwuchsen aus der Finanzpolitik wirtschaftspolitische Aufgaben und weiter die Reform der Verwaltung, zumal des Steuerwesens, der Justiz und der Polizei.

Natürlich setzten die Ägypter, zumal der Khedive und seine Beamten, allen Reformversuchen einen hartnäckigen Widerstand entgegen. Allein der Generalkonsul wußte den zu überwinden. Energie und Geduld, Kenntnis und Berücksichtigung der Natur der Orientalen führten zum Ziele, ohne daß ernstliche Konflikte ausbrachen. Freilich wurde die Diplomatie Barings wirksam unterstützt durch die Macht, die hinter ihm stand. Er selbst war Mitglied des ägyptischen Ministerrats. Die Unterstaatssekretäre der Finanzen, der öffentlichen Arbeiten, der Eisenbahnen, des Sanitätsdepartements, der Generalsteuerdirektor — Posten, die zum größten Teil erst unter Barings Einfluß geschaffen wurden — sind Engländer. Die Polizei steht unter einem englischen Chef, der Sirdar der ägyptischen Armee und ein beträchtlicher Teil der Offiziere sind Engländer; und endlich stehen die englischen Okkupationstruppen zu seiner Verfügung.

Das gab Baring den notwendigen Rückhalt. Er setzte durch, daß die Verwaltung in ähnlicher Weise europäisiert wurde wie die indische; die ägyptischen Beamten wurden von den Engländern in Schule und Zucht genommen, die einzelnen Verwaltungszweige reformiert. Hand in Hand damit gingen die Bestrebungen, die wirtschaftlichen Kräfte des Landes, die unter dem Druck und der Korruption des orientalischen Regiments niedergehalten und verkümmert waren, zu entfalten. Bahnen wurden gebaut, mit öffentlichen Mitteln großartige Bewässerungsanlagen gemacht, Ackerbau und Gewerbe nach jeder Richtung unterstützt. Der wirtschaftliche Aufschwung, den Ägypten in den letzten zwei Jahrzehnten genommen hat, die Steigerung des englischen Handels,

die Befestigung des politischen Einflusses Englands sind ganz wesentlich das Werk Lord Cromers.

Die Wiedereroberung des Sudans (1896—99), wird man kaum als einen Erfolg seiner Politik ansehen dürfen. Der frühere Offizier hat sich in Ägypten ausschließlich den Werken des Friedens gewidmet. Eine gewinnende Persönlichkeit, von außerordentlicher Arbeitskraft und vielseitigen Interessen, so wird er uns geschildert; liebenswürdig mit einem Anfluge soldatischer Derbheit. Er ist auch ein großer Literaturfreund; vor zwei Jahren hat er ein Bändchen Übersetzungen aus der griechischen Anthologie herausgegeben.

* * *

Wie Lord Cromer, so ist auch Lord Milner halbdeutscher Herkunft. Sein Vater war Deutscher, seine Mutter Engländerin. Alfred Milner war in Deutschland geboren, wuchs aber in England auf; die Eltern starben früh, und schon auf der Schule wurde er vollständig zum Engländer. Seine Universitätsfreunde erfuhren von seiner deutschen Abstammung erst, als die liberale Presse während des Burenkriegs darauf hinwies. Alfred Milner ist 1854 geboren. Seine Universitätsjahre fielen in die Anfänge der imperialistischen Bewegung. Im Jahre 1867 war Charles Dilkes berühmtes Buch: „Größer-Britannien" erschienen, das erste Zeichen, daß in der jungen Generation eine Reaktion gegen die bisherige Kolonialmüdigkeit begann. Besonders auf den Universitäten fanden die neuen Gedanken Anklang, und Milner war in dem Oxforder Debattierklub ein unermüdlicher Werber für den Imperialismus. Nach Beendigung seiner Studien wurde er Advokat. Aber es war ihm wie so vielen anderen nur um den Titel eines Barristers zu tun, der ihm eine gesellschaftliche Stellung gab. Er hat nie praktiziert, sondern stürzte sich in die Politik. Er wurde Journalist; ein Versuch, ins Parlament zu kommen, mißlang, dann aber machte ihn Mr. (jetzt Lord) Goschen, der 1887 Finanzminister wurde, zu seinem Privatsekretär. Damit begann auch seine Beamtenlaufbahn. Zwei Jahre später wurde er als Unterstaatssekretär der Finanzen nach Ägypten geschickt, wo er in die ausgezeichnete Schule Lord Cromers kam. Dort blieb er bis 1892; die Ergebnisse seiner Erfahrungen und Studien legte er in seinem Buch: „England in Ägypten" nieder, das soeben in elfter Auflage erschienen und noch heute das beste Werk über den Gegenstand ist. Im Jahre 1892 wurde ihm ein Posten in dem englischen Finanzministerium übertragen, der etwa dem eines Ministerialdirektors bei uns entspricht.

Im Jahre 1897 legte der bisherige Generalgouverneur von Südafrika sein Amt nieder. Zwei Jahre vorher hatte Dr. Jameson seinen berüchtigten Einbruch in den Transvaal unternommen, die Beziehungen zwischen Buren und Engländern waren immer gespannter geworden, und in Downing-Street wußte man wohl, wieviel von der Wahl des neuen Generalgouverneurs abhing. Unabhängig voneinander, kamen Lord Salisbury und Mr. Chamberlain zu demselben Ergebnis. Die Szene soll sich folgendermaßen zugetragen haben. Der Kolonialsekretär kam zum Ministerpräsidenten und sagte:

„Ich habe jemand für Südafrika gefunden."

„Ich auch," erwiderte Lord Salisbury.

Mr. Chamberlain machte ein erstauntes Gesicht und sagte dann: „Mein Mann ist Milner," und der Premier antwortete: „Meiner auch."

Milner übernahm nicht nur das repräsentative Amt eines Gouverneurs der Kapkolonie, sondern wurde zugleich Bevollmächtigter (High Commissioner) der englischen Regierung für alle südafrikanischen Besitzungen. Dazu gehörten Natal, Bechuana-Swaziland, Rhodesien und — der Transvaal. Denn der Transvaal stand nach den Verträgen von 1881 und 1884 in einem gewissen Abhängigkeitsverhältnis von England, die Engländer beanspruchten die Suzeränität über die Republik. Wäre Transvaal ein völlig selbständiger Staat gewesen, so hätte man Milner vermutlich als englischen Gesandten nach Pretoria geschickt; bei dem „Vasallenstaat" aber unterhielt England keinen Residenten. Diese Verhältnisse hatten zur Folge, daß die südafrikanische Politik Englands nicht von dem Auswärtigen Amt, sondern vom Kolonialamt, nicht von Lord Salisbury, sondern von Mr. Chamberlain geleitet wurde.

Die Frage der Abhängigkeit oder Selbständigkeit des Transvaal stand im Mittelpunkt des ganzen Streits. Die Auslegung

der früheren Verträge war zweifelhaft, und jedenfalls hatte die englische Regierung von 1884 an, bis Chamberlain 1895 das Kolonialamt übernahm, aus seiner Oberhoheit keine nennenswerten Konsequenzen gezogen. Chamberlain aber verfolgte das bestimmte Ziel, die englischen Ansprüche auf die Suzeränität auf alle Fälle zu verwirklichen.

Die englische Politik in Südafrika hatte das ganze Jahrhundert lang zwischen zwei Polen geschwankt. Freilich das Londoner Kolonialamt war in seiner Passivität und Untätigkeit konsequent geblieben. Aber die Gouverneure verfolgten bald eine Politik der Ausdehnung, bald eine Politik des Stillstandes und Zurückweichens. Der letzte Expansionspolitiker war Sir Bartle Frere gewesen, der 1877 den Transvaal annektierte; aber nach dem Gefecht von Majuba kam wieder der Rückschlag, und die Okkupation wurde aufgegeben. Schon damals hatte Sir Garnett (jetzt Lord) Wolseley, der die englischen Truppen befehligte, nach London geschrieben: die neuen Gold- und Diamantenfunde, die man im Transvaal gemacht hatte, würden zweifellos eine große Zahl englischer Auswanderer anziehen, in kurzer Zeit würden diese die Buren an Kopfzahl übertreffen, und damit die friedliche Annexion des Burenstaats einleiten. Und in der Tat, die Einwanderung schwoll mächtig an, und die Zahl der Uitlanders wuchs bedrohlich. Damals trat Cecil Rhodes auf die politische Bühne. Als Leiter der Chartered Compagny und als Premierminister der Kapkolonie verfolgte er die entschiedenste Expansionspolitik. Er okkupierte alles freie Land, das die Burenstaaten im Westen, Osten und Norden begrenzte, so daß sie eine Enklave im britischen Gebiet wurden.

Chamberlain hatte schon einmal, bald nachdem er das Kolonialamt übernommen, dem Präsidenten Krüger mit dem Kriege gedroht; die Verkehrspolitik, die die Transvaalregierung nach der Eröffnung der Delagoabahn verfolgte, gab den Anlaß. Damals fügte sich der Präsident dem Ultimatum der englischen Regierung. Jetzt wurde die Uitlanderfrage zur Einmischung benutzt, die ja auch die Gelegenheitsursache der Jameson-Raid gegeben hatte.

Freilich war nach dem Jameson-Raid eine dreijährige Pause in dem diplomatischen Federkriege eingetreten. Chamberlains Freunde pflegen zu sagen, der Kolonialsekretär habe dem Präsidenten eine Gnadenfrist gewährt, damit er aus eigenem Entschluß den Uitlanders die politischen Rechte verleihen könnte, die die englische Regierung von ihm forderte. In Wahrheit aber hatte der damalige britische Generalgouverneur sich den Weisungen Chamberlains widersetzt. Er weigerte sich, bei der politischen Spannung, die der Raid erzeugte, mit dem Präsidenten über die Uitlanderfrage zu unterhandeln.

Im Frühjahre 1897 kam Milner nach Südafrika. Als er England verließ, sagte er zu seinen näheren Freunden, ein Jahr wolle er darauf verwenden, um die Dinge in Ruhe zu studieren. Und es dauerte in der Tat so lange, bis er aus seiner anfänglichen Reserve heraustrat. Von da ab gab es in seiner Politik freilich kein Schwanken mehr. Imperialist von Hause aus, hatte er die Lage mit den Augen von Cecil Rhodes ansehen lernen. Ganz Südafrika sollte englisch werden. Die beiden Gegner, mit denen der englische Imperialismus zu rechnen hatte, waren die Kapholländer und der Transvaalstaat. Wenn die Burenrepublik unschädlich gemacht wäre, so würden die Kapholländer von selbst Ruhe halten. Das Mittel, die Buren matt zu setzen, sollte eine friedliche Revolution in Transvaal sein, indem die Uitlander in Massen in den Untertanenverband aufgenommen wurden und politische Rechte erhielten. Die bekannte Massenpetition, die 20000 Uitlander in Johannesburg an die Königin Viktoria richteten, wurde von Milner aufs entschiedenste unterstützt. Die diplomatischen Noten Chamberlains wurden schärfer und schärfer; die englische Regierung wollte ihren Untertanen zu ihren „natürlichen" Rechten verhelfen, zu Rechten, die darauf hinausliefen, daß die Uitlander formell aus dem britischen Staatsverbande ausschieden! In dem ganzen Streit verfolgte Milner die Taktik, den nationalen Gegensatz zwischen Engländern und Buren völlig zu ignorieren und nur die freiheitlichen Institutionen Englands gegenüber dem „reaktionären" Burenregiment auszuspielen, das der Arbeiterklasse das Wahlrecht vorenthielt.

Man wird die Politik Milners und

die Chamberlains schwerlich auseinander halten können. Ohne den Rückhalt, den er an Chamberlain hatte, wäre Milners Politik unmöglich gewesen. Anderseits hatte Chamberlain seine Ziele gegen den Widerstand von Milners Vorgänger nicht durchsetzen können. Ob beide Männer schon früh mit der Möglichkeit eines Krieges gerechnet haben, ist schwer zu sagen; jedenfalls haben sie die Widerstandskraft der Buren ungeheuer unterschätzt. Im Juni 1899 faßte man in London den Krieg, wenn auch nur als eine ziemlich entfernte Möglichkeit, ins Auge; für den Fall wurde damals Sir R. Buller mit dem Oberkommando betraut. Es scheint aber, daß in jener Zeit Milner — ob auf eigene Hand, weiß man nicht — eine zweite Auflage des Jameson-Raids geplant hat. Wie General Butler vor anderthalb Jahren vor der Burenkriegs-Kommission aussagte, bestand im Juni 1899 die Absicht, von Juli aus einen erneuten Einbruch in den Burenstaat zu versuchen. Gegen 1400 Mann hatten sich zusammengeschart; eine Anzahl von denen, die an dem Unternehmen Jamesons beteiligt waren, tauchten wieder auf der Bildfläche auf. Milner forderte General Butler, der damals die britischen Truppen in Südafrika befehligte, auf, die Freischärler mit Waffen zu versehen. Butler wies das zurück, weil die Leute nicht unter seinem Befehle ständen. Darauf befahl Milner ihm, mehr Truppen an der Grenze des Transvaals zu konzentrieren; der General lehnte es ebenfalls ab, sagte dann aber zu, falls er einen schriftlichen Befehl erhielte. Aber das geschah nicht.

Als Milner im Sommer 1901, noch während des Krieges, auf einen kurzen Urlaub nach London kam, wurde ihm ein Empfang zuteil, wie dem größten nationalen Helden. Die Minister empfingen ihn an der Bahn und begleiteten ihn durch die dichte, zujubelnde Volksmenge nach dem Schloß, wo König Eduard ihn feierlich zum Peer ernannte. Nach dem Friedensschluß wurde Lord Milner, während er High Commissioner für Südafrika blieb, Gouverneur der beiden neuen Kolonien, Oranje und Transvaal, die seine Politik dem britischen Reiche eingebracht hat, und er hat sich seitdem bemüht, die wirtschaftlichen und politischen Verhältnisse zu konsolidieren. Eins seiner Mittel dazu war die Einführung chinesischer Kulis. Vor kurzem ist er von seinem Posten zurückgetreten, die politische Karriere des fünfzigjährigen Mannes wird aber damit schwerlich abgeschlossen sein.

* * *

Lord Curzon, der Vizekönig von Indien, ist 1859 geboren. Er ist der Sohn Lord Scarsdales, der zugleich ein reicher Grundherr und Geistlicher ist. Der Sohn wurde in Eton und Oxford, den aristokratischen Pflanzstätten der englischen Politiker erzogen. In Oxford zeichnete er sich ebenso aus wie Milner; beide trugen mehrere akademische Preise davon, und beide führten ein Semester lang den Vorsitz des Oxforder Debattierklubs. George Curzon war, wie viele junge Leute seiner Klasse, für die politische Laufbahn bestimmt. Mit 26 Jahren wurde er zweiter Privatsekretär Lord Salisburys, des Premierministers. Im Jahre darauf, 1886, kam er ins Parlament, dem er bis 1898 angehörte. Er saß auf der konservativen Seite und erwarb sich bald den Ruf einer tüchtigen parlamentarischen Kampfnatur. In dem ersten Ministerium Lord Salisburys war er 1891—92 Unterstaatssekretär für Indien, in dem zweiten Ministerium von 1895—98 Unterstaatssekretär des Auswärtigen. Inzwischen machte er große Reisen. Zuerst besuchte er das vorderasiatische Gebiet Rußlands und veröffentlichte 1889 sein erstes Buch: „Rußland in Mittelasien". Daraufhin schickte ihn die „Times" als Spezialberichterstatter nach Persien und Afghanistan. Er besuchte den persischen und den afghanischen Hof, und der verstorbene Emir Abdur Rahman erwähnt ihn in seiner Selbstbiographie. „Er ist ein sehr lustiger, sehr fleißiger, gutunterrichteter, erfahrener und ehrgeiziger Mann," schreibt der Emir. „Er war witzig und voll von Humor, und wir lachten oft über seine amüsanten Geschichten. Obwohl sein Besuch nur ein privater und freundlicher war, so besprachen wir doch alle wichtigen Angelegenheiten meiner Regierung. Namentlich unterhielten wir uns über die Verteidigung der Nordwestgrenze von Afghanistan und über meine Nachfolgerschaft auf dem Throne." Ein Buch über „Persien und das persische Problem" war die Frucht dieser Reise. Dann folgte ein drittes Buch über den „Fernen Osten".

Äußerst charakteristisch ist die Widmung dieses letzten Buches. Curzon widmet es



Bäuerin mit Kind. Gemälde von Wilhelm Leibl.

„denen, die da glauben, daß das britische Reich das größte Werkzeug der Vorsehung für das Gute ist, das je die Welt gesehen hat, und denen, die mit dem Verfasser der Meinung sind, daß sein Werk in dem fernen Osten noch nicht vollendet ist". Die Überzeugung, daß die Engländer das auserwählte Volk seien, verbindet sich hier mit den imperialistischen Gedanken und Plänen.

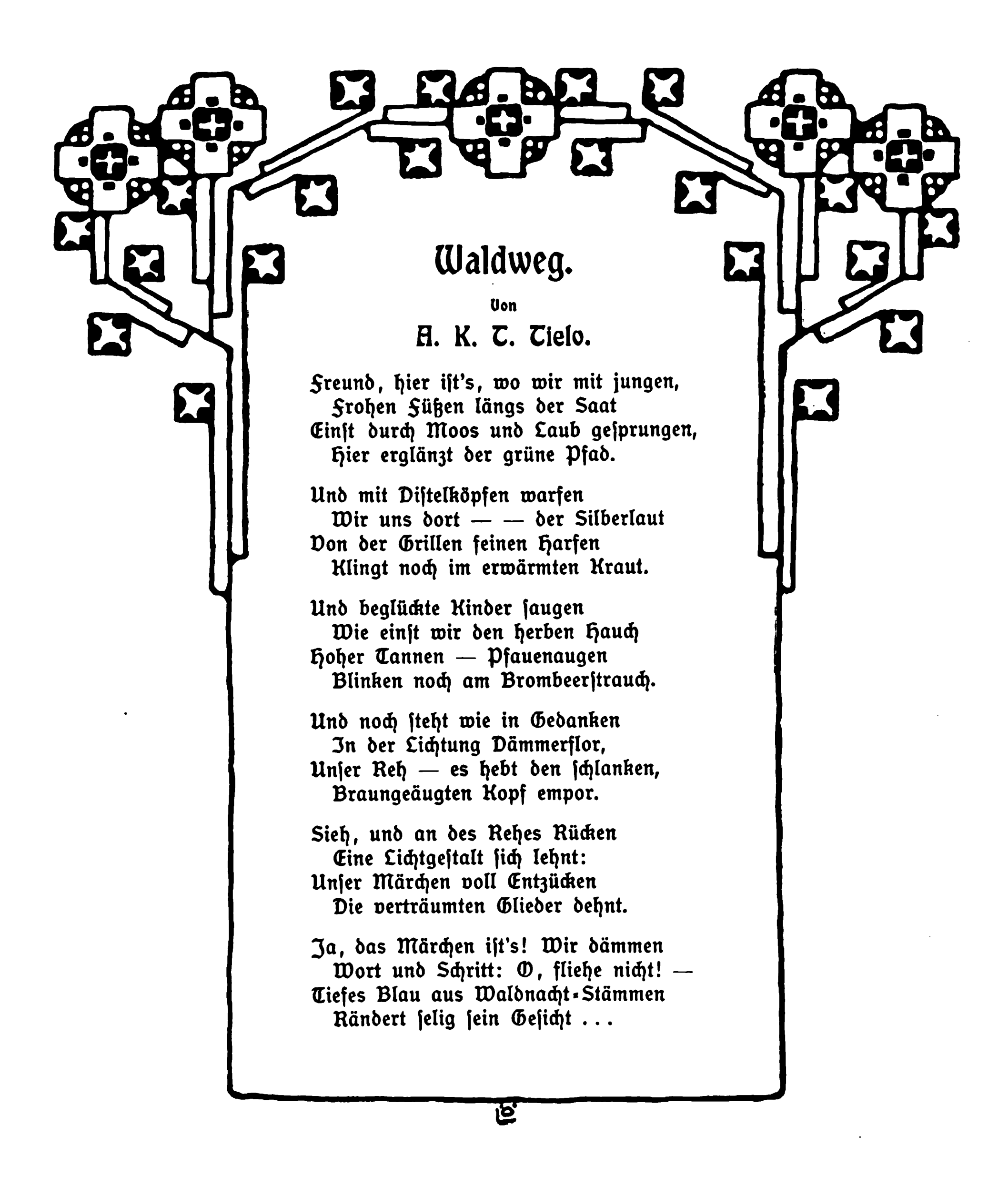
Curzon war erst 39 Jahre alt, als er 1898 zum Vizekönig von Indien ernannt wurde. Sein Wahl machte Aufsehen; aber es wurde anerkannt, daß selten ein Vizekönig nach Indien gegangen wäre, der theoretisch wie praktisch eine so vortreffliche Vorbereitung besessen hätte. Besonders stolz auf seine Ernennung waren die Amerikaner, denn seine Gattin ist eine gefeierte amerikanische Schönheit; sie ist eine geborne Leiter, die Schwester von Josef Leiter, der im Sommer 1898 durch seine riesenhaften Weizenspekulationen in Chicago bekannt geworden ist. Aber der Titel einer Vizekönigin, den ihr ihre Landsleute zu geben pflegen, kommt ihr nicht zu; sie ist einfach Lady Curzon, denn ihr Gatte erhielt bei seiner Ernennung den Titel: Lord Curzon von Kedleston.

Lord Curzon ging mit klaren und bestimmten politischen Zielen nach Indien. Sein Ehrgeiz beschränkte sich nicht darauf, der oberste Verwaltungsbeamte des Kaiserreichs zu sein, sondern eine großzügige vorder- und mittelasiatische Politik zu führen. Vorher war die englische Politik in Indien ebenso schwankend gewesen wie die in Südafrika. Auf einen Vertreter der „Vorwärtspolitik" pflegte ein Anhänger des „close border system" zu folgen, der es sich zur Pflicht machte, sich nicht um die Dinge jenseits der indischen Grenzen zu kümmern. Für diese Auffassung war Lord Curzon natürlich nicht zu haben. Der springende Punkt seiner Politik ist das Verhältnis zu Rußland. Indien zu sichern, sagte er, ist die erste Pflicht Großbritanniens. Er hatte das Vordringen des russischen Einflusses in Turkestan selbst in seinem Buch geschildert; seitdem war dieser Einfluß immer weiter vorgeschritten bis an die Grenzen Afganistans und über die persische Grenze hinüber. Der geschickten russischen Finanzpolitik gelang es, den neuen Schah Muzzafereddin erst finanziell und dann kommerziell und politisch in Abhängigkeit zu bringen. Diese Politik wurde mit Erfolg fortgesetzt, als England während des Burenkrieges die Hände gebunden waren. Zugleich begann der russische Einfluß nach Tibet hinüberzugreifen.

Solange der Krieg in Südafrika dauerte, besaß Lord Curzon nach außen hin keine Bewegungsfreiheit. Hatte er doch einen Teil der indischen Truppen auf den Kriegsschauplatz abgeben müssen. Er widmete sich inneren Reformen, ließ einen frischen Luftzug in die angloindische Bureaukratie hineinströmen und hat auf vielen Gebieten der Verwaltung Verbesserungen eingeführt oder angeregt. Zugleich aber bereitete er sein System der Verteidigung Indiens vor. Zur Vereinfachung und zur größeren Schlagfertigkeit der Verwaltung schuf er im Nordwesten eine neue Grenzprovinz und legte den Grund zu einer Neuverteilung der Garnisonen, um im Kriegsfall in kurzer Frist eine ansehnliche Armee über die Grenze werfen zu können. Nachdem in Südafrika Friede geschlossen war, erhielt er in Lord Kitchener einen militärischen Oberbefehlshaber, der die Reform der indischen Armee sofort mit gewohnter Energie in Angriff nahm. Viele Millionen sind verausgabt worden, um den jetzigen Verteidigungszustand Indiens zu ermöglichen; die englische Regierung in Indien ist ja absolut und hat mit einer parlamentarischen Opposition nicht zu rechnen. Seit dem Friedensschluß aber hat Lord Curzon auch nach außen hin freie Hand bekommen. Ende des Jahres 1902 unternahm er eine Fahrt in den Persischen Golf, um dort an der Küste das Prestige Englands zu erneuern. Im vorigen Jahre fand die Expedition nach Tibet statt, um den russischen Einfluß, soweit er sich dort festgesetzt haben sollte, auszurotten. In Persien gelang es, einen günstigen Handelsvertrag zu erwirken; man tritt der russischen Politik mit ihren eigenen Methoden entgegen, indem neue Konsulate geschaffen und handelspolitische Missionen ausgesandt werden. Endlich sind auch mit dem neuen Emir von Afghanistan diplomatische Beziehungen eingeleitet worden. Wie Rußland den Burenkrieg ausnützte, so jetzt England den ostasiatischen Krieg. Vor etwa einem Jahre charakterisierte Lord Curzon seine Politik in dem indischen Reichsrat folgendermaßen: „Die europäischen Großmächte entwickeln sich

zu asiatischen Großmächten... Indien wird durch seine Lage mehr und mehr in den Vordergrund der internationalen Politik geschoben. Es wird mehr und mehr die strategische Grenze des britischen Reiches werden."

Das Amt des indischen Vizekönigs pflegt fünf Jahre zu dauern. Die Frist lief im vorigen Jahre ab, aber Lord Curzon hat das Amt zum zweiten Male übernommen. Ein Beweis, wie hoch in Downing-Street seine politischen Fähigkeiten geschätzt werden. Nach dem Ablauf der zweiten Amtsperiode wird Lord Curzon 49 Jahre alt sein, und bei seinem Charakter und Temperament ist nicht anzunehmen, daß er sich alsdann zur Ruhe setzen wird. Lord Curzon ist kein englischer, sondern ein irländischer Peer. Als solcher gehört er nicht dem Oberhause an, sondern ist für das Unterhaus wählbar; sowie Lord Palmerstone, der lange Jahre Premierminister und Führer des Unterhauses war, ein irischer Peer gewesen ist. Und auch in Lord Curzon sehen manche einen künftigen Premierminister.



Waldweg.

Von

A. K. T. Tielo.

Freund, hier ist's, wo wir mit jungen,
  Frohen Füßen längs der Saat
Einst durch Moos und Laub gesprungen,
  Hier erglänzt der grüne Pfad.

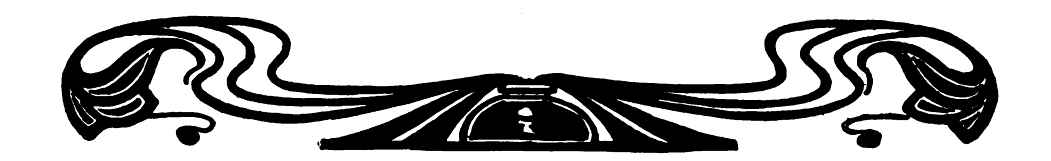
Und mit Distelköpfen warfen
  Wir uns dort — — der Silberlaut
Von der Grillen feinen Harfen
  Klingt noch im erwärmten Kraut.

Und beglückte Kinder saugen
  Wie einst wir den herben Hauch
Hoher Tannen — Pfauenaugen
  Blinken noch am Brombeerstrauch.

Und noch steht wie in Gedanken
  In der Lichtung Dämmerflor,
Unser Reh — es hebt den schlanken,
  Braungeäugten Kopf empor.

Sieh, und an des Rehes Rücken
  Eine Lichtgestalt sich lehnt:
Unser Märchen voll Entzücken
  Die verträumten Glieder dehnt.

Ja, das Märchen ist's! Wir dämmen
  Wort und Schritt: O, fliehe nicht! —
Tiefes Blau aus Waldnacht-Stämmen
  Rändert selig sein Gesicht ...



Neues vom Büchertisch.

Von

Carl Busse.

Wilhelm von Polenz, Glückliche Menschen (Berlin 1905, F. Fontane & Co.). — Ottomar Enking, Patriarch Mahnke (Dresden 1905, Carl Reissner). — Rudolf Herzog, Das Lebenslied (Stuttgart 1905, J. G. Cotta). — Hermann Anders Krüger, Gottfried Kämpfer (Hamburg, Alfred Janssen). — Fritz von Ostini, Arme Seelen (Stuttgart 1905, Ad. Bonz & Co.).

Als Wilhelm von Polenz im November 1903 plötzlich dahinging, konnte man mit einiger Überraschung erleben, wie stark sein Tod allgemein wirkte und empfunden ward. Denn um den Lebenden war es eigentlich immer ziemlich still gewesen. Man hatte mit großer Hochachtung von ihm gesprochen, doch ohne jede helle Begeisterung. Erst seit seinem frühen Hinscheiden wird er mehr und mehr in den Vordergrund gerückt und in überraschend zahlreichen Aufsätzen oder gar Büchern als derjenige Erzähler gefeiert, der den deutschen Roman wieder zu einem Gipfelpunkt hätte führen können. Und sein bedeutendstes Werk, den „Büttnerbauer", hat kein Geringerer als Tolstoi ein „wahrhaft künstlerisches Meisterstück" genannt, und Theodor Fontane soll es neben, ja über Freytags „Soll und Haben" gestellt haben. Dem gegenüber blieb es auffällig, daß das Publikum sich verhältnismäßig kühl verhielt. Aber man braucht den Dichter vielleicht nur näher zu charakterisieren, um die Gründe dafür zu finden.

Wilhelm von Polenz war durchaus kein geborener Künstler. Er gehörte zu den schweren, zähen, norddeutschen Bauernnaturen, die langsam in Gang kommen, die sehr spät reifen, die durch viele Sandwege müssen, um den rechten Pfad zu finden. Er selbst hat es dankbar gepriesen, daß er so spät und langsam fertig ward. Er hat sich überall umgetan, ist falschen Propheten gefolgt, ist hier und dort in die Irre gegangen, bis er schließlich sich selbst fand, das Bäurische in sich, das Heimatliche. Wir haben genau die gleiche Entwicklung bei Karl Immermann, der in unserer Literatur sein nächster Verwandter ist. Ihr spätes Reifwerden als besonderen Vorzug zu preisen, wie es oft geschah, ist töricht. Gerade dies beweist, wie wenig geborene Poeten sie waren. Man kann aus der Geschichte unserer Dichtung fast als Gesetz ableiten, daß beinah sämtliche Dichter mit dem ersten Wurf schon sich verraten: der Löwe braucht noch nicht ausgewachsen zu sein, aber die Löwenklauen und die Löwennatur spürt man. Was die geborenen Poeten instinktiv erfühlen, den Weg nämlich, den sie zu gehen haben und den sie aus dem Drang ihrer Natur heraus beschreiten, haben sich Polenz sowohl wie Immermann erst lange gesucht, haben sie sich erarbeitet. Schon daraus kann man auf einen Mangel an instinktivem Gefühl, an Ursprünglichkeit schließen. Und bei beiden verrät er sich auch deutlich in den Werken. Es ist etwas Nüchternes, manchmal direkt Kahles darin. Das Weiche, Weibliche, das dazutreten muß, das erst die Fülle und Rundung schafft, das Urschöpferische fehlt. Immermann klagt oft über die „Dürre des Gemüts": sein Verstand ist auf Kosten der Phantasie einseitig dressiert. Polenz ist ähnlich nüchtern. Beiden mangelt jeder lyrische Unterton. Das Herbe, Männliche, Harte, Eckige kriegen sie glänzend heraus: Immermanns Dorfschulze, Polenz' Büttnerbauer sind die Beweise dafür. In dieser Linie liegen ihre höchsten Leistungen. Aber gegenüber den Männern treten ihre Frauengestalten sehr zurück. Polenz ist in der Schilderung erster Liebe, im leidenschaftlichen Naturlaut ganz ohnmächtig. Damit ist schon gesagt, daß er nichts weniger als ein Lyriker ist. Das schwache Gedichtbuch, das man aus seinem Nachlaß herausgab, hat das unnötigerweise noch bestätigt. Immermanns Verse sind ebensowenig glücklich: man merkt auch ihnen Reflexion und Reimnot an.

Diese Naturen, deren Energie stärker ist als ihr natürliches Talent, deren Persönlichkeit bedeutender ist als ihre Kunst, haben auch nie ein rein poetisches Ziel. Sie gehen stets von der ethischen Idee aus; sie haben immer eine gewisse Tendenz; sie sind Kultur- und Sittenschilderer; sie halten der Zeit einen Spiegel vor und gehen ihren großen Fragen mit dem ganzen Ernst, der sie auszeichnet, zu Leibe. Die religiösen und sozialen Kämpfe ihrer Tage haben sowohl Immermann wie Polenz darzustellen versucht. Beiden ist charakteristischerweise vor allem ein bäurisches Kultur- und Sittenbild gelungen, denn beide treffen sich auch darin, daß sie nach langem Irren den starken konservativen Zug in sich entdecken — jenen volkskonservativen Zug, der sich wohl mit reformatorischen Bestrebungen verträgt. Denn das reformatorische Streben ist beiden äußerst wichtig. Immermann, der nicht Ar und Halm besaß, reformierte das Theater, obwohl er selber nur gerade so viel Dramatiker war wie Polenz; diesen führten soziale Tendenzen ins Land der Zukunft, nach Amerika, denn als Sohn einer späteren Zeit wußte er wohl, daß ihm das bloße Immermannsche Wettern gegen die Ma-

schinen und für den Pflug nichts helfen konnte. Ganz nationale Persönlichkeiten, echte Naturen voller Ehrlichkeit und Strenge, stehen sie beide da: nicht eigentlich auf das Dichterische gestellt, sondern es gleichsam nur als Ausdrucksform benutzend. Und ein tragischer Zufall wollte es, daß der Tod sie beide im blühendsten Mannesalter dahinraffte.

Aus dem Nachlaß von Wilhelm von Polenz ist nun ein Roman „Glückliche Menschen“ veröffentlicht worden (Berlin 1905, F. Fontane & Co.), an dem der Dichter noch wenige Monate vor seinem Tode gearbeitet hat. Eine kleine Notiz, die wehmütig stimmen kann, besagt, daß er mitten im Werke die endgültige Ausführung abbrechen mußte. Die geplante Weiterentwicklung und der Abschluß sind nach dem „sorgfältig skizzierten Entwurfe“ wiedergegeben. So hat man ein ziemlich genaues Bild dessen, was der Erzähler wollte. Und wenn man das Buch gelesen hat, wird man sich der Erkenntnis, daß Polenz seine Höhe hinter sich hatte, nicht entziehen können. Man hat ja vor seinem Grabe ebenso wie vor dem Immermanns die Frage aufgeworfen, wie viel er mit sich genommen und um wieviel uns Zurückbleibende der Tod betrogen hat. Aber selbst seine wärmsten Verehrer gaben zu, daß die letzten Werke des Dichters gegenüber dem „Büttnerbauer“ und allenfalls dem „Grabenhäger“ einen merkwürdig starken Abfall bedeuteten. Auch diese auffallende Ungleichmäßigkeit des Schaffens ist das charakteristische Merkmal solcher Naturen. Sie stürzen sofort matt und schwunglos zur Erde, wenn die Idee sie nicht mehr trägt oder sie in ihr beirrt werden, während das natürliche Talent die ursprünglichen Poeten selbst dann noch wenigstens in der Schwebe erhält.

Schwunglos sind auch die „Glücklichen Menschen“. Der Roman ist — wie das bei Polenz stets der Fall war — sehr breit angelegt. Er ist, und auch darin gleicht er seinen Vorgängern, sehr sachlich und nüchtern geschrieben, in einem klaren, ehrlichen Stil, der gar keine Mätzchen kennt, doch auch keine künstlerischen Feinheiten. Man braucht sich nur die Bilder und bildlichen Ausdrücke einmal genauer anzusehen: es sind die alten bekannten, die jeden Durchschnittsroman auch schmücken. Da wirken ein paar junge Mädchen „unter anderen modischeren Damen wie Feldblumen, die sich in die Blütenpracht eines Gewächshauses verirrt haben“; da wird die Heldin „von ihrem langen, vollen Haar wie von einem dunklen Mantel bekleidet“. Da wirft der Frühling den altbewährten „lichten Brautschleier“ über die ganze Welt, und was dergleichen Reminiszenzen mehr sind! Ich wette, wenn man Polenz dergleichen vorgeworfen hätte, er hätte es nicht verstanden. Denn das waren ihm alles Nebensächlichkeiten, und er hätte auf die Idee des Buches und die Charaktere verwiesen. Mit Recht: denn beides ist für den Wert des Romans wichtiger. Mit Unrecht: denn in einem lebendigen Kunstwerk ist nichts nebensächlich, und da sich in dem „Stil“ eines Buches die Persönlichkeit deutlich offenbart, so lassen sich aus der Benutzung alter Clichés Rückschlüsse ziehen, die auch von manchen gedanklichen Trivialitäten bestätigt werden.

Im Mittelpunkt der „Glücklichen Menschen“ steht ein Held, der ein zweiter Polenz ist: nach Irrungen und Wirrungen sitzt er konservativ und gefestigt auf dem Gut seiner Väter, ein tüchtiger, strebender Mensch. Um ihn herum in breiter Entfaltung der Adel des Kreises, darunter ein feines und interessantes Geschöpf, Anne-Marie von Plessow, das er endlich heiratet. Es dauert — wie man aus dem Entwurf sieht — lange, ehe die beiden den tieferen Sinn der Ehe verstehen, ehe sie begreifen lernen, daß es „kein vollkommenes Aufgehen zweier Menschen ineinander“ gibt, sondern nur ein Anziehen, Abstoßen, Wiederfinden. Da die wichtigsten Partien, besonders die Entwicklung des interessanten Frauencharakters, nicht ausgeführt sind, läßt sich über die Charaktere schwer reden. Ob gerade Polenz, der die Männer stets glücklicher herausgebracht hat, die Anne-Marie von Plessow bis zum Schlusse lebendig in der Hand behalten hätte, wäre eine zweite Frage. Eine Frage, die nun für immer ohne Antwort bleibt. —

Seinem innersten Wesen nach konservativbodenständig ist auch der Schleswig-Holsteiner Ottomar Enking, der sich vor einiger Zeit mit seiner „Familie P. C. Behm“ den Kranz holte. Der Erfolg des prächtigen Buches hat den Erzähler dazu verführt, auf demselben Acker, der so gute Frucht getragen, gleich noch einmal zu ernten. Aber es ist eine alte Erfahrung, daß solch eine zweite Ernte hinter der ersten immer zurückbleibt und nicht viel mehr als eine Nachlese darstellt.

Enking hat den beiden Romanen nachträglich den Obertitel „Leute von Koggenstedt“ gegeben. Auf den ersten Teil „Familie P. C. Behm“ folgt der zweite „Patriarch Mahnke“ (Dresden 1905, Carl Reißner). Richtiger wäre auch hier „Familie W. E. Mahnke“ gewesen. Man wird dadurch, ob man will oder nicht, zu einem Vergleiche herausgefordert, der für den zweiten Teil nicht günstig ausfällt. Die Turmuhr von St. Anschar schlägt wieder, nur hört man sie diesmal nicht im Kramlädchen von P. C. Behm, sondern im Kolonialwarengeschäft von Woldemar Elias Mahnke. Die eigentliche Handlung ist auch hier an die Kinder des Geschäftsinhabers geknüpft, aber sie kommt weit weniger in Betracht, weil wir diese Kinder nicht genügend kennen und nur der Vater uns interessiert. Was schon in der „Familie P. C. Behm“ leise auffiel, daß das Milieu, das Nebenbei am meisten wärmte, so daß die eigentliche Heldin in steter Gefahr schwebte, von anderen überstrahlt zu werden, ist hier gesteigert der Fall. Denn diejenigen, die allein handeln, die vor uns ihr Schicksal erleben, das sind Charlotte und ihre Brüder. Aber alles Interesse lenkt sich trotzdem von ihnen ab zu den anderen, die doch nur Zuschauer sind, zu ihrem Vater und seinen Freunden. Aus dem Koggenstedt des ersten Teils kennt man diese Freunde ja, wenn sie auch andere Namen trugen.

Das Bedenklichste ist aber, daß die „Familie P. C. Behm“ viel herzlicher und echter ist, als der „Patriarch Mahnke“, daß in diesem zweiten

Teil sich schon Züge von Unechtheit zeigen. Was dort natürlich gewachsen war, ist hier künstlich gewollt. Es war gerade so schön, daß Enking das Kleinbürgertum mit so vieler Liebe zeichnete — mit einer Liebe, die den Humor gebar. In seinem neuen Opus fehlt ihm zwar beides auch nicht, aber er ist schon viel bewußter, unterstreicht stärker, gibt sich überlegener und kommt so doch schon der Karikatur ein wenig näher, da er die Linien einesteils verschärft, anderenteils seinen Gestalten bei weitem nicht den früheren Nuancenreichtum mitgibt. Man mag jede Figur mit einer ähnlichen des älteren Buches vergleichen, und man wird niemals in Zweifel sein, welche lebendiger ist. Oder man stelle Szenen gegeneinander: etwa den Tod Behms und den Tod Mahnkes. Wie viel schöner ist erstere! Gar nicht zu reden von dem Ausflug, den Behms Tochter mit dem Arzte, und dem Ausflug, den Charlotte Mahnke mit den Kindern unternimmt. Gerade dieser „Kinderspaziergang" hat für mein Gefühl etwas süßlich Geziertes und Outriertes.

Nein, es ist diesmal kein Meisterschuß! Doch aber hat natürlich auch dieses Buch erquickliche Seiten. Meier, der junge Mann im Kolonialwarengeschäft, Meier mit der Freimarkensammlung, Meier mit den roten Händen und dem treuen Herzen wird uns ein Freund, und August Schlegel, der die Toaste hält und von allen Haushälterinnen geheiratet zu werden fürchtet, wird es gleicherweise. Noch prächtiger ist der kleine Dienstmann Biel, der „Prehsident vun de Swienskass'", mit seinem Anliegen, daß der Nachtwächter um der Ruhe seiner Schweine willen das Tuten unterlassen solle. Da steckt erlösender Humor, und man fragt viel danach, ob das lustige Anhängsel nicht eigentlich überflüssig ist!

Nach den beiden norddeutsch gearteten Erzählern ein rheinisches Blut: **Rudolf Herzog**. Einer, der sein Publikum im Galopp nimmt, der den „Schwung" heraus hat, dessen flotte Romane allbeliebt sind. Von jedem können gleich ein paar Auflagen erscheinen, und bei jedem unterhält man sich ausgezeichnet. Da ist helle Lebensbejahung, da sind vernünftige Ansichten, eine stetig fortschreitende, spannende Handlung, „befriedigende" Schlüsse, nette Menschen — und dazu liegt über dem Ganzen immer noch jener literarische Timbre, den die üblichen Unterhaltungsromane nicht haben. Es ist also eigentlich für jeden Geschmack gesorgt.

Rudolf Herzogs neueste Schöpfung heißt „**Das Lebenslied**" (Stuttgart, J. G. Cotta 1905). Die vorhergehende: „Die vom Niederrhein". Beide haben begeisterte Bewunderer und Leser gefunden; beide sind auch nach dem gleichen Rezept gearbeitet. Als Hintergrund immer eine westdeutsche Stadt mit ihren charakteristischen Merkmalen und Sehenswürdigkeiten. Diesmal ist es Frankfurt a. M.; das vorige Mal war es Düsseldorf. Düsseldorf natürlich mit dem Rhein und dem Malkasten, Frankfurt mit dem Goethehaus, mit Sachsenhäuser Äpfelweinkneipen, dem altfrankfurter Patriziat, dem Konservatorium und den herüberwinkenden Taunusbergen. In den Rahmen dann hineingestellt ein paar gemütliche Originale mit Lokalfärbung, weiter eine fidele Künstlergesellschaft, Maler oder Musiker. Auch das Liebespaar wird schon präsentiert. „Sie" eine geniale Sängerin. Aber mehrere hundert Seiten müssen beide erst auf Umwegen sich läutern, ehe sie sich zuletzt finden. Dafür erhalten zum Schlusse auch noch alle sonstigen Tugenden ihren ausgiebigen Lohn.

Mit glänzender Technik, mit virtuoser Geschicklichkeit ist das alles gegeben. Man muß nur einmal zusehen, wie da die Szenen wechseln, wie hier die flotte Fröhlichkeit, dort eine ernste Note anklingt, wie hübsche Naturschilderungen dazwischen eingestreut sind, bekannte Lieder als Leitmotive benutzt werden, auf Pointen, die doch wiederum nicht gar zu scharf gegeben sind, hingearbeitet wird. Rudolf Herzog kann alles: er kann derb, flott, lustig, geistreich, sentimental, tragisch, sinnig und weiß Gott was sein. Und alles macht er sehr hübsch. Er schreibt gleichzeitig für die Leihbibliothek und für die Literatur. Das Ideal, dem er nachstrebt, ist eine Mischung von Marlitt und Sudermann. Sein Fach: der zeitgemäß zugestutzte Familienblattroman. Die „Gartenlaube" hat mit gutem Blick sofort sein Wesentliches erkannt und ihn herangezogen.

Man muß das so scharf hervorheben, um keine Verwirrung aufkommen zu lassen. Denn nicht nur ein großer Teil des Publikums, sondern auch der Kritik will in Herzog einen bedeutenden modernen Romandichter sehen. Und dem möchte ich mit aller Bestimmtheit entgegentreten. Das „Moderne" an ihm ist äußerlich. Er ist im Grunde der begabte Epigone. Eine leichte, frohe, rheinische Natur ohne jede originelle Note. Wohin man blickt, glänzende, schillernde Oberfläche. Kein Charakter, der nicht ein paar individuelle Züge hätte, keine Szene, die sich nicht durch irgend eine Wendung über das durchschnittliche Niveau erhöbe, keine Naturschilderung, die nicht hier und da durch eine eigentümliche Nuance erfreute. Dies alles in Ehren — aber wo, frage ich, ist ein einziger Charakter, der tiefer gefaßt wäre und wie ein Baum aus dem Boden wüchse, wo eine einzige Szene, die bis zum Grunde die Stimmung ausschöpfte, wo eine einzige Schilderung, die den Schöpfer verriete und nicht nur den begabten und geschmackvollen Menschen? Danach sucht man vergebens. Und deshalb meine ich, daß Rudolf Herzog für die Literatur nicht in Betracht kommt. Er ist fast ohne Zwischenstation bei der Routine angelangt, und man vergißt bei seinen Büchern genau so wenig, daß man eben „Romane" vor sich hat, wie man vor gewissen Schauspielen vergißt, daß uns darin eben „Theater" vorgemacht wird.

In vielen kleinen Zügen prägt sich dieses „Romanhafte" oder meinetwegen auch Theatermäßige aus. Da sitzt jemand am Klavier und spricht vor sich hin: „Helga Nuntius". Und plötzlich: „War ihm ein Zauberwort über die Lippen getreten? Die Tür tat sich auf, und auf der Schwelle stand die Gerufene." Oder man sehe sich einmal an, wie Richard Marschall Helga nach Hause bringt (Seite 252), wie Helga die Wohnung ihres Gatten verläßt (Seite 290 f.) — alles Theater, Theater! Mit der flotten Fixigkeit, die keine Hexerei ist, wird ein orthodoxer

Pastor im Handumdrehen bekehrt, wird jede Schwierigkeit flott genommen, und unter dem Hip hip hurra des dankbaren Publikums geht der glückliche Steeple chase-Reiter Rudolf Herzog als Sieger durchs Ziel.

Manchmal, weniger im einzelnen, als in Ton und Art des Ganzen, erinnert er auch an Adolf Wilbrandt. Auch er hat den „Schwung der fliegenden Kravatte“, die Ausrufungszeichen, den Elan, und auch er redet ein wenig zu viel.

Dies ungefähr wäre vom streng literarischen Standpunkt über Rudolf Herzog und sein „Lebenslied“ zu sagen. Ganz anders fällt das Urteil natürlich aus, wenn man den Maßstab nicht der „hohen“, sondern der Unterhaltungsliteratur entlehnt. Dann wird man des Buches froh werden können. Denn es beweist von neuem das starke, natürliche Fabuliertalent seines Verfassers, es überragt durch die Flottheit der Darstellung den Durchschnitt des Gebotenen, es zeugt von gesunder Lebensauffassung, und es könnte sogar, da es durch seine Unterhaltungseigenschaften in Kreise dringt, die für die eigentliche höhere Literatur kein Verständnis besitzen, vermittelnd und bodenbereitend wirken. Man wird einem solchen Talente wohl sagen müssen, wo seine Stelle ist, aber man wird es an dieser Stelle gewiß hochschätzen. Wir haben doch wahrhaftig unter der Unzahl von Erzählern wenig genug, deren Bücher man ohne Bedenken jenen breiten Volksschichten empfehlen kann, die vor allem Unterhaltung suchen und denen etwa Kellersche Novellen zu langweilig sind. Nirgends kann die Kluft zwischen Literatur- und Publikumswerk größer sein als bei uns: nur ungeheuer selten fällt beides einmal zusammen. Da ist Rudolf Herzog einer der Vermittler ...

Gehaltreicher als die bisher genannten Werke ist der „Herrnhutische Bubenroman“ „Gottfried Kämpfer“ von Hermann Anders Krüger (Hamburg, Alfred Janssen). Er trägt die hübsche Zueignung: „Den deutschen Jungen und ihren Schulmeistern gewidmet von einem, der beides war“, und wenn auch die deutschen Jungen sich für die Lektüre bedanken dürften, den deutschen Schulmeistern und den Eltern wüßt' ich wirklich nichts Besseres zu empfehlen, als dieses Buch. Warm gemacht und bezwungen legt man es aus der Hand.

Wie Otto Ernst in dem kürzlich hier angezeigten „Asmus Semper“, behandelt Hermann Anders Krüger in „Gottfried Kämpfer“ — der Name ist deutsam — die Entwicklungsgeschichte eines Knaben. Beides sind biographische Romane, ähnlich im Thema, grundverschieden in ihrer Art. Otto Ernst plaudert, Krüger erzählt, Otto Ernst läßt gleichsam farbige Erinnerungsbilder vorüberhuschen, Krüger geht schwerfälliger vor, mit breiter Gründlichkeit. Den „Asmus Semper“ liest man ebenso leicht und schnell, wie den „Gottfried Kämpfer“ schwer und langsam. Ja, ich kann mir wohl denken, daß viele diesen Bubenroman schon nach den ersten Kapiteln aus der Hand legen, weil sie das Marschtempo gar zu bedächtig dünkt.

Dieser „Gottfried Kämpfer“ ist ein ganz deutsches Buch — deutsch auch in seinen Mängeln. Es herrscht ja in der ganzen Welt eine Stimme darüber, daß die Langeweile der deutschen Romane immer im Verhältnis zu ihrem Werte stehe, so zwar, daß der beste auch der langweiligste sei. Und daß in dieser Ansicht nicht nur ein Körnchen, sondern ein gehöriges Korn Wahrheit steckt, wird jeder, der sich von ästhetischer Heuchelei frei weiß, bestätigen. Georg Brandes hat unseren Erzählern oft den Vorwurf gemacht, daß sie ihre Romane stets viel zu breit anlegen, anders ausgedrückt, daß der dichterische Reichtum nicht von der strengen Künstlerhand genügend gebändigt wird. Allerdings tritt darin eben eine spezifisch nationale Eigentümlichkeit zutage: die sprichwörtliche deutsche Gründlichkeit. Wie gründlich auch Hermann Anders Krüger zu Werke geht, lehrt ein Blick in sein Buch: er braucht über 500 enggedruckte Seiten dazu, um seinen Helden, dessen Biographie vorläufig damit abschließt, bis zum Abiturientenexamen zu führen. Und wenn ich im Geiste noch einmal alles überschlage und hin und her blättre, so meine ich, daß es klug und segensreich wäre, wenn auch dieser Wald mit liebevoller Sorgfalt durchforstet und gelichtet würde. Vielleicht ein Fünftel könnte fortfallen, ohne daß der Charakter des Buches zerstört würde. Es gibt besonders viele landschaftliche und andere Schilderungen, die eine Kürzung oder gar Ausschaltung vertrügen, und nach alter Erfahrung ist jedes Streichen, das nicht schadet, ein künstlerischer Nutzen. Gerade von diesem Buche sage ich das, weil es dadurch den Weg viel leichter auch zu denjenigen fände, die sich seiner breiten Umständlichkeit jetzt verschließen und denen dadurch ein großer und nachhaltiger Eindruck verloren geht.

Ein großer und nachhaltiger Eindruck —! Nicht in erster Linie ein dichterischer, sondern ein starker moralischer, wie er sich aus guten Biographien ergibt. Jedes mit solcher Ehrlichkeit eingefangene Stück Menschenleben hat diese zwingende Kraft. „Gottfried Kämpfer“, der Vorstehersohn aus Herrenfeld, hat sie auch. Man fühlt, das ist keine Romanfigur. Man fühlt, das ist ein Bekenntnis, ein Sich-Rechenschaft-Ablegen über sich selbst. Man fühlt die Notwendigkeit des Werkes. Unwillkürlich vergleicht man die eigene Knaben- und Schulzeit mit der Gottfrieds, und obwohl dieses herrnhutische Gemeindekind in einem uns ganz fremden Rahmen steht, ist seine Art und Entwicklung doch typisch für die des richtigen deutschen Buben. Gerade deshalb, glaube ich, kann jeder aus diesem Buche so viel Gewinn ziehen, voran Eltern und Lehrer. Was sich an pädagogischen Lehren da zwanglos ergibt, scheint mir vortrefflich, und mit dem in seinem Gerechtigkeitsgefühl getroffenen Gottfried leiden wir selber in der Erinnerung mit, da gerade darin ein von Natur gutgeartetes Kind am schwersten verletzt werden kann und jedes mehr oder minder einmal so getroffen ward.

Ist durch dieses Typische der Gestalt oder noch mehr der Entwicklung unser Interesse schon gebunden, so wird es auf der anderen Seite noch gesteigert durch den Einblick, den wir in die Bräuche, Einrichtungen und Unterrichtsanstalten der Herrnhuter tun. Wer sich einmal durch Zinzendorfs und seiner Genossen geistliche Lieder und Schriften

hat hindurcharbeiten müssen, wie ich es leider tun mußte, hat eine gewisse instinktive Abneigung gegen die „Erweckten“, und da die Herrnhuter auch sonst vielfach in einem ganz falschen pietistischen Geruch stehen, so ist es ein doppeltes Verdienst Krügers, die irrtümlichen Vorstellungen rektifiziert zu haben. Wenn das Bild, das er von den Schulen entwirft, echt ist und nicht vielleicht etwas zu sehr von der Erinnerung verklärt, so sind unsere üblichen Gymnasien dagegen allerdings die gräßlichsten Schablonierungsanstalten.

Mehr, als es sonst meine Art ist, hab' ich bisher von dem Inhalt, dem Gehalt des Romans gesprochen. Ich habe den vorwiegend persönlich-sittlichen Eindruck betont, den er hinterläßt. Ich hätte nun noch über das eigentlich Dichterische zu reden. Da darf man dem Buche wohl das gute Lob geben, daß Inhalt und Form sich einen und decken. Dieser biographische Roman ist sachlich und nüchtern, doch mit großer Wärme geschrieben, eine ehrliche, tüchtige, mit allem Können der Persönlichkeit geleistete, unendlich solide und gediegene Arbeit. Er ist nicht das Werk von Monaten, sondern das Werk von Jahren. Ein Werk der Vertiefung, das auch wieder Vertiefung fordert. Hermann Anders Krüger hat in seiner Art gar nichts Glänzendes. Er hat auch keine Spezialität. Er erreicht auch im eigentlich Dichterischen nirgends einen besonderen Gipfel: der eine würde die Charaktere, der andere die Naturschilderungen, der dritte die Stimmungen, der vierte dies und der fünfte jenes ohne Frage glänzender herausgeholt haben. Um nur eins aufzugreifen: was hätte ein anders angelegter Poet allein aus der Sterbeszene des süddeutschen Pastorensohnes gemacht! Das hätte erschütternd und groß werden müssen! Bei Krüger bleibt es in der Tonlage des Ganzen. Er überschreitet niemals eine gewisse Höhe. Das macht das Buch wiederum sehr einheitlich und gleichmäßig. Und es widerspricht dem nicht, daß es sich doch nach dem breiten Anfang langsam steigert.

Noch einmal zusammengefaßt: ein gutes und tüchtiges, grundehrliches und ganz deutsches Buch, aus dem man viel mitnimmt. Ich gestehe, daß ich es für möglich halte, daß Hermann Anders Krüger damit überhaupt sein Bestes gegeben hat. Wenn man das, was ich über ihn gesagt habe, mit den Worten vergleicht, die ich oben über Polenz sprach, so wird man eine gewisse Verwandtschaft herauserkennen. Auch Krüger scheint Leidenschaft zu fehlen, der lyrische Naturlaut. Das würde sich offenbaren, sowie er seinen „Gottfried Kämpfer“ weiterführte. Ich hatte beim Lesen manchmal das Gefühl, als wäre dieser herrnhutische Bubenroman nicht **ein**, sondern **das** Buch des Dichters und stärker als der Dichter selbst. Jedenfalls ein Buch, vor dem man freudig salutieren muß und vor dem man doppelt empfindet, wie nichtig dagegen eigentlich die mehr oder minder guten „Romane“ à la Rudolf Herzogs „Lebenslied“ sind.

Für diejenigen, die leichtere Lektüre lieben, sei noch ein neues Werkchen von **Fritz von Ostini** genannt, dem wohlbekannten „Biedermeier mit ei“: dreißig Geschichten und Schnurren, die nach der ersten den Gesamttitel „**Arme Seelen**“ tragen (Stuttgart 1905, A. Bonz & Co.). Es sind Kinder der Stunde, die da gesammelt sind, Feuilletons, von einem geistreichen und weltgewandten Manne geschrieben, dem die tragische Miene nicht so wohl ansteht wie die heitere. Besonders diejenigen kleinen Skizzen, die satirisch gefärbt sind, fesseln und erfreuen, und man spürt mit Vergnügen das feine Salz auf der Zunge. Brot des Lebens ist das natürlich nicht und soll es nicht sein, aber gerade, während ich dieses Büchlein las, fiel mir ein Wort von Theodor Fontane ein, der sich Moritz Necker gegenüber einmal über die Wiener Feuilletonisten ausließ. Er hat diese Leute sehr geschätzt und hat sich selbst gefragt, ob solch ein geistreiches Feuilleton, das einen Tag lang das Publikum entzücke, nicht mehr wert sei, als ein „Columbus“, der allenfalls vor einem gähnend leeren Hause dreimal aufgeführt würde. Er hat die aufgeworfene Frage mit ja beantwortet. Und hat hinzugefügt, daß von den Werken, die jährlich der „großen“ Literatur dienen wollen, eigentlich $^{99}/_{100}$ „Columbus“ seien.

Er war ein großer Skeptiker, dieser Theodor Fontane, und er hing auch den Mantel gar zu sehr nach dem Wind — der Brief ging eben auch an einen Wiener —, aber hat er wirklich ganz unrecht?

Letzte Lebenskunst.

Wir Stolzen, die am Leben leiden,
Der armen Kunst uns tief bewußt:
Gält' es vom Leben heut' zu scheiden,
Wir preßten's heiß an unsre Brust.

Mit all dem unerfüllten Hoffen,
Mit Schuld und Qual: Es ist uns wert!
Und wo's am härt'sten uns getroffen,
Da hat's am reichsten uns beschert.

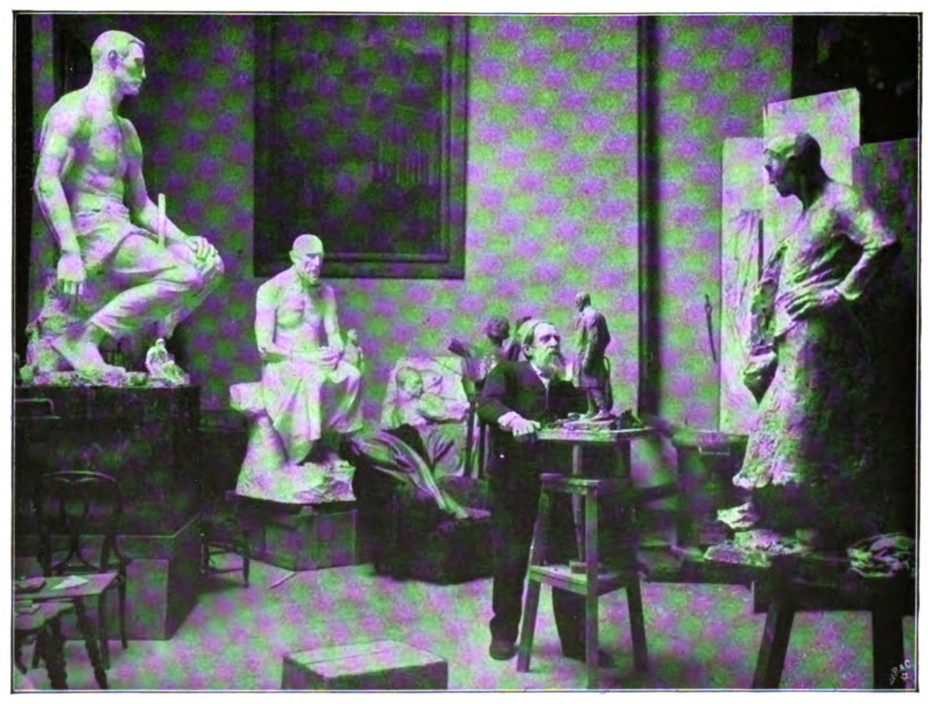
Ihm dankend warm die Hand zu drücken
Für all das Weh, für all den Schein,
Und straff zu wenden dann den Rücken,
Laßt unsrer Künste letzte sein!

Fritz Erdner.

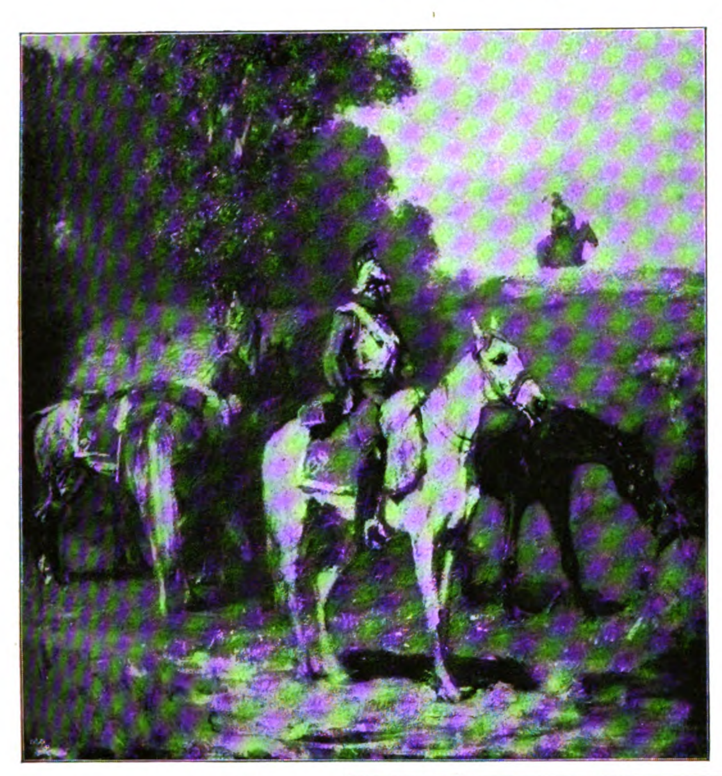
Illustrierte Rundschau.

Constantin Meunier †. — Neuerwerbungen der Berliner Nationalgalerie. — Möbelausstellung bei A. S. Ball-Berlin. — Zwei neue Münchener Kaufhäuser. — Aus der Sammlung des Herrn Dr. v. Pannwitz-München. — Zu unseren Bildern.

Fast vierundsiebzig Jahre alt — er wurde am 12. April 1831 in der Brüsseler Vorstadt Etterbeck geboren — ist Constantin Meunier, der größte belgische und einer der größten aller Bildhauer der Gegenwart, am 4. April d. J. in seiner Heimatstadt gestorben. Wir haben zwar schon vor Jahren, im 17. Jahrgang, Band I, eine ausführliche Würdigung des Lebenswerkes Meuniers aus der Feder von Dr. Walther Gensel gebracht, die noch einmal nachzulesen wir schon wegen der dem Artikel beigegebenen reichen Illustration unseren älteren Lesern nahelegen möchten; die Bedeutung des Meisters für die gesamte Plastik unserer Zeit, ja für die Kunst überhaupt ist aber so groß, daß wir an dieser Stelle seiner doch noch einmal gedenken müssen. Denn es ist nicht damit getan, daß man sich mit Meunier abfindet, indem man ihn, wie dies vielfach geschieht, einfach katalogisiert, indem man ihn zu dem großen Franzosen Millet heranrückt und sagt: wie Millet den schwerarbeitenden französischen Bauern in das Stoffgebiet der Malerei aufnahm, so Meunier den belgischen Industriearbeiter in das Gebiet der Plastik. Seine Bedentung liegt vielmehr auch darin, daß er der Bildhauerkunst überhaupt neue Wege gewiesen hat. Vor ihm kam die plastische Darstellung eines Menschen in der Kleidung unserer Tage — ich möchte den Ausdruck „modern“ vermeiden, weil er zu Mißverständnissen führen könnte — im besten Fall auf eine Art von Kompromiß hinaus; das Bildwerk gab entweder die menschliche Gestalt entkleidet in ihrer natürlichen Schönheit wieder, oder im Faltenwurf antiker Gewandung, oder aber es kämpfte in einem schweren Ringen mit der Ungunst unserer jetzigen Kleidung — um es ganz brutal auszudrücken: der Bildhauer wußte sich selten oder nie mit der Hose und dem Rock abzufinden. Meunier hat erst gezeigt, daß jene Ungunst doch nur eine scheinbare ist. Seine schlichten Arbeitergestalten beweisen, daß auch Rock, Hemd und Hose durchaus dankbare Vorwürfe bieten, wenn der Bildner sie nur zu behandeln weiß. Vielleicht gelang dies Meunier, weil ihn sein Weg über die Malerei zur Plastik führte. Er hat zwar als Bildhauer begonnen, als Schüler von Fraikin, des einst vielbewunderten Schöpfers des Denkmals von Egmont und Horn in Brüssel, aber er wurde bald zur Malerei hinübergezogen, und er wurde fünfzig Jahre alt, ehe er wieder von dieser loskam und in der Bildhauerkunst sein eigentliches Element klar erkannte. Der Zufall führte ihn damals nach der Borinage, dem belgischen Bergwerks- und Hüttendistrikt. Die Grubenarbeiter und Hammerschmiede, die Puddler und Lastträger



Constantin Meunier in seinem Atelier.

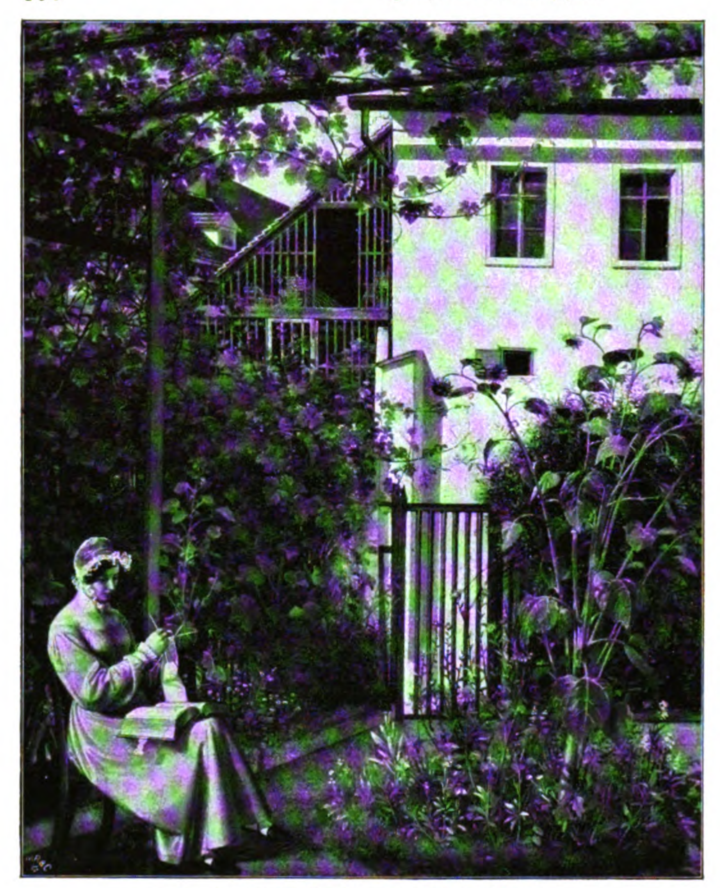


Wachthaltende Kürassiere.
Gemälde von Hans von Marées.

von großen und kleinen Arbeiten, deren eigenartige Größe seit der Münchener Ausstellung von 1892 auch in Deutschland anerkannt, die bald volkstümlich wurden. Überaus mannigfaltig im Vorwurf sind sie: Greise, Jünglinge, Kinder, Matronen und junge Mädchen bildete er mit gleicher Liebe; Hafenarbeiter, Fischer, Landleute und dann, vor allem und immer wieder, Bergleute und Hüttenarbeiter. Einzelfiguren sind es, Gruppen und Reliefs, alle gleich vollendet, gleich schön. Jawohl, schön! Man muß sie nur richtig sehen lernen, und das war auch ein Großes an Meunier, daß er auch die Widerstrebenden gezwungen hat, in diesen scharf individualisierten lebensvollen Gestalten mit den ausgeprägten kantigen Gesichtern eine höhere Schönheit zu sehen, als taten's ihm an. Er versuchte zunächst noch immer, ihnen als Maler gerecht zu werden, bis ihm plötzlich, wie in einer Inspiration, der Gedanke kam, ihnen zu Ehren wieder zum Meißel zu greifen. Man sagt, bei einem Besuch in Antwerpen, bei dem Blick von einer der Kaiterrassen, habe die Gestalt eines dort arbeitenden Lastträgers diese Idee in ihm ausgelöst. In das Jahr 1885 fällt, wenn ich recht unterrichtet bin, dieser Wendepunkt, und im Jahre darauf schon fand sein „Hammermeister" in Paris staunende, aber noch halb widerwillige Bewunderung. Zeit seines Lebens war es ihm herzlich schlecht ergangen, nur mit Mühe und Sorge hatte er sich und seine zahlreiche Familie durchbringen können. Nun kamen endlich Ruhm und Erfolge. In schneller Folge schuf Meunier, in Jahren, in denen andere bereits die zur Ruhe mahnende Stimme des Alters unwiderstehlich in sich hören, eine stattliche Reihe



Frau und Tochter. Gemälde von F. G. Waldmüller.



Im Garten. Gemälde von Erasmus Engert.

aufrichtige Bewunderung für die Arbeit und diese Arbeiter — niemals eine Tendenz. Damit stimmt auch, daß das mächtige Werk, an dem er in den letzten Jahren seines Lebens tätig war und das er fast vollendet hinterlassen hat, eine großartige Verherrlichung der Arbeit ist. Eine ganz ideal gedachte Gruppe, welche die Fruchtbarkeit in den Gestalten eines Säers, eines Erntearbeiters, einer Mutter mit ihrem Kinde an der Brust darstellt, krönt dies Denkmal, das an dem Unterbau große Reliefs schmücken: das Löschen einer Schiffsladung, eine Szene aus einer Glashütte, eine



Bekrönungsfigur vom mittleren Giebel des Kaufhauses Obervollinger.

in der Dutzendware, die mit sogenannten schönen Menschenformen spielt. Es kann gar nicht genug betont werden: Meunier war gewiß ein überzeugter Realist, aber er suchte nie die Darstellung des Häßlichen — im Gegenteil! Es lag ihm auch ganz fern, durch seine Schöpfungen im sozialistischen Sinne wirken, Mitleid mit den schwer arbeitenden Klassen erwecken zu wollen. Ich kann aus ihnen nichts anderes herauslesen, als eine zweite aus dem Bergmannsleben, ein Erntebild. —

Die Berliner Nationalgalerie ist in letzter Zeit besonders glücklich mit ihren Neuerwerbungen gewesen. Sie erhielt von lebenden Künstlern u. a. zwei brillante Tierbilder von Frenzel und — besonders schön — von Vinnen, eine sehr ansprechende Plastik von Stark und einen imposanten Bronzelöwen von Gaul, dem Berliner Tierbildner, der sich den Besten aller Zeiten anzureihen scheint, und eine Rodinsche Arbeit. Von älteren Meistern kaufte die Galerie die 1876 in Florenz entstandene Grablegung Böcklins, ein Werk, das einst — es ist noch gar nicht so



Relief an der Luitpoldstraße des Warenhauses Tietz.



Kaufhaus Hermann Tietz in München.

lange her! — von der Münchener Ausstellung *zurückgewiesen* wurde und das nun als eine der reifsten Schöpfungen des verstorbenen Meisters angesprochen wird. Bilder haben noch mehr als Bücher „ihre Schicksale“. Sehr interessant sind einige andere Erwerbungen, von denen wir Abbildungen bringen können. Da ist zunächst ein famoser Leibl „Bäuerin mit Kind“, ungemein charakteristisch für des Künstlers Eigenart. Da ist ferner eine Reiterszene von Hans v. Marées „Wachthaltende Kürassiere“; Marées, der Frühverstorbene, ist viel verkannt, er ist dann wohl auch von gewisser Seite überschätzt worden, aber er bleibt ein Künstler, der seiner Zeit voran war und dessen Werke den Kunstfreund stets aufs neue fesseln. Wie fein ist auch auf diesem Bilde die



Kaufhaus Oberpollinger in München.

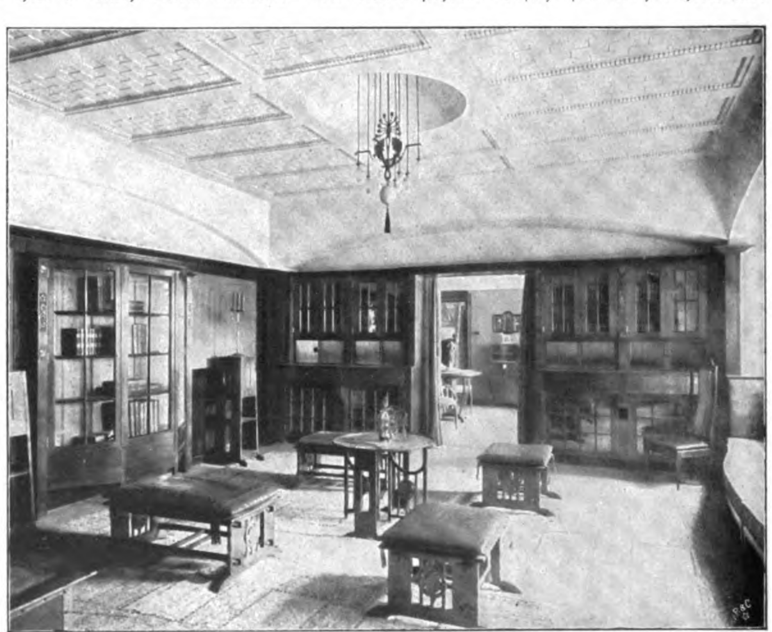


Herrenzimmer. Entworfen von Prof. Alfred Grenander-Berlin.
Ausgeführt von A. S. Ball-Berlin.

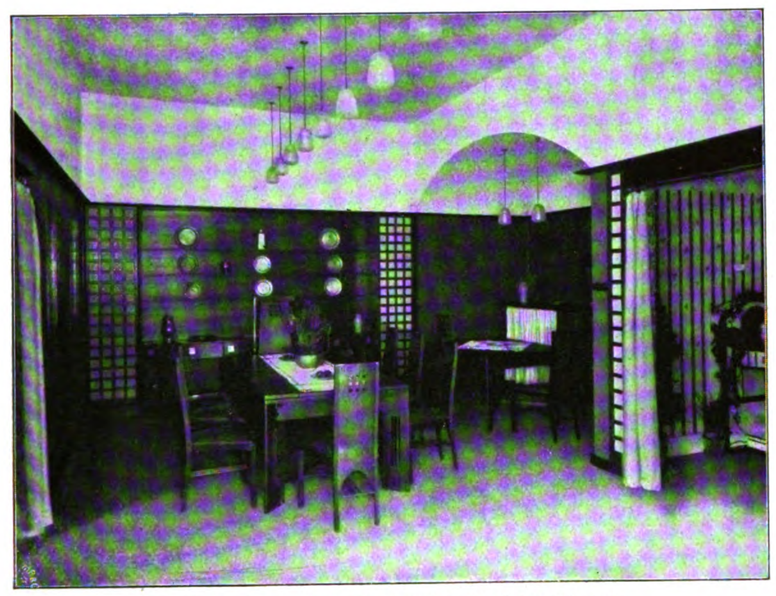
teressante Ausstellung neuer Zimmereinrichtungen zusammenstellenlassen. Es sind teils Arbeiten des genannten Herrn selbst — besonders bemerkenswert das Herrenzimmer —, teils Arbeiten auswärtiger deutscher Künstler, unter denen ich Prof. Olbrich-Darmstadt mit einem feinen, wesentlich in Weiß gehaltenen Eckzimmer und dem Damensalon von Erich Kleinhempel-Dresden den Preis zuerkennen möchte. Außerdem aber Arbeiten nach Entwürfen einiger bekannter Ausländer. Mackintosh-Glasgow ist durch ein Eßzimmer vertreten, das — eine so hohe Meinung ich sonst vor dem originellen Schotten habe — mir etwas stark gesucht erscheint; Walton-London erscheint mit einem Gesellschaftszimmer (und Bibliothek), das von einem sicheren Gefühl für Wohnlichkeit und

Landschaft, wie prächtig sind die Figuren in sie hineingestellt. — Von F. G. Waldmüller, dem längst halbvergessenen Wiener Genremaler und Landschafter (1792—1865), wurden vier Bilder angekauft, darunter eine prächtige Landschaft aus dem Wienerwald und ein famos-behagliches Bildnis „Frau und Tochter“. Auch einem anderen mit Unrecht vergessenen Wiener wurde die Nationalgalerie gerecht: Erasmus Engert (geboren 1769); seine „Frau im Garten“ erinnert ein wenig an den köstlichen Spitzweg. Einseitigkeit, das Bevorzugen einer Richtung wird man diesmal Herrn v. Tschudi, dem Leiter der Nationalgalerie, sicher nicht vorwerfen können.

Die Möbelfabrik A. S. Ball in Berlin W., Potsdamerstr., hat durch Prof. Alfr. Grenander eine recht umfangreiche, vielseitige und in-



Gesellschaftszimmer mit Bibliothek. Entworfen von Georg Walton-London.
Ausgeführt von A. S. Ball-Berlin.



Speisezimmer. Entworfen von Ch. Mackintosh-Glasgow.
Ausgeführt von A. S. Ball-Berlin.

kürlich lediglich nach der praktischen Seite hin festgelegt wurden, die ja naturgemäß für solche Baulichkeiten auf den Pfeilerbau hindrängt. Die Kommission bestand vielmehr darauf, daß sich die Fassaden in das architektonische Gesamtbild der Umgebung hineinpassen müßten, und sie setzte ihren Willen durch. Die Lösung ist in beiden Fällen außerordentlich glücklich. Sie war leichter bei dem einen Bau, der sich dem Hauptbahnhof gegenüber erhebt, wo Alt-München also nicht in Betracht kam; ungleich schwieriger

Komfort spricht; Westmann-Stockholm endlich mit einem ganz prächtigen Frühstückszimmer von wuchtiger Einfachheit. —

Wenn der Wertheim-Bau, den wir jüngst an dieser Stelle würdigten, für Berlin ein Ereignis geworden ist, an dem man immer aufs neue — wie man sonst auch zur Frage der Warenhäuser stehen mag — seine helle Freude haben kann, so sind es für München auch zwei neue Kaufhaus-Paläste, die neben dem viel bewunderten, viel angefochtenen Rathausbau im Vordergrund des Interesses stehen. Beide Bauten wurden von der bekannten Firma Heilmann & Littmann entworfen und ausgeführt, die in einer kleinen Denkschrift ihre Absichten und deren Verwirklichung sehr instruktiv schildern; Interessenten wird das reich illustrierte Heft gewiß gern zur Einsicht überlassen. Vorweg bemerkt, hat mich eine Tatsache gefreut, um die man München an vielen Orten beneiden könnte. Es besteht dort, was mir neu war, eine „Künstlerkommission", die bei großen Neubauten ein Wort mitzusprechen hat und bei diesen Bauten sehr energisch ihre Ansichten vertreten hat. Ihr ist es zu verdanken, wenn die Fassaden der beiden Riesenhäuser nicht will-



Frühstückszimmer. Entworfen von C. Westmann-Stockholm.
Ausgeführt von A. S. Ball-Berlin.



Innenraum aus dem Hause v. Pannwitz.



Gotisches Etui in Kofferform.
Leder mit silbernen Beschlägen, wahrscheinlich zur Aufnahme eines Brautgeschenks bestimmt.
Französische Arbeit des XV. Jahrhunderts.

bei dem zweiten, wo es sich um ein Bauwerk handelte, das an Stelle des alten Hotels Oberpollinger in der Neuhauser Straße dicht am Karlstor trat, um eine Gegend, die heute zwar zu den wichtigsten Verkehrszentren der Stadt gehört, die aber baulich noch ein altertümliches Gepräge trägt, das unter allen Umständen erhalten bleiben soll. Hier haben Heilmann & Littmann in ausgezeichneter Weise Rat geschaffen, indem sie den Bau äußerlich dreiteilig gliederten und jedem Teil einen steilen Giebel gaben. Sehr schön sind auch die Lichthöfe beider Häuser, die bei diesen Warenhaus-Palästen stets eine besondere Rolle spielen, sehr hübsch die



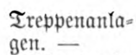
Majolikaplatte. Castell Durante.
Erste Hälfte des XVI. Jahrhunderts. Durchmesser 30 cm.



Der heilige Florian.
Gotische Holzskulptur. Schwäbische Arbeit. XV. Jahrh. Höhe 117 cm.



Tapisserie-Bild. Französische oder flandr. Arbeit. Zeit Louis XIV.

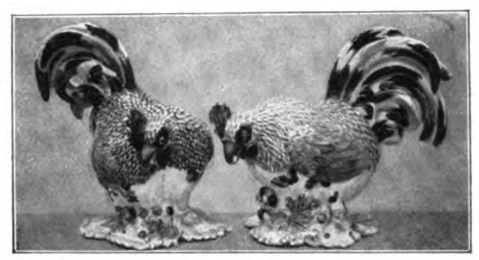


Treppenanlagen. — Eine der interessantesten deutschen Privatsammlungen ist die des Herrn Dr. v. Pannwitz in München. Sie ist vor allem in denkbar ausgesprochenster Weise Privat-Sammlung. Ist es einmal deshalb, weil der Besitzer ganz nach seinem Geschmack sammelte ohne Rücksicht auf jede Schablone und deshalb ganz unbeengt. Und weiter deshalb, weil er seine Schätze nie als eine Art kleinerer Museumsammlung be-





Diana. Marmor.
Französische Arbeit XVIII. Jahrh.



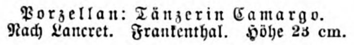
Porzellan-Hähne. Modelliert von Herold-Meißen. Höhe 20 cm.

trachtet hat, sondern sie in vorhandene Wohnräume einfügte, zu deren Schmuck sie beitragen sollten. Darüber hinaus hat ein außergewöhnlicher Feinsinn und jenes echte Sammlergefühl, das sich nicht erlernen läßt, das angeboren sein muß, bei dem Zusammentragen der Sammlung entschieden dahin mitgewirkt, daß in sie fast ausschließlich ganz erlesene Einzelstücke aufgenommen wurden; Minderwer-



Porzellanvasen mit blauem Fond.
Meißen, Anfang des XVIII. Jahrhunderts. Höhe 33 cm.





Porzellan: Tänzerin Camargo.
Nach Lancret. Frankenthal. Höhe 23 cm.



Porzellan: Rossebändiger.
Meißen. Höhe 32 cm.

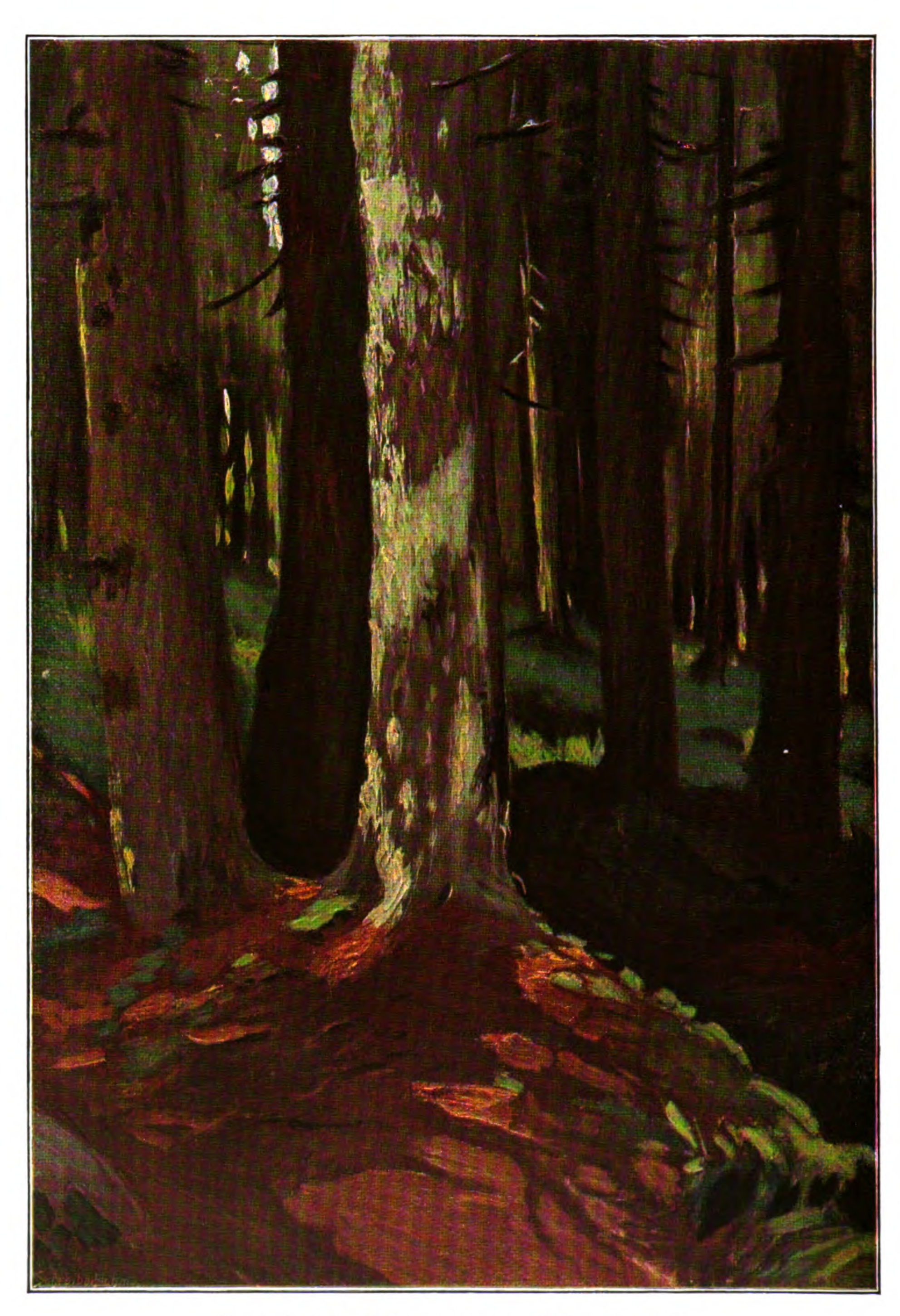
tiges ist in ihr überhaupt kaum vorhanden. Die Sammlung umfaßt im wesentlichen die Kunst und vor allem das Kunstgewerbe vom XV. bis XVIII. Jahrhundert; innerhalb dieses weiten Gebietes, in über 500 Nummern, Gegenstände aus Edelmetall, Kupfer und Bronze, Emailarbeiten, Holzskulpturen, Plastiken in Marmor und Elfenbein, Möbel, Ölgemälde, Glas und Glasgemälde, Textilarbeiten, Musikinstrumente, Majoliken, Fayencen und vor allem Porzellane; letztere in geradezu einziger Vielseitigkeit und Schönheit, besonders in figuralen Stücken. Ein großer, höchst opulenter Katalog — in seiner Art ein Meisterwerk — erleichtert die Übersicht (München, Verlag von Hugo Helbing). Wir müssen uns leider ja aus räumlichen Gründen hier in unseren Abbildungen, zu denen uns der Herr Besitzer in liebenswürdigster Weise die Vorlagen zur Verfügung stellte, auf einige wenige ganz erlesene Stücke beschränken, die aber doch den Charakter der ganzen wundervollen Sammlung gut wiedergeben. —



Gotisches Prunkgefäß in Silber.
Teilweise gegossen und ziseliert. Spanische Arbeit.
XV. Jahrhundert.

Auf den reichen bildlichen Schmuck unseres Heftes kann ich diesmal leider nur in aller Kürze eingehen. Ganz besonders hinweisen möchte ich aber doch auf die herrliche Landschaft von Professor H. von Volkmann-Karlsruhe und dann auf die famosen Gemälde und Zeichnungen des Dresdener Meisters Professor Gotthard Kuehl, die wir farbig reproduzieren konnten. Es ist eine Frische und Anschaulichkeit, dazu eine lichte Farbenharmonie in diesen Blättern, die immer aufs neue entzückt. Zumal das Lübecker Interieur — Lübeck ist die Heimatstadt des im Jahre 1851 geborenen Künstlers — und dann die so eigen anheimelnde Partie aus dem Dresdener Schloß sind kleine Perlen unserer modernen Kunst.

 Zuschriften an die Redaktion von Velhagen & Klasings Monatsheften, Berlin W 50. — Für die Redaktion verantwortlich: Theodor Hermann Pantenius in Berlin. — Für Österreich-Ungarn Herausgabe: Friese & Lang, Wien I. Verantwortlicher Redakteur: Carl von Vincenti, Wien III, Richardgasse 1. Verlag: Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien. Druck: Fischer & Wittig in Leipzig.



Waldesdunkel. Ölstudie von Hans am Ende in Worpswede.

Velhagen & Klasings
MONATSHEFTE

Herausgeber:

Theodor Hermann Pantenius und Hanns von Zobeltitz.

XIX. Jahrgang 1904/1905. Heft 11, Juli 1905.

Dodi.

Roman von

Paul Oskar Höcker.

(Fortsetzung.)

Achtes Kapitel.

Aus der kleinen Dodi war ein großer, schmächtiger Backfisch geworden. Ihre Glieder waren etwas lang geraten, sie machte eine Zeit durch, wo sie nicht wußte, wohin mit Armen und Beinen, wo sie sich manchmal selbst zur Last fiel. Die Verwandten fanden sie ungraziös und jungenhaft in ihrem Aussehn, ihrem Wesen, ganz im Gegensatz zum kleinen Felix, der mit seinen langen, blonden Locken und seinem weichen, stubenbleichen Gesichtchen fast für ein Mädchen hätte gelten können. Wie eine Erlösung begrüßte sie's, als endlich ihre halblangen Röcke verlängert wurden, so daß sie nur noch fußfrei ging und man nicht immerfort ihren Gang kritisieren konnte. So temperamentvoll, so frisch und natürlich sie auch jetzt noch in allen Lebensäußerungen blieb, mit ihrer körperlichen Weiterentwicklung regte sich die weibliche Eitelkeit in ihr, der Schönheitssinn, auch die erste tiefere, mädchenhafte Scheu oder Scham meldete sich und gab ihren Bewegungen ein gewisses Maß, ihrer Haltung eine gewisse Anmut.

Der Spiegel sagte ihr dann auch, daß sie den Vergleich mit ihren Schulfreundinnen nicht zu scheuen brauchte. Und nicht zuletzt war es ab und zu ein halb verstohlener, lieber, freundlicher Blick der Mutter, den sie sich auf ihre Weise deutete.

Erst schüchtern, dann beherzter hatte Mia begonnen, sich dem Einfluß der Schwägerin wenigstens insoweit zu entziehen, als Dodis Toilette in Betracht kam. Damit hatte das abscheuliche Kaffeebraun endgültig ausgespielt. Ein Festtag war es für Dodi, als sie endlich einen jahrelang gehegten Lieblingswunsch erfüllt sah: sie bekam ihr erstes Matrosenkleid. Verwöhnt ward sie im übrigen nicht. Ein kleiner Putz wirkte bei ihr nur aparter als bei andern, weil eben ihr ganzes, kleines Persönchen apart war. Vor allem waren es die großen, dunkelbewimperten, tiefblauen Augen — sie ähnelten mehr und mehr denen ihrer Mutter — die ihrem Gesicht das Charakteristische gaben.

In dem nüchtern-korrekten Haushalt der Mangelsdorffs war und blieb sie jedenfalls ein fremder Vogel.

Dodi ließ sich — von plötzlichen, kleinen Anfällen burschikoser Wildheit abgesehen — im ganzen leicht lenken. Seit jenem Abend in Büsum war es auch nie wieder zu einer offenbaren Unbotmäßigkeit gegen Onkel und Tante gekommen. Aber innigere Beziehungen bildeten sich zwischen ihr und den Verwandten nicht heraus.

Um so zärtlicher war das Verhältnis von der Tochter zur Mutter.

Neuerdings mischte sich ein gewisser drolliger Zug darein. Denn manchmal hatte es geradezu den Anschein, als bemutterte Dodi ihre Mama.

Auf ihre eigene Gesundheitspflege legte Mia nach wie vor herzlich wenig Wert. Es erschien ihr so lästig, so überflüssig und wesenlos, für ihren Körper sorgen zu sollen. Bis endlich die Vernachlässigung ihr einen Migräneanfall eintrug, bei dem sich ihr Gesicht vor Schmerz verzerrte. Dodi nahm sich der Sache dann mit humoristischer Strenge an. Denn erinnerte man ihre Mama nicht pünktlich zur Stunde, so vergaß sie's ganz einfach, ihre Medizin, ihre Pillen zu nehmen. Dodi quirlte die Somatose in die Milch und trug sie ihr nach, nicht ruhend, als bis der letzte Tropfen getrunken war, und aßen sie einmal allein, während Onkel und Tante ausgebeten waren, dann gab es drollige, kleine Kämpfe, denn ihre Mama sagte immer, sie wäre schon satt, wenn sie sich nur zu Tisch setzte.

Mangelhafte Ernährung, Schlaflosigkeit, wenig Bewegung, Gleichgültigkeit gegen das Außenleben machten Mia mit der Zeit überzart und immer anfälliger. Was ihren Tag im wesentlichen ausfüllte, das waren ein paar Spaziergänge mit Dodi, viel kunstvolle, mühsame Handarbeiten, während ihre Tochter in der Schule saß, und des Abends, wenn Dodi im Bett lag, ernste, schwere Lektüre, die sie oft noch spät nach Mitternacht beschäftigte.

Die Blutleere ihres durchgeistigten Gesichts in Verbindung mit der feierlichen schwarzen Kleidung — hauptsächlich aber der sanfte, rührend-hilflose, schwermütige und dabei so gütige Ausdruck ihrer großen dunkelblauen Augen — gab ihrer Erscheinung etwas Ätherisches.

Dodi war ungemein stolz auf ihre Mama. Keine größere Freude gab es für sie, als wenn Mutti sie von der Schule abholte, oder wenn sie bei sonnigem Wetter mitsammen ihre kleine Promenade machten. Ihre Mama hatte etwas so Mädchenhaftes mit ihrer schlanken Gestalt, ihrem feinen Gesicht, daß sie schon ein paarmal gefragt worden war, ob die junge Dame ihre ältere Schwester wäre.

Das berichtete sie ihrer Mutter dann mit leuchtenden Augen und küßte sie ganz verliebt ab.

Aber so gern sie's hörte, wenn man ihre Mama hübsch fand — sie konnte auch mächtig eifersüchtig sein.

Als sie's im Winter vor der Konfirmandenlehre bei Onkel und Tante durchsetzte, daß sie Schlittschuh laufen durfte — ihrer Mama hatte es der Doktor ebenfalls verordnet, sie war aber nicht dazu zu bewegen — holte ihre Mutti sie öfters von der Eisbahn ab.

Und da tauchte nun immer häufiger ein Herr auf, der auch manchmal Onkel und Tante besuchen kam, der sich auf dem Heimweg an sie anschloß und eine Art hatte, ihrer Mama Komplimente zu machen, die sie geradezu verdroß.

Auch gegen sie selbst war er ja immer sehr freundlich, auf dem Eis fuhr er sogar mit ihr und brachte ihr das Holländern bei, — aber sie konnte ihn trotzdem nicht leiden.

Onkel Alwin machte ihr Vorhaltungen, daß sie's seinem Freunde gegenüber an der nötigen Freundlichkeit fehlen ließe. Es wäre ein Universitätsprofessor, Doktor Lange hieße er, der eine sehr angesehene Stellung unter den jüngeren Gelehrten einnähme, sagte er. Er suchte ihr sogar ein wenig zu schmeicheln, indem er ihr zu bedenken gab: sie würde doch bald eine junge Dame, im übernächsten Winter sollte sie Tanzstunde bekommen, da dürfte sie sich doch nicht mehr wie ein ungeschicktes Schulmädchen benehmen. Ihr instinktiver Widerwille gegen den Fremden steigerte sich danach nur, vielleicht gerade, weil Onkel Alwin ihm eine so große Wichtigkeit beimaß.

Einmal, während ihre Mutter der Blutarmut wegen ihre alljährliche Badekur im Fichtelgebirge gebrauchte, brachte eine Schulfreundin auf: gewiß würde sich ihre Mama noch einmal verheiraten.

Darüber war Dodi so entsetzt, daß sie ein paar Tage lang kaum essen konnte.

Um Angelegenheiten des Gemüts kümmerten sich Onkel und Tante wenig. Aber in gesundheitlicher Hinsicht legten sie eine fast übergroße Ängstlichkeit an den Tag. Besonders Tante Lisbeth unterzog sie sogleich einem eingehenden Verhör.

Allein über das, was sie bewegte, hätte sie keiner Menschenseele auch nur eine leise Andeutung machen können.

Seit Mutters Abreise war Doktor Lange

nicht mehr zu Besuch gekommen. Scheinbar ganz harmlos fragte Dodi einmal beim Abendessen nach ihm. Da hieß es, er machte eine Studienreise. Voraussichtlich würde er auf der Rückfahrt über Bayreuth kommen — und dann vielleicht auch ihre Mama in Alexandersbad besuchen.

Dodi wäre vor Schreck beinahe die Gabel, die sie in der Hand hielt, entfallen.

Lange, lange blieb sie an diesem Abend wach im Bett liegen. Eine verzweiflungsvolle Unruhe zitterte in ihr.

* * *

Tatsächlich glaubte man in der Verwandtschaft schon seit einiger Zeit, Professor Langes Bewerbung um Maria Olfers hätte Aussicht.

Professor Lange war nur wenig über vierzig Jahre alt, paßte mithin den Jahren nach vortrefflich zu Maria, die soeben doch auch schon in ihr dreiunddreißigstes Lebensjahr eingetreten war. Gegen seine Person und seine Stellung — er hatte als Kirchenhistoriker einen guten Ruf — auch gegen seine Familie ließ sich absolut nichts einwenden. Er hatte sympathische Umgangsformen, zeigte wärmste Zuneigung für Ottilie: eine bessere Versorgung für die zweite Hälfte ihres Lebens konnte sich Maria also kaum wünschen. Die Verwandten unterstützten die Bewerbung schon deshalb, weil damit die Brücke, die zu den tragischen Begebenheiten ihrer ersten Ehe zurückreichte, endgültig abgebrochen ward. Da Doktor Lange seinem alten Studienfreund Mangelsdorff angedeutet hatte, daß er bereit sein würde, Ottilie zu adoptieren, so verschwand dann auch der allen verhaßte Name Olfers ein- für allemal aus ihrem Kreise.

Indessen hatte die Bewerbung noch keine nennenswerten Fortschritte gemacht, als Mia von ihrer Badereise zurückkehrte. Nach wie vor zeigte sie dem Professor ein freundliches, ja herzliches Wesen, es bestand sogar etwas wie Kameradschaft zwischen ihnen, denn sie hatte wohl erkannt, daß sie seit der Trennung von ihrem Gatten geistig stehen geblieben war, daß daher der Verkehr mit dem klugen, tiefgründig gebildeten Manne von großem Vorteil für sie sein könnte, — aber ängstlich wich sie aus, so oft der Professor von solchen Abstechern in die abstrakten Gebiete zum Erdboden zurückkehrte.

„Mimose“ — nannte der Professor sie einmal lächelnd.

Bei einer andern Frau in ihren Jahren hätte es wie schlecht angebrachte Koketterie wirken können. Mit ihrer mädchenhaften Erscheinung, den feinen Zügen ihres blassen Gesichts, dem seltsam weltentrückten Ausdruck ihres Blicks stimmte die gewisse Scheu und Sprödigkeit aber vollkommen überein.

Mangelsdorffs taten alles, was in ihren Kräften stand, um aus den beiden möglichst bald ein Paar zu machen. Vielleicht taten sie sogar zu viel. Denn Mia merkte die Absicht und ward verstimmt. Besonders als dann auch die ganze übrige Verwandtschaft begann, ein bißchen mitzukuppeln.

Bei Mangelsdorffs sprach auch ein persönlicher Grund mit. Mias Bruder, der im letzten Februar Oberlehrer geworden war, sollte nach Berlin versetzt werden. Die Angelegenheit war lange in der Schwebe gewesen. Ziemlich unerwartet traf ihn nun die Nachricht, daß seine Berufung schon für den bevorstehenden Herbst in Aussicht genommen war.

Trotzdem er die Versetzung als Auszeichnung auffassen mußte, brachte sie doch allerlei Störungen der bisherigen Gemütlichkeit mit sich, vor allem die Trennung von dem großen Verwandtenkreise. Auch liebte Doktor Mangelsdorff Berlin ganz und gar nicht. Am wenigsten sagte ihm der Gedanke zu, in eine Berliner Mietskaserne ziehen zu sollen. Von einer Fahrt nach der Reichshauptstadt kam er dann mit dem festen Entschluß zurück, in Groß-Lichterfelde, einem der westlichen Villenvororte, sich anzukaufen. Es lockte ihn da ein kleines Landhaus, das einen besonders großen Garten hatte. Da der kleine Felix sehr blaß und schwächlich war, legte er auf einen Garten starkes Gewicht. Das Haus war aber nur ein Einfamilienhaus, und wenn Maria mit ihrer Tochter mitziehen wollte, konnte es nicht in Betracht kommen.

Die ganze Verwandtschaft interessierte sich natürlich für diesen Plan. Er ward gelegentlich auch in der Gegenwart des Professors besprochen. Lange war neuerdings ein häufiger Gast. Und unternahm man einen gemeinsamen Ausflug, so fehlte er ebensowenig.

Während das Für und Wider des Villenankaufs erörtert ward, fühlte Mia die for-

schenden Blicke aller Verwandten auf sich ruhen. Ein wohlwollendes Schmunzeln lag in den meisten Gesichtern. Es war gar nicht, als ob sich's nur um eine so äußerliche Sache wie die Entscheidung in einer Wohnungsangelegenheit handelte.

Das ahnte sogar Dodi. Und sie litt darunter, obgleich sie von allem, was dabei in Frage kam, noch kaum die Hälfte begriff. Noch inniger als früher klammerte sie sich an ihre Mama an. Ängstlich forschte sie oft in ihren Zügen, und wohl hundertmal drängte sich ihr eine Frage auf die Zunge. Aber sie auszusprechen, dazu fand sie doch nicht den Mut.

Doktor Mangelsdorff hatte die Grundstückspläne mitgebracht. In Gedanken möblierte Elisabeth schon. Immer wieder ergab sich's, daß man mit dem Raum nicht auskam, wenn für die Schwägerin und deren Tochter zwei Zimmer abgingen.

„Sie hätten sich wohl sehr über den schönen Garten gefreut, Ottilie?“ fragte der Professor, der sich die redlichste Mühe gab, der kleinen Olsers etwas näher zu kommen, ohne den rechten Ton finden zu können. „Oder möchten Sie lieber in Kiel bleiben?“

Zu einer Antwort kam es nicht, denn Onkel Alwin mischte sich, kordial lächelnd, ein: als guter Hausfreund brauche er die kleine Ottilie doch noch nicht Sie zu nennen.

Der Professor ward ein wenig rot. Fragend sah er Mia an. „Sie gestatten es, gnädige Frau?“ Lächelnd fuhr er fort: „Freilich stehe ich bei dem kleinen Fräulein nicht sonderlich in Gnaden. Wie, Ottilie?“

„Sie ist manchmal 'ne rechte kleine Kratzbürste!“ scherzte der Oberlehrer.

„Übrigens gibt es hier in Kiel auch ganz reizende, kleine Landhäuschen mit wunderschönen Gärten, Ottilie,“ sagte der Professor, „in denen Mädels wie Du Tennis spielen können. Und Kiel ist nun doch einmal Deine Heimat, nicht?“ Etwas unsicher fuhr er ihr mit der Hand übers Haar. „Bitte nun Deine Mama recht schön, daß sie lieber hier bleibt.“

„Bei den ewigen Versetzungen,“ warf Alwin ein, „kann sich der deutsche Beamte den Luxus einer engeren Heimat kaum mehr gestatten.“

Der Professor hatte Dodis Arm in den seinen genommen. Lachend rief er: „Bitte sehr, wir zwei sind hier Eingeborene. Was, Ottilie? Wir machen eine Verschwörung, lassen Onkel und Tante Mangelsdorff allein nach Groß-Lichterfelde pilgern und bilden hier so eine Art Rütlibund!“

Es war eine lebhafte, fast lustige Stimmung aufgekommen. Dodi sah, daß der Professor die andere Hand ihrer Mama hingehalten hatte, den übrigen Anwesenden unbemerkt. Als ob sie sie vor einer dunkeln Gefahr schützen müßte, riß sie sich vom Professor los und eilte zu ihr, sich an ihren Arm anklammernd.

Während dieser kleinen Szene hatte Mia, teils aus Gêne, teils vor Erregung, kein Wort einzuwerfen vermocht. Es bot sich dem Professor dann anderen Tags eine Gelegenheit, in dem so halb im Scherz aufgenommenen Thema fortzufahren.

Schon lange war eine gemeinsame Dampferpartie verabredet worden. Immer wieder hatte man sie verschoben, weil Felix den Schnupfen oder der Justizrat einen Termin hatte, weil Elisabeth Großreinemachen abhalten mußte, oder weil es in der zahlreichen Familie des inzwischen zum Landgerichtsrat beförderten Vetters Noeldeke irgendeine Störung gab.

Dodi konnte sich noch immer herzhaft wie ein rechtes Kind freuen, wenn einmal ein solches Ereignis in Aussicht stand. Und gewöhnlich steckte ihre temperamentvolle Fröhlichkeit die andern ein bißchen an. Saß sie unterwegs neben ihrer Mutter, dann küßte sie sie oft verstohlen auf den Ärmel, ganz selig in ihrer Dankbarkeit.

Diesmal aber trennte Tante Lisbeth sie von ihrer Mama. Während der ganzen Fahrt über die Föhrde mußte sie auf dem rückwärtigen Verdeck bei den beiden Bonnen, bei Felix und den andern Kindern bleiben, während ihre Mama droben auf der Kapitänsbrücke neben dem Professor stand. Dodi hatte für nichts Augen und Sinn, weder für den Kriegshafen, noch für die Schwimmdocks, weder für die in unendlicher Zeile am Ufer sich hinziehenden Marinewerke, noch für die wundervollen Färbungen der in der ersten Herbstpracht stehenden Laubwälder, an denen das Dampfboot vorüberglitt: unverwandt klammerte sich ihr Blick an die schlanke, schwarze Gestalt, die sich droben auf der Brücke so klar und scharf umrissen von dem blauen Marinehintergrund abhob.

„Ich muß doch ein schlechterer Mensch sein, als ich's so bisher bei mir gedacht habe," sagte der Professor mit einem etwas melancholischen Lächeln zu Mia. Es war im Gespräch über den gestrigen kleinen Vorfall mit ihrer stürmischen Tochter.

Fragend sah sie ihn an. Er fuhr fort: „Man behauptet, Kinder hätten ein so feines Gefühl dafür: wer es gut mit ihnen meint und wer nicht."

„Ottilie ist ein ganz seltsames Kind. Mangelsdorffs nennen sie verschlossen, unzugänglich; aber es gibt kein zärtlicheres, liebebedürftigeres Gemüt als das ihre."

„Es ist wahrhaftig, als ob sie bei mir feindselige Absichten witterte. Und die hab' ich doch ganz und gar nicht. Ich möchte mir im Gegenteil doch ihre allerwärmste Freundschaft sichern." Er sah Mia mit einem langen Blick forschend an. „Können Sie mir keinen Rat geben, wie das kleine Herz zu gewinnen ist? Und — wollen Sie?"

Sie seufzte. „Vielleicht meinen Sie's wirklich nicht so gut mit ihr — als Sie glauben." Nach einer kleinen Weile setzte sie hinzu: „Weil Sie ihr etwas nehmen wollen." Er wollte etwas einwerfen, aber sie wehrte ihm: „Es ist doch so natürlich — so menschlich — daß sie sich dagegen auflehnt, daß sie mit ihren schwachen, zitternden Händchen das Letzte festhalten möchte, was ihre Kindheit ihr gibt. Und wenn es nur ein Name ist — eine Erinnerung."

Mit ihren großen, schwärmerischen Augen sah sie über das blaue Wasser hin. Es lag noch soviel Jugend in ihr, soviel mädchenhafte Zartheit. Er konnte den Blick nicht von ihr wenden. Im Anfang ihres Verkehrs hatte der Gedanke, daß sie ein schon halberwachsenes Kind besaß, ihn oftmals geradezu abgestoßen. Es hatte für ihn starker Selbstüberwindung bedurft, sich mit ihrem Eheschicksal abzufinden. Jetzt war es gerade der Zug mütterlicher Hingebung, der ihrem sonst so hilflosen Wesen in seiner Schätzung eine besondere Weihe gab.

„Glauben Sie aber nicht, Frau Maria," sagte er etwas leiser als zuvor, „daß ein sensibles Kind wie Ottilie es mit der Zeit dann auch schon mitempfinden müßte,

Aus unserer Studienmappe:



Auf der Landstraße. Ölstudie von Hans am Ende in Worpswede.

wenn aus der stillen, duldenden, fast vergrämten Mutter wieder eine junge, glückliche Frau würde?"

In nervöser Erregung preßte Maria die Finger ineinander. Dann schüttelte sie mit schmerzlichem Ausdruck den Kopf. „Eine Frau, die ihr Leben so mit Weinen und Sichabhärmen hingebracht hat, die hat das Glücklichsein wohl verlernt."

„Verlernt?" Er lachte sie leise aus und lehnte sich, ihr das Gesicht zuwendend, auf die Brüstung; wie unwillkürlich kam dabei seine Rechte mit dem schmalen, schwarzen Handschuh in Berührung, der ihm die Wärme ihres Bluts vermittelte. „Mehr als das halbe Leben steht ja noch vor Ihnen, Frau Maria. Das ist viel Zeit, um ein paar Jahre der Tränen und der Trauer zu überwinden — zu vergessen."

„Überwinden kann man es vielleicht. Vergessen nie."

„Haben Sie denn je versucht, zu vergessen?"

„Ich weiß nicht."

„Sie müßten sich vor allem auch äußerlich loslösen von dem, was Sie tagaus, tagein an Ihr Unglück erinnert."

Erschrocken sah sie ihn an. „Mein Kind und ich sind unzertrennlich."

„Das meinte ich nicht, Frau Maria. Ich dachte nur so an das einsame und recht freudeleere Dasein, das Sie im Hause Ihres Bruders führen."

„Ich verlange nichts mehr vom Leben — gar nichts mehr — wenn nur dies eine, einzige Glück mit mir fortlebt."

„Ich würde es Ihnen nicht verkümmern, Frau Maria, — als reifer Mann, der sich doch nicht nur in ein hübsches Gesicht verliebt hat, sondern der den ganzen Menschen liebt — so wie das Schicksal ihn hat werden lassen."

Er sagte das langsam, aber in herzlicher Schlichtheit, dabei selbst ein wenig ergriffen von dem, was er sagte. Es lag eine Sinnigkeit in seinem Wesen, die ihr schon immer wohlgetan hatte. Er war ganz anders als ihr Bruder, viel freier und größer, auch in seiner Zärtlichkeit nicht so egoistisch, so tyrannisch.

„Was eine Mutter für ihr Kind empfindet, das kann kein anderes Wesen auf der Welt nachfühlen!" sagte sie leise.

„Glauben Sie — der eigene Vater könnte es?"

„Es muß wohl nicht sein," gab sie seufzend zu.

„Aber die Liebe, die Ihr Kind für seine Mutter empfindet, die könnte ich schon nachfühlen — und ich würde sie respektieren. Weil ich ja auch meine eigene Mutter bis zu ihrem letzten Atemzug vergöttert habe, Frau Maria. Und weil die Mutter Ihres Kindes die erste Frau ist — in meinem ganzen Leben, Maria, — die ich mit all dem, was gut in mir ist, liebe."

In Mias Augen war das Wasser getreten. „Vielleicht ist es unrecht, daß ich das anhöre." Sie fühlte seine Hand auf der ihren, wollte sie ihm entziehen, aber fügte sich dann doch dem leisen Zwang.

„Ich bin ja kein Wildfang, der Sie trunken reden könnte," sagte er lächelnd. „Ich hoffe im Gegenteil, daß die Zeit, die Sammlung, die innere Ruhe — und das bißchen Welt- und Menschenkenntnis, das Sie sich doch schwer genug errungen haben — bei meiner Werbung mithelfen wird."

„Ach — in der Stille kommen dann nur die Zweifel — und die Gewissensbisse."

„Ihre Mutterpflicht sollte den ersten Rang in Ihrem Herzen einnehmen — nach wie vor. Denn ich würde doch selbst mitleiden, wenn ich Sie oder Ihr Kind leiden sähe. Glücklich sein ist — glücklich machen. Und ein Kind wie Ottilie glücklich zu machen, ihr kleines Kinderherz, das in der Einsamkeit schon so viel zu dulden gehabt hat, so recht mit Glück zu verwöhnen, — das trüge doch schon den Lohn in sich selbst. Meinen Sie nicht auch?"

Sie weinte nun still vor sich hin. „Ja — das trüge den Lohn in sich selbst!" flüsterte sie.

* * *

Draußen in irgendeinem der hübschen Ausflugsorte wurde gemeinsam der Kaffee genommen. Danach schickte man die Kinder mit den Bonnen auf den Spielplatz; die andern machten eine Promenade in den Waldpark, der sich am Ufer hinzog.

Dodi ward noch nicht zu den Erwachsenen gezählt. Sie war recht unglücklich darüber. Tante Lisbeth fand ihre Nichte heute unausstehlich. Sie bemerkte es sehr ungnädig, daß Ottilie, statt den Kindern Spiele anzugeben, immer wieder auf dem

Weg zwischen den bunten Ziersträuchern erschien und mit ängstlichen Augen den Paaren nachsah, die sich wie eine lang auseinander gezogene Prozession über die schmalen Pfade des Laubwaldes bewegten und auf dem etwas hügeligen Gelände ihren Blicken ab und zu völlig entzogen wurden. Bei aller Farbenpracht hatte das landschaftliche Bild etwas überaus Melancholisches für Dodi. Auch das Lachen der Kinder konnte sie aus ihrer seltsamen Stimmung nicht herausreißen. Hörte sie die Erwachsenen drüben einmal lebhafter sprechen, dann rief sie langgezogen, aber nicht so beherzt als sonst: „Ha—lo!" Aber es antwortete niemand. Mia hörte es wohl gar nicht. Darauf lauschte sie wieder dem Rauschen des Herbstwindes, der dann und wann ein goldenes Blatt von den Zweigen löste, das langsam neben ihr zum Boden niederschwebte.

Endlich gab der Dampfer das Abfahrtszeichen, und alles setzte sich in Bewegung. Auf dem Weg zur Landungsstelle hörte Dodi die Tante sehr eindringlich, aber im Flüsterton auf ihre Mama einreden. Als sie dazustieß, sich an den Arm ihrer Mutter hängend, ward sie von der Tante weggeschickt. Es war ihr indessen nicht entgangen, daß von ihr in Verbindung mit den andern Tags beginnenden Herbstferien die Rede gewesen war. Sie hatte starkes Herzklopfen.

Auf dem Dampfer nahm ihre Mama, die jetzt viel lebhafter war als sonst, vielleicht auch nur nervöser, sie dann einmal beiseite. Es handelte sich um einen Reiseplan. Die Verwandten hatten in der nächsten Zeit schon allerlei mit den Vorbereitungen für den Umzug zu tun — auch mit den vielen Abendgesellschaften zum Abschied, denen Dodi ja doch noch nicht beiwohnen durfte — also war verabredet worden, daß sie die Herbstferien diesmal bei der Tante Noeldeke in Flensburg verleben sollte, die sie schon mehrfach eingeladen hatte. Die Landgerichtsrätin fuhr am Sonnabend so wie so nach Flensburg; sie wollte so gut sein, ihr Nichtchen mitzunehmen.

Eine Trennung von ihrer Mutter empfand Dodi geradezu als Strafe.

„Wirst doch lieb dort sein?" fragte Mia ihr Töchterchen. Sie nahm sie zärtlich um den Nacken, aber ihre Stimme war unsicher, sie sah ihr auch nicht ins Auge.

Es war Dodi nicht möglich, irgend etwas darauf zu sagen. Das ängstliche Zittern meldete sich in ihr wieder. Warum ging ihre Mama auf den Vorschlag von Onkel und Tante ein? Warum sträubte sie sich nicht, sie von sich zu lassen — gerade jetzt?

Als Abschied genommen wurde und sie dem Professor, der sehr freundlich zu ihr sprach, die Hand geben sollte, kostete sie's eine sichtliche Überwindung.

An diesem Abend und am folgenden Morgen suchte sie die Gelegenheit zu erhaschen, einmal ein Viertelstündchen mit ihrer Mama allein zu sein. Aber Tante Lisbeth beschäftigte sie fortgesetzt, so daß es zu keiner Aussprache kam. Was sie ihrer Mama hätte sagen wollen, wußte sie selbst nicht. Gegen die wachsende Angst, die sich ihrer bemächtigt hatte, konnte sie jedoch kaum mehr ankämpfen.

Beim Mittagessen ward genau durchgesprochen, was sie einpacken sollte, Tante Lisbeth kam dann selbst, um ihr Köfferchen zu beaugenscheinigen und ihr beim Verschnüren des Kartons zu helfen, worin sie das Sonntagskleid mitnahm.

Auch der Nachmittag, auch der Abend verging, ohne daß Tante Lisbeth sie mit ihrer Mama allein gelassen hätte. Schließlich kam's zum Gutenachtsagen. Trotzdem sie schon im fünfzehnten Jahre stand, mußte Dodi doch immer noch eine Stunde früher zu Bett gehen als die Erwachsenen. Länger als sonst hielt Mia die Hand ihres Töchterchens fest. Plötzlich sagte sie, als ob sie einen schweren Entschluß gefaßt hätte: „Ja, Ottilie, und hernach komme ich auch noch — die neue Frisur ausprobieren, Du weißt."

Dodi nickte nur. Sie wollte um alles in der Welt vor der Tante nicht verraten, wie aufgeregt sie war.

Eine aus Österreich gekommene Schulfreundin von Dodi hatte in der I b kürzlich einen wahren Sturm der Begeisterung mit ihrer Defregger-Frisur hervorgerufen. Auch Dodi hatte ihre Mama himmelhoch gebeten, sie Defregger-Zöpfe — oder gar eine Stefanie-Krone — tragen zu lassen. Aber die kleine Regung der Eitelkeit war es jetzt nicht, was ihr das Blut so plötzlich in die Wangen trieb.

Während ihre Mama ihr das lange,

volle, kastanienbraune Haar in mehrere Zöpfe flocht, saß Dodi still vor ihr; sie plauderte nicht, rührte sich kaum, sah auch nicht einmal in den Spiegel.

Auch Mia vermied es zunächst, ihrem Blick etwa im Spiegel zu begegnen. „Was für dichtes Haar Du hast, Mädel. Weißt Du, die ersten paar Mal mußt Du Dir dort von Tantes Mädchen helfen lassen. Allein bringst Du's gar nicht zurecht.“ So plauderte sie scheinbar unbefangen. Aber mit ihren Gedanken war sie nicht dabei. Sie suchte nach einem Übergang, um Dodi heute in alles einzuweihen. Mit ihren Verwandten hatte sie darüber schon langatmige Debatten gehabt. Daß jemand anders als sie selbst ihrem Kind die erste Mitteilung über die Trennung der Eltern, über die Auswanderung des Vaters, der nur halb verschollen, nicht gestorben war, machte, das wollte sie unter keinen Umständen zugeben. Und doch fand sie, so sehr sie sich quälte, keinen Anfang, um ihr Herz zu entlasten.

„Wirst Du dort denn Heimweh haben, Dodi?“ fragte Mia nach einer Pause etwas leiser, von dem Schweigen ihres Töchterchens noch mehr beunruhigt.

Dodi nickte nur. Wiederum gab's darauf eine Pause. Plötzlich aber warf sie sich herum und preßte ihr Gesicht gegen Mutters Schulter.

„Mutti,“ stieß sie aus, nur flüsternd, aber in großer Erregung, „ich weiß, sie schicken mich bloß weg, weil — weil ... Ach, Mutti, ich hab' ja solche Angst!“

„Angst? Wovor denn Angst, Kind?“ fragte Mia, selbst mit merklich zitternder Stimme.

„Ach, Mutti — Herr Professor Lange — nicht wahr, das ist es doch — den sollst Du heiraten! Und mich schicken sie bloß weg, damit ich nicht da bin! — Ach, ich geb' Dich doch nicht her! Mutti, sie dürfen Dich mir doch nicht wegnehmen! Nein, nein, sie dürfen nicht!“

Mia war so zusammengefahren, daß sie kaum sprechen konnte. Erregt machte sie sich aus ihrer Umarmung frei. „Kind —!“ wehrte sie ihr. Hastig erhob sie sich — unschlüssig blieb sie dann dicht bei ihr stehen. Schreck und auch eine gewisse Scham kämpften in ihr.

Ängstlich folgte Dodis Blick jeder ihrer Bewegungen.

„Wie bist Du nur — darauf gekommen?“ fragte Mia nach kurzem Schweigen.

„Sie haben es in der Schule gesagt — ja, weil Du noch so jung wärst — und die Mama von Eggebrechts hat sich auch noch einmal verheiratet, und da haben Lena und Willi einen Stiefpapa bekommen, den sie aber nicht leiden können, weil — weil ... Ach, und er sieht Dich immer so an — und das soll er nicht! Ich bin ja so unglücklich darüber, Mutti, ach, liebe, liebe, liebe Mutti!“

Zusammenhanglos, sich überstürzend kam das von ihren Lippen. Sie warf sich schluchzend bei ihrer Mutter nieder, die sich erschöpft auf die Polsterbank beim Fenster gesetzt hatte, und wühlte ihr Gesicht in die Falten ihres Kleides, sie leidenschaftlich umklammernd.

„Mädel — Mädel!“ flüsterte Mia abwehrend. Mit unsicherer Hand fuhr sie über das lose, braune Haar ihres Kindes. Dann pätschelte sie Dodi auf die sich erst wenig rundenden Schultern. Sie war aber ganz ratlos. Auf einen solchen Verzweiflungsausbruch war sie nicht vorbereitet gewesen. In einer ungewissen Sorge lauschte sie nach dem Korridor. Sie fühlte sich immer und ewig in Abhängigkeit von Alwin und Elisabeth, auch wenn sie nicht dabei waren.

„Sag' doch, Mutti, ist es wahr?“ fragte Dodi endlich, indem sie an der Gestalt ihrer Mama den Oberkörper aufrichtete, aber auf den Knieen neben ihr liegen blieb.

Mia hatte die Hände erhoben und hielt sie nun gegen ihre Kehle gepreßt, die sie schmerzte. „Ja, Dodi,“ hauchte sie hin, „es ist wahr. Still, still, ich werde Dir alles sagen. Professor Lange hat mich gebeten, seine Frau zu werden. Und er hat gesagt, er wollte Dich so lieb haben — wie wenn Du — wie wenn er ...“ Ein plötzliches Zittern machte ihr's unmöglich, weiterzusprechen. Ihr Kind hatte den Kopf aufgerichtet. Mit ihren großen, erschrockenen, flehenden Augen starrte Dodi sie an.

„Mutti — ich — ich hasse ihn!“ stieß sie leidenschaftlich aus. „Ich kann ihn nicht sehen —!“

„Weshalb denn? Kind —! So beruhige Dich doch! Was hast Du denn gegen ihn?“



Im Moor. Ölstudie von Hans am Ende in Worpswede.

„Er ist schlecht, Mutti! Gewiß und wahrhaftig, er ist schlecht!“

„Wie kannst Du das nur sagen?!“

„Er will Dich mir fortnehmen! Ja — mir und — — und Väterchen!“

Nun ließ sie das Antlitz wieder in den Schoß ihrer Mutter fallen, ganz erschüttert, ganz in Tränen aufgelöst.

„Ach, Dodi — was Du in mir aufwühlst — wie weh Du mir tust!“

„Sei mir doch nicht böse, liebe, liebe Mutti, sei mir nicht böse! Ich kann doch nicht anders. Und wenn ich mir so vorstelle . . . Lena und Willi müssen auch Väterchen zu ihrem neuen Papa sagen. Aber das ist doch gar nicht ihr Väterchen. Und sie haben so geweint — aber zu Hause dürfen sie gar nicht mehr von ihrem wirklichen Papa sprechen . . . Weißt Du, aber die haben doch wenigstens sein Grab, wo sie hingehn können. Ja, von der Schule aus — da gehn sie nämlich heimlich immer zum Friedhof — einmal war ich auch mit — und da beten sie und sprechen mit ihrem Väterchen . . . Aber ich weiß doch gar nicht einmal, wo Väterchen gestorben ist, und wo sein Grab ist. Onkel Alwin sagt nur immer: schweig! — wenn ich ihn frage. Und Du wüßtest es auch nicht, sagt die Tante. Ja — und wenn ich nun einen andern Papa bekommen soll — dann kann ich ja nicht einmal dahin gehn, wo Väterchen begraben liegt, und mit ihm sprechen so wie Lena und Willi . . . Ach, Mutti, Mutti, laß doch den bösen, den garstigen Professor nicht zu uns kommen!“

An Mias Herzen riß und zerrte es. Das Entsetzen Dodis — mehr noch ihre zärtliche, zähe Anhänglichkeit an ihren Vater, die leidenschaftliche Liebe, die sich in dem krausen, kindlichen Gestammel verriet — brachte sie nun mit einem Male zur Besinnung.

Wohin war sie geraten? Wie war es nur möglich gewesen, daß sie die Annäherung des Fremden auch nur einen Augenblick lang geduldet hatte?

„Um Himmels willen — schweig!“ fiel Mia ganz erschüttert ein, als das Kind in seinem wirren, teils flüsternd, teils unter Schluchzen vorgestoßenen Bitten und Betteln fortfahren wollte.

Wie Schutz suchend vor einer fremden Gewalt, die sie hatte trennen wollen, schlang sie plötzlich beide Arme um Dodi und zog sie zu sich halb auf ihren Schoß.

Aneinander geklammert, Wange an Wange, beide die Augen schließend, als ob sie so die Gefahr, die sich vor ihnen aufgetan hatte, nicht mehr zu sehen brauchten, verharrten sie eine Weile schweigend.

Als Dodi sich endlich rührte, um der Mutter forschend ins Auge zu sehen, beschwichtigte Mia sie flüsternd. „Bleib' so sitzen, Dodi, — komm, so — ganz nahe bei mir! Wir werden uns nie, nie, nie voneinander trennen! Still, still, Du sollst keine Angst mehr haben! Auch dem Professor werde ich das sagen: daß wir zwei immer beisammen bleiben wollen. Und — allein.“

„Mutti —!“ Sie rief es fast jauchzend.

Mia küßte und streichelte ihre Tochter. „Ja — wir zwei ganz allein,“ sagte sie noch einmal.

„Dann gehn wir auch nicht mit Onkel und Tante nach Groß-Lichterfelde?“

„Nein.“

„Das ist ganz gewiß?“

„Während Du in Flensburg bist, werde ich mit ihnen sprechen. Wenn Du dann zurückkommst, ist alles geschehen.“

„Und werden wir hier bleiben — hier in Kiel?“ Einige Unruhe lag in der Frage noch immer: lebte hier doch der Professor Lange!

Sie wiegte sich mit ihrer Tochter, die sich immer inniger an sie klammerte, sanft hin und her. Dabei küßte sie sie leise auf den Nacken. „Nein, nein, wir ziehen auch von Kiel weg. Bleib nur still und brav die paar Tage dort, Dodi. Denn Du weißt ja, ich hab's immer so schwer mit Onkel und Tante . . . Aber einen schönen, wunderschönen Plan hab' ich, Dodi!“

„Sag', Mutti, ach bitte — bitte!“

„Wenn Du aus der Schule kommst, dann sollst Du doch ein Jahr lang nach der französischen Schweiz, der Sprache wegen, nicht wahr? Da werde ich ihnen nun sagen: Du gehst jetzt schon, ja, gleich Anfang Oktober, wenn Onkel und Tante nach Berlin ziehen.“

„Aber Du, Mutti?!“

„Ich gehe mit, Dodi. Ja, wir gehen beide zusammen. Nach Lausanne, was meinst Du? Oder Montreux?“

Nun kam es wieder zu einer langen,

stürmischen Umarmung. Darauf gingen sie, sich umschlungen haltend, übers Zimmer. An Dodis kleinem Toilettentisch hielten sie wieder inne. Unwillkürlich fuhr Mia in der unterbrochenen Arbeit fort. Die neue Haartracht mit den rund um den Wirbel gelegten Zöpfen nahm Dodi den kindlichen Ausdruck, ließ sie schon viel weiblicher erscheinen, aber es gefiel ihnen beiden. Wenn sich beim Ausprobieren ihre Blicke im Spiegel trafen, so nickten sie einander zu.

„Mutti," sagte Dodi plötzlich flüsternd, indem sie ein wenig scheu nach dem Korridor lauschte, „ich freue mich, daß wir von Onkel und Tante fortkommen!"

Darauf wußte Mia nicht recht etwas zu erwidern. Es huschte nur wieder ein Schatten über ihre Züge.

Dodi hielt die Hände vor den Spiegel, damit sie darin keinen vorwurfsvollen Blick sah. „Nein, sei nicht böse, Mutti, daß ich das sage. Weißt Du, jetzt kann ich auch schon ganz gut verstehen, daß Väterchen sich mit Onkel nicht so recht gestanden hat. Wirklich, Mutti. Weißt Du — so wie Väterchen war!"

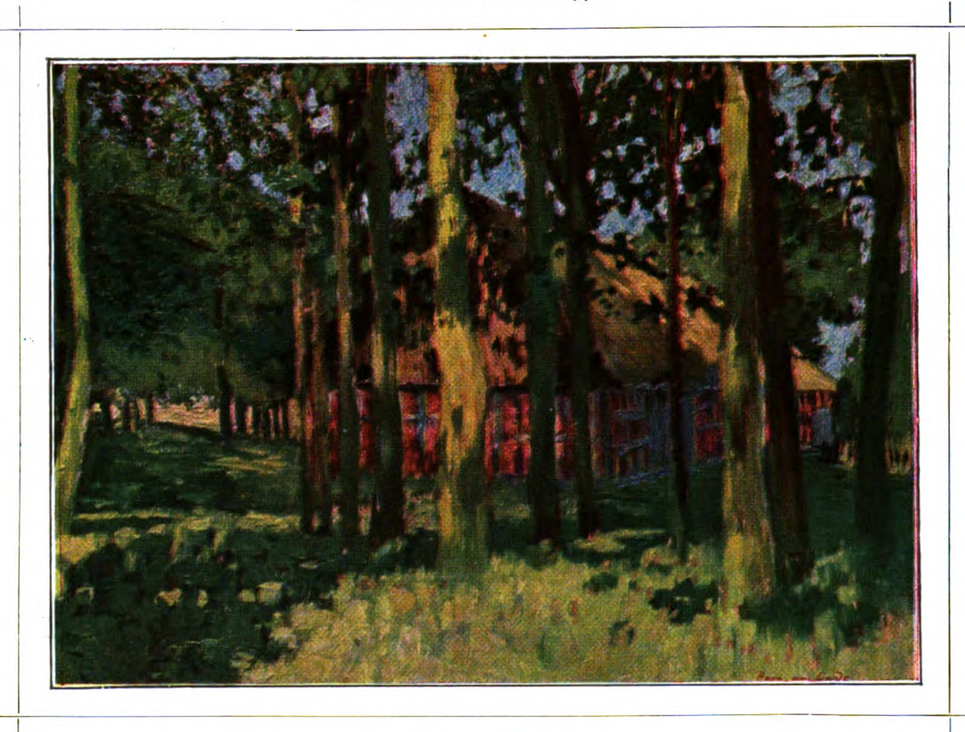
„So — wie Väterchen war!" wiederholte Mia fast tonlos. Dann seufzte sie. „Ja, weißt Du denn, Dodi, wie Väterchen war?" fragte sie mit einem schmerzlichen Lächeln.

Ihre Tochter nickte heftig. Dann tauschte sie plötzlich den Platz, setzte sich dicht neben sie, umschlang ihren Hals und preßte ihre Wange gegen die ihre. „Ich kann mich noch so genau — aber so genau, sag' ich Dir! — an früher erinnern. An alles, Mutti. An fast alles. Besonders wenn Väterchen 'mal so lustig war. Und weißt Du, das hab' ich auch nie wieder vergessen können, was Herr von Wehrlein damals über ihn gesagt hat. Erinnerst Du Dich noch?"

„Gewiß erinnere ich mich," sagte Mia, in Gedanken versunken.

„Ach — und dagegen nun der Onkel oder der Professor oder sonst jemand, irgend jemand auf der ganzen weiten Welt —! Weißt Du, Väterchen war so ganz besonders, so ganz anders als Onkel. Größer, meine ich, so in allem. Hab' ich recht, Mutti?"

Aus unserer Studienmappe:



Worpsweder Gehöft. Ölstudie von Hans am Ende.

Ein seltsamer Schmerz packte Mia wieder in der Kehle an. „Ja, Dodi," flüsterte sie, „den Zug ins Große hatte er —!"

„Ach, Mutti, müßt Ihr Euch lieb gehabt haben! — Sag' mir doch einmal alles, Mutti. Ja? Ganz von Anfang an. Wie Ihr Euch kennen gelernt habt — und dann später. Auch das aus dem Korps noch einmal. Ja? Oder wie ihr durch Norwegen gereist seid ... Mutti, und ist das denn wahr, was Onkel Alwin damals gesagt hat: daß es Väterchen so schlecht gegangen ist? Ist das denn wahr, daß er — daß er im Elend untergegangen ist?"

Unter einem Aufstöhnen erhob sich Mia und ging, die Stirn zwischen den Händen haltend, übers Zimmer. Jetzt hielt sie den Augenblick für gekommen, ihrer Tochter die volle Wahrheit zu sagen. „Du ahnst nicht, Dodi," begann sie unter Herzklopfen, „wie schwer, wie furchtbar schwer unsre Ehe war. Gerade weil Dein Vater so stürmisch war — Weißt Du, er wollte nur droben leben, im Sturm, auf der Höhe ... Und ich war so ängstlich, so scheu, ein Talmensch!"

„Nein, Mutti, das glaub' ich nicht!" rief Dodi, die ihr gefolgt war und sie wieder umschlang. „Du bist ja so lieb, so herzensgut. Das ist auch groß, Mutti."

Mia rang nach Luft. So wie sie angesetzt hatte, fand sie nicht weiter. Und zu einem anderen Eingang fehlte ihr der Mut.

Wieder bettelte Dodi: „Du kannst mir jetzt alles sagen, Mutti. Ich hab so viel, so viel an Väterchen wieder denken müssen. Weißt Du, weil ich immer so schreckliche Angst davor gehabt hab', daß der Professor ..."

„O laß doch, laß doch!" wehrte Mia ganz erschöpft.

Nein, gerade jetzt konnte sie mit Dodi nicht darüber sprechen. Gerade jetzt nicht, wo das Kind instinktiv die Gefahr herausgefühlt hatte, die dem Herzen ihrer Mutter drohte, wo eine geheimnisvolle Macht Worte auf die Lippen ihres Kindes geführt hatte, die das Bild des Verschollenen wieder so lebendig, so zwingend — fast warnend — vor ihrer Seele hatte erstehen lassen.

Gewaltsam wollte sie sich davon losringen.

Nein, nein, es traf sie ja keine Schuld am Unglück ihres Gatten. Sie hatte ihm ganz und gar ihr Leben gewidmet. Er besaß ihre Treue sogar heute noch, wo das Gesetz sie geschieden hatte, er sollte sie immer besitzen. Sie hätte ihn ja auch damals in der Not nicht verlassen, wenn nicht — wenn nicht ...

Ein heftiges Schluchzen unterbrach ihre Gedankenkette. Sie warf sich auf Dodis Bett. Stöhnend blieb sie mit dem Gesicht auf dem Kissen liegen.

Ihr Kind stand ratlos dabei, sie bittend, sie beschwörend.

Als Mia sich endlich wieder aufrichtete, hatte sie nur noch die dunkle Empfindung: daß sie sich verteidigen müßte. Verteidigen gegen eine Anklage, die niemand gegen sie erhoben hatte. Die sie nur in der eigenen Brust vernahm.

Wirr blickte sie um sich.

Nein, sie konnte und sie durfte es dem Kind heute nicht sagen.

Nie wäre sie weniger imstande gewesen, sich zu verteidigen, als gerade heute.

... Nachdem sie Dodi unter vielen, fast leidenschaftlichen Küssen Gutenacht gesagt hatte, ging sie leise in ihr Zimmer und schrieb. Auf den Fußspitzen begab sie sich darauf zur Küche. Keines der Mädchen war da. Sie öffnete die Flurtür. Ein kalter Zugwind traf sie. Das Gas brannte — also war die Haustür noch nicht geschlossen.

Sie lauschte nach der Wohnung zurück, dann huschte sie blitzschnell die Treppe hinunter und eilte über die Straße. Eine Sekunde lang hielt sie am Briefkasten inne, dann warf sie das Schreiben hinein.

Fröstelnd kehrte sie ins Haus zurück.

Sie wartete in der Küchentür, bis ihr Atem sich beruhigt hatte, dann verfügte sie sich in Alwins Zimmer, still ihre Lektüre wieder aufnehmend.

Was geschehen war, erfuhren die Verwandten erst zwei Tage später, als Professor Lange sein Ausbleiben von der kleinen Abendgesellschaft, die Mangelsdorffs gaben, mit ein paar Zeilen entschuldigte.

Frau Olfers hatte ihm endgültig abgeschrieben.

Neuntes Kapitel.

Zur Bahn durfte Mia ihr Töchterchen nicht begleiten, denn sie hatte sich den Abend zuvor stark erkältet. Da der Medizinalrat

gerade vorsprach — die alte Haussitte bestand bei Mangelsdorffs noch immer — so ward ihm die Patientin sofort zugeführt.

„Sie sind das reine Tragantpüppchen!“ scherzte er. „Man müßte Sie in Watte wickeln oder in einen Glaskasten stecken!“ Und darauf erließ er die Mia schon sattsam bekannten Verordnungen: über Nacht einen Priesnitz um den Hals, gurgeln, Diät halten.

Besorgniserregender fand er ihre Nervosität, die von der starken Blutarmut herstammte.

Da weder die Eisenpräparate noch die Stahlbäder, weder Milch noch die eisenhaltigen Gemüse, noch Somatose bei ihr anschlagen wollten, gab er schließlich dem Oberlehrer recht: es taugte eben nicht, wenn so ein hübsches, junges Weib ein einsames Witwendasein führte.

Durch seine Brille sah er sie verschmitzt von der Seite an und sagte: „Tja, kleine Frau, ich würde Ihnen schon ein Rezept verschreiben können, um Ihnen aus all der Misère herauszuhelfen. Aber Sie machen einem ja gleich ein so böses Gesicht, wenn man bloß darauf anspielt.“

Mia seufzte nur. Sie war dieses Themas so müde. Und es erbitterte sie, daß ihre Verwandten sich jetzt gar schon hinter den alten Hausarzt zu stecken schienen.

Die Verhältnisse hier im Haus waren ihr unerträglich geworden. Daß ihr Entschluß, sich für den nächsten Winter mit Dodi allein einzurichten, vorher noch zu einem schweren Kampfe führen würde, das wußte sie. Aber diesmal mußte sie stark bleiben: sie empfand die bevormundende Fürsorge, die zärtlich-besorgte Liebe ihrer Verwandten jetzt geradezu als Tyrannei.

Gelegenheit zur Aussprache fand sich zunächst noch nicht. Wenn Elisabeth Abendgäste bei sich sah, dann war den Tag zuvor und den Tag danach Großreinemachen im Hause — ein Wasch-, Putz- und Scheuerfest von solcher Bedeutung für die Hausfrau und alle Hausgenossen, daß dahinter alle anderen Interessen zurücktreten mußten.

In dem dabei üblichen Zugwind erkältete sich Mia aufs neue. Das gab ihr am darauffolgenden Mittwoch aber wenigstens einen Vorwand, die Einladung zum Gymnasialdirektor, einem Vetter Langes, den sie dort unter Umständen getroffen haben würde, ausschlagen zu können.

Man versammelte sich bei Alwins bisherigem Chef schon um fünf Uhr zum Tee. Vor dem Abendbrot wurde gewöhnlich musiziert. Gegen zehn Uhr fand die Geselligkeit meist ihr Ende.

Immerhin war es Mia eine Wohltat, einmal ein paar Stunden so ganz für sich zu haben.

Nachdem Elisabeth wie stets der Schwägerin, sowie dem kleinen Felix, der Bonne und der Köchin noch ein paar Dutzend Verhaltungsmaßregeln gegeben und mit ihrem Mann die Wohnung verlassen hatte, ließ sich Mia in ihrem Zimmer am Schreibtisch nieder, um Dodis hübschen Brief, der so frisch und frei und ungekünstelt klang, so ganz ihr Ebenbild war, ausführlich zu beantworten. Sie fand, daß dieser schriftliche Gedankenaustausch ihr das Kind geradezu noch näher brachte als die mündliche Aussprache. Sie war doch schon eine ganze kleine Person, ihre Dodi, das verständige, junge Weib regte sich in ihr. Das sprach sich in vielen, warm und natürlich empfundenen Wendungen ihrer Briefe aus.

Sie hatte sich in ihrem Zimmer einheizen lassen, weil der Septemberwind recht garstig durch die Fugen der Fenster hereinpfiff. Nun war's behaglich am Schreibtisch, sie blieb zunächst auch ziemlich ungestört, nur der kleine Felix kam von Zeit zu Zeit in die Tür, um die Tante zu fragen, wann sie denn mit ihm spielen würde, seine Mama hätte es ihm doch versprochen.

Aber kurz vor sechs Uhr klingelte es.

Sie fürchtete schon, der Professor könnte sich melden lassen.

„Hast Du nicht gesagt, Anna, daß die Herrschaften ausgegangen sind?“ fragte sie, als das Mädchen die Karte brachte.

„Ja, aber der Herr wollte gerade die gnädige Frau selbst sprechen.“

„Mich?!“ Verwundert las Mia den Namen. „Camphöven, Rechtsanwalt“ — stand auf der Visitenkarte. Persönlich kannte sie den Herrn jedenfalls nicht. Aber plötzlich hob sie in leichtem Schreck den Kopf. Sie entsann sich des Namens. Hastig blickte sie an ihrem Kleid hinab und strich sich mechanisch die paar krausen Löckchen aus der Stirn. „Ich lasse bitten.“

„Soll ich den Herrn in den Salon führen? Dort ist aber nicht geheizt.“

Mia nickte flüchtig.

Als sie den Besuch über den Korridor kommen und nebenan in den Salon eintreten hörte, fragte sie sich: wäre es nicht angebrachter, den fremden Anwalt an den Justizrat zu verweisen?

Warum empfing sie ihn denn eigentlich?

Unschlüssig blieb sie wieder stehen. Mit nervöser Hand blätterte sie in ihrer Schreibmappe. Schließlich gab sie sich aber doch einen innerlichen Ruck und trat in den Salon ein.

Camphöven verbeugte sich höflich und dankte sofort ausdrücklich dafür, daß die gnädige Frau sich nicht hatte verleugnen lassen.

„Sie erleichtern mir meine Aufgabe dadurch wesentlich,“ fuhr er fort, auf eine Bewegung von ihr sich setzend, ohne indessen den Hut aus der Hand zu lassen. „Von meinem Bureau aus und schriftlich hätte ich mich nur an den Justizrat Dröse wenden können. Ein paar private Worte tun aber vielleicht mehr in der heiklen Angelegenheit. Es handelt sich um die Anfrage, gnädige Frau, ob Sie bereit sind, Ihrer Tochter Ottilie zu gestatten, daß sie ihren Vater im Krankenhaus zu Bremen aufsucht.“

Mia sah ihn ganz starr an, ohne zunächst zu verstehen. Sie mußte sich seinen letzten Satz eine Weile überlegen, bevor sie darauf überhaupt etwas erwidern konnte. Der Schreck war ihr in die Glieder gefahren. Auch ihre Stimme war unsicher, als sie fragte: „Im Krankenhaus — zu Bremen? Also weilt mein Mann — mein geschiedener Mann — in Europa? Und — — er ist krank?“

„Wie ich dem Justizrat schon im Mai mitgeteilt habe, ist Olfers seit seinem zweiten Fieberanfall fast arbeitsunfähig gewesen. Das war auch der Grund, weshalb die letzten beiden Raten des Erziehungsbeitrags für seine Tochter so minimal ausfielen.“

„Über das Geld — über das Geld, bitte, nicht!“ fiel Mia, der für eine Sekunde das Blut in die blassen Wangen trat, hastig ein. „Das Geschäftliche hat mir Onkel Dröse abgenommen gehabt — und ich darf nicht ...“ Gequält brach sie ab. Ihre nächste Frage brachte aber sofort einen Widerspruch zu dem, was sie gesagt hatte. „Es ist ihm also — dauernd schlecht ergangen?“ stieß sie hervor.

Camphöven merkte den Widerspruch natürlich heraus. In seinem ernsten Gesicht zeigte sich jedoch nicht die geringste Veränderung. „Leider, gnädige Frau. Eine Konkurrenz, die mit bedeutenderem Kapital arbeitete, hatte sich neben ihm aufgetan und entzog ihm den Hauptverdienst. Im letzten Jahre lebte er nur von der Hand in den Mund. Nun kamen auch noch die beiden Fieberanfälle dazu —“

„Fieberanfälle — oh — das Klima ist also doch — sehr gefährlich?“ fragte sie schluckend, nur um nicht still zuzuhören. Dabei war sie erstaunt über den fremden Klang ihrer Stimme.

„Olfers hat sich in den letzten Jahren, als so alles über ihm zusammenzubrechen drohte, wohl nicht mehr genug geschont. Oberstabsarzt Moldenhauer — Sie kennen ihn wohl, wenigstens dem Namen nach — der im vorigen Winter mit der Regierungskommission drüben war und Olfers gesehen hat, der sagte mir schon zu Ostern: wenn Olfers einem dritten Fieberanfall nicht auswiche, so wäre er ein sicherer Todeskandidat.“

Nun fuhr Mia schreckhaft empor. „Und er liegt jetzt im Krankenhaus?“

Auch Camphöven erhob sich. „Ja, gnädige Frau. Während wir hier Sommer hatten, war drüben die große Regenperiode. In deren Verlauf meldeten sich bei Olfers die Anzeichen eines neuen Anfalls. Da mußte er Hals über Kopf die Kolonie verlassen. Ich erfuhr es selbst erst vor zehn Tagen, als der ‚Woermann‘ landete. Hätten mich nicht wichtige Termine hier festgehalten, so wäre ich gleich zu ihm gefahren. Gestern abend erhielt ich aber ein Telegramm von ihm, das mich veranlaßte, sofort hinzureisen.“

„Sie haben ihn gesehen — gesprochen?“

Camphöven bejahte. „Heute früh. Er sieht natürlich miserabel aus. Gelbe Gesichtsfarbe — tiefliegende Augen — dabei enorm abgemagert. Es war nicht eben erfreulich. Natürlich ist seine Stimmung stark deprimiert.“

„Er glaubt — daß er wird sterben müssen?!“

„Ja, gnädige Frau. Der Arzt macht ihm zwar Hoffnung, aber es ist ihm doch nach Abschiednehmen zumute. Drum bat er mich, von der Bahn aus direkt hierher zu gehen und darum zu bitten, daß man ihm sein Töchterchen schickt. Er wollte ihr

wenigstens noch einmal die Hand drücken, sagte er."

Mia hatte sich abgewandt. Sie vermochte sich kaum auf den Füßen zu halten. Die Kniee zitterten ihr. An den ruckweisen Bewegungen ihrer Schultern merkte der Rechtsanwalt, daß ein innerliches Schluchzen sie schüttelte.

„Wie die Verhältnisse liegen, brauchen weder Sie selbst, gnädige Frau, noch die übrigen Verwandten Ihrer Tochter sich der Sorge hinzugeben, daß Olfers sich etwa zu bitteren Worten würde hinreißen lassen. Er ist sehr matt, das fortgesetzte Fiebern hat ihn sehr geschwächt. Wenn Sie seinem Ersuchen stattgeben, so soll darin durchaus keine Verschiebung Ihres Rechtsstandpunktes erblickt werden. Ein richterliches Erkenntnis zu erlangen, das ihm das Recht einräumt, sein Kind zu sehen, dazu mangelt vielleicht die Zeit. Deshalb wählt er die Form der Bitte."

Von den letzten Ausführungen hörte Mia schon gar nichts mehr. Wirre Gedanken, hitzige Vorstellungen jagten durch ihr Hirn. So nüchtern und korrekt die Sprache des Fremden war — aus den paar Andeutungen, die er über die Begegnung gemacht hatte, gestaltete ihre Phantasie sofort ein quälendes Bild: sie sah ihren Gatten mit dem Tode ringen, die Hände nach ihr ausstrecken, sie hörte ihn nach Dodi rufen —!

Hastig atmend, nervös die Finger ineinander pressend, blickte sie endlich wieder auf.

„Meine Tochter ist augenblicklich nicht hier; sie ist seit Montag in Flensburg. Aber ich werde sie gleich zurückholen, um sie hinzubringen." Plötzlich sah sie dem Besuch mit großen Augen angstvoll forschend ins Gesicht. Etwas gedämpfter, noch unsicherer als zuvor, fuhr sie dann fort: „Hat er denn — auch nach mir gefragt?"

Camphöven hob bedauernd die Schulter und ließ sie wieder sinken. „Gnädige Frau, Ihr Rechtsbeistand könnte mir späterhin den Vorwurf machen, daß ich über meine Befugnisse hinausgegangen wäre, wenn ich auf dieses neue Thema einginge. Dankbar wäre ich Ihnen, wenn Sie mir eine bestimmte Aussage über Ihre Absichten machen wollten, damit ich meinem Klienten heute noch telegraphisch Nachricht geben kann."

„Sie können ihm die Nachricht geben, daß ihm im Lauf des morgigen Tages unser Kind gebracht werden wird."

Noch immer rang sie mit sich. Als der Rechtsanwalt sich höflich verbeugte und zur Tür ging, hielt sie ihn mit einem halblauten, ängstlichen Aufschrei zurück.

„Gehen Sie so nicht. Sagen Sie mir das eine einzige Wort. Hier unter vier Augen. Es soll sonst niemand davon erfahren."

Die junge Frau tat ihm fast leid. Aber rein menschlich hatte er ihr Verhalten gegen seinen Klienten stets verurteilt. Er empfand daher doch eine gewisse Genugtuung, ihr sagen zu können, daß Olfers auch heute, wo er schon ans Sterbenmüssen glaubte, mit keiner Silbe nach ihr gefragt hatte.

„In der Besprechung, die ich mit dem Kranken hatte, war nur von seiner Tochter die Rede, gnädige Frau," sagte er ruhig.

Stumm nickte Mia darauf.

Der Rechtsanwalt ging. Mia hörte, daß das Mädchen, das inzwischen im Korridor Licht gemacht hatte, aus der Küche hinzukam, um dem Fremden beim Anziehen des Paletots zu helfen. Sie vernahm das leichte Klappern im Garderobenständer, als der Besuch seinen Schirm herausholte. Darauf schloß sich die Entreetür hinter ihm.

* * *

Aus ihrer Erstarrung schreckte Mia erst auf, als die Tür von ihrem Stübchen sich öffnete und der kleine Felix sich etwas weinerlich in den Salon schob. Ob die Tante noch immer nicht mit ihm spielen komme? fragte er.

Mechanisch bejahte sie. Als sie aus dem ungeheizten Raum in das bedeutend wärmere Nebenzimmer eintrat, überrieselte sie ein heftiger Frostschauer. Ihre Blicke irrten über den geöffneten Schreibtisch, die ausgebreiteten Papiere. Sie erinnerte sich, daß sie an Dodi hatte schreiben wollen.

Plötzlich fiel ihr's mit ungeheurer Schwere auf die Seele: Dodi wußte ja gar nicht, daß ihr Vater noch am Leben war! Alwin hatte dem Kinde ja gesagt, er wäre längst, längst gestorben!

Eine ohnmächtige Verzweiflung erfüllte sie. Sie war so unselbständig, so hilflos, daß sie unwillkürlich ein paar Schritte weit auf das Zimmer ihres Bruders losging,



August Rodin. Aufnahme von Eduard Steichen in New York.
Von der Internationalen Ausstellung künstlerischer Photographien, Berlin 1905.



als wäre für sie auch in dieser Lage nur bei ihm Rat zu holen.

Aber Alwin war ja nicht daheim.

„Tante Maria — wann spielst Du nun mit mir?“ quälte der Junge sie aufs neue.

„Laß mich, Felix, laß mich —!“ Sie stürmte nach dem Korridor. Dort rief sie nach der Bonne. „Anna, Du mußt schnell zum Herrn laufen — er ist in der Gesellschaft beim Direktor — ich gebe Dir eine Zeile mit ...“

Doch noch während sie sprach, verwarf sie den Plan wieder. Nein, hier mußte Dröse helfend eingreifen. Sie wollte selbst zu ihm gehen und ihm die Angelegenheit vortragen. Vielleicht nahm er ihr die Fahrt zu Dodi, die erste, schwerste Aussprache mit dem Kinde ab.

Bei der Vorstellung des Schreckens, der die arme Kleine erfassen würde, wenn sie von ihrem Vater hörte, lief wieder ein Zittern über sie hin. Sie tastete nach dem nächsten Stuhl und setzte sich.

„Soll ich also gehen, gnädige Frau?“ fragte die Bonne. „Es ist nur, weil Felix um halb sieben Uhr sein Abendbrot haben muß und Rosa einkaufen gegangen ist —“

„Nein, nein, bleiben Sie, ich gehe selbst!“ Mia war schon auf dem Weg zum Schrank, aus dem sie Hut und Wetterkape herausholte.

Das verstörte Wesen von „Tante Maria“ — wie man sie kordial im Haus bezeichnete — machte die Bonne ängstlich. „Es regnet aber doch so stark!“ wandte sie ein. Sie brachte dann wenigstens Schirm und Gummischuhe. Mia tastete mit den Füßen nach den Galoschen. Da sie in der Erregung damit nicht zurechtkam, ließ sie sie stehen. „Den Schirm, gnädige Frau!“ rief die Bonne dann, ihr noch bis ins Treppenhaus folgend.

Das Wetter war miserabel. Der Wind pfiff Mia um die Ohren, strich an ihrem heißen Gesicht, ihrem heißen Hals entlang und machte sie frösteln. An den Ecken mußte sie gegen den Wind geradezu ankämpfen, um vorwärtszukommen. In dichten Schauern prasselte der Regen auf die dunkelnde Allee, die jetzt ganz menschenleer war. Da und dort brach ein morscher Ast in den Baumwipfeln, der Wind rollte ihn dann eine Strecke weit über das aufgeweichte Erdreich hin. Mia neigte den Kopf ganz zur rechten Schulter, der aufgespannte Schirm wirkte wie ein Segel, das der Wind vor sich hertrieb. Ihr Kleid troff, als sie zur Villa gelangte.

„Ist so etwas erhört!“ rief der Justizrat aus, der sofort auf die Diele herauskam, als er die Stimme seiner Nichte erkannte. „Bei solchem Wetter —!“

„Ich habe dringlich mit Ihnen zu sprechen, Onkel Dröse!“

„Konnten Sie denn niemand zu mir schicken? Was ist's denn? Nachricht von Ottilie?“ Nun sah er die Traufe, die von ihrem Schirm kam. „Ja — Schwerebrett — gibt's in diesem Nest denn keine Stadtdroschken für solche Visiten?“

Sie ließ sich ausschelten, ließ sich von der Wirtschafterin Schirm, Hut und Umhang abnehmen. Die Stütze wollte ihr auch einen anderen Rock und trockene Strümpfe geben, aber sie wehrte ungeduldig: „Ach, das ist ja alles Nebensache — lassen Sie mich nur —!“

Endlich war sie mit Dröse in dessen warmer Studierstube allein — dem großen Eckzimmer, in dem sie von der Großmama mit Max Olfers verlobt worden war — und da kam es nun in überstürzter, unklarer, atemloser, oft unterbrochener Rede von ihren Lippen, nein, aus ihrer gepreßten Brust, was sie erlebt hatte.

Der Justizrat blieb ganz kühl und ungerührt. Vielleicht hoffte er gerade dadurch das seelische Gleichgewicht der aufgeregten jungen Frau am ersten wiederherzustellen.

Als sie schließlich ihre Bitte vorbrachte, er möchte doch sogleich im Kursbuch nachsehen, wann der nächste Zug nach Flensburg ging, schüttelte er ärgerlich den Kopf.

„Nun, nun, nicht gleich so stürmisch, junge Frau! Das geht doch nicht so holterdipolter über sämtliche Instanzen hinweg!“

„Bester Onkel Dröse, das ist hier keine Rechtsfrage — das ist eine Gemütsangelegenheit. Hier darf nur die Empfindung sprechen. Und die sagt: man muß ihm das Kind hinbringen. Ja, man muß. Trotz allem, was geschehen ist. Also tun Sie mir die Liebe an — helfen Sie mir!“

„Sie sind ja ganz rabiat! — Und was sagt denn Alwin dazu?“

„Mangelsdorffs waren nicht daheim. Drum bin ich ja so ratlos. Ach, ich er-

trüge den Gedanken nicht, er könnte sterben, ohne daß ich ihm diese einzige, letzte Bitte erfüllen sollte."

„Es stirbt sich nicht so rasch, kleine Frau. Vorläufig haben wir doch noch nichts Greifbares, nicht wahr? Camphöven arbeitet zuweilen stark in Gefühlsduselei. Darauf können wir uns aber nicht einlassen. Vor allem kommen Sie 'mal zur Ruhe. Hier — Platz genommen — Schwerebrett, machen Sie mich nicht böse! Was soll diese Aufregung? Damit fördert und klärt man doch nichts!"

„Ich kann nicht ruhig sein. Ich zittere am ganzen Leib. Sehen Sie wenigstens nach, wann der nächste Zug geht. Vielleicht versäume ich sonst die Gelegenheit. Und Dodi muß doch erfahren ... Ach, mein Gott, ich dachte, Sie würden mir helfen, statt dessen quälen Sie mich nur."

„Bitte, ich quäle Sie nicht. Ich helfe Ihnen auch sicher. Aber zunächst helfe ich Ihnen überlegen. Bestes Kind, ja, sagen Sie: wie können Sie denn daran denken, Ihr Mädel einer solchen Erschütterung auszusetzen?"

„Wir sind es Dodi schuldig — und ihm — sie in einer solchen Stunde zusammen zu führen."

„Schuldig? So. Wo steht denn das? Im richterlichen Erkenntnis heißt es ..."

„Hier — in meiner Brust steht es!" stieß Mia nach Atem ringend aus. Und nun brach sich endlich ein erschütterndes Weinen Bahn.

„Na ja, da haben wir die Bescherung. ‚In meiner Brust steht es!' — Zum Kuckuck, das ist ja eine Phrase. Nehmen Sie sich vor Hysterie in acht, Sie kleine Frau. Es gibt nur Recht und Unrecht, damit holla. Und das Recht, Ottilie zu sehen, muß dem Herrn erst zugesprochen werden durch ein schriftliches richterliches Urteil."

„Ich kenne das Gesetzbuch nicht. Ich spreche nur von meiner natürlichen Pflicht als Weib — als Mutter."

„Herr meines Lebens, was so ein paar rührende Worte nicht alles zuwege bringen. Das eine in Parenthese, Frau Maria: Pflichten als *sein* Weib gibt es für Sie nicht mehr. Denn nach dem Buchstaben des Gesetzes sind Sie seit sieben Jahren jeglicher Gemeinschaft mit ihm enthoben."

„Ach, wozu das jetzt — wozu das jetzt?"

Der Justizrat machte einen erregten Gang übers Zimmer. Plötzlich blieb er stehen. „Wissen Sie denn überhaupt, wie Herr Olfers diese sieben Jahre über gelebt hat? Wie, wo, mit wem, in welcher Weise, he?"

Stumm fragend sah sie ihn an.

„Vielleicht hat sich Herr Olfers wieder verheiratet."

„Wieder verheiratet?"

„Nun, das wäre doch möglich? Das Recht dazu hatte er. Also könnte es an seinem Krankenbett unter Umständen zu einer sehr unangenehmen Begegnung kommen. Ganz allein schon für Ottilie. Und was nun gar Sie selbst anbetrifft ... Hat er denn nach Ihnen persönlich gefragt?"

„Nein. Es war nur von Dodi die Rede."

„Nun also. Nun also. Ihr kleinen Frauen seid immer gleich so unlogisch. Da wird nichts überlegt — wenn bloß irgendwer die Gemütsklappe aufmacht — und es soll gleich alles Hals über Kopf gehen."

„Ja — aber was raten Sie nun also?"

„Abwarten, rate ich."

Sie tat ein paar Schritte, dann hielt sie wieder tiefaufatmend inne. „Nein, warten kann ich nicht." In neuer Sorge setzte sie hinzu: „Und er vielleicht auch nicht."

„Das ließe sich ja feststellen."

„Wenn Sie Camphöven keinen Glauben schenken —!"

„Man müßte eben zunächst einmal den Vorstand des Krankenhauses um einen Bericht ersuchen."

Mias Stimmbänder hatten mehr und mehr nachgelassen; ihr Ton klang jetzt ganz heiser, es verursachte ihr auch Mühe zu sprechen.

„Das fehlte noch, daß Sie uns ernstlich krank werden, kleine Frau!" polterte der Justizrat. „Zunächst trinken Sie ein Glas Portwein." Er klingelte. „Oder ist vielleicht schon der Tee fertig?" fragte er die Wirtschafterin, die gleich darauf eintrat.

Als Mia sich sträubte, irgend etwas zu nehmen, trug er dem Hausfräulein auf, schleunigst eine Droschke herbeiholen zu lassen.

„Eiskalte Hände haben Sie, und Ihr Gesicht glüht! Nun aber mit Dampf nach Hause. Stille, stille, keine Widerrede, Sie haben jetzt bloß zu parieren. — Und bringen Sie dem Frauchen meinen Pelz, Fräulein! —

Na ja, das gibt nun bombensicher wieder 'ne Mandelentzündung. Logik, Logik! Wann werdet Ihr Frauenzimmerchen Logik lernen!"

Knapp eine Viertelstunde später saß Mia im Wagen neben dem Justizrat. Sie weinte vor Frost, vor Aufregung, ihre Zähne schlugen mehrmals aufeinander. Die Beschwichtigungsversuche des alten Herrn hörte sie kaum mehr.

In der Mangelsdorffschen Wohnung angelangt schickte Dröse sofort die Bonne, die den kleinen Felix inzwischen zu Bett gebracht hatte, zum Gymnasialdirektor: entweder der Oberlehrer oder seine Frau möchten ungesäumt nach Hause kommen.

Mia hatte sich in ihrem Zimmer auf die Chaiselongue gesetzt, ganz in sich zusammengeduckt. Sie rührte kaum die Hand, als die Köchin, die auf das Geheiß des Justizrats rasch Kleider und Wäsche hervorgesucht hatte, ihr beim Umziehen behilflich sein wollte.

Hernach durchzog ihren Körper aber doch ein behagliches Gefühl. Als Onkel Dröse wieder eintrat, zeigte sie sich seinen Vorstellungen auch eher zugängig.

Beide Mangelsdorffs ließen nicht lange auf sich warten. Der Justizrat fing sie im Korridor ab. Jedes Wort, das sie draußen sprachen, hörte man in Mias Zimmer. Sie verzog die Stirn schmerzhaft — die scharfen Ausdrücke, die Alwin in seiner ärgerlichen Erregung gebrauchte, taten ihr geradezu körperlich wehe.

Dann ging die Debatte von neuem los.

Auch der Oberlehrer stellte sich durchaus auf den Rechtsstandpunkt.

„Ich frage Dich, Mia, was hat sich denn mit einem Male geändert? Krank war Olsers in diesen sieben Jahren schon mehrmals. Er ging Dich nichts mehr an, also erfuhrst Du's nicht. Deine Leiden während dieser sieben Jahre bildeten ein fortgesetztes Martyrium. Hat er je sein Bedauern darüber geäußert? Es bestand kein anderer Verkehr zwischen Euch als der finanzielle. Und der war prekär genug. Was kann Dich also heute veranlassen, sofort seinem ersten Ruf Folge zu leisten? Hat er Dich nicht böswillig verlassen? Ist er nicht der allein schuldige Teil an Eurer Trennung? Sage mir nur das eine: ist er heute weniger schuldig als damals — bloß, weil er erkrankt ist?"

„Ihr seid so grausam, so unbarmherzig grausam — und fühlt gar nicht, wie grausam Ihr seid! — Das kann mir eben kein Mann nachempfinden."

Nun mischte sich auch Elisabeth ein, da die beiden Herren sich achselzuckend nach ihr umwandten.

„Ich — als Frau — verstehe es noch weniger, Mia, will ich Dir nur sagen. Ich finde, daß eine Frau wie Du sich nicht so wegwerfen dürfte."

„Wegwerfen?!" Mia war zusammengefahren. „Ich habe meine Pflicht mit Füßen getreten — und jetzt, wo ich das nächste Gebot der Menschenliebe erfüllen will, weil mein Gewissen mich endlich dazu treibt, jetzt sprecht ihr von Wegwerfen?"

„Wann hast Du Deine Pflicht mit Füßen getreten?" fragte Alwin. „Bitte — das wäre ja auch ein Vorwurf gegen uns!"

„Das Weib soll Vater und Mutter verlassen und dem Manne ihrer Wahl anhangen ... Aber ich habe ihn verlassen, in der Not verlassen, weil ich zu feige war ..."

„Maria!"

Weinend, unartikuliert noch einzelne Silben vorstoßend, da ihre Stimme fast versagte, warf sie sich mit beiden Armen auf den Tisch, ihren Kopf zwischen den Händen haltend.

Sie schrieben ihre Exaltation einem Fieberzustand zu. Alwin kündigte ihr fast drohend an, daß er sofort den Medizinalrat kommen lassen würde.

„Haben wir das um Dich verdient, Maria? Die Sorge um Dich und Dein Kind hat mich und meine gute Elisabeth immer auf dem Posten gefunden. Nicht wahr, das mußt Du doch zugeben? Ich will Dir nicht vorhalten, wie unsere Ehe unter der Last dieser Verantwortung von Anfang an gelitten hat, denn was wir getan haben, haben wir aus Pflichtgefühl, aus Liebe zu Dir getan. Aber das einzige bißchen Dank könnten wir nun von Dir erwarten: daß Du uns wenigstens vertraust!"

„Laßt mein Kind zu mir kommen — ich halte es sonst nicht aus!"

Die Herren besprachen sich. Schließlich sagte Alwin: „Gut. Ottilie soll kommen. Und es soll ihr freigestellt werden, ob sie ihren Vater sehen will oder nicht."

„Dodi — liebt ihren Vater!“ sagte Mia.

„Weil sie die Wahrheit noch nicht weiß. Weil sie bis zur Stunde noch keine Ahnung davon hat, daß ihr Vater sie gewissenlos mit sich in dasselbe Elend schleppen wollte, in dem er jetzt niedergebrochen ist. Das Idealbild, das ihr gutgläubiger Kindessinn sich von ihrem Vater ausgemalt hat, dieser schöne Wahn wird dann ganz von selbst hinsinken — wird hinsinken müssen.“

„Ihr wollt schlecht von ihm sprechen —!“ rief Mia angstvoll, die Verwandten mit flehenden Augen anblickend. „Aber das dürft Ihr nicht — und das wird sie selbst nicht dulden!“

„Deine Tochter wird von uns nichts als die nackte Tatsache hören — so wie das Gericht sie festgestellt hat. Zu färben brauchen wir wahrlich nichts. Aber ich bin nicht im Zweifel darüber, auf welche Seite sie sich schlagen wird. Sie kann ihrem Vater nicht verzeihen — wenn sie ihre Mutter wirklich aufrichtig liebt!“

Der Justizrat gab ihm im wesentlichen recht; er meinte aber, daß man Ottilie doch nur im Falle der Not jetzt schon vor eine derartige Alternative stellen dürfte. Mit ihren fünfzehn Jahren wäre sie doch immer noch ein Kind. Ob dieser Fall vorläge, das würde er nun auf dem denkbar kürzesten Weg in Erfahrung zu bringen suchen.

„Der Worte sind genug gewechselt,“ schnitt er die weitere Unterhandlung ab, „kurz und gut, ich fahre morgen selbst nach Bremen, um mit Olfers zu sprechen!“

Mangelsdorffs sahen ihn fast erschrocken an — über Mias Antlitz huschte ein hellerer Schein.

„Ist es Ihnen so recht, Frau Maria? — Na also, Kinder, dann sorgt mir jetzt dafür, daß die kleine Frau schleunigst zu Bette kommt und heißen Tee trinkt. Ist es morgen früh mit ihrer Stimme nicht besser, so wird der Doktor gerufen. — Bevor ich zur Bahn fahre, komme ich übrigens selbst noch einmal her.“

... Erschöpft ließ sich Mia zu Bette bringen. Sie sah die Schwägerin, das ihr behilfliche Mädchen nur wie durch einen Schleier. Die Schmerzen, die sie im Kopf empfand, waren stechend. Noch nie hatte sie eine Migräne von solcher Stärke gehabt. Es wäre ihr, sagte sie, als würden ihr die Augen nach dem Innern des Kopfes mit aller Gewalt zurückgezogen. Eine namenlose Unruhe in allen Gliedern quälte sie dabei. Zuweilen ward sie vom Frost geschüttelt, trotzdem man ihr Bett gewärmt hatte, trotzdem auch die Federbetten von Dodis Lager herübergeholt und auf ihre Füße gelegt worden waren.

Mangelsdorffs ließen die Tür zum Korridor und die zum Speisezimmer auf, wo sie bis gegen elf Uhr noch saßen, auf das leiseste Zeichen lauschend, das der Patient geben würde.

Aber Mia rief nicht, und ging Elisabeth hinüber, um zu fragen, ob sich ihre Halsschmerzen verschlimmerten, ob sie nicht lieber einen „Priesnitz“ machen wollte, so klagte sie nur über die unerträgliche Migräne.

„Es hätte noch schlimmer ablaufen können!“ meinte sie, als sie zurückkehrte und ihrem Gatten Bericht erstattete.

Den Ton dämpfend, damit die neben ihrem Schlafzimmer mit Felix einquartierte Bonne, falls sie noch wach sein sollte und etwa aufpaßte, nichts davon hören konnte, sprachen sie den Fall dann noch einmal des Langen und Breiten durch.

* * *

Nur verworren vernahm man in Mias Zimmer ab und zu einen Teil des Gesprächs. Die Kranke richtete sich aber immer wieder auf und lauschte. Das Angstgefühl hatte sich in dieser Einsamkeit nur noch gesteigert. Dabei ließen die Schmerzen im Kopf sie keinen klaren Gedanken mehr fassen. Nur die eine Empfindung beherrschte sie: dieses untätige Warten müßte die Gefahr steigern. Sie konnte nicht still hier liegen bleiben, die ganze Nacht.

Plötzlich verließ sie ihr Bett und schlich barfüßig zur Tür, um sie geräuschlos zu schließen. Den Atem anhaltend, horchte sie dabei.

Die Unterhaltung der Verwandten ging weiter.

Nun machte Mia Licht.

Als sie in die Flamme sah, taten ihr die Augen empfindlich weh. Überhaupt erschienen ihr die nächsten Gegenstände im Zimmer stark verändert. Sie sah Funken in der Luft. Auch ein lästiges, ermüdendes Sausen in den Ohren stellte sich ein, das sich mit dem Pfeifen des Windes vermischte und sie mehr und mehr quälte.

Plötzlich fiel ihr der Abend in Büsum

ein, wo sie am Strand auf ihr Kind gewartet hatte.

Und darauf kam die Aufregung von neuem über sie. Verzweiflungsvoll sah sie sich um.

Sie wollte heimlich packen, heimlich das Haus verlassen — noch in dieser Nacht, sobald ihre Verwandten das Bett aufgesucht hatten — und wollte sich zur Bahn begeben, um auf den nächsten Zug zu warten.

Im Alkoven hinter der Chaiselongue stand ihr kleiner Koffer. Aber es war ihr kaum möglich, ihn hervorzuheben, denn beim Bücken empfand sie entsetzliche Stiche hinter den Augen — bis zum Wirbel hin.

Leise wimmernd fuhr sie sich mit den Händen nach dem Kopf.

Im Geschäft des Packens mußte sie mehrmals innehalten. Sie konnte einfach nicht weiter. Die Gegenstände, die sie aus dem Schrank, vom Schreibtisch, aus der Kommode holte, wurden ihr so schwer, daß sie sie kaum schleppen konnte, sie sah sie dabei nur wie aus weiter Ferne.

Die Augen schließend, überlegte sie.

Weshalb packte sie überhaupt? Sie brauchte doch gar keinen Koffer. Eine plötzliche Angst vor sich selber stieg in ihr auf, als sie die Gegenstände, die sie zusammengeschleppt hatte, näher musterte.

Es war lauter unnützer Kleinkram.

„Jetzt nur die Gedanken beisammenhalten!“ sagte sie sich. Was sie brauchte, war lediglich ein Kursbuch.

Auf den Fußspitzen ging sie zur Tür. Dabei entdeckte sie plötzlich — als sie sich im Spiegel sah — daß sie noch gar nicht einmal angezogen war.

Sie suchte nach ihren Kleidern, fand sie aber nicht. Immer aufgeregter kramte sie nun in den beiden Schränken, in der Kommode, sie öffnete Schübe, zog Wäschebündel heraus, die ihr so schwer wurden, daß sie damit in die Kniee sank. Der Schweiß brach ihr aus, sie erhob sich mühsam. Dabei wimmerte sie, fuhr sich mit den Händen immer wieder nach dem Kopf.

Das Rütteln der Möbel, das Knarren der Schübe, die geöffnet wurden, das Schurren und Schleifen und dumpfe Poltern ward zuerst von Elisabeth vernommen.

„Das ist doch in Mias Zimmer —?!“

Hastig verfügte sie sich nach dem Korridor. Schon in der Tür bemerkte sie den Lichtschein. Als sie drüben eintrat, erschrak sie zunächst über den Wirrwarr, den sie hier vorfand, dann über das ganz verstörte Wesen der Schwägerin.

„Ja — was gibt es denn — was ist Dir?“ fragte sie die Kranke.

Mia setzte sich erschöpft auf den Bettrand. „Ich will fort — Dodi holen — Max muß gleich zurückkommen — er hat keine Zeit, das Schiff geht ab — aber Du mußt Deinem Mann nichts davon sagen . . .“

„Um Himmels willen — Du fieberst ja!“

Der Kranken stand der Schweiß auf der Stirn. Als die Schwägerin sanfte Gewalt anwenden wollte, um sie wieder ins Bett zu bringen, setzte sie sich ängstlich zur Wehr. Sie sprach verwirrt, wimmerte dazwischen fortgesetzt und fuhr sich mit den Händen nach dem Kopf. Es war kein Zweifel mehr, daß Delirien bei ihr ausgebrochen waren.

Sofort kleidete sich Alwin an, um den Medizinalrat zu holen.

In seiner Abwesenheit hielt Elisabeth am Bett der Schwägerin, die immer wieder aufspringen wollte, Wache. Der nur zur Hälfte und ganz regellos gepackte Koffer stand noch mitten im Zimmer. Mit erschöpfter Stimme flehte die Kranke, sie doch nicht festzuhalten, sie müßte fort, sie müßte Dodi holen, die draußen im Boot wäre . . . In ihren Fieberphantasien brachte sie alle Epochen ihres Lebens, ihrer Ehe durcheinander.

Als der Medizinalrat kam, stellte er hohes Fieber fest, aber nur wenig Pulsschläge. Die Pupillen von Mias Augen hatten sich ganz eng zusammengezogen.

Daß etwas Schweres vorlag, darüber gab es für den Arzt bald keinen Zweifel mehr, wenn er seine Diagnose auch noch nicht aussprach. Er verordnete kalte Umschläge, noch in der Nacht mußte dann Eis geholt werden.

Die quälende Unruhe der Fiebernden hielt bis zum Morgen an. Noch verschiedene Male versuchte sie, aus dem Bett zu kommen. Sie müßte fort, sie müßte Dodi holen! — an dieser Vorstellung hielt sie nach wie vor fest, auch als ihre Phantasien krauser wurden, als ihre Sprache fast unverständlich ward.

Wimmernd legte sie dann wieder den

Kopf in die Kissen zurück, sich mit beiden Händen nach den Schläfen, nach den Ohren tastend.

Nahrung nahm die Kranke nicht mehr zu sich. Im Verlauf des Vormittags kam es zu Magenentleerungen, darauf folgte der bisherigen Aufregung starke Apathie.

Als der Justizrat eintraf, den man durch das Mädchen benachrichtigt hatte, hielt der Arzt nicht länger mit seiner Meinung zurück. Es lag Gehirnhautentzündung vor.

„Aber Lebensgefahr ist doch nicht etwa vorhanden?" fragte Alwin.

Keine Antwort erfolgte — nur ein bedauerndes Achselzucken.

Diese neue Wendung bedingte nun doch die Abreise des Justizrats nach Flensburg. Der Arzt hielt es für selbstverständlich, daß man Ottilie ans Krankenlager ihrer Mutter führte. — Von dem geschiedenen Gatten der Kranken war zwischen Mangelsdorffs und ihrem Vetter vorläufig nicht mehr die Rede.

Mitten in der Nacht langte Dröse mit seinem Schützling in Kiel wieder an.

Unterwegs hatte er Dodi wenigstens eine Andeutung über die Nachrichten machen wollen, die über ihren Vater eingetroffen waren; aber die Erregung des jungen Mädchens, ihre wachsende Angst, daß sie die Mutter unter Umständen nicht mehr am Leben antreffen würde, war so erschütternd, daß er die Worte nicht fand, um die Ärmste in den so lang zurückliegenden Streit ihrer Eltern einzuweihen.

... Dodi fand eine Sterbende ...

Zehntes Kapitel.

Mias Augen waren so empfindlich gegen die Lichteinwirkungen geworden, daß man das Zimmer hatte verdunkeln müssen. Der Korridor ward mit Teppichen ausgelegt, die den Schritt dämpften, kein lautes Wort durfte in der ganzen Wohnung gesprochen werden, Felix mußte mit der Bonne nach der Villa des Justizrats übersiedeln: das leiseste Geräusch tat der Kranken im Kopf so weh, daß sie schmerzhaft zusammenzuckte, so oft eine Tür ging, so oft in ihrer Nähe auch nur ein Flüsterwort gesprochen wurde.

Dodi war in solcher Aufregung ins Krankenzimmer gestürzt, daß Tante Lisbeth mit abwehrend erhobenen Händen ihr entgegentrat.

Mit großen, angstvollen Augen starrte Dodi ihre Mutter an, über deren ganze Gestalt ein Zucken lief, als sie sich näherte.

Weinend brach sie neben dem Bett der Mutter zusammen.

Von Zeit zu Zeit hatte Mia einen lichten Augenblick. Lange verharrte Dodi knieend an ihrem Lager — da wandte ihre Mama ihr plötzlich das Gesicht zu und schlug die Augen auf. Die Pupillen hatten sich nun wieder stark erweitert, der Augapfel erschien dadurch noch viel größer als je zuvor. Das verlieh ihrem Ausdruck etwas Geisterhaftes.

Aber ein freudiges Aufleuchten — wie ein Lächeln war es — zuckte da über ihr Antlitz: sie erkannte ihre Tochter.

Dodi flüsterte mit tränenerstickter Stimme: „Mutti! — Mutti!"

Wie lang sie sich so Aug' in Aug' mit der Mutter befunden — späterhin wußte es Dodi nicht mehr zu sagen. Aber sie erinnerte sich des Stroms von Empfindungen, der über sie dahingebraust war. Und die Angst, die sie erfüllte, die Augen der Mutter könnten sich wieder schließen, ohne daß sie sich miteinander ausgesprochen, ohne daß sie all das, was sie bewegte, einander anvertraut hatten.

Und nun suchte Dodi nach Worten — aber ihre Kehle war wie zugeschnürt. Tausend Erinnerungen drangen auf sie ein — aber sie konnte sie nicht greifen. Und doch war ihr's, als hätte sie der Mutter noch so unendlich viel zu sagen.

Die Kranke sang ein paar leise Töne — dann war es, als wollte sie sprechen — ihre Brust hob sich, sie tat einen tiefen Atemzug.

Ganz deutlich sah Dodi, daß sie die Lippen bewegte. Der heiße, trockene Mund formte aber kein Wort mehr — es war nur ein Hauch.

Und doch verstand ihn Dodi. Man versteht die Mutter, auch wenn sie noch so leise spricht.

„Väterchen —!" Ja, so hatte es heißen sollen, gewiß und wahrhaftig.

Wieder und wieder küßte sie die schlanke, nervös zuckende Hand ihrer Mama. Dabei wiederholte sie das Wort schluchzend und doch beglückt. Ihre Mutter lächelte ihr zu. Es war ein seliges Lächeln, das Dodi in ihrem ganzen Leben nicht mehr vergaß, so

mild und müde war es, und so sehnsüchtig, ach, so sehnsüchtig —!

Danach erkannte die Sterbende niemand aus ihrer Umgebung mehr.

Unruhig begannen die Hände über die Decke zu streichen. Manchmal lief ein Zucken über die Gestalt. Von Zeit zu Zeit vernahm man ein Stöhnen, oder ein leises Wimmern, oder ein paar Töne, mehr gesummt als gesungen, — so als ob ein Kind sich in den Schlaf sänge.

Am dritten Tage — gegen Abend — trat völlige Bewußtlosigkeit ein.

Dodi lebte nicht in diesen furchtbaren Tagen — es war nur ein Vegetieren.

Im Sterbezimmer hielt sie's nie lange aus. Wenn sie das Wimmern hörte, dann war es wie eine Art Krampf, was sie erfaßte, ihr den Atem raubte. Und war sie auch nur durch eine einzige Wand von der Mutter getrennt, dann kam die zitternde Aufregung über sie: die Sterbende könnte doch noch einmal die Augen öffnen, nach ihr verlangen, sie suchen — und sie vermissen. So schlich sie auf den Fußspitzen immer wieder hinein.

Einmal, als die Krankenschwester, die Mangelsdorffs angenommen hatten, sie für ein paar Minuten allein im Zimmer gelassen hatte, fiel Dodis Blick auf den im Winkel stehenden, halb gepackten Koffer.

Zwischen allerlei regellos zusammengetragenem Kram erkannte sie die Schreibmappe der Mutter, in der sich Väterchens Bild befand. Sie hatte es wenigstens vor Jahren noch einmal dort gesehen.

Sie wußte selbst nicht, was sie nun trieb, sich zu überzeugen, ob es noch drinnen war.

Als sie die Mappe, die nicht verschlossen war, öffnete, fiel ihr Blick auf einen angefangenen, an sie selbst gerichteten Brief. Er war schon zwei Seiten weit gediehen; sie las die herzlichen Worte in großer Erschütterung.

In der Seitentasche unter allerhand älteren Papieren fand sie das Porträt. Lange studierte sie die fast verblaßten Linien der Photographie.

Die Rückkehr der Schwester schreckte sie dann auf. Da der Kranken Sturzbäder gegeben wurden, mußte Dodi das Zimmer verlassen. Aber von dem Bilde mochte sie sich nicht trennen, auch von dem angefangenen Brief der Mutter nicht — menschlichem Ermessen nach den letzten Zeilen. So nahm Dodi denn die Mappe mit und legte sie zu ihren teuersten Erinnerungen.

In der Frühe des Sonntags — soeben setzte das Läuten der Kirchenglocken ein — verschied Dodis Mutter.

Der geschwächte, blutarme, widerstandsunfähige Körper hatte keinen letzten schweren Todeskampf durchzumachen gehabt. Als Dodi zum Sterbelager ihrer Mama geführt ward, sah sie die Entseelte so friedlich wie im Schlummer daliegen.

Lange hielt sie sich aufrecht, vor der Majestät des Todes wie verstummt. Doch plötzlich brachen ihr die Kniee ein. Ihr Gesicht sank auf das Kissen und sie stöhnte auf: „Ach Mutti — Mutti!"

Onkel und Tante, auch der Justizrat, standen dabei. Sie sprachen der jungen Waise voll Mitleid zu, so ergriffen sie selbst waren, doch mit klugen, vernünftigen, gefaßten Worten. Und der Doktor meinte: der Tod wäre die Erlösung für sie.

Dodi merkte gar nicht, daß man zu ihr sprach. Sie lebte in einer besonderen Welt, in einer Sphäre, in der sie glaubte, auch jetzt noch eine Verbindung mit der Toten zu haben. Plötzlich erhob sie sich. Die Hände gegen die Schläfen pressend verließ sie das Zimmer, ohne die anderen zu sehen. Als sie zurückkehrte, trug sie das Bild ihres Vaters in der Hand.

Auf den Fußspitzen trat sie wieder ans Lager und legte das verblaßte Kärtchen in die erstarrten Hände der Toten.

Sie hatten alle das Bild erkannt. Einen Augenblick schien es, als wollte Alwin entsetzt hinzuspringen.

Allein der Justizrat schüttelte den weißen Kopf und legte die Hand auf die Schulter seines Neffen. „Lassen Sie doch!" flüsterte er, nur mild verweisend.

Daraufhin ließ der Oberlehrer den schon erhobenen Arm wieder schlaff sinken.

Was konnte denn auch das armselige Bild der Toten noch schaden? Der Streit war ja aus: der Sensenmann hatte Waffenstillstand in diesem Kampf geboten.

Dodi kniete wieder am Bett der Mutter nieder. So feierlich, so kirchenandächtig war ihr zumute. Und sie hatte die Empfindung: es müßte nun ein Wunder geschehen, das die lieben Augen noch einmal

öffnete, damit ein letzter stummer Blick das Bild träfe und ihr sagte, ob sie recht getan hatte.

Aber die schönen, wunderschönen Augen ihrer Mutter taten sich nicht mehr auf, — die tiefblauen, sanften Augen, von denen Väterchen gesagt hatte: sie seien wie Kirchenfenster! — Kirchenfenster, durch die man in Allerheiligstes hätte schauen können, wenn nicht gar so viel Tränen, gar so viel graues Leid sie immer getrübt hätten.

Das müde, wunde Frauenherz hatte zu schlagen aufgehört.

Oder vielmehr: es war langsam, langsam, tropfenweise verblutet.

* * *

Derselbe große, feierliche, fast prunkvolle Apparat, der beim Tode der Konsulin, beim Tode von Elisabeths Eltern in Tätigkeit getreten war, diente nun auch dazu, die so bescheiden und anspruchslos durchs Leben gegangene Mia auf ihrem letzten Wege zu begleiten.

Das Sterben galt im Hause Mangelsdorff nicht als Privatsache. Mias Begräbnis gab der ganzen Verwandtschaft einen Anlaß, sich vollzählig zu versammeln, um wieder einmal zu beweisen, daß zwischen allen Gliedern der Familie nach wie vor ein inniger Zusammenhang bestand, den auch der Tod nicht lösen konnte. Und Freunde und Bekannte begleiteten den Zug. Der Trauerwagen, der ihn eröffnete und von vier schwarzbehangenen Pferden gezogen ward, barg die leichte Last unter einem wahren Berg von Kränzen und Blumen. In der Kapelle sang ein Quartett, durch einen ganzen Hain von Lorbeer der Sicht der Trauergemeinde entzogen, einen kunstvollen Chor a capella, der Geistliche sprach darauf ergreifende Gedenk- und Trostworte. Das Ohr der blassen, verweinten, fast verstörten Waise traf das alles nur als leerer Schall.

Dodi kam es gar nicht so vor, als ob sie diese lange Feier in der Kapelle selbst mit erlebte. Sie sah alles wie durch einen Schleier. Hernach, als sie — ein wenig schwankend — an Tantes Seite hinter dem blumenübersäeten Sarge herging, als sie dann Zeuge des mystischen Vorgangs ward, der sich draußen auf dem weiten, schweigenden Totenfelde abspielte, da war es ihr, als sähe sie sich selbst wie eine andere, eine Fremde, neben dem schwarzen, an den Köpfen versilberten Gitter des großen Familiengrabes stehen, in dem man ihrer Mutter zu Füßen der Konsulin ihr letztes Ruheplätzchen ausgeschaufelt hatte.

Tränen besaß sie nicht mehr. Es lag nur ein furchtbarer Druck auf ihrem Gehirn, der ihr's kaum ermöglichte, den Kopf aufzurichten. Und wenn sie die Blicke der Verwandten, der anderen Leidtragenden auf sich fühlte, dann zuckte sie wie im Frost zusammen. Inmitten all der Teilnahme, all der fast ostentativen Liebesbeweise wußte sie sich so verlassen — so trostlos einsam.

Die Erdschollen fielen auf den Sargdeckel — aus Dodis Hand flatterten dabei ein paar Blumen mit hinab, im Niederschweben sich auflösend — dann der Segen, ein letztes Lied, ein letztes Gebet — viel teilnehmende Flüsterworte und stumme Händedrücke — und in schweigender Fahrt durch die lachende Herbstsonne kehrte die große Trauergemeinde nach der Stadt zurück.

. . . Nichts hat sich draußen in der Welt verändert, der Werkeltag geht seinen gewohnten Gang nach wie vor — nur ein junges Menschenleben ist seines größten, liebsten Besitzes beraubt, ist um ein treues Mutterherz ärmer, ist bitter, bitter arm geworden! . . .

(Schluß folgt.)

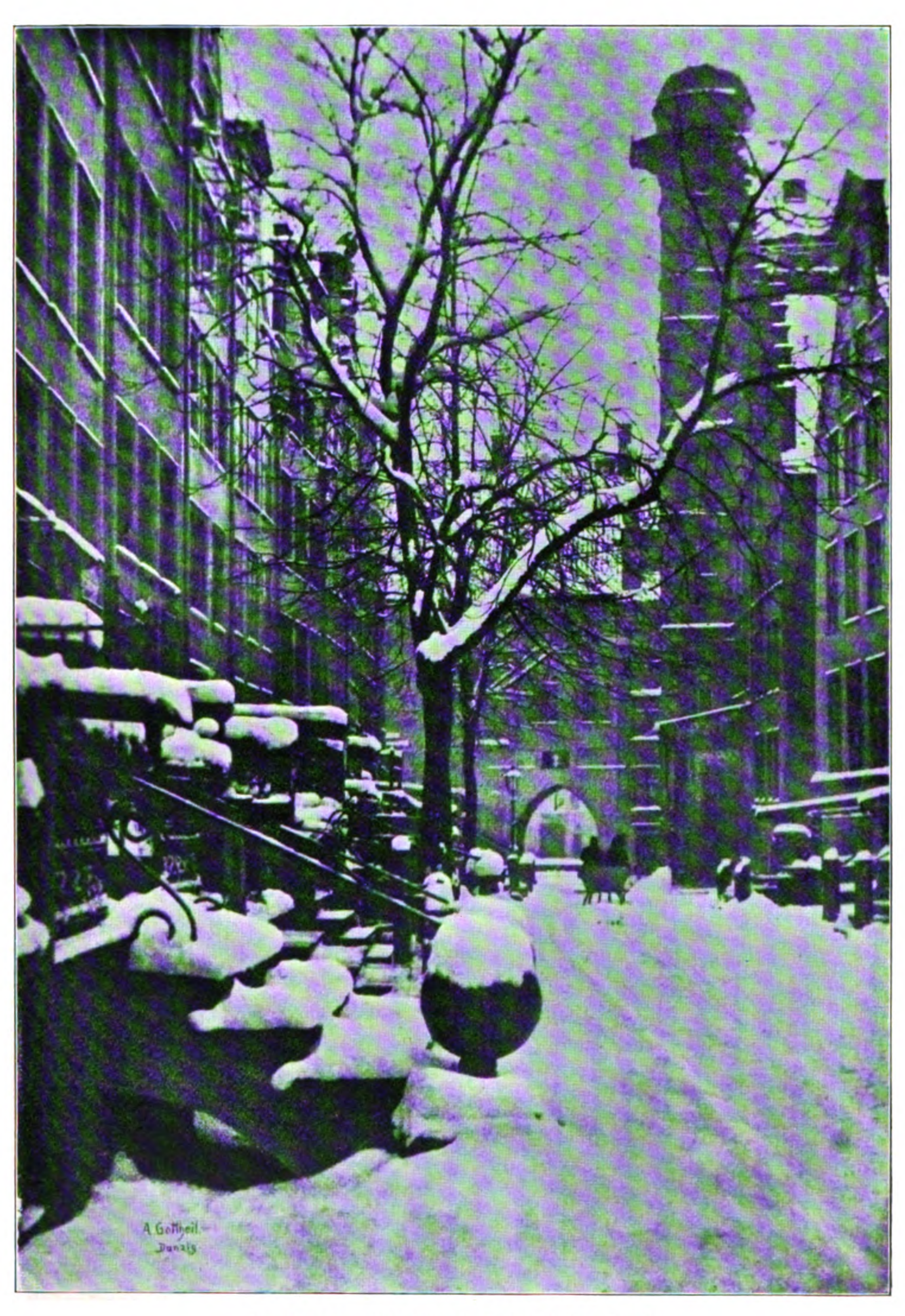
Im Park.

Vom silberklaren Sommerhimmel hob
Das volle Laub sich ab in dunklen Massen.
Der Springborn des Tritonenteichs zerstob
In Tropfennebeln, sanften, nebelblassen.

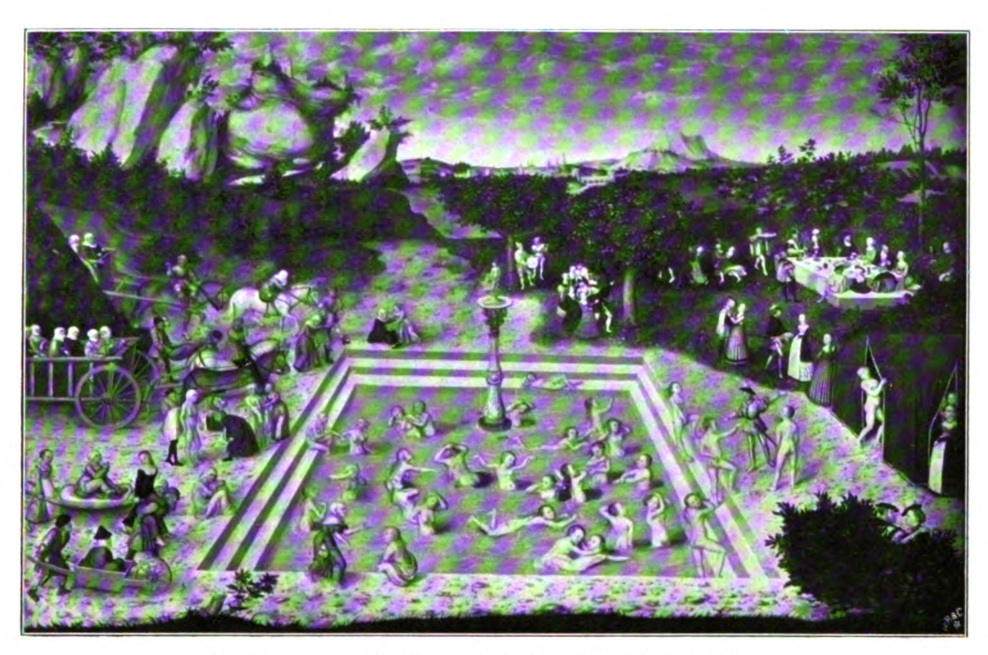
Spielende Kinder jagten mit Geschrei
Durch die Allee der Götter und Heroen.
Ein junges Paar ging rasch an mir vorbei.
Amors zerbrochne Fackel sah ich lohen.

Im Uferdunkel lag das morsche Boot.
Gezwitscher klang aus dichten Laubverstecken.
Halbwilde Rosenbüsche tropften rot
Ihr Sommerblühn aufs grüne Wasserbecken.

Frida Schanz.



Aus Danzig. Aufnahme von A. Gottheil in Danzig.
Von der Internationalen Ausstellung künstlerischer Photographien, Berlin 1905.



Jungbrunnen. Gemälde von Lukas Cranach im Berliner Museum.
Nach einer Photographie von Franz Hanfstaengl in München.

Badeleben in alter Zeit.

Von

Georg Buß.

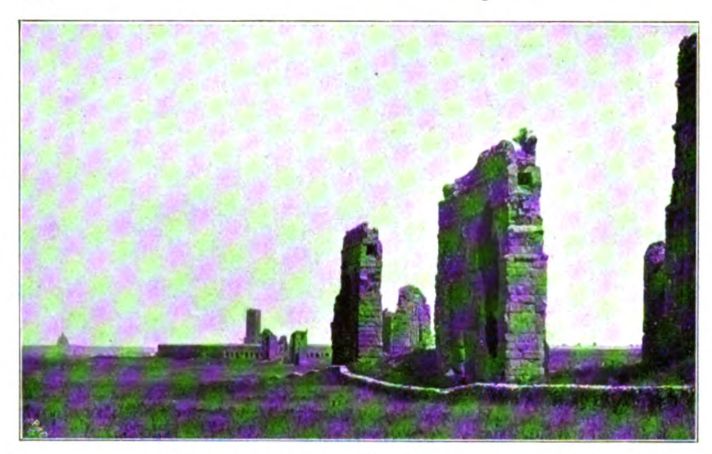
Mit siebenundzwanzig Abbildungen.

Mit den Lehren des berühmten pergamenischen Arztes Lucius Galenus hatte die wissenschaftliche Medizin des Altertums, nachdem schon ein halbes Jahrtausend früher der geniale Hippokrates gelehrt und gewirkt, ihren Höhepunkt erreicht. Ueber die Nerventätigkeit im körperlichen Leben war größere Klarheit gewonnen, das Gehirn zum Sitz der Seele und der Empfindungen erhoben und das Rückenmark in seiner Bedeutung derart gewürdigt worden, daß Galen die Lähmungen der Finger durch Einwirkung auf diejenigen Teile des Rückenmarkes, denen die betreffenden Nerven entspringen, zum Staunen seiner Zeitgenossen mit bestem Erfolg zu heilen vermochte.



Griechische Frauen im Bade.
Von einer Amphora im Königl. Museum zu Berlin.

Bei solcher Höhe der Kenntnisse nimmt es kein Wunder, wenn auch der Qualität des Trinkwassers große Aufmerksamkeit geschenkt wurde. Denkende Menschen muß-



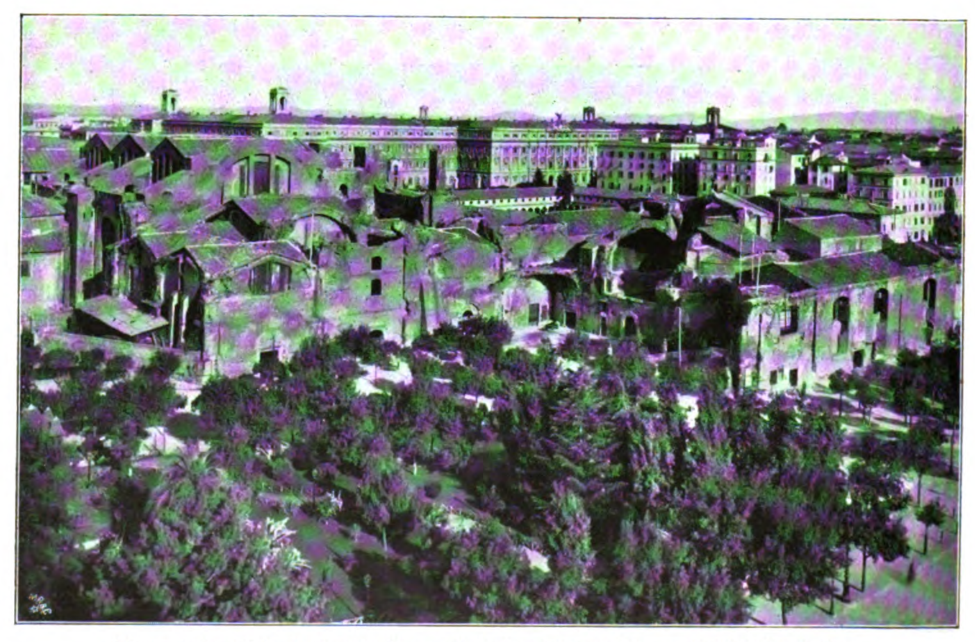
Aquädukt des Claudius mit Blick auf Rom.

lichen Handlungen zu vollziehen hatte.

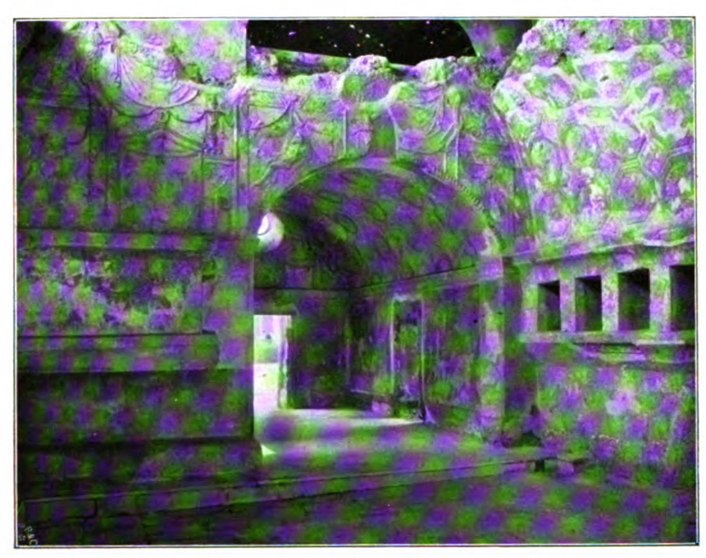
Neben den Hausbädern lassen sich auch öffentliche Badeanstalten schon in sehr alter Zeit nachweisen, in Rom bereits im sechsten vorchristlichen Jahrhundert. Unter Julius Cäsar besaß Rom nicht weniger als 970 Bäder, sogenannte „balneae“, mit einem täglichen Wasserkonsum für Bade-, Trink- und andere Zwecke von 750 Millionen Liter. Aus der Schrift des Sext. Jul. Fontinus, eines um 97 n. Chr. unter Kaiser Nerva zum „Curator aquarum“ ernannten Ingenieurs, geht hervor, daß damals die Länge der römischen Leitungen bereits 404 Kilometer betrug. Seit der Erbauung der Appischen Wasserleitung im Jahre 312 v. Chr. waren immer neue Aquädukte hinzugekommen, die noch jetzt das Staunen aller Fachleute erregen.

In den Provinzen des Weltreiches stößt man auf ähnliche Wunderwerke. Erinnert sei nur an den Aquädukt bei Segovia in

ten ja schon frühzeitig zur Erkenntnis gelangen, daß unreines Wasser endemische Krankheiten erzeuge oder begünstige. Ebenso notwendig mußte für eine befriedigende menschliche Existenz das Baden erscheinen. Orientalen, Griechen und Römer wetteiferten denn auch in der Beschaffung einer für Trinken und Baden genügenden Wassermenge. Das Bad erschien nicht nur als eine sanitäre Notwendigkeit, sondern unter Umständen als ein religiöser Akt von höchster Bedeutung, den jeder vor der Hochzeit, dem Opfer, der Einholung des Orakels und anderen feier-



Thermen des Diocletian in Rom. Nach einer Photographie von D. Anderson in Rom.



Aus den Thermen des Stabianus in Pompeji.
Nach einer Aufnahme von G. Brogi in Florenz.

Spanien, der in einer Höhe von 65 Meter mittels Doppelbogen das tief eingeschnittene Tal des Eresma übersetzt und der Stadt noch heute das Wasser des Rio Frio aus der zwanzig Kilometer entfernten Sierra de Fonfria zuleitet, und an den 59 Meter hoch geführten Pont du Gard bei Nimes, der in drei übereinandergestellten Bogenreihen ein breites Tal überbrückt, um der Stadt das köstliche Wasser der bei Uzès gelegenen beiden Quellen „Airan" und „Eure" zu überbringen.

Mit dem steigenden Luxus in Rom erfuhr die Vergrößerung und Verbesserung der Bäder einen besonders kraftvollen Aufschwung. Es entstanden jene gewaltigen, mit höchstem Raffinement angelegten Prachtbauten, die unter dem Namen „Thermen" die mannigfaltigsten Einrichtungen zu kalten und warmen Bädern und zahlreiche Räume zum Faulenzen und zu geselligen Vergnügungen aller Art enthielten. Es fehlte neben dem Schwitzbad, dem lauen Wannenbad, dem kalten Schwimmbad, den Einzelbädern und den Aus- und Ankleidezimmern nicht an Gartenanlagen und offenen Höfen mit Säulenhallen zum Promenieren, nicht an Plätzen für die Ringer, nicht an Sälen für das Ballspiel, nicht an Bibliotheken, Gemäldesammlungen, Erfrischungsräumen und Gelassen, in denen barbiert, frisiert und parfümiert wurde. Ein tausendköpfiges Publikum wogte zur Zeit Constantins in den großartigsten der fünfzehn Thermen, denen des Diocletian und Caracalla, tagtäglich hin und her, um sich bei den Spielen, den athletischen Übungen und den Leistungen der Deklamatoren und Redner zu amüsieren. Ein Genußleben herrschte hier, von dem selbst das üppige des Orients noch übertrumpft wurde.

Fern von Rom herrschte das gleiche Streben nach Luxus und Genuß. Was von den Thermen Pompejis, dem Männerbade



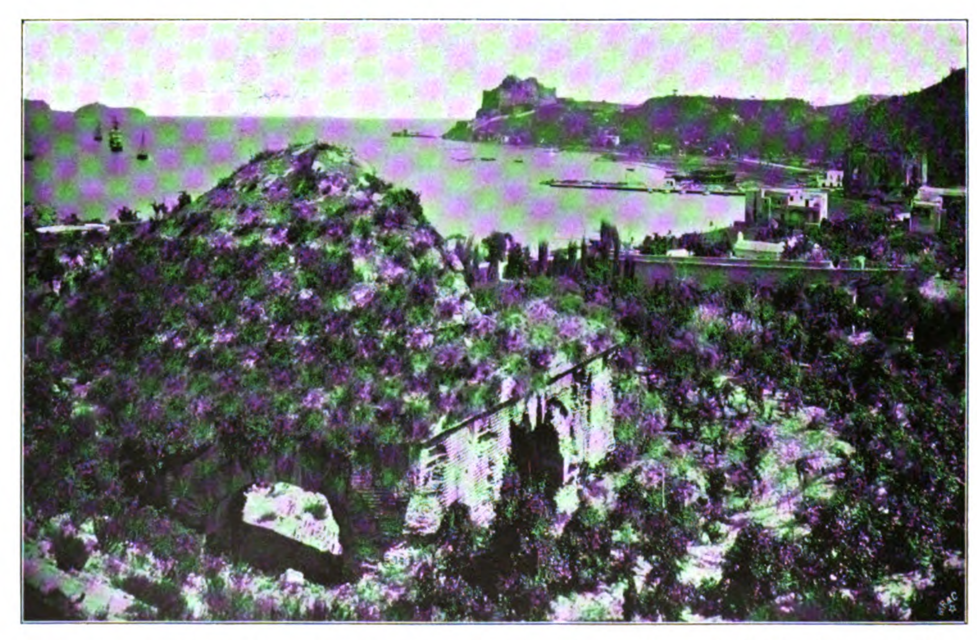
Ruinen der Thermen des Caracalla in Rom.

und dem kleineren Frauenbade, und von denen in Nîmes übrig geblieben ist, liefert ein bezeichnendes Beispiel. Wo auch in Gallien, Spanien und in dem römischen Teil Germaniens eine größere Niederlassung von Kolonisten bestand, immer ward das Augenmerk auf eine reiche Ausstattung der öffentlichen Bäder gerichtet.

Entströmten heiße Quellen der Erde, so entstanden erst recht Bauten für Badezwecke, galt doch frühzeitig die Annahme, daß gerade die heißesten Thermen die besten und wirkungsvollsten gegen mancherlei Krankheiten seien. Ganz so wie in unsern Tagen schickten die Ärzte ihre Patienten zu solchen Quellen und Kurorten mit empfehlenden Worten hin. Sie ließen sich auch, wie Plinius berichtet, ihre Kunst hoch bezahlen, spielte doch damals das Geld bei den obern Zehntausend Roms keine Rolle. So berechnete der Arzt Charmis, der nur mit kaltem Wasser kurierte, für eine Kur 30 000 Mark. Der Wundarzt Alcon erwarb sich unter Claudius in wenigen Jahren ein Vermögen von anderthalb Millionen Mark. Und jeder der kaiserlichen Ärzte bezog ein Jahresgehalt von 37 500 Mark, ein gewisser Quintus Tartinius sogar 75 000 Mark, wobei er jährlich noch 90 000 Mark mit Privatpraxis verdiente.

Hoffnungsvoll zogen die Patienten nach den heißen Schwefelwassern von Albano bei Padua oder Battaglia, nach Aqui in der Nähe von Alessandria, nach Aix in Savoyen, Pozzuoli bei Neapel und Bormio im Oberweltlin, sowie nach den Glauber- und Bittersalzthermen von Lucca und Pisa. Bei Battaglia lag der Mons Aegrotorum, das jetzige Montegrotto, wohin zum Baden die invaliden Krieger der Legionen gesandt wurden. Plinius rühmt besonders Bormio, das malerisch am südlichen Abhange des berühmten Alpenpasses über das Stilfserjoch liegt, und später preist es als viel besuchtes Gotenbad der kundige Cassiodor.

Eigentliche Luxusbäder waren das uralte Tibur in Latium und Bajae am Golf gleichen Namens, südwestlich von Neapel. Die Luft Tiburs stand im Rufe, die reinste und kühlste von ganz Italien zu sein. In Bajae hatte sich schon zur Zeit der Republik die römische Aristokratie prächtige Villen erbaut. Unter den Kaisern, besonders unter Nero, nahm das glanzvolle Leben noch zu. Jedes Jahr gab sich hier die männliche und weibliche goldene Jugend Roms ein



Ruinen von Bajae (im Vordergrund) mit Umgebung von Pozzuoli und Ausblick auf das Kastell.
Nach einer Aufnahme von G. Brogi in Florenz.

Stelldichein. Lachend und scherzend zogen die Schönen, bekleidet mit durchsichtigen koischen Geweben oder golddurchwirkter chinesischer Seide, unter den von Sklaven getragenen Sonnenschirmen und in Begleitung eines Schwarmes diensteifriger Kavaliere nach den Bädern. Ballspiele, Ringkämpfe, Vorstellungen von Gauklern, üppige Tänze, musikalische Vorführungen und prunkvolle Gastmäler halfen über die Stunden des Tages schnell hinweg. Man schlief auf weichem Nilbett, trällerte leichtfertige Liedchen, parfümierte sich, färbte sich die Haare germanisch-blond und rieb sich, sofern man ein Stutzer war, sogar die Haare von Armen und Schenkeln, um diese schöner erscheinen zu lassen. Nicht ohne Grund konnte Martial in seinen Epigrammen behaupten, daß so manche grämliche Schöne ihren Einzug in Bajae als Penelope und ihren Auszug als lachende Helena halte.



Überreste eines alten in den Fels geschlagenen Römerbades in Aachen.
Die im gemauerten Hintergrunde befindlichen runden Ziegelplatten dienten zum Sitzen; die beiden hellen Pfeiler sind neu.

Im römischen Teil Germaniens waren schon bekannt die Quellen von Baden bei Wien, Baden bei Zürich, Niederbronn im Elsaß, Baden-Baden, Badenweiler, Wiesbaden, Ems, Bertrich im Üsbachtale und Aachen-Burtscheid. Größere oder kleinere Reste alter römischer Badeanlagen sind in unsern Tagen in den meisten der genannten Orte gefunden worden.

Auch in jenen Teilen unsers Landes, die nicht zum Machtgebiete der Römer gehörten, ist frühzeitig von heilbringenden Wassern, insbesondere von Sole, die Rede. So weist schon Tacitus in seiner Germania indirekt auf die kohlensäurereiche Sole Kissingens hin, wenn er berichtet, daß im Jahre 58 n. Chr. die Chatten mit den Hermunduren um den Besitz eines für die Gewinnung von Salz sehr ergiebigen Grenzflusses, nämlich der fränkischen Saale, blutig gekämpft hätten. Für die hohe Wertschätzung des mittleren Saalegrundes ist auch bezeichnend, daß bei Neustadt a. d. S., unfern von Kissingen, schon zur Zeit der Merowinger ein Kastell erbaut wurde, in dem später Karl der Große, laut der Annalen seines Geheimschreibers Einhart und verschiedener Urkunden, wiederholt Aufenthalt genommen hat. Von ebendiesem Einhart wissen wir, daß Karl besonders den Schwefelquellen zu Aachen-Burtscheid geneigt war und ihre trefflichen Wirkungen zu schätzen wußte. Dem Kaiser ist es zu danken, wenn die dortigen Quellen so schnell zu Ansehen und Bedeutung gelangten.

Auf das Badewesen Europas im Mittelalter waren von größtem Einfluß die Kreuzzüge und die in Spanien ein reiches Kulturleben entfaltenden Mauren. Man lernte den Wert der im Orient üblichen Bäder kennen, sah ihre Notwendigkeit zur Erhaltung der Gesundheit ein und suchte im Okzident das treffliche Beispiel der Orientalen nachzuahmen. In den heranwachsenden Städten wurden öffentliche Bäder eingerichtet, und in den Häusern der wohlhabenden Bürger beginnt das „Badstüblein“ eine gewichtige Rolle zu spielen, um später, im Jahre 1509, im Hause der Fugger zu Augsburg ein glänzender Prachtraum zu werden. Wie man sich geistig zu hohen Kirchfesten, zu Hochzeiten, zum Ritterschlag und zu anderen bedeutsamen Vorgängen des Lebens durch Gebet und Fasten reinigen mußte, so körperlich durch das Bad. Das reinigende



Gemeinschaftliches Bad im XVI. Jahrhundert.
Von Albrecht Dürer.

Bad wird dem Gaste angeboten, der in das Haus des Gastfreundes eingekehrt ist, und von der Baderzunft wird in weiser Fürsorge gegen Krankheit und Ungeziefer der zugereiste Handwerksbursche durch lautes Beckenschlagen gemahnt, vor der Umschau in der Stadt ein Bad zu nehmen. Unter den Hohenstaufen gelangte das Badewesen so recht zur Blüte. Wie hoch man damals das Baden schätzte, zeigt zur Genüge die in vielen Städten bestehende Sitte, den Gesellen der Handwerker zum täglichen Lohn noch ein „Badegeld" zu bewilligen. In Nürnberg betrug das Badgeld für die Bauhandwerker zwei Pfennig. Auch wurde ihnen gestattet, alle vierzehn Tage eine Stunde früher von der Arbeit zu gehen, um ein Bad zu nehmen. Wer fromm war, stiftete Armenbäder, sogenannte Seelenbäder, die um so notwendiger waren, als gerade unter den Unbemittelten der Aussatz und andere ansteckende Krankheiten stark grassierten.

Das Badewesen des Mittelalters hat einen Zug zu verzeichnen, der für seine Naivetät und vielleicht auch für die Art seiner Moral bezeichnend ist: Männer und Frauen, bekleidet mit Bademänteln, badeten vielfach in einem Bassin zusammen. Die Klage des fahrenden Sängers Tannhäuser, der wahrscheinlich um das Jahr 1230 in der Umgebung Friedrichs des Streitbaren gedichtet hat: daß die schönen Weiber, die vielen Bäder, der feine Wein und das gute Frühstück seinen Beutel geleert hätten, ist bezeichnend. Brauch war es auch, daß die Frau des Hauses dem Gaste das Bad zurichtete und ihn beim Baden mit ihren Mägden bediente. Geraume Zeit ist an dem gemeinsamen Baden festgehalten worden, vornehmlich in den sogenannten Wild- nnd Gesundbädern. Matthäus Merian zeigt in seiner Kosmographie aus dem Jahre 1645 wie ein solches „Voll- oder Gesellschaftsbad" in dem durch seine Schwefelquellen bekannten Kurort Baden bei Wien beschaffen war: das Bassin war gemeinschaftlich, hingegen die Türen und Treppen zum Bassin für Männer und Frauen getrennt.

Zu den berühmtesten Badeorten im Mittelalter zählten Baden im Aargau, das schon erwähnte Bormio und Gastein. Auch Karlsbad, wo Karl IV. nach glücklicher Heilung seiner bei Crécy erhaltenen Wunden 1358 bei der Quelle ein festes Schloß erbauen ließ, wurde, nachdem es 1370 Stadtrechte erlangt hatte, bereits mit Ehren genannt. Von der chlornatriumhaltigen Schwefelquelle Badens, die zahlreiche Gäste aus Italien und Deutschland anlockte, macht viel Rühmens der dort in der ersten Hälfte des XV. Jahrhunderts zu Gast gewesene Humanist Johann Franz Poggio Bracciolini aus Florenz. Er preist die geselligen Freuden und stellt sie noch über jene der schönen Arnostadt. Man trank, sang, musizierte, liebte und führte ein ungebundenes Leben. Von den Bädern in Bormio ging das holländische Sprichwort um: „Wormser Bad heilt allen Schad'." Gastein kam erst in Aufschwung seit 1436, nachdem Friedrich, Erzherzog von Österreich, als Jüngling vom heiligen Lande zurückgekehrt und zu den warmen Quellen in das stille Tauerntal gereist war, um hier seinen wunden Fuß zu baden. Später, im XVI. Jahrhundert,

waren es vornehmlich zwei Ärzte, die für das Bad Propaganda machten, echte Kinder ihrer Zeit, nämlich Paracelsus und Thurneiser. Beide waren alchymistisch-astrologisch-spiritistische Phantasten — Paracelsus, dieser wunderbare Heilige, gestaltete den spiritus anthropomorph und bevölkerte die ganze Welt im großen und kleinen mit zahllosen Dämonen, von denen alles Leben und alle Wirkung ausgeht. Zahlreiche fürstliche Personen, vornehmlich solche vom geistlichen Hofe in Salzburg und des Hauses Österreich, fanden sich in Gastein ein, um hier im Sommer und im Winter zu baden. Auch fehlten nicht Scharen von Vaganten, fahrenden Leuten, die als Possenreißer und Musikanten ihr Brot verdienten. Manch fahrendes Fräulein befand sich unter ihnen, wie denn auch solche Gäste schon längst in den Kurorten gewohnheitsmäßig anzutreffen waren.

Im Verlaufe des XVI. Jahrhunderts machte sich zugunsten der stärkeren Benutzung der Heilquellen eine kräftigere Bewegung bemerkbar. Sie ging von den Ärzten aus. Es wurden von ihnen über gewisse Wässer Abhandlungen geschrieben, in denen sogar chemische Analysen enthalten sind. So erschien eine Beschreibung der Emser Quellen 1535 von Professor Driander in Marburg, eine solche der Aachener Quellen 1555 von Petrus Bruhezius, Arzt der Leonora von Österreich, Schwester Karls V. und Gemahlin Franz' I. von Frankreich, und eine zweite 1564 von dem Arzte Fabricius von Ruremond, ferner eine solche der Kissinger Quellen, gewidmet dem Domkapitel zu Würzburg, 1589 von Johann Wittich, Arzt zu Arnstadt, und eine andere 1595 von Dr. Gottfried Steegh, Leibarzt des Fürstbischofs Echter von Mespelbrunn, zahlreicher anderer Schriften nicht zu gedenken. Infolgedessen beginnt der Zuzug zu den Bädern zu steigen, und die Besitzer der Quellen, die Landesherren oder die Städte, suchen bessere Vorkehrungen zur Aufnahme der Gäste zu treffen. So fand es Fürstbischof Konrad von Bibra im Jahre 1544 für nötig, die Einwohner von Kissingen, das jetzt schon längst zu den vornehmsten



Badezimmer des Fuggerhauses in Augsburg.

und beliebtesten Weltbädern gehört, ernstlich an ihre Pflichten gegenüber den Kurgästen zu erinnern, da „etliche Geistliche, Weltliche, des Adels und Bürgerpersonen, ihres Leibes Nothdurft halber gern das Wildbad in der Stadt zu Kissecke gebraucht hätten, aber Mangel halben guten und lustigen Getränks solches unterlassen haben müssen". Es wird daher befohlen, „daß hinfür die Wirthe und Gastgeber zu Kissecke sich für die ankommenden Gäste mit guter lustiger Speiß und Getränk, Wein und Bier jederzeit gefaßt und geschickt machen".

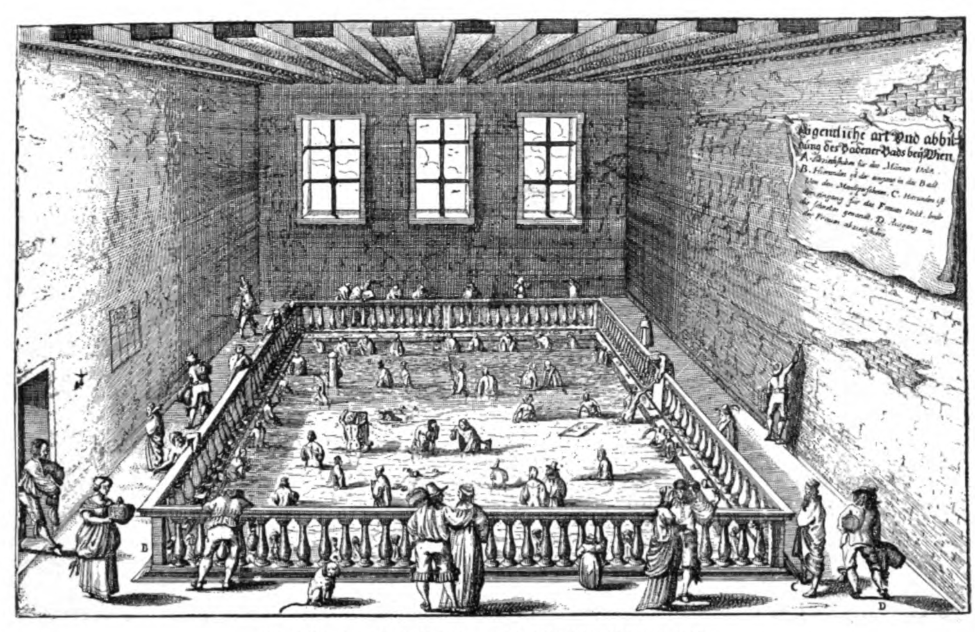
Die Kuren zur damaligen Zeit scheinen wahre Pferdekuren gewesen zu sein. Stundenlanges Sitzen im heißen Bade, häufiges Aderlassen und oftmaliges Purgieren galten als außerordentlich heilsam. Ein pommerscher Edelmann, Lupold von Wedel, erbgesessen auf Kremzow, kam am 3. Mai 1593 nach Karlsbad, wo er laut seiner Aufzeichnungen bis zum 25. Mai die Kur gebrauchte. Unter der Ägide eines Arztes brachte er es täglich auf 5 Stunden Badezeit und 31 Töpflein warm Wasser. Später, im Sommer 1606, kam Lupold von Wedel nach Kissingen, um eine Zeitlang zu baden und Wasser zu trinken. „Dieses Wasser," erzählt er, „nennet man den Saurbrunnen, wird von vielen Fürsten weit geholet und getrunken, wie auch Fürsten, Grafen und viele mittel und nider Standes den Sommer über hier liegen, baden und trinken. Wer darein badet, muß es warmen laßen und in Wannen gießen und darein sitzen, ist aber mit einem Tuche die Wann bedecket, sitzet aber nur in dem ersten Wasser bis an den Nabel. Die Qualm oder der Rauch des Wassers ist so kreftig, daß er den Schweis aus dem Kopfe und allen Gliedern so heftig herauszeucht, daß alle Mal, wenn man badet, der Schweis gar fließend von ihm leuft." Er vertreibt auch, wie Lupold von Wedel rühmt, alle Flüsse, die Gicht, das Zipperlein und reinigt Magen und Blase. „Etliche trinken des Wassers," fährt er fort, „nit so viele, mehr Wein, mir aber hat's gedaucht, daß Wasser mehr wirken muste." Daß damals zu den Kurgästen Herzog Hans Adolf von Sachsen-Koburg mit Gemahlin und stattlichem Gefolge gehört hat, erwähnt er gleichfalls.

Eine angebliche Verbesserung der Schwitzbäder bestand in dem Schwitzkasten, in den der Badegast schonungslos gesteckt wurde. Wurde der Deckel dieses Marterkastens aufgelegt, so war vom Insassen nur noch der Kopf zu sehen. Die bezüglichen bildlichen Darstellungen solcher Schwitzbadszenen sind von überwältigender Komik.

Von besonderer Wichtigkeit für den Kurgast mußte die Herberge sein. Es herrschte in dieser Beziehung eine geradezu bewundernswerte Einfachheit und Anspruchslosigkeit. Elegante Villen mit schönen Gärten wie in den Kurorten unserer Tage gab es nicht. Überhaupt machten die Kurorte einen mehr kriegerischen Eindruck, steckten sie doch, wie die Ansichten von Aachen, Kreuznach, Wiesbaden, Wildungen, Homburg und Baden-Baden in Merians Kosmographie vom Jahre 1645 zeigen, in einem Ring von tiefen Gräben und starken Mauern mit hochragenden Türmen. Und darinnen ein Gewirr von engen Gassen und Gäßchen, elendes oder gar kein Pflaster, offene Abzugsgräben, Müllhaufen, schlechte Beleuchtung und üble Düfte. Das Innere der Häuser



Ritter im Bade, von Frauen bedient.
Aus der Heidelberger Manessischen Liederhandschrift.



Bad Baden bei Wien. Stich von M. Merian, 1645.

ließ in bezug auf Luft und Licht viel zu wünschen übrig, und insbesondere war ein sehr notwendiges Gelaß, „heimliches Gemach“ genannt, von der erbärmlichsten Beschaffenheit. Charakteristisch für diese Gelasse ist die vom Chronisten mitgeteilte Tatsache, daß sogar im Römer zu Frankfurt a. M. das heimliche Gemach gelegentlich der Kaiserkrönung Karls VI. (1711—1740) unter der Last eines hochadligen Angehörigen des Gefolges zusammenbrach. Und doch waren unsere Altvorderen bei solchen Zuständen zufrieden. Wohlgemut kehrten sie in Wiesbaden in das „Badhaus und die Herberg zum Spiegel“, in die „Badherberg zur Roßen“, in die „Herberg und das Bad zur Blumen“ oder in die Gasthäuser „zum Engel“, „zur Glocken“, „zum roten Löwen“, „zum Salmen“ und „zur Stadt Mainz“ ein. Waren die Herbergen bereits überfüllt, so bezogen die Gäste Quartier bei den Bürgern, sofern diesen zum Beherbergen die Erlaubnis der hohen Obrigkeit erteilt war.

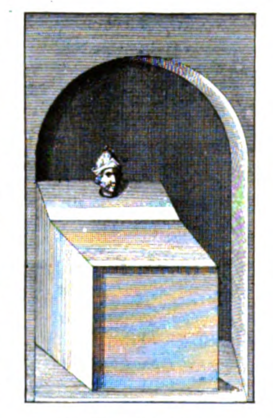
Schön gefaßt war in der Regel der Brunnen. Hier, am Vereinigungspunkte aller Kurgäste, ging es, wie sich aus Merians Bilde vom Schwalbacher Brunnen ersehen läßt, schon recht lebendig zu. In recht stattlichen Pokalen wird der Trank den Gästen von Dienern und Pagen dargereicht. In der malerischen Wallensteintracht sitzen und stehen Herren und Damen, diese nach der Mode der Zeit mit dem Spazierstock in der Hand, rund um den Brunnen, eifrig sich unterhaltend oder trinkend, während die Gläser immer von neuem gefüllt werden und etliche Knechte geschäftig hin- und hereilen, um Krüge zu füllen und in Körben für die im Quartier gebliebenen Herrschaften hinwegzutragen.

Von großen gärtnerischen Anlagen, weiten Parks, eleganten Pavillons, bedeckten Hallen und Säulengängen war nicht viel zu finden. Meist war man beim Promenieren schutzlos dem Wetter preisgegeben. Im besten Falle stand für das „Fußwandeln“ ein freier Platz oder eine mäßig lange Allee zur Verfügung. Sogar noch im XVIII. Jahrhundert war in manchen Badeorten der Kurgarten ein unbekannter Begriff. So ist der sogenannte Kurgarten des zwischen Dover und London gelegenen ehemaligen Luxusbades Tunbridge, wie ihn die farbige Skizze aus Mrs. Barbaulds Correspondence of Richardson vom Jahre 1748 darstellt, mit seinen angrenzenden rotgedeckten Häuschen, dem Kurhause, dem Café von Evans und der Postoffice, nicht besser als ein Dorfanger. Gleichwohl fühlte sich die englische Noblesse in dieser Urwüchsigkeit von Tunbridge Wells



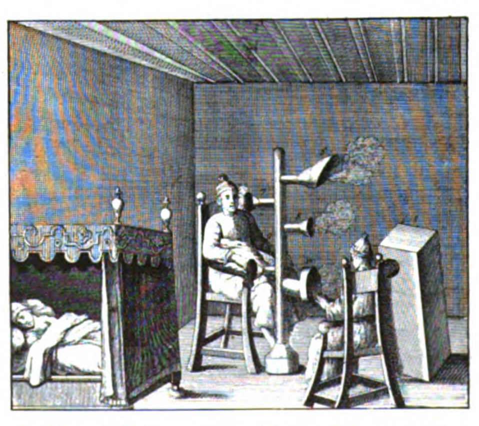
Blick auf Aachen. Stich nach Merian.

behaglich und sie amüsierte sich höchlichst, wenn abends der Zwerg Loggan und einige andere Artisten ihre Possen trieben.



Im Kastenbad.
Stich vom Jahre 1727.

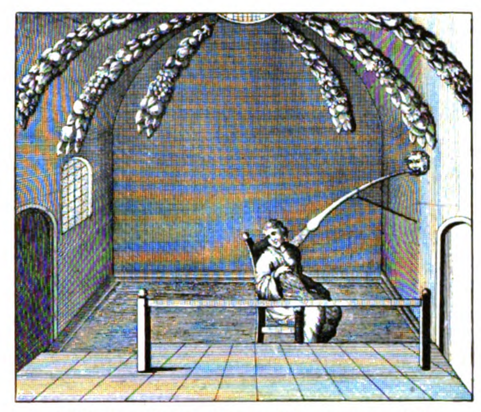
Freilich, in Deutschland gaben sich die Kurorte im XVIII. Jahrhundert schon erheblich anziehender. Ein gewaltiger Aufschwung machte sich geltend, der vornehmlich durch das Betreiben der Ärzte und die von England ausgehende Bewegung zugunsten der kalten Bäder und der Seebäder hervorgerufen ward. Ebenso trug zu einem rationelleren Betriebe die wachsende Einsicht bei, daß sich aus dem Kurwesen eine recht stattliche Einnahme erzielen lasse. Damals wurde auch die Notwendigkeit erkannt, die Kurgäste zu finanziellen Beiträgen für die Unterhaltung des Bades heranzuziehen. So berichtet der Architekt und Oberst Balthasar Neumann, der berühmte Meister deutscher Barockkunst, an seinen Herrn, den Fürstbischof Karl Friedrich von Schönborn in Würzburg, unter dem 13. Oktober 1739 über Kissingen, wohin er zur Untersuchung der Badeverhältnisse gesandt war, sehr lakonisch: „Gegenwärtig geben die Kurgäste, vornehme oder geringe — nichts, die Quartiere — nichts, die Kostgeber — nichts, die Kostgänger — nichts, die Spieltische — nichts.“ Auf Grund wiederholter Berichte Neumanns befahl der Fürstbischof seiner Hofkammer ungesäumt mitzuwirken, daß in Kissingen eine rechtschaffene Kurordnung zur besseren Bequemlichkeit der Kurgäste nebst einer guten Polizeianstalt eingeführt und gehandhabt werde. Das geschah auch und führte 1747 zum Erlaß einer gedruckten neuen „Bad-, Trink- und Heilbronnens-Ordnung“.



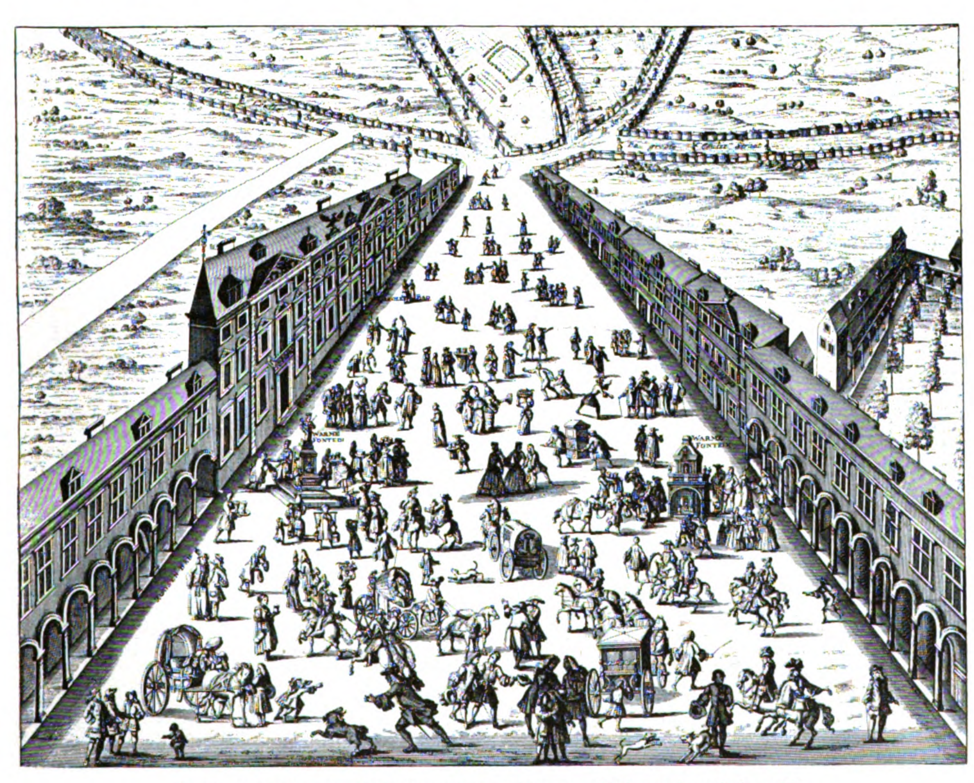
Krankenbehandlung in einem Aachener Bade.
Aus dem Jahre 1727.

Die Fürstbischöfe erschienen selbst sehr häufig an den Kissinger Quellen und trugen hiermit am besten zur günstigen Entwicklung der Verhältnisse bei. Fürstbischof Adam Friedrich von Seinsheim ließ auch in den Jahren 1766 bis 1772 an der Oberen Saline jenes Schloß im Mansardenstil erbauen,

das hundert Jahre später wiederholt unsern großen Bismarck als Kurgast beherbergt hat. Es zeigt dieses Beispiel zur Genüge, wie man bedacht war, das Kurwesen in jeder Beziehung zu heben.

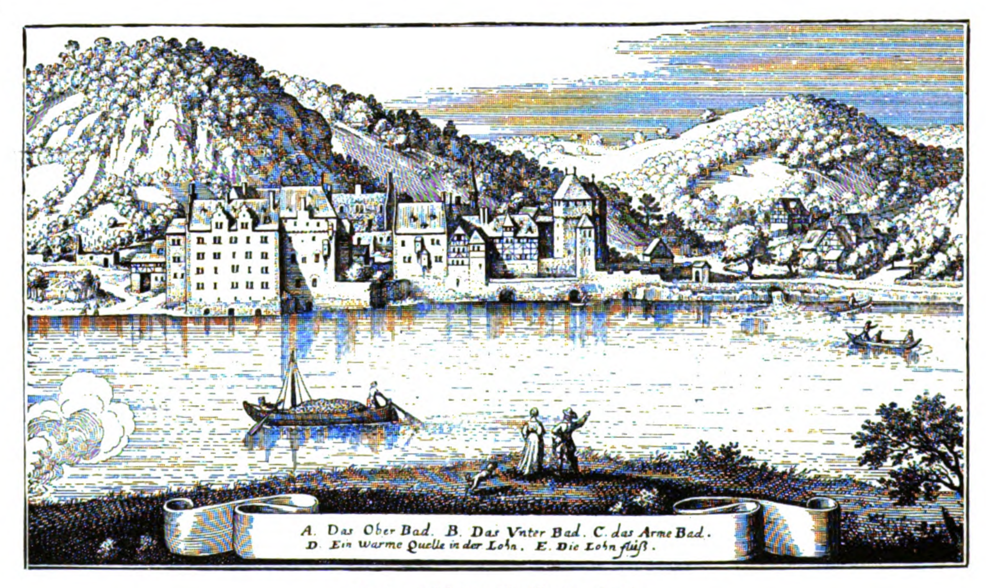

Aachener Badezelle aus dem Jahre 1727.

Das Wort „international“ begann schon damals für manche Badeorte eine gewisse Bedeutung zu erlangen. Es will das um so mehr sagen, als weite Reisen zu jener Zeit sehr kostspielig, langdauernd und unbequem waren. Die Herren pflegten meist zu reiten, den Mantelsack auf dem Klepper, die Damen zu fahren. Von den Chaisen, Diligencen und den Hochfürstlich Thurn- und Taxisschen Postschnecken ist nicht viel des Guten zu berichten, ebensowenig von der Mehrzahl der Postmeister, Posthalter und Postillone. Solche Postschnecke, meinte eine lustige Französin, ächze, seufze, stöhne, klappere, grunze, schnurre, rassele, zische, miaue, belle, knurre, schnattere, quäke, brumme, klimpere, pfeife, murmele, schluchze, singe, klage, schmolle — alle Klagetöne des Jeremias gäbe sie von sich. Gerädert und geschunden traf der Reisende am Bestimmungsort ein. Dazu an den Stationen der lange Aufenthalt — noch im Jahre 1821 betrug er nach Börnes Mitteilungen auf den Stationen zwischen Frankfurt und Stuttgart insgesamt vierzehn Stunden und vierundvierzig Minuten. Daß unter solchen Verhältnissen weite Reisen gescheut wurden, ist erklärlich.

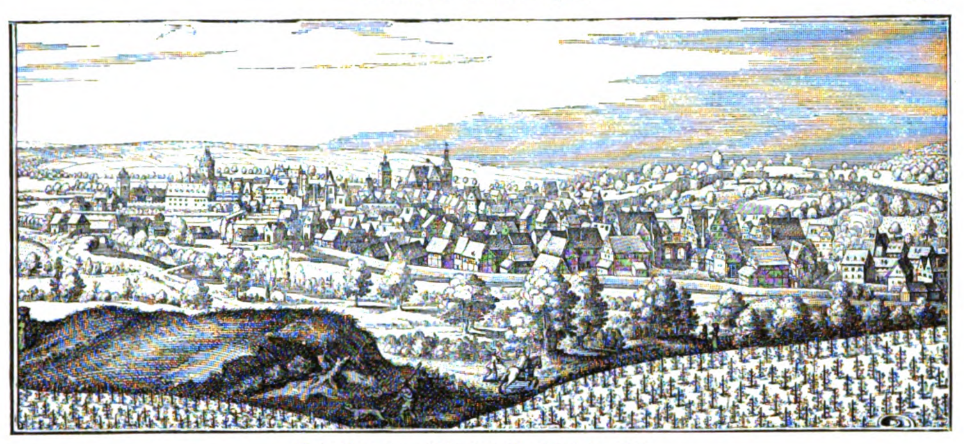

Vor den Aachener Bädern und Fontänen. Stich aus dem Jahre 1727.

33*

Natürlich reisten hohe Herrschaften bequemer. Stets gab ihnen ein gewaltiger Troß das Geleit. Als die Kurfürstin Maria Anna Sophie, Gemahlin des Kurfürsten Maximilian III. von Bayern, im Jahre 1763 von Nymphenburg zur Kur nach Ems reiste, wies die „Lista von der Suite Ihro Durchlaucht“ achtundneunzig Personen auf. Neben hohen Würdenträgern, Kammerdamen, Kammerfräulein, Kammerdienern, Kammermenschen, Kammerjungen, Leibmedici, Leibapothekern und Köchen findet man sogar je einen „Hof-Tapezier“, „Hof-Einkauffer“, „Hof-Mezger“, „Pixen-Spanner“ und „Lauffer“, sowie zwei Waldhornisten vertreten. Für die Bespannung hatte Serenissima zwei Züge zu je acht Pferden und drei Postzüge zu je vier Pferden und zum Reiten vierzehn Klepper mitgenommen. Bis Wertheim am Main ging die Reise zu Wagen, von da bis Koblenz zu Wasser. Für die Wasserfahrt wurden zehn große Jagdschiffe benutzt. Serenissima geruhten, wie ihr Hofrat und Geh.-Sekretarius Philipp Carl von Delling ausführlich berichtet, die Schiffe häufig vor Anker gehen zu lassen, um in den am Ufer gelegenen Kirchdörfern und Städtchen die Messe zu hören, Besuche abzustatten oder auf irgendeinem schönen Fleckchen Erde das Diner und bei Mondschein das Souper einzunehmen. Ferner geruhten Serenissima während der Fahrt sich auf dem Oberteil ihres Jagdschiffes wiederholt mit dem Schießen nach Vögeln und anderem Getier zu ergötzen. Bei ihrem Eintreffen in Ems wurden Ihro Durchlaucht sofort zur Ader gelassen und alsbald ins Bad gesteckt, um die Wirkung der Emser Quellen zu verspüren. Hinfort lebten Serenissima alldorten unter dem Incognito einer Gräfin von Sulzbürgen sehr fürtrefflich. Insonderheit wurde täglich nach dem Diner ein „Spill“ gemacht, zu dem gewöhnlich die anwesenden Thurn- und Taxisschen Herrschaften und andere hohe Gäste geladen waren. Man spielte damals die gebräuchlichsten und sogar durch Louis XIV. sanktionierten Spiele, „L'hombre“ und „Piquet“. Es ging aber damals recht lustig in Ems zu, zumal laut Liste des Bademeisters noch gegen zweihundert Personen vom hohen und niederen Adel, Beamte, Militärs, schlichte Kaufleute mit ihren Frauen und etliche Französinnen angereist waren. Eine Kurkapelle existierte zwar noch nicht, da solche erst gegen Mitte des XIX. Jahrhunderts in Aufnahme kamen; hingegen gab es in dem ersten Gasthause Tafelmusik, auch wurde bei Bällen gegeigt und geblasen, im übrigen aber den Gästen anheimgestellt, sich gegen Geld von den Musikern aufspielen zu lassen.



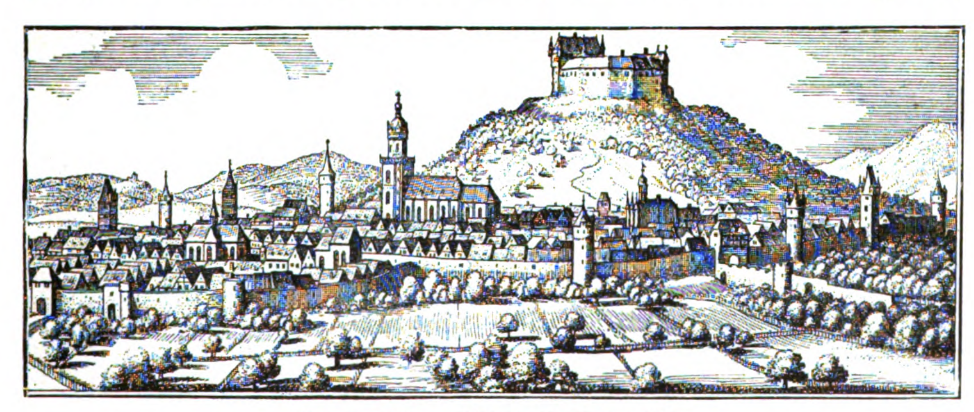
Ems. Stich von M. Merian, 1645.



Wiesbaden. Stich von M. Merian, 1645.

Nicht minder vergnügt wie in Ems ging es in Aachen zu. Den Beweis liefert das vom Freiherrn Karl Ludwig von Pöllnitz 1736 herausgegebene Buch „Amusemens des eaux d'Aix-la-Chapelle“. Pöllnitz ist der berüchtigte Hofmarschall oder vielmehr Hofnarr Friedrich Wilhelms I. von Preußen. Schon 1734 hatte er die „Amusemens des eaux de Spa“ herausgegeben. Sein elegant geschriebenes Buch liest sich wie ein Roman. Man ersieht aus ihm, daß die Liaisons im damaligen Badeleben eine recht große Rolle gespielt haben. In Aachen kam es wegen einer an der gemeinsamen Tafel beleidigten Dame zu einem Duell, bei dem der eine der Duellanten sein Leben einbüßte. Spiel, Tanz, gesellige Unterhaltungen, Pfänderspiel, Ausflüge und Kirchenbesuch standen hier neben tiefsinnigen Gesprächen über Gott, Natur und Mensch auf der Tagesordnung. Aber am ungezwungensten ist es hergegangen im Sommer des Jahres 1804, als die neugebackene Kaiserin Josephine in der ehrwürdigen Stadt Karls des Großen zur Kur weilte. Wie ein damaliger Korrespondent schreibt, gab sich Josephine so zwanglos, daß sie nach dem Diner im großen Saale des Kurhauses mit ihren Hofdamen zu tanzen und zu trällern pflegte.

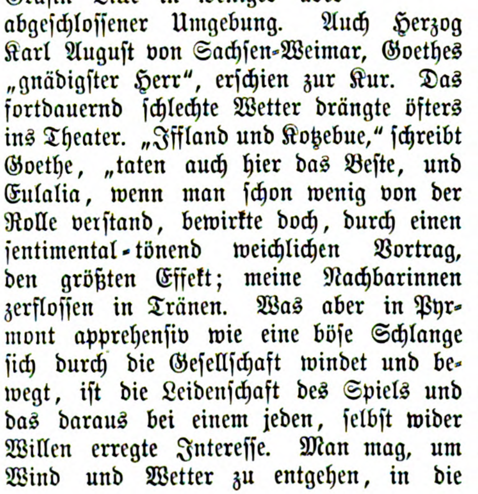
Der vornehmste Ton scheint in Pyrmont gewaltet zu haben. Schon seit dem Jahre 1582 war dieser Badeort stark in Aufnahme gekommen. Im XVIII. Jahrhundert konnte sich Pyrmont rühmen, das Fürstenbad Europas zu sein, denn große und kleine Potentaten gaben sich hier gern ein Stelldichein. Später wurde Pyrmont das Lieblingsbad König Friedrich Wilhelms II. von Preußen. Ungeniert bewegte sich der Monarch unter den Kurgästen, gern zu einem galanten Scherz mit hübschen Damen aufgelegt. Neue Moden wurden von hier aus am besten kursfähig gemacht, wie denn auch damals der revolutionäre Zylinder,



Bad Homburg. Stich von M. Merian, 1645.



Ins Bad von Bath reisende Frau. Aus der sogen. Ellesmer-Handschrift des XV. Jahrhunderts.

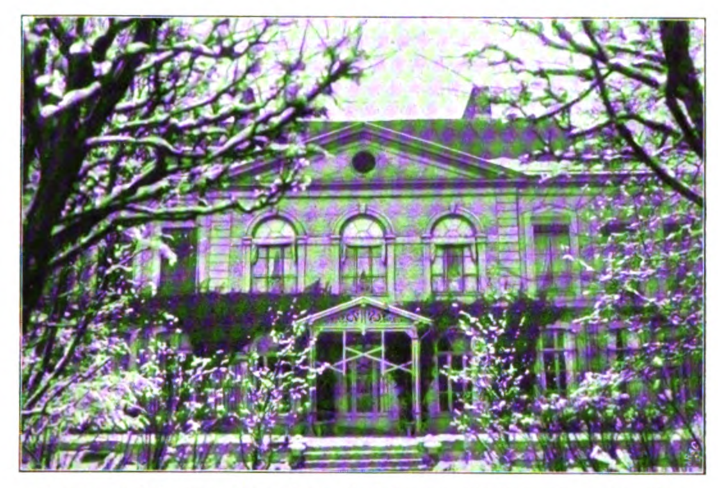


den sich der König in dem schönen Badedorado aufs Haupt setzte, seine Hoffähigkeit erlangte. Im Jahre 1801 reiste Goethe als Kurgast nach Pyrmont. Eine Menge alter Bekannter und zahlreiche neugeschlossene Bekanntschaften machten ihm das Leben gesellig und angenehm. Unter den Fürstlichkeiten fiel die Gemahlin des nachmaligen Königs Ludwig XVIII. von Frankreich auf — sie erschien am Brunnen unter dem Namen einer Gräfin Lille in weniger aber abgeschlossener Umgebung. Auch Herzog Karl August von Sachsen-Weimar, Goethes „gnädigster Herr", erschien zur Kur. Das fortdauernd schlechte Wetter drängte öfters ins Theater. „Iffland und Kotzebue," schreibt Goethe, „taten auch hier das Beste, und Eulalia, wenn man schon wenig von der Rolle verstand, bewirkte doch, durch einen sentimental-tönend weichlichen Vortrag, den größten Effekt; meine Nachbarinnen zerflossen in Tränen. Was aber in Pyrmont apprehensiv wie eine böse Schlange sich durch die Gesellschaft windet und bewegt, ist die Leidenschaft des Spiels und das daraus bei einem jeden, selbst wider Willen erregte Interesse. Man mag, um Wind und Wetter zu entgehen, in die Säle selbst treten oder in besseren Stunden die Allee auf und ab wandeln, überall zischt das Ungeheuer durch die Reihen; bald hört man, wie ängstlich eine Gattin den Gemahl nicht weiter zu spielen anfleht, bald begegnet uns ein junger Mann, der in Verzweiflung über seinen Verlust die Geliebte vernachlässigt, die Braut vergißt; dann erschallt einmal ein Ruf grenzenloser Bewunderung: die Bank sei gesprengt! Es geschah diesmal in Rot und Schwarz. Der vorsichtige Gewinner setzte sich alsbald in eine Postchaise, seinen unerwartet erworbenen Schatz bei nahen Freunden und Verwandten in Sicherheit zu bringen. Er kam zurück, wie es schien mit mäßiger Börse, denn er lebte stille fort, als wäre nichts geschehen."

Die Spielbanken bildeten damals und noch tief in das XIX. Jahrhundert hinein die höchste Anziehungskraft vieler Bäder. Sie waren eine eiternde Wunde, welche zahllose Existenzen vernichtet hat. Weder die Stürme der französischen Revolution noch die bitteren Schmerzen der Koalitionskriege konnten den Leichtsinn ausrotten. So wurde sogar im Jahre 1800, mitten im Kriegsgetümmel, die Genehmigung zu einer Spielbank für Kissingen erteilt. Erst im



Badegesellschaft in Tunbridge Wells. Nach einer Skizze aus dem Jahre 1748.



Gartenansicht des ehemaligen Palais des Mathieu Lognay, ehemaligen Minister-Residenten Friedrichs des Großen in Aachen, in dem Napoleon I. und Kaiserin Josephine im Jahre 1804 wohnten. (Jetzt Hotel zur Kaiserlichen Krone.)

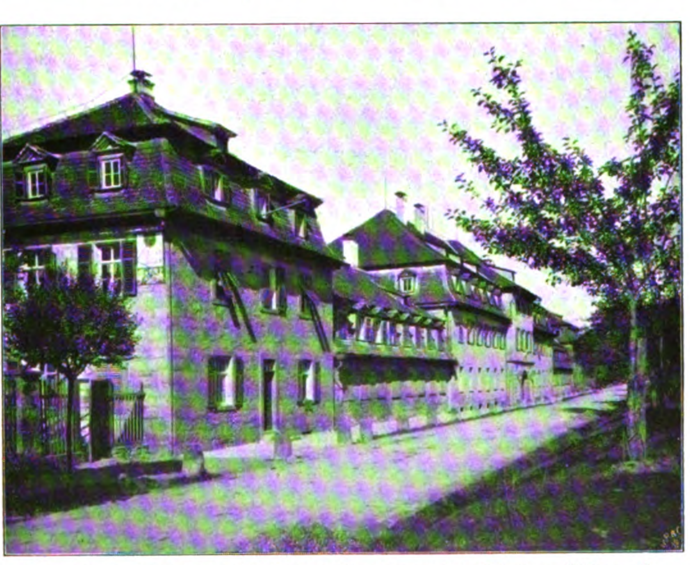
„Was ich dort gelebt, genossen,
Was mir all dorther entsprossen,
Welche Freude, welche Kenntnis,
Wär' ein allzulang' Geständnis.
Mög' es jeden so erfreuen,
Die Erfahrenen, die Neuen!"

Bei jedem Aufenthalt in Karlsbad ist er von dem geistig wechselvollen Leben des anheimelnden Kurortes entzückt. Ein feinsinniges und vornehmes Publikum, zu dem die Gräfin von der Recke, die Herzogin von Kurland, der Dr. Schütz, der Legationsrat Conta, der Fürst von Thurn und Taxis, der Prinz Karl von Schwarzburg-Sondershausen, der Professor Hermann aus Leipzig und viele andere Mitglieder der höheren Gesellschaftskreise gehörten, zog ihn Jahr für Jahr an.

Goethe leitet auch zu Teplitz hinüber. In der Kurliste von 1812 steht er gemeldet als „Herr Johann Wolfgang von Goethe, herzoglich Weimarischer geh. Rat, des St. Annenordens Ritter und Mitglied der Ehrenlegion, aus Weimar, wohnt im ‚goldenen

Jahre 1848 wurde durch König Max II. von Bayern diese Spielbank aufgehoben. In Homburg und Baden-Baden spielte man noch in den sechziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts, und zwar wahnsinnig hoch, setzte doch an manchen Tagen der Spanier Garcia Zug für Zug als Einsatz statt der sonst üblichen 12 000 Franks das Fünffache, nämlich 60 000 Franks. Er gewann in einer Saison fast zwei Millionen Franks, um sie nach fünf Vierteljahren, als er nach Deutschland zurückgekehrt war, wieder zu verlieren. Arm und vergessen ist dieser Held vom Roulette und Trente et quarante gestorben. Goethes Betrachtungen an der Spielbank in Pyrmont sind daher durchaus zutreffend.

Des Weisen von Weimar Lieblingsbad ist bekanntlich Karlsbad gewesen. Geselligkeit und innige Freude an mineralogischen und geologischen Studien, zu denen die böhmischen Gebirge sehr reichen Stoff boten, zogen ihn dorthin. —

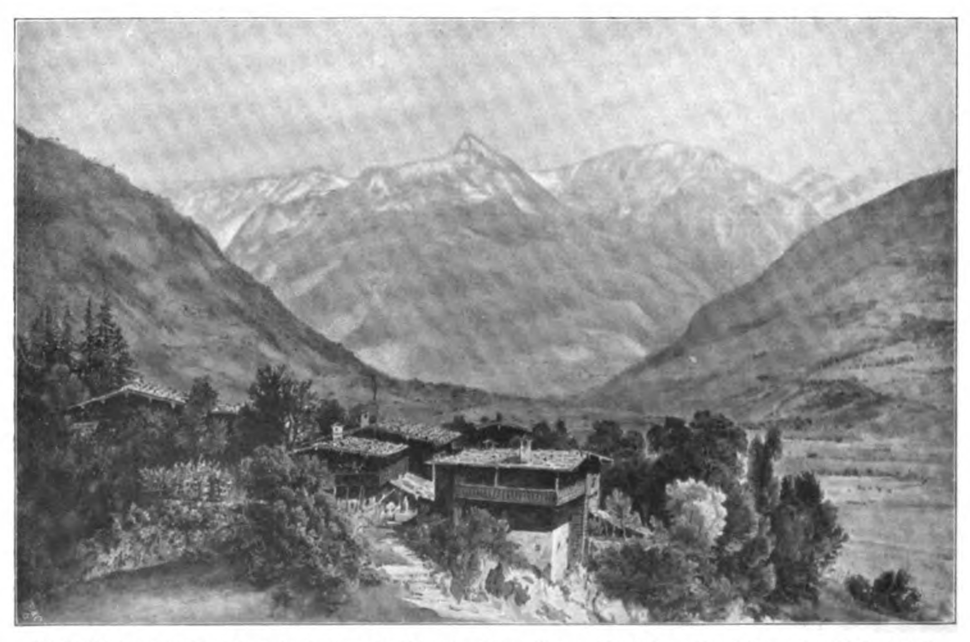


Die obere Saline zu Kissingen (Wohnung des Fürsten Bismarck).



Reisewagen des XVIII. Jahrhunderts.
Aus dem Kaiserlichen Postmuseum zu Berlin.

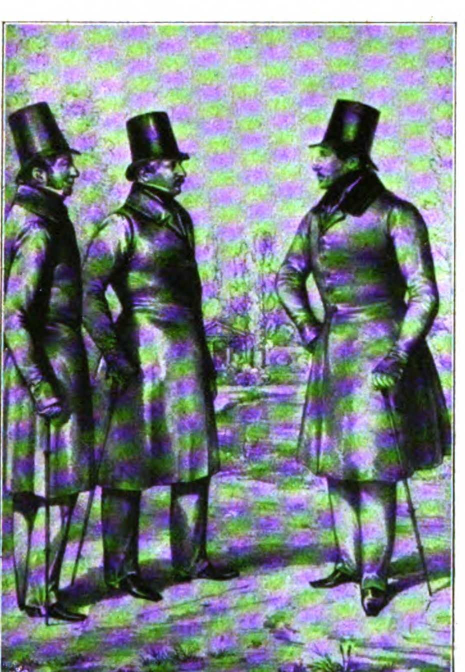
Schiff' Nr. C 116, angekommen 15. Juli." Hundert Jahre früher, im November 1712, war Peter der Große von Rußland in Teplitz gewesen. In der Folgezeit wurden die Badeanlagen immer mehr erweitert und vervollkommnet. Im Jahre 1812 erschien zum ersten Male König Friedrich Wilhelm III. von Preußen unter dem Namen „Graf von Ruppin" als Kurgast. Als dann im August 1813 aus Anlaß der Schlacht bei Kulm das Hauptquartier der verbündeten Herrscher sich in Teplitz befand und hier am 9. September desselben Jahres der bekannte Allianzvertrag geschlossen wurde, verbreitete sich der Ruf des Kurortes weit über Deutschlands Grenzen. Eine Reihe hervorragender Personen, die bei dieser Gelegenheit Teplitz kennen gelernt hatten, blieben ihm treu, wie denn auch Friedrich Wilhelm III. bis zum Jahre 1839 nicht weniger als 23 mal das böhmische Bad aufgesucht hat. Die Anwesenheit des Königs zog stets ein ausgezeichnetes Publikum aus dem In- und Auslande herbei. In kostümlich sehr interessanten Bildern aus dem Jahre 1833 ist dieses Publikum bestens veranschaulicht. Es ist ein gewählter Kreis, in dem Alexander von Humboldt, der Fürst Metternich, der kgl. preußische Staatsminister Ancillon, der kaiserl. russische Minister Graf Stroganow, der großbritannische Gesandte am Berliner Hofe Graf Minto, Fürst Wilhelm Radziwill, die Gräfin Stroganow, die Fürstin Liegnitz, die Komtesse Clary und Aldringen und



Aussicht von Hofgastein und dem Wildbach. Aquarell von Schinkel aus dem Anfang des XIX. Jahrh.

viele andere Mitglieder der Geburts- und Geistesaristokratie sichtbar sind. Teplitz sah in dieser Epoche seiner Blüte einen Glanz, wie sich dessen kein anderes Bad jener Tage rühmen konnte.

Von kleineren Bädern mögen noch das unfern von Merseburg liegende Lauchstädt und Bocklet in Unterfranken genannt werden. Auf der Bühne des Lauchstädter Theaters spielten zur Sommerzeit wiederholt unter den Augen Goethes und Schillers die Schauspieler der weimarischen Hofbühne, da der kleine Musentempel den beiden Dichterfürsten als eine willkommene Versuchsstation für manche ihrer dramatischen Arbeiten galt. Das alte Stahlbad Bocklet, unfern von Bad Kissingen, wurde im XVIII. Jahrhundert sehr stark von den geistlichen Herren in Würzburg und dem fränkischen Adel besucht. Die Fürstbischöfe hatten hier stattliche Bauten angelegt, die noch heute erhalten sind. Insbesondere sind die im reinsten Empiregeschmack erbaute Brunnenhalle und der Ballsaal für die Feinheit und den eigenartigen Reiz damaliger Dekoration bezeichnend. Nach einem großen Leben trat leider eine lange Zeit der Stille und Vernachlässigung ein. Aber jetzt ist das reizvoll im Wiesengrunde an der bewaldeten Berglehne ruhende Bad aus seinem Zauberschlafe zu neuem, frischem Leben erweckt worden.




König Friedrich Wilhelm III. in Teplitz, 1833, im Gespräch mit dem französischen General Busson am Berliner Hofe und dem Grafen Pahlen, russischem General der Kavallerie.
Ausschnitt aus der Zeichnung nach der Natur von W. von Hüllesheim.

Kaum bedarf es des Hinweises, daß dem Badeleben in alter Zeit ein erheblich anderes seit der Einführung der Eisenbahnen gefolgt ist. Raum und Zeit und der Materie lastende Schwere wurden von dem Dampfroß spielend überwunden. Nunmehr konnten die Menschen ihren Neigungen zu örtlicher und klimatischer Veränderung ungehindert folgen. Zugleich trat jene staunenswerte Entwicklung der Naturwissenschaften ein, die der Medizin eine völlig veränderte Richtung gab. War der frühere Arzt nur zu sehr geneigt, sich von metaphysischen Spekulationen leiten zu lassen, die in den Zeiten eines Paracelsus sogar mit alchymistischem und astrologischem Hirngespinst verquickt waren, und seine Kenntnisse aus dem Bücherstudium zu holen, so folgte jetzt ein Arzt, der aus dem Jungbrunnen der Naturwissenschaften schöpfte und ein sicheres Fundament für seinen verantwortungsreichen Beruf gewann. Nun auch nahm die Dame „Balneologie" eine andere, geradezu berückend schöne Physiognomie an. Das hat in Verbindung mit vielen sozialen Einwirkungen dem Badewesen gegen früher einen völlig anderen Zuschnitt verliehen, der besonders in unseren deutschen Bädern, die jedes Jahr von tausenden leidender Personen besucht werden, zum großartigsten Ausdruck gelangt. Es ist um so mehr ein erhebendes Bewußtsein, daß diese Entwicklung der Menschheit zum Segen gereicht, als sich mit ihr in edelster Weise die Charitas verbunden hat. Möge auch fernerhin an diesen Stätten das Walten der mildtätigen Göttin zum Besten aller, die da mühselig und beladen sind, nicht nachlassen, auf daß Tränen getrocknet und Leid gestillet werde.

Dichtung und Wahrheit einer Südsee-Geschichte.

Von

Dr. Georg Wegener.

Unter den poetischen Erzählungen Lord Byrons, diesen wunderbaren Blüten seines Genius, findet sich eine, die in ihrem fremdartigen Schauplatze weit aus der Reihe der übrigen herausfällt: das kleine Epos in vier Gesängen, das den Titel „Die Insel oder Christian und seine Gefährten“ trägt. Während die anderen meist in oder doch nahe der mittelmeerischen Welt spielen, die dem Dichter persönlich so vertraut war, führt uns diese nach den entlegensten Teilen des Globus, den einsamen Inseln der Südsee.

Das Gedicht ist datiert von Genua 1823, d. h. aus einer Zeit, wo Byron bereits auf dem Wege nach Griechenland war, um dort seinen Enthusiasmus, seine Mittel und sein Leben in den Dienst der Befreiung dieses geliebten Landes zu stellen. Es ist erstaunlich, wie sehr er trotzdem Sinn und Empfindung so weit ablenken und sich so tief in diese weltweiten Fernen versetzen konnte. Die ganze unsagbare Schönheit seiner Sprache, das ganze Feuer seiner romantischen Empfindungen sind über die Dichtung ausgegossen. Verse wie diese:

„Hold klingt im Lenz der Sang auf Tubonai,
Sinkt sanft die Sonne zur Korallenbai!
Die Mädchen singen: Kommt zum schatt'gen Hag
Der Insel, kommt und hört der Vögel Schlag!
Die Turteltaube girrt im Forst dazu,
Den Götterstimmen gleich auf Volutu;
Wir pflücken Blumen von der Toten Gruft,
Wo Krieger schlummern haucht ihr schönster Duft,
Laßt uns zur Dämmerung im süßen Traum
Den Mond belauschen durch den Tuabaum,
Wehmütig hören wir in süßer Ruh
Den Seufzerlauten seiner Zweige zu.
Erklimmen dann den Berg und sehn die Wellen
Im eiteln Kampf mit Felsenriesen schwellen,
Woran ihr Schaum verspritzt in mächt'gen Höhn.
Wie groß ist dieses Glück und ach, wie schön,
Fern von des Lebens Kampf und herbem Graun
Still auf den Streit des Ozeans zu schaun“ ꝛc.

sind nicht nur von einer wunderbaren Musik, selbst in der Übersetzung (von Böttger), sondern sie bannen auch in unvergleichlicher Weise jenen seltsamen, halb berauschend süßen, halb traumhaft sehnsüchtigen Zauber in Worte — den vielleicht nur noch Pierre Loti in seinem Buch: Le mariage de Loti erreichte —, der jedem, der nur einmal dort gewesen ist, das Herz für immer gefangen nimmt und wie die süße Speise des Lotophagen in der Odyssee ihn immer wieder zu den seligen Eilanden und ihrer paradiesischen Bevölkerung zurückzieht.

Byron gibt selbst als Hauptquelle für die seiner Dichtung zugrunde liegende Begebenheit die Berichte des Kapitäns Bligh an, der im Jahre 1789 von der englischen Regierung mit dem Schiffe Bounty nach der Insel Tahiti ausgesendet worden war, um den dort wachsenden Brotbaum nach den englischen Kolonien in Westindien zu verpflanzen. Durch eine Meuterei auf hoher See, unweit der Tonga-Inseln, wurde Bligh des Kommandos beraubt, in einem offenen Boote mit wenig Genossen und Lebensmitteln ausgesetzt, gelangte aber nach einer der abenteuerlichsten Fahrten, die je gemacht worden sind, auf der Insel Timor glücklich wieder zu Europäern zurück, während die Bounty verschwunden blieb.

Lord Byrons Dichtung folgt in ihrem ersten Gesang dem Berichte Blighs über die Meuterei sehr genau. Das Gedicht beginnt damit, wie das Schiff Bounty nach Erfüllung der Aufgabe in Tahiti (oder Otaheiti, wie man damals mit Cook schrieb) die Insel bereits verlassen hat. Die Seeleute haben ihre Herzen und — Sinne bei den schönen und liebenswürdigen Kindern des Eilands gelassen, und die Sehnsucht zieht sie so unwiderstehlich dahin zurück, daß sie sich unter der Anführung des Steuermannsmaats Christian meuterisch des Schiffes bemächtigen, um es rückwärts lenken zu können. In der Nacht überfallen sie den Kapitän in seiner Kabine und stoßen ihn unter fürchterlichen Flüchen mit einigen Getreuen in das Boot hinab. Der Schrei der vor Trunkenheit und vor Begierde tollgewordenen Mannschaft: „Hussa nach Otaheiti!“ tönt den in der finstern Ozeanswüste Verlassenen noch von Bord herab ins Ohr, dann verschwindet das Schiff vor seinen Augen.

Byrons Interesse folgt nunmehr aber nicht der merkwürdigen Bootsreise der Ausgesetzten, sondern dem Schicksal der Meuterer

auf der Bounty. Da ihn seine Quelle hier verläßt, so malt er sich dies Schicksal mit dichterischer Freiheit selber aus.

Wir finden die Schar nicht auf Tahiti wieder, sondern auf der Insel Tubonai (Tubuai), wo sie mit der einheimischen liebenswürdigen Bevölkerung poesievolle Feste feiert. Zwischen der schönen Insulanerin Neuha und dem blonden jungen Seemann Torquill entspinnt sich dabei ein leidenschaftliches Liebesverhältnis. Mitten in dieser Idylle überrascht aber eine europäische Strafexpedition die Schuldigen. Sie werden in blutigem Kampf zersprengt. Der Rest, darunter Christian und Torquill, wird von ihren braunen Freunden auf deren kleinen Kähnen vor den verfolgenden Feinden, die in wilder Jagd hinter ihnen her hetzen, über den Ozean geflüchtet. Christian, der eigentlich Schuldige, wird ereilt und kommt in einer gräßlichen Szene um, ihren Torquill dagegen rettet seine Geliebte Neuha — und das ist der poetische Höhe- und Zielpunkt der Dichtung — auf eine wunderbare Weise. Als die Verfolger dem Boote dieser beiden schon ganz nahe sind, springt das Mädchen am Fuß eines senkrecht aus dem Meer auftauchenden Inselfelsens in die See, Torquill folgt ihr und beide — sind und bleiben verschwunden. In Wirklichkeit hat Neuha ihren Freund durch eine unter dem Wasserspiegel befindliche Öffnung des Felsens in eine geheimnisvolle, mit allen möglichen Reizen geschmückte Grotte gerettet, die jener Fels birgt. Hier bewahrt sie den Geliebten, bis das Segel des heimkehrenden europäischen Kriegsschiffes am Horizont verschwimmt und er nun in Ruhe mit ihr zu einem dauernden Glück und Frieden auf die Insel zurückkehren kann.

So die Entwicklung der Dinge nach Byron. Wie ist sie denn aber nun in Wirklichkeit gewesen? Berichte von Seefahrern, welche viele Jahre nach dem geschilderten Ereignis die Wahrheit aufhellen konnten, geben uns darüber Kunde.

Mit wissenschaftlichen Studien zu einem Buche über die Südsee beschäftigt, stieß ich unlängst auf diese alte Geschichte und will sie hier wiedergeben. Ist doch der Vorgang in seinem Verlauf und seinen Konsequenzen eine der merkwürdigsten, tragisch erschütterndsten und zugleich wieder menschlich erhebensten Begebenheiten, welche die Historie des Menschengeschlechts verzeichnet.

In Wirklichkeit hatte der Kapitän Bligh noch den Ruf: „Hussa, nach Otaheiti!“ vernommen. Es gelang aber dem Führer der Meuterer, Christian, doch, seine Genossen zunächst von dem Plan, dorthin zu fahren, abzubringen, da er auf dieser Insel eine baldige Entdeckung der Tat besorgen mußte. Sie liefen deshalb — ein Zug der Wirklichkeit, den auch Byron noch besitzt — die Insel Tubuai an, die südlich von Tahiti gelegen ist. Es gelang ihnen aber hier durchaus nicht, mit den Eingeborenen in friedlichen Verkehr zu treten; im Gegenteil erzeugte die Zuchtlosigkeit der Matrosen so ernstliche Feindseligkeiten mit diesen, daß die Abenteurer in einen Belagerungszustand gerieten und aus Mangel an Lebensmitteln schließlich doch nach Tahiti absegeln mußten. Hier verstanden sie die Verwunderung der Eingeborenen mittels der geschickt durchgeführten Lüge zu zerstreuen, sie seien von dem bei den Tahitiern in großes Ansehen gelangten Kapitän Bligh, der sich auf einer anderen Insel ausgeschifft habe, abgesendet, um Proviant zu holen. Sie erhielten Lebensmittel und gingen dann in der freiwilligen Begleitung mehrerer Tahitier noch einmal nach Tubuai. Allein auch diesmal gelang keine Verständigung mit den Eingeborenen.

Nach mancherlei Kämpfen kehrten die Abenteurer zum zweiten Male nach Tahiti zurück. Hier kam es dann zu einem vollkommenen Bruch innerhalb der Schar. Die Mehrzahl erklärte in Tahiti bleiben zu wollen. Der bisherige Anführer dagegen verließ jetzt mit acht Genossen auf dem Schiffe Bounty, das man ihm zuerteilt hatte, den gefährlichen Ort, nicht ohne sechs eingeborene Männer und doppelt so viel tahitische Frauen, teils freiwillig, teils durch Überlistung, mitzunehmen. Wirklich wurden, wie Christian gefürchtet, die auf Tahiti Gebliebenen anderthalb Jahre später durch ein von der englischen Regierung ausgesandtes Schiff dort verhaftet. (Hier konnte Byron also wissen, daß sie zuerst Tubuai aufgesucht hatten.) Christian und die Seinen dagegen blieben verschollen.

Dieser Christian scheint eine Persönlichkeit gewesen zu sein, die dem interessanten Bilde, das Byron von ihm entworfen hat,

nicht ganz unähnlich war. Er stammte aus guter Familie und hatte eine bessere Erziehung genossen. Wir sind zwar nicht vollkommen über die Gründe seines Hasses gegen den Kapitän Bligh unterrichtet, doch lassen die Mitteilungen, die wir über ihn besitzen, eine leidenschaftliche Natur erkennen, die wohl im Zorn fortgerissen werden konnte, an sich aber nicht schlecht war und jedenfalls hoch über der Rotte der meuternden Matrosen stand. Er hat schon in der einfachen Relation des Kapitäns Bligh an die Admiralität einiges von den Zügen Byronscher Piraten, die mehr ein leidenschaftliches Schicksal als angeborene Bosheit zu furchtbaren Taten treibt, und die mit einem gewissen düster-heroischen Bewußtsein die Tragik dieses Loses, unverstanden von ihrer Umgebung, in sich durchmachen. Kapitän Bligh fragt ihn z. B. während der Meuterei, ob das der Dank für die vielen Beweise von Freundschaft sei, die er ihm gegeben hätte, und Christian erwidert darauf in großer Bewegung: „Das — Kapitän Bligh — das ist es ja eben — ich bin in der Hölle — ich bin in der Hölle!“ Auch aus der Folgezeit haben wir Anzeichen, daß er das Schreckliche seiner Tat und ihrer Folgen, die wir zu berichten haben, tief empfand, aber stolz hinter erzwungener Heiterkeit verbarg.

Außer ihm war unter den Leuten nur noch ein Mann gebildeteren Standes, der Seekadett Young; die übrigen waren Seeleute gewöhnlicher, zum Teil schlimmster Sorte.

Wir wissen nun heute, daß Christian und die Seinen nach einigen Irrfahrten im Jahre 1790 die kleine, weltverloren wie wenige andere im Ozean liegende Insel Pitcairn, die südlichste der Gruppe der „Niedrigen Inseln“ aufgesucht hatten. Von diesen trennt sie eine breite Meeresgasse, und südlich von ihr dehnt sich insellos die ungeheure Flut des Weltmeeres bis in die unbekannte Region der Antarktis. Das nur fünf Quadratkilometer große Eiland, das aus überaus malerischen, wild zerrissenen Basaltfelsen besteht und in seinen Tälern mit reicher, anmutiger Vegetation bedeckt war, fand man unbewohnt, doch entdeckte man — ein bedeutsames, wohl für immer unlösbares Rätsel — die Spuren früherer Anwesenheit eines Volkes, dessen Kulturhöhe nicht unbedeutend gewesen sein mußte, jetzt aber vollkommen verschwunden war. Die wichtigsten dieser Spuren waren menschliche Bildwerke in etwa sechs Fuß Höhe aus Stein gehauen und sehr ähnlich den ebenso rätselvollen Gebilden der Osterinseln.

Nur mit größter Schwierigkeit kann ein Boot an den steilen Ufern landen, an denen fast immer eine donnernde Brandung steht. Wasser ist vorhanden; in den Bergen boten Höhlen und schwer zugängliche Felsgrate Gelegenheit zu Flucht und Verteidigung, und so beschloß Christian, hier endgültig zu bleiben. Unter den Bäumen, unsichtbar von der Küste aus, wurden einige Häuser gebaut, das Schiff Bounty wurde, um nicht vorübersegelnde Seefahrer anzulocken, verbrannt und selbst die mitgebrachten Hunde wurden getötet, damit sie nicht gelegentlich die Bewohntheit der Insel verrieten. Der Führer, dessen geistige Überlegenheit ihm bis zu seinem Ende eine anerkannte Führerrolle sicherte, veranlaßte eine gleichmäßige Teilung des fruchtbaren Landes, und eine gewisse Ordnung der kleinen Kolonie, welche die Fruchtbarkeit des Bodens bald der Sorge für ihre äußere Existenz überhob. Die Frauen wurden ebenfalls verteilt, und zwar so, daß jeder Weiße eine von ihnen erhielt, während mehrere der Eingeborenen sich zu je zweien in den Besitz einer solchen teilen mußten. An dem Grund und Boden erhielten die Farbigen keinen Anteil; sie wurden vielmehr gezwungen, die Länder der Weißen zu bestellen und sanken rasch zu einer Art rechtloser Sklaven herab.

Dies wurde der Ausgangspunkt für die fürchterliche Tragödie, die sich nun auf dem engen Raum dieser weltfremden Insel im Laufe der nächsten Jahre abspielte. Die Brutalität einiger unter den Abenteurern scheint noch dadurch unheilvoll verstärkt worden zu sein, daß die Erfindung gelang, aus den Wurzeln einer Pflanze eine Art Rum zu destillieren. Verschiedene von ihnen sanken zu den ärgsten Trunkenbolden herab und mißhandelten die Eingeborenen. Bereits im Jahre 1792 kam es daher zu den ersten Mordtaten. Bei dem Tode einer der Frauen der Weißen wurde einfach den Eingeborenen eine der ihrigen weggenommen. Dies brachte die aufgesammelte Wut der Unterdrückten zum Ausbruch. Sie stifteten eine Verschwörung gegen ihre Peiniger und übten sich

heimlich im Schießen, um sie zu ermorden. Bemerkenswerterweise waren es aber die farbigen Weiber, darunter sogar in erster Linie die den Eingeborenen fortgenommene Frau selbst, welche durchaus auf seiten der Weißen standen und ihnen den Plan verrieten. Zwei der farbigen Männer wurden daraufhin erschlagen, die andern erhielten Verzeihung, wurden aber nun noch ärger als bisher bedrückt. Das veranlaßte sie zu einer neuen, diesmal geheimer gehaltenen Konspiration. Im September 1793 überfielen sie mit raffinierter Schlauheit die einzeln auf ihren Feldern Arbeitenden, zu einer Zeit, wo die Frauen entfernt waren und ermordeten fünf von ihnen, darunter auch Christian. Unter den Siegern kam es aber sehr bald zu gegenseitigen Schlächtereien, bei denen dann die übriggebliebenen Europäer und sogar die Frauen, die wiederum ganz auf seiten der Weißen standen, tätig mit eingriffen. In diesen wurden schließlich sämtliche farbige Männer ermordet, so daß nun die vier Weißen mit den Frauen allein waren.

Dadurch wurde aber freilich der Friede durchaus noch nicht hergestellt, denn jetzt schlug die Stimmung der Weiber gegen die Weißen merkwürdigerweise vollständig um. Vielleicht haben die weißen Männer nach dem Tode der farbigen Arbeiter nunmehr sie zu sklavischen Arbeitsleistungen herabzudrücken angefangen. Ein leidenschaftlicher Wunsch ergriff die Weiber, um jeden Preis die Insel zu verlassen. Trotz aller Abmahnungen bauten sie ein Boot und versuchten damit zu entfliehen. Natürlich schlug dies in der Brandung sofort um; sie mußten auf der Insel bleiben, waren aber jetzt von dem tödlichsten Haß gegen die Männer erfüllt. Man kann sich den entsetzlichen Zustand dieser, wie feindliche Raubtiere in einem engen Käfig zusammen gesperrten Menschen ausmalen, wenn man erfährt, daß die Frauen unablässig Mordpläne gegen die Männer schmiedeten. Die letzteren, unausgesetzt auf ihrer Hut, entdecken allerdings jedesmal diese Anschläge, und wie es scheint des ewigen Totschlags überdrüssig, verzeihen sie ihnen immer wieder und begnügen sich mit dem heuchlerischen Versprechen der Besserung. Jahre gehen so unter Mißtrauen und Schrecken hin. Zuweilen flüchten die Frauen mit entwendeten Gewehren in die Wälder und lauern dort den Männern auf, bis wieder eine vorübergehende Versöhnung erfolgt. Von den noch übrigen Weißen stürzte der eine, M'coy, im Jahre 1798 im Säuferdelirium von einer Felswand sich zu Tode. Der andere, Quital, geriet bald darauf mit den beiden anderen, von deren einem er die Frau für sich begehrte, in ein derartiges Zerwürfnis, daß diese zwei genötigt waren, um ihrer eigenen Sicherheit willen, den Wüterich mit einer Axt niederzuschlagen.

Die beiden letzten der Bounty waren nun der bereits genannte Seekadett Young und ein Matrose namens Adams. Im Jahre 1800 starb auch Young an einem Asthmaanfall, und so war zehn Jahre nach der Landung in Pitcairn von der ganzen Schar der Meuterer nur noch John Adams übrig, als alleiniger Gebieter über die Insel und ihre Bewohner, die jetzt noch aus acht tahitischen Frauen und 19 Kindern bestanden, welche die Weißen im Laufe der Zeit mit den Tahitierinnen erzeugt hatten. Von den Farbigen waren keine Kinder da.

Bis hierher kann die Geschichte dieser Meuterer wohl ein reichliches Maß von Entsetzen und Grauen erregen, aber einer dauernden Überlieferung auf die Nachwelt würde sie doch kaum wert sein, wenn nicht die Tätigkeit des letzten der Übriggebliebenen in den folgenden Jahrzehnten seines Lebens eine fast wunderbar zu nennende Sühnung der Verbrechen versucht hätte.

Wie Christian scheint auch Young in den letzten Jahren Entsetzen über die Lage und ein tiefes Bedürfnis zur Besserung empfunden zu haben. Er gewann auch Adams dazu, dem Alkohol völlig zu entsagen, einen Gottesdienst einzuführen und die heranwachsenden Kinder sittlich zu erziehen. Sein Tod erschütterte vollends den Genossen aufs tiefste. Das Nachdenken, zu dem Young ihn angeleitet hatte, seltsame Traumerscheinungen, das Lesen der Bibel und überhaupt das Erwachen der in ihm ursprünglich vorhandenen guten Anlagen führten ihn zu einer vollständigen Umwandlung. Er beschloß, die kleine, ihm anvertraute Kolonie aus der entsetzlichen Verwahrlosung zu Tugend, Reinheit, Friedsamkeit, Gottesfurcht und zu dem bescheidenen Grade von Bildung zu führen, den er selbst besaß. Bei den erwachsenen Frauen gelang ihm dies zwar nicht voll-

ständig, aber doch gegenüber der Verhärtung, die bei diesem Jahrzehnt voller Greuel in ihren Seelen eingetreten sein mußte, überraschend gut. Es muß dem tiefen Ernst und dem heiligen Eifer, den Adams bewiesen hat, eine außergewöhnliche Überzeugungskraft innegewohnt haben. Vollkommen glückte ihm die Beeinflussung der heranwachsenden Jugend, die er in der englischen, von den Frauen wenig verstandenen Sprache unterrichtete, und er erzog ein Geschlecht, dessen sittliche Reinheit, dessen Selbstzucht und dabei glückliche Heiterkeit das Erstaunen derjenigen erregt haben, die später diese Insel wieder fanden.

Die erste Berührung mit der Außenwelt fand im Jahre 1808 statt, wo ein amerikanisches Schiff zufällig auf der Insel landete. Die zurückgebrachte Kunde davon blieb aber in Amerika; in England erfuhr man damals noch nichts. Erst 1814 wurde die Insel Pitcairn für die heimische Regierung durch das Anlaufen zweier britischer Kriegsschiffe gleichsam neu entdeckt und das Verbleiben der Meuterer der Bounty aufgeklärt. Der glückliche Zustand jedoch, in welchem diese die Kolonie trafen, und die Bewunderung dessen, was Adams dort leistete, wurde die Veranlassung, daß die Behörde von feindseligen Schritten gegen diesen letzten der Aufrührer Abstand nahm. Auch diesmal aber blieb die Nachricht, wie es scheint, in der Heimat auf die Regierungskreise beschränkt. Es war damals die Zeit der großen napoleonischen Weltkämpfe, welche die Aufmerksamkeit derartig fesselten, daß die Nachrichten jener Kriegsschiffe im Publikum wenig Beachtung fanden. So allein erklärt es sich, daß Lord Byron anscheinend noch im Jahre 1823 keine Ahnung davon hatte. Erst als im Jahre 1825, also nach dem Tode Byrons (1824), der englische Kapitän Beechey auf seiner berühmten Forschungsreise durch die Südsee zum Behringsmeer Pitcairn anlief und in seinem Reisewerke die Geschichte der Ansiedlung, nach der eigenen Erzählung des dort noch immer lebenden John Adams mitteilte, wurde das allgemeine Interesse Europas darauf gelenkt.

Ungemein reizvoll ist die Schilderung Beecheys von seinem Besuch der kleinen Kolonie.

Als das Schiff vor der Insel hielt, kam vom Ufer her ein Boot durch die Brandung heran, von dem man erst annahm, daß es vielleicht einem auf der anderen Seite ankernden Walfischfänger gehöre. Es enthielt aber den alten weißhaarigen Patriarchen der Insel, John Adams, und sämtliche jungen Männer des Landes. Ihre Bitte, an Bord kommen zu dürfen, wurde bewilligt. Rasch lagen sie längsseits, kletterten empor und schüttelten nun mit englischen Willkommengrüßen in sichtlicher Freude den Offizieren die Hände. Adams war in seinem 65. Jahre, aber ungewöhnlich kräftig und lebhaft für dies Alter. Er war in Beinkleider und ein Seemannshemd gekleidet und trug einen niedrigen Hut, den er instinktmäßig solange in der Hand hielt, bis man ihn bat, ihn aufzusetzen. Seit Verlassen der Bounty war er zum erstenmal wieder an Bord eines Kriegsschiffes, und man merkte ihm die Bewegung darüber an. Daß er keine Strafe mehr zu fürchten hatte, wußte er bereits von den früheren Besuchen her. Die zehn jungen Leute seiner Begleitung waren durchweg groß, kräftig und gesund mit guter natürlicher Haltung und einer Einfachheit des Gebarens, einer Besorgnis, nur ja nichts unrecht zu machen, daß sie überall des angenehmsten Eindrucks hätten gewiß sein können. Mit dem höchsten Interesse erkundigten sie sich in gutem Englisch nach allen möglichen Dingen, aber mit dem Interesse von Kindern, das rasch von einem Gegenstande zum andern abspringt. Für jede ihrer Bewegungen erbaten sie erst Erlaubnis: „Bitte, darf ich mich hinsetzen, darf ich aufstehen, darf ich aus der Kabine gehen?“ Mit dem Gebrauch unserer Türklinken waren sie unbekannt und mußten bitten, ihnen die Türen zu öffnen und zu schließen. Alle ihre unaufhörlichen Anliegen wurden aber mit soviel Gutmütigkeit vorgebracht, daß man nichts anderes als das größte Vergnügen empfinden konnte, ihnen zu willfahren.

In ihrer Begleitung setzten die Offiziere des Kriegsschiffes dann durch die gewaltige Brandung hindurch ans Land, wo zuerst Hannah, die reizende jugendliche Tochter von Adams, stürmisch auf ihren Vater, um den sie sich geängstigt hatte, zueilte und ihn leidenschaftlich küßte. Dann kamen die anderen Frauen, die von den Bergen aus nach dem Schiffe gespäht hatten, eiligst hinzu und bewillkommneten die Ankömm-

linge mit einer Herzlichkeit, die keinen Zweifel an der Aufrichtigkeit ihrer Freude ließ. Es waren im ganzen 66 Einwohner gegenwärtig auf der Insel, 36 männlichen, 30 weiblichen Geschlechts. Von den ursprünglichen Einwanderern aus dem Jahre 1790 waren außer Adams noch fünf alte Frauen da. Die übrigen waren auf der Insel geboren. Alle waren sie hochgewachsen und machten den Eindruck vollkommener Gesundheit; die Frauen erschienen fast so muskulös als die Männer, deren Kraft und Gewandtheit ganz ungewöhnlich war.

Gekleidet waren die Bewohner nach Art aller Südsee-Insulaner, die Männer mit einem Hüftschurz, die Weiber mit einer Art Unterrock; außerdem bedeckten sie die Brust, im übrigen gingen sie nackt.

Unter ihrem Geleit wurde zunächst nach der Landung die kleine Ansiedelung aufgesucht, die unter dem Schatten von Kokosbäumen im Innern der Insel auf einer sanft abfallenden, sauber geglätteten Fläche lag. Durch einen Ausschnitt in dem Palmenwald hatte man einen weiten Blick auf den Meereshorizont. Rasch bereiteten die Frauen ein Mahl, bei dem ein nach Südsee-Insulanerart gedämpftes Schwein die Hauptrolle spielte. In guter Ordnung setzte man sich zu Tische, rührte aber keinen Bissen an, bevor ein gemeinsames Gebet gesprochen war. Überhaupt waren die Eingeborenen auf das strengste gewöhnt, nicht das Geringste ohne eine Danksagung anzurühren, eine Vorschrift, die, wie in allen anderen Fällen, vor allem Adams selbst aufs strikteste innehielt. Eigentümlich war die Bescheidenheit, mit der die Frauen beim Mahle, da für alle nicht Platz war, den Männern die Sitze überließen. Sie waren nicht von der Ansicht abzubringen, daß der Mann, da er zuerst von Gott geschaffen, unter allen Umständen die Hauptperson sei und zuerst bedient werden müsse.

Hier wie in anderen Fragen hatte die kleine Bevölkerung sich ihre eigenen Ideen von Recht und Unrecht gebildet, an denen sie unweigerlich festhielt. So z. B. an einem einmal gegebenen Wort. Beechey belegt dies durch folgende Geschichte: Zwei der jungen Leute, Polly Young und George Adams, liebten einander und es bestand kein vernünftiger Grund, ihre Heirat nicht zu vollziehen, nach den Formen, wie sie der alte Adams hierfür eingeführt hatte. Polly hatte aber als junges Ding einmal aus irgend welchem Grunde das Wort ausgesprochen, daß sie George niemals heiraten wolle, und daran hielt sie fest, obwohl sich beide leidenschaftlich nacheinander sehnten, und auch keine Vorstellungen der weißen Gäste haben sie davon abzubringen vermocht. Ähnlich war das Verhalten von Adams selbst; er hatte dem Kapitän versprochen, ihn auf den höchsten Gipfel der Insel zu begleiten, einen Punkt, den der alte Mann seit vielen Jahren nicht mehr besucht hatte. Bei seiner Korpulenz ermüdete ihn der Weg bis zur höchsten Erschöpfung, aber kein Zureden brachte ihn davon ab, seine Aufgabe zu erfüllen: „Ich habe gesagt, ich würde gehen,“ meinte er, „und so will ich gehen, denn ohne Beispiel wird eine Lehre wenig Wirkung haben.“ Hiermit traf er zweifellos den Kernpunkt, der seine staunenswerten Resultate in der Erziehung der Insulaner erklärt. Die Wahrhaftigkeit der jungen Schar ging soweit, daß sie gewohnt waren, alles, was gesagt wurde, buchstäblich zu nehmen; Ironie wurde als eine Falschheit empfunden, selbst bei nachfolgender Erklärung; sie konnten nicht begreifen, weshalb man etwas anders sagen sollte, als es wirklich war. Damit war aber nicht die geringste Duckmäuserei verbunden; im Gegenteil: Beechey betont immer wieder die Fröhlichkeit, den Sinn für Humor, das freundliche Lachen, welches alle Handlungen begleitete.

Nach dem Mahle gingen die Reisenden in ihren von den jungen Männern aufgeschlagenen Zelten zur Ruhe. Als sie erwachten, waren die Eingeborenen bereits bei der Arbeit, hatten die Kleider der Gäste gereinigt, neben ihrer Bettstatt reife Früchte aufgestellt und ihre Hüte mit frischen Blumen geschmückt.

Bei einer Wanderung durch die malerischen Täler überraschten die Männer und Kinder durch die gemsenartige Gewandtheit, mit der sie auf schwindelnden Stellen dahinliefen. Bei diesen Streifzügen wurden auch die erwähnten rätselhaften Reste der verschwundenen Ureinwohner besichtigt. Am Abend wurde ein kleines Fest gegeben, bei welchem die Mädchen einen Tanz aufführten, in dem man wohl die Elemente tahitischen Tanzes wiedererkannte, jedoch gemildert zu vollkommener Wohlanständigkeit. Die

Musik dazu führte ein junger Mann mit einem Kürbis und einem Holz aus. Als daraufhin einer der Offiziere ihnen auf einer vom Schiff herbeigeholten Violine vorspielte, waren sie zwar höchst entzückt und interessiert von der Schnelligkeit der Fingerbewegung, aber sie bekannten offen, daß ihnen ihre eigene Musik viel besser gefiele; sie waren noch nicht zu der Verfeinerung des musikalischen Empfindens gekommen, um diese Kunst zu verstehen.

Der Sonntag wurde ganz nach englischer Art mit Beten, Lesen und ernster Meditation zugebracht. Außer der Bibel besaßen sie einige Reisewerke, die ihnen die früheren Besucher dagelassen hatten. Bei dem Gottesdienst war die größte Devotion zu erkennen, und die Kinder bewiesen einen Ernst, wie er bei uns in diesem Alter kaum vorkommt. In der Litanei beteten sie für ihren Souverän, d. h. den englischen König und seine ganze Familie mit offensichtlicher Loyalität und Aufrichtigkeit. Kurz, Beechey faßt das Urteil, das er während eines Aufenthaltes vom 4. bis zum 21. Dezember gewonnen hatte, in folgende Worte zusammen: „Alles, was von diesem ausgezeichneten Völkchen zu sagen übrig bleibt, ist, daß sie miteinander in vollkommener Harmonie und Zufriedenheit zu leben scheinen; sie scheinen tugendhaft, fromm, fröhlich, gastfreundlich zu sein bis über die Grenzen der Klugheit hinaus; ferner Muster von ehelicher und kindlicher Zuneigung, und sehr wenige Laster zu haben. Wir waren mit ihnen viele Tage zusammen, und ihre ganz rückhaltlose Art hätte uns vollauf Gelegenheit gegeben, mit den Fehlern vertraut zu werden, die sie besitzen mochten."

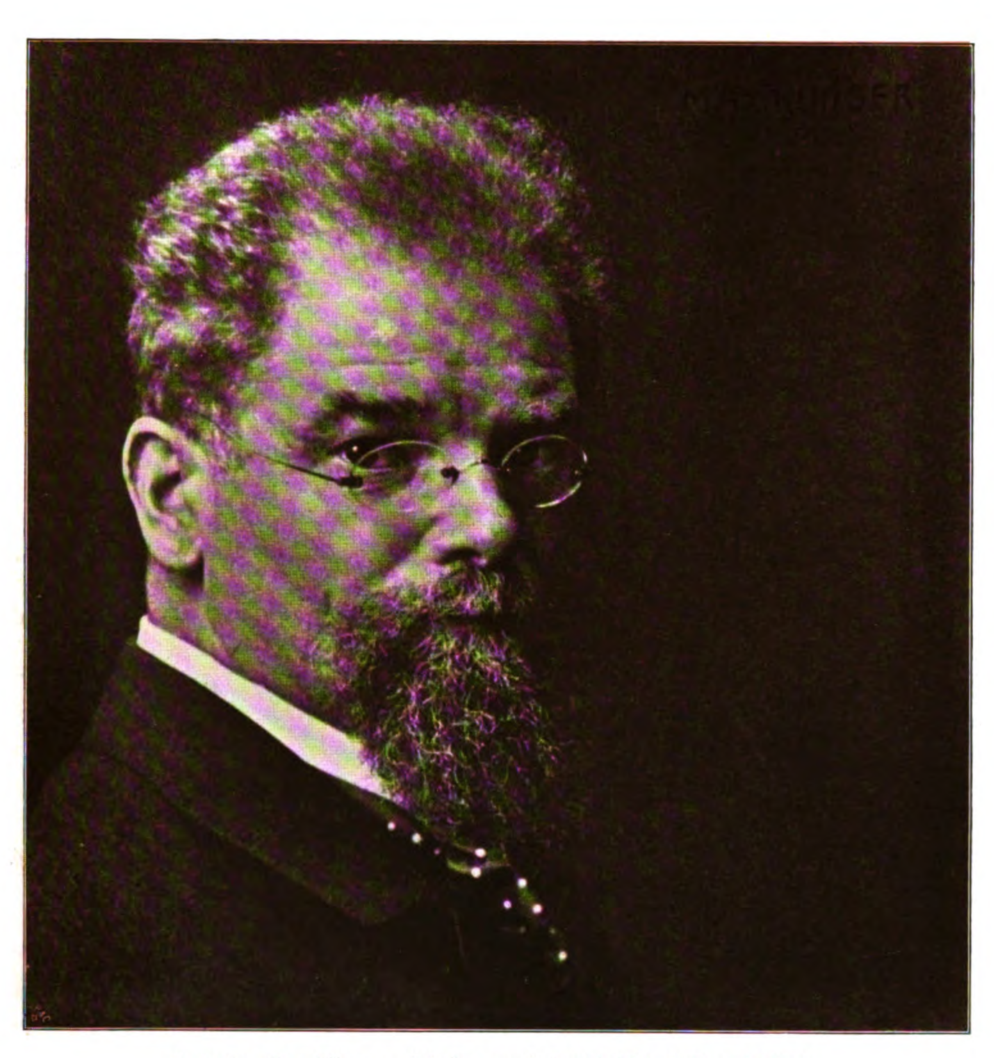
Ehe Kapitän Beechey wieder aufbrach, mußte er noch die dringende Bitte von Adams vollziehen, die langjährige eheliche Gemeinschaft, die er mit seiner Frau gepflegt, durch eine feierliche Einsegnung an dem Lager, an welches sie, gebrechlich und blind, seit mehreren Jahren gefesselt war, förmlich richtig zu stellen. Als die Reisenden dann endlich aufbrechen mußten, geleiteten Adams und die jungen Männer sie in ihrem Boot noch so weit wie möglich und nahmen dann mit größter Bewegung von ihnen Abschied.

Wenige Jahre später ist der alte Mann dann, tiefbetrauert von den Seinen, gestorben und in der Nähe des Dörfchens bestattet.

Unzweifelhaft ist die Erziehung dieser kleinen Gemeinde, abgeschlossen von der Berührung mit der Außenwelt, ein psychologisch und moralisch außerordentlich interessantes Experiment, wie es leider nur selten ausgeführt werden kann. Wie zu erwarten war, hat späterhin die als Folge des berühmten Reiseberichts von Beechey hergestellte engere Berührung mit der Kultur nicht vorteilhaft auf die weitere sittliche Entwicklung gewirkt.

Schon Adams hatte mit Beechey die Gefahr besprochen, die aus der drohenden Übervölkerung der kleinen, trotz ihrer malerischen Schönheit doch nur mäßig fruchtbaren Insel hervorgehen mußte. Um dieser vorzubeugen wurde durch die englische Regierung später ein Teil der Einwohner nach Tahiti geführt; sie konnten sich jedoch mit den dort herrschenden Zuständen nur wenig befreunden, Heimweh führte sie wieder zu ihrer Insel Pitcairn zurück. Leider brachten sie dabei naturgemäß allerlei erlernte Untugenden und Keime zu Unzuträglichkeiten mit. Es gelang aber wackeren Nachfolgern in der Leitung der Kolonie, von neuem eine Besserung zu erzielen, bis im Jahre 1856 die Übervölkerung und eine Anzahl Hungerjahre die Regierung von Neu-Südwales, welcher die Insel Pitcairn untergeordnet ist, veranlaßten die ganze Gesellschaft nach der ähnliche Bedingungen darbietenden, aber erheblich größeren Insel Norfolk im Norden von Neuseeland überzusiedelen. Hier sollen sie noch heute in ähnlicher Einfachheit und Reinheit leben. Ein Teil von ihnen ist jedoch noch einmal wieder nach Pitcairn zurückgekehrt.

Soweit diese Geschichte. Und man darf wohl, bei aller Anerkennung der Schönheiten von Byrons poetischer Schöpfung, doch sagen, daß hier die Wahrheit menschlich ergreifender und wunderbarer gewesen ist als die Dichtung.



Professor Max Klinger. Aufnahme von N. Perscheid in Berlin und Leipzig.
Von der Internationalen Ausstellung künstlerischer Photographien, Berlin 1905.



Abb. 1. Baumfarne. Dikſonien und Alſophilen.

Die Farnkräuter.

Eine botanisch-gärtnerische Plauderei von

Garteninſpektor B. Othmer-München.

Mit einunddreissig Abbildungen.

Die ſchöpferiſche Geſtaltungskraft der Allmutter Natur ſchuf das üppigſte und mannigfaltigſte der Lebeweſen in der Pflanzenwelt und verſchwendete hier faſt alle Farben und Tinten, welche ihr zu Gebote ſtanden.

Was gibt es Duftigeres und Mannigfaltigeres als eine blumenreiche Wieſe, was Leuchtenderes als die glühenden Alpenroſen des Himalaya, die farbenprächtigen, bizarren Orchideenblumen der Tropen oder die ſchmelzenden Farben der Kakteen Mexikos? In früheren Erdepochen hat ſie die Pflanzenwelt weniger farbenprächtig, jedoch nicht minder zart und mannigfaltig, dabei mächtig und imponierend, ausgeſtattet in den Farnkräutern.

In jenen Erdepochen, in denen ein dichter Nebel über den Wassern lag, als einige Schachtelhalme (Lepidodendren und Sigillarien) düstere Wälder bildeten, da waren es Farnkräuter aller Größen, die mit ihrem lichten Grün und ihrer feinen Belaubung der düsteren Vegetation den einzigen Reiz verliehen, und seit dieser Zeit haben sie sich in vielen Formen auf der Erde erhalten. Viele Arten sind ausgestorben, manche z. B. die Marattiaceen sehr selten geworden, aber nahe verwandte und sehr ähnliche Spezies sind uns erhalten geblieben.

Das frühere Vorkommen der Farne weist auf ein großes Luftfeuchtigkeitsbedürfnis hin, und so hängt auch der Prozentsatz ihrer Verteilung auf der Erde wesentlich von deren Vorhandensein ab. Gerade auf manchen Inseln ist die Verbreitung der Farne verhältnismäßig recht groß, die Kanaren, Jamaica, Japan, Neu-Seeland und St. Helena sind dafür beredte Beispiele. So sind z. B. auf letzterer ein Drittel sämtlicher Pflanzen Farne; Hooker zählte in seiner Flora von Neu-Seeland 1868 etwa 120 Arten auf.

Abb. 2. Hymenophyllum pectinatum. Cav. Chile. Nat. Gr.



Abb. 3. Davallia dissecta. J. Sm. Java. 1/4 nat. Gr.

Die trockenen und flachen Gebiete unserer Erde, die Steppen Asiens, Süd-Afrikas und das Innere Australiens, sind fast frei von Farnen. Sonst aber werden sie fast überall gefunden, in der arktischen Zone, bis an die Grenzen des pflanzlichen Lebens, durch die gemäßigte Zone und in den Tropen, hier wie dort von den feuchten und warmen Küstenstrichen bis hinauf an die Grenzen des ewigen Schnees. Vielfach haben die einzelnen Geschlechter ihre bestimmten Verbreitungsbezirke. Anderseits besitzen viele Arten, wie die Gesamtheit ein seltenes Anpassungsvermögen, so daß sie sich unter ganz wenig Veränderung ihres Äußeren sowohl in der gemäßigten als auch in der warmen Zone halten. Unser Adlerfarn Pteris aquilina und Pteris longifolia, sowie einige andere sind Weltbürger, denen man fast überall begegnet. Wie überall so zeigt sich auch in dieser Gruppe der Lebewesen, daß die vorkommenden Formen das jedesmalige Produkt sämtlicher Eigentümlichkeiten ihrer Umgebung sind. Die einzelnen Formen haben sich aus sich heraus gezüchtet, und das sich nicht Anpassende ging und geht unmerklich wieder zugrunde.



Abb. 4. Acrostichum latifolium. Sw. Tropen d. alt. Welt. 1/3 nat. Gr.



Abb. 5. Baumfarne, Dikſonien.

Die Mehrzahl und ſtattlichſten Repräſentanten, die baumartigen Farne, finden wir in der heißen Zone, ganz beſonders in der Neuen Welt. Die ſchlanken, 12—15 Meter hohen Stämme wetteifern in Größe mit ſo manchen Palmen, an erhabener Schönheit und Eleganz übertreffen ihre fein zerteilten „Wedel“ die jener um ein Bedeutendes. Stellenweiſe treten ſie in ſolcher Menge auf, daß ſie manchem Waldesteile charakteriſtiſch werden. Auch in kühleren Klimaten, in Neu-Seeland z. B., haben wir Wälder von Farnbäumen; allerdings nicht in ſo hoher und üppiger Entwicklung wie dort (Abb. 1 u. 5). Die Stämme der für dieſe Wälder eigentümlichen Dikſonien ſind weit kürzer und maſſiger, ſowie auch die der hier heimiſchen Cyatheen. Bei Todea rivularis iſt die ganze Entwickelung des Stammes weit mehr in die Breite gegangen, man kennt Stämme von $1^1/_2$ Meter Breite und eben ſolcher Höhe. Je mehr wir in den Tropen in die



Abb. 6. Nephrodium macrophyllum. Bak. Tropisches Amerika. $^1/_3$ nat. Gr.

Höhe steigen oder je mehr wir uns den Polen zuwenden, desto geringer ist die Höhenentwicklung der einzelnen Arten. Die Mannigfaltigkeit ist in den tropischen Gebieten in mittleren Höhenlagen weit größer, und hier zeigt sich so recht die ganze Vielgestaltigkeit und Anpassungsfähigkeit. Denn nicht allein bilden hier die Farnkräuter die teilweise zierliche Bekleidung und Ausstattung der Erdoberfläche, sondern sie helfen auch nebst farbenprächtigen, eigenartig geformten Blütenpflanzen alte Baumriesen drapieren, sei es nun, daß sie efeuartig an senkrechten Stämmen hinaufklimmen oder daß sie im Verein mit Bromeliaceen, Orchideen und Gesneraceen auf wagerechten Ästen sich angesiedelt haben. Den interessantesten und verschiedenartigsten Formen begegnen wir hier. Kaum die Länge weniger Zentimeter erreichen die Hymenophyllaceen (Abb. 2), die nicht wenig Anklänge an die Moose zeigen,

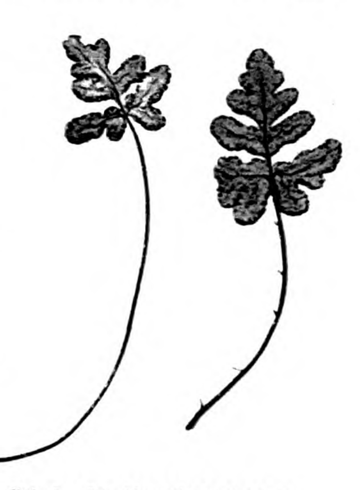


Abb. 9. Cheilanthes chrysophylla. Hook. Himalaya. Nat. Gr.

wiederum andere dieser mit schon recht weitgehender Fiederteilung, vielfach gefiederte Davallien (Abb. 3) oder auch derbe Acrostitcheen mit wenig (Abb. 4) oder gar keiner Teilung (Abb. 6). Ganz besonders interessant sind die an lichteren Stellen der Tropenwälder Asiens und Afrikas anzutreffenden Platycerien oder Geweihfarne (Abb. 7 u. 8). Sie bilden wie auch einzelne Polypodium-Arten zweierlei Blattformen. Zunächst unfruchtbare sog. Nischenblätter resp. Mantelblätter, die als Humussammler und Wurzelschützer zu die-

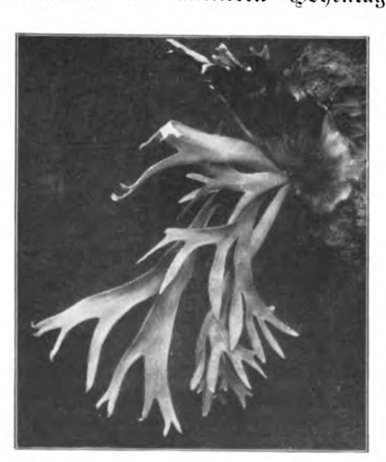


Abb. 7. Platycerium Willinki Moore. Java. $^1/_{20}$ nat. Gr.



Abb. 8. Platycerium Stemmaria Beauv. Tropisches Afrika. $^1/_{15}$ nat. Gr.

nen haben und die selbst nach Verlust des Blattgrünes noch trockenhäutig lange an der Pflanze verbleiben und die herabhängenden geweihartigen Blätter, die nur als Träger der Fruchthäufchen anzusehen sind. Auf den Sunda-Inseln ist die Heimat des Vogelnest-Farns, Asplenium Nidus. Diese Art hat sich auf stärkeren Ästen von Laubbäumen angesiedelt, ihre langen breiten Blätter bilden einen riesigen Trichter, in dessen Grunde sich Humus in reicher Menge sammelt und den sich hierin verbreitenden Wurzeln Nahrung in Fülle bietet. Ähnliche kleinere Formen finden sich an verschiedenen Stellen der Alten Welt. Wie so viele Arten hier einen Platz gefunden haben auf lebenden alten Bäumen, mit denen sie später in die Tiefe sinken, so bekleiden auch nicht wenige unter ihnen nackte, sonnige Felsen: Notochlaena und Cheilanthes (Abb. 9), Asplenium septentrionale (Abb. 10), welche ohne dieselben nur tot und bar jeglichen Lebens sein würden. Bei diesen haben sich andere Formen herausgezüchtet, denen alle Weichheit und Zartheit fehlt. Ihre Blätter sind derb, lederig und trockenhäutig (Abb. 12). Viele von ihnen haben Schuppenbekleidungen, welche die Blattsubstanz dicht einhüllen oder auch eine schöne silberige oder goldige Wachsbereifung: Gymnogramme chrysophylla und tartarea, die alle den Zweck haben, die Blätter vor dem Verdorren zu schützen (Abb. 11). Manch andere wieder haben neben diesen Schutzhüllen ein lockeres Zellgewebe, welches in den Zeiten des Überflusses Wasser aufzuspeichern befähigt ist; zugleich aber sind die Blätter imstande, sich nach innen einzurollen



Abb. 10. Asplenium septentrionale. Hoffm. Nördl. gem. Zone. 1/2 nat. Gr.



Abb. 11. Gymnogramme chrysophylla. Kaulf. (Goldfarn.) Südamerika. 1/3 nat. Gr.



Abb. 12. Asplenium adiantum nigrum. L. Nördl. und südl. gem. Zonen. 1/3 nat. Gr.

und auf diese Weise den sengenden Sonnenstrahlen keine große Bestrahlungsfläche zu bieten. Ist schon die Konsistenz der Farnblätter recht mannigfaltig, so ist es nicht minder die Gestalt selbst. Die Grundform und das Endziel ist stets die Federteilung (Abb. 13 und 14): Athyrium filix femina (Abb. 15), die immer wiederkehrt, und zwar in so charakteristischer Weise, daß an ihr ohne weiteres jedes Farnkraut erkannt wird. Sonst haben wir ovale, trapezoide, zungen- und keilförmige, gelappte und gekerbte, handförmige (Abb. 18) und geweihartige, ein-, zwei-, drei-, ja vierfach geteilte Blätter (Abb. 16 und 19). Neben dieser äußeren Gestaltung kommt noch eine Verschiedenheit der Aderung hinzu. Die Blattrippen sind gegabelt, verzweigt, mehrfach geteilt oder gar netzartig verwebt. Die Nervenenden tragen an kleinen Erhabenheiten die Fruchthäufchen.

Abb. 13. Lomaria Spicant. Desv. Nördl. gem. Zone. 1/3 nat. Gr.



Abb. 14. Pellaea hastata. Ltz. Südafrika. 1/3 nat. Gr.

In den nahe verwandten Familien der Schachtelhalme, Bärlappe und Selaginellen sind die Blätter weit weniger groß und mannigfaltig, auch treten hier schon besondere ährenartige Fruchtstände auf, die auf den ersten Blick an zapfenartige Gebilde der Nadelhölzer erinnern.

Diese Mannigfaltigkeit bei aller Einfachheit des Materials ist eben der ganz besondere Reiz, welcher das Studium der Farnkräuter ausmacht. Fast scheint es, als ob die Natur in ihrer unversiegbaren Zeugungskraft zeigen wollte, was sie bei aller Einfachheit des Stoffes und unter so wenig günstigen Be-



Abb. 15. Athyrium filix femina. Roth. Kosmopolitisch. 1/5 nat. Gr.



Abb 16. Trichomanes radicans. Sw. Trop. und subtrop. Gebiete. $^1/_3$ nat. Gr.

Abb. 17. Polystichum aculeatum. Roth. Kosmopolitisch. $^1/_5$ nat. Gr.

dingungen, als es die ewig neblig feuchten und lichtarmen Verhältnisse früherer Erdepochen waren, zu leisten vermöge. Uns Menschen aber drängt sich in eindringlicher Weise der Gedanke auf, auch wie sie unter einfachen Verhältnissen mannigfaltig und groß zu sein. Sie zeigt uns, daß auch ohne den Reichtum der Farben Anmut und Lieblichkeit zu erreichen, daß aber auch unter geringen Mengen Lichtes und Sonnenscheines Lebenskraft und Zähigkeit wohnt. An erhabener, einfacher Größe und schlichter Majestät kommt nichts einem baumartigen Farne gleich, und ebenso ist der Reiz einer Gruppe Adler- oder Frauenfarne im einsamen Walde unserer Heimat ein außergewöhnlicher, der seinesgleichen sucht (Abb. 30).



Abb. 18. Pteris palmata. L. Trop. Amerika. $^1/_3$ nat. Gr.

Diese Eindrücke haben dahin geführt, daß die Farne zu allen Zeiten eine große Aufmerksamkeit erregten, die nicht selten ins Mystische umschlug.

Was hat man nicht alles vom Farnkraut-„Samen" gefabelt?

Der feine Same in der Johannisnacht gesammelt, unter allerhand Beschwörungsformeln, brachte dem glücklichen Besitzer alle möglichen Fähigkeiten: Er konnte sich unsichtbar machen, Schlösser aufsprengen und was er sonst alles wünschte. Der Samen, zum Gelde gelegt, machte, daß es trotz aller Ausgaben niemals zu Ende ging. Unsere auf-



Abb. 19. Adiantum gracillimum. Moore. Trop. Amerika. 1/3 nat. Gr.

Abb. 20. Aneimia Phyllitidis. Sw. Trop. Amerika. 1/3 nat. Gr.

klärende Zeit hat auch mit diesem Aberglauben aufgeräumt, längst hat sich gezeigt, was es in Wirklichkeit mit diesen Dingen auf sich hat, aber die Vorliebe für diese lieblichen und interessanten Pflanzen ist geblieben. —

Als der große Linné Ordnung in das Chaos der bekannten Lebewesen brachte, als er die Pflanzenwelt klassifizierte, nannte er eine große Abteilung, dieselbe in welche zu vorderst die Farnkräuter, die Filices, rangieren: Kryptogamen d. i. Verborgengeschlechtige.

Er wählte sehr klug und mit feinem Takte diese Bezeichnung; da er annahm, daß den Farnen doch geschlechtliche Differenzierung eigen sein müsse, ließ er die alte Bezeichnung Agamen, Geschlechtslose, fallen. Er erlebte freilich nicht mehr die Feststellung seiner Annahme, die optische Technik war zu der Beobachtung noch nicht genügend vorgeschritten, erst im Jahre 1848 entdeckte und beschrieb Graf Suminski die Geschlechts- und Fortpflanzungsverhältnisse der Farnkräuter.

Wie schon erwähnt, tragen die fruchtbaren Blätter an Erhabenheiten auf den Nervenenden unterseits die Fruchthäufchen, die Sori (Abb. 21), die sich zusammensetzen aus einer Anzahl, meist gestielter, Sporangien (Abb. 22).

Bei andern stehen die Sporangien an besonderen Abzweigungen der Blätter, wie z. B. bei der Gattung Ophioglossum und den Aneimia (Abb. 20).

Bei den Hydropterides, den Wasserfarnen, sind die Sporangien mehrfächerige Gebilde, welche an kurzen Stielen zwischen den Laubblättern stehen.

Die Sporangien der Farne bedürfen natürlich eines Schutzes und dieser wird ihnen durch den sog. Schleier, das Indusium, ein kleines, feines Häutchen, zu teil. Bei anderen Arten treten an die Stelle des Häutchens Sternhaare. Bei wieder anderen sind die Sporangien in den Blattrand

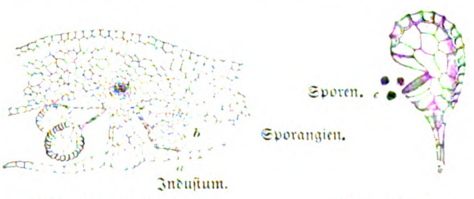


Abb. 21. Sori (Fruchtstreifen von Aspidium proliferum).

Abb. 22. Sporangium von Gymnogramme chrysophylla.







Abb. 23. Sporen von Gymnogramme ferruginea. (Von verschiedenen Seiten gesehen.)

eingesenkt (Davallia) oder der Rand wird zur Bedeckung zurückgeschlagen: Blechnum spicant. Bei den Hymenophyllaceen ragen die Sporangien über die Blattsubstanz hinaus und erinnern so an die Mooskapsel.

In diesen Sporangien sitzen nun gewöhnlich zu mehreren die Sporen, meistens kugelige oder rundliche Körnchen (Abb. 23).

Bei der Aussaat einer Spore quillt sie und treibt nach einiger Zeit eine Ausstülpung hervor. Bald differenziert sich diese mehr und mehr, treibt nach unten das erste Würzelchen, nach oben die Anlage des Blattes. Schließlich hat sich ein meist herz- oder nierenförmiger, dem Substrat durch Würzelchen fest verbundener Lappen gebildet, das Prothallium (Abb. 24). Auf ihm erst bilden sich männliche und weibliche Sexualorgane, die Antheridien und Archegonien (Abb. 26 bis 28), daher haben wir in diesem Gebilde eine vollständige selbständige Pflanzenform zu sehen.

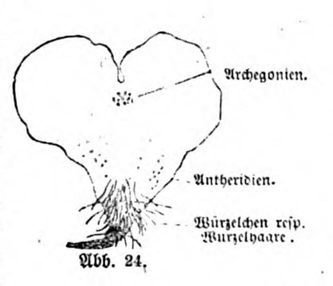


Abb. 24.



Abb. 25. Prothallium, Stück vom Rande mit Antheridien teilweise entleert.

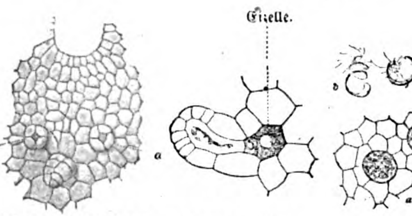


Abb. 26. Prothallium, Stück am Einschnitt. *a* Archegonien von oben gesehen. 240mal vergr.

Abb. 27. Archegonium, vertikaler Längenschnitt.

Abb. 28. *a* Antheridien. *b* Spermatozoiden 100mal vergr.

Die Form und Größe der Prothallien ist selbst innerhalb der einzelnen Familien der Farne sehr verschieden. Meistens sind es allerdings herz- oder nierenförmige Lappen, vielfach sind sie aber auch schmal und bandförmig. Auch in der Größe variieren sie sehr. Während z. B. die der Gattung Adiantum etwa 2—3 Millimeter Länge haben, weisen die der Marattiaceen ebensoviele Zentimeter auf.

Schon das Prothallium hat durch Assimilation für Stofferwerbung zu schaffen, und so ist es ein eigenartiges Verhältnis, daß die kleinen einjährigen tropischen Gymnogrammen verhältnismäßig große Prothallien haben. Die einjährige, südeuropäische Gymnogramme leptophylla hat den Winter überdauernde, unterirdische knöllchenförmige Prothallien, die an die Dauerformen, die Sclerotien der Pilze erinnern. So sorgt die Natur auf verschiedene Weise für die Erhaltung der Arten! Die Prothallien der Ophioglossen sind ebenfalls unterirdische Knöllchen.



Abb. 29. Junge Farnpflanze.

Die Antheridien (Abb. 25), die männlichen Sexualorgane, haben die Aufgabe, das befruchtende Element, die Spermatozoiden zu entwickeln. Sie ragen entweder aus

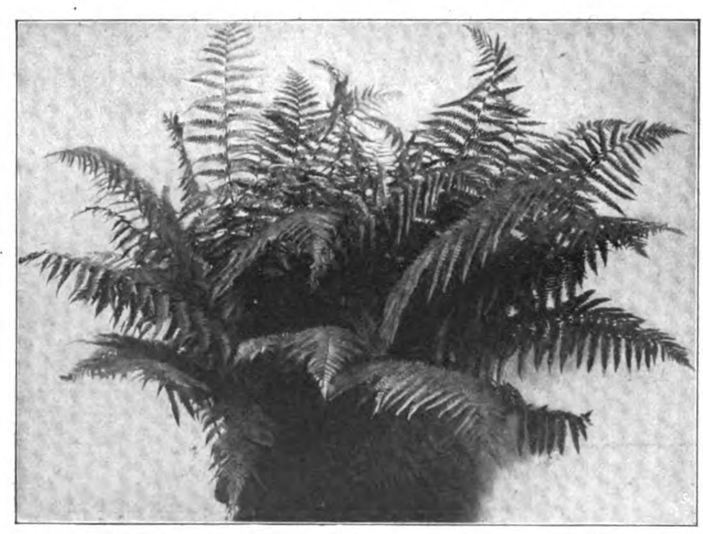


Abb. 30. Nephrodium filix mas. Des. Kosmopolitisch.

dem Gewebe des Prothalliums hervor, oder aber sind in selbiges eingesenkt. Meistens sind sie an den seitlichen Rändern angeordnet. Im reifen Zustande enthalten sie eine größere Anzahl von kleinen Spermatozoid-Mutterzellen. Durch Druck der benachbarten anschwellenden Zellpartien gelangen die Mutterzellen ins Wasser und entlassen nach einiger Zeit die pfropfenzieherartig gewundenen Samenfäden, die Spermatozoiden (Abb. 28). Durch zahlreiche kleine Geißeln, Cilien, am vorderen Ende werden sie in Bewegung gehalten (Abb. 26).

Die Archegonien entstehen an älteren Prothallien, in den mehrschichtigen Partien, meistens in der Nähe des Kerbeinschnittes. Es sind krugförmige Organe, deren Bauchteil eingesenkt, deren Halsteil dagegen vortretend ist. Im Bauchteil befindet sich die große Eizelle (Abb. 27).

Bei der Empfängnisfähigkeit lösen sich die inneren Zellen auf und erfüllen das Innere mit einer quellbaren Substanz.

Bei Wassereintritt quillt nun jene und durchbricht die an der Spitze des Halsteiles schließenden Zellen. Dabei wird Apfelsäure gebildet, und diese übt eine gewisse Reizwirkung aus auf die in der Nähe im Wasser umherschwimmenden Spermatozoiden. Dieselben werden angezogen und zwar in solcher Menge, daß der Halsteil oft ganz vollgepfropft erscheint und trotzdem immer noch neue sich hineinzudrängen bemühen. Nur ein Spermatozoid genügt zur Befruchtung der Eizelle, die übrigen erschöpfen sich schließlich und gehen zugrunde.

Die Eizelle umgibt sich nun mit Membran, entwickelt sich zum Embryo und schließlich zur jungen Farnpflanze. (Abb. 29.)

Eine nicht geringe Anzahl von Farnkräuterarten kann der Pflanzenfreund sich im Zimmer halten. Wer sich gar den Luxus eines Glaskastens, eines sogenannten Wardschen Kastens, auf Blumentisch oder Fensterbrett gestatten will, der kann bei einiger Aufmerksamkeit wie im Glashause fast alles kultivieren. Es ist hier nicht wohl tunlich in bezug auf Kulturart, für die verschiedenen Verhältnisse passende, genaue Angaben zu machen. Der Züchter muß sich richten nach den Verhältnissen seiner Pfleglinge in deren Heimat. Er muß sorgfältig beobachten und denkend danach seine Maßregeln treffen. Hat das die Zeit ihn gelehrt, so wird der Erfolg nicht ausbleiben, denn, um mit Goethe zu reden, die Pflanze gleicht den eigensinnigen Menschen, von denen man alles erhalten kann, wenn man sie nach ihrer Art behandelt. Ein ruhiger Blick, eine stille Konsequenz, in jeder Jahreszeit, in jeder Stunde das ganz Gehörige zu tun, das ist es was Erfolg sicher verspricht.



Abb. 31. Nephrodium effusum. Bak. Tropisches Amerika.



Vom Schreibtisch und aus dem Atelier.

Mein erster Erfolg.

Von

Edvard Grieg.

(Abdruck verboten.)

Man verlangt von mir, daß ich über meinen ersten Erfolg berichte. Ich fühle mich fast versucht, zu sagen, daß es mein erster Erfolg wäre, wenn ich mit heiler Haut von dieser Aufgabe davon käme. So kompliziert erscheint sie mir. Das Thema streckt seine Fühlhörner nach vielen Richtungen. Welcher Erfolg ist denn der erste? Gibt es überhaupt einen Erfolg? Ist es nicht immer so: wenn wir etwas erreicht haben, was im Augenblick einen Wert zu haben scheint, so begegnet uns der schwere, düstre Blick der Wehmut, der uns sagt: Es ist Nichts, Nichts? Unser Eintritt in die Welt ist freilich ein Erfolg, aber doch wohl am ehesten für die große Künstlerin, die Natur heißt. Ob er hingegen für uns selbst einer ist, darüber ließe sich streiten. Und nun die Auffassung des Begriffs Erfolg! Wie verschieden ist die bei verschiedenen Menschen? Was andere einen Erfolg nennen, braucht für mich kein Erfolg zu sein — und umgekehrt. Worin besteht überhaupt ein Erfolg, — wenn es einen gibt —, dieser Punkt ist das Interessanteste an der Frage. Ist das, was man bei einer zufällig zusammengesetzten Versammlung von Menschen „Glück machen" nennt — ist das der eigentliche, der entscheidende Erfolg für den Künstler selbst? Oder kommt es darauf an, den Einzelnen, dessen Urteil man hoch stellt, zu befriedigen? Ist nicht eher das das Wesentliche, was in des Künstlers Werkstätte vor sich geht, da wo er sich, wie Ibsens Bergmann, mit seinem Hammer den Weg bricht zur Herzkammer des Verborgenen? Ist es nicht der arbeitende Geist, der gräbt und gräbt, tiefer und tiefer geht, um zu dem Allerinnersten zu gelangen, dem Geheimsten, das ihm vorschwebt; ist es nicht das Suchen und Suchen, um späterhin auch nur das kleinste Stückchen neues Land zu finden, was dem Künstler die höchste Freude bedeutet? Oder ist es der Kindheit, der frühesten Jugend Sehnen, Träumen und Hoffen, das die größte Poesie einschließt, das die edelste und idealste Lebensfreude vorweg schafft, also den größten inneren Erfolg? Zur Beantwortung aller dieser Fragen kann es wenig nützen, wenn man das erste beste Konzert herausnimmt und eine Anzahl Applaussalven konstatiert. Das hieße für mich die Frage nicht einmal tangieren. Ich will daher auf eine andere Weise vorgehen, ich will einiges von meinen frühen Jugenderlebnissen erzählen, ihren Freuden und Leiden. Ich lasse dann den Leser innerhalb der Schale dieser Erlebnisse den Kern finden, der ihm nach seinem Naturell einen Erfolg bedeuten wird.

Wenn ich in meinem Gehirnkasten nach Erinnerungen aus längst verschwundenen Tagen stöbere, um etwas zu finden, was einem Erfolg ähnlich sieht, bin ich mit einem Male in der Kinderzeit, wo das Leben mit seinen vielen Möglichkeiten wie ein einziger großer Erfolg vor mir lag. Und da wimmelt es wie in einem wahren Labyrinth von jungen Schößlingen, die das Licht suchen. Halbvergessene Kindheitserinnerungen strecken mir die Arme entgegen. Jugendträume, die nie Wirklichkeit wurden, Gedanken, die ich hätte zu Ende denken sollen, klagen mich an, wie „die Knäuel" im „Per Gynt". Aber ich erinnere mich auch dunkler Glücksahnungen, an die ich nicht zu glauben wagte, die aber doch ganz in Erfüllung gegangen sind. Gestalten, Hoffnungen und Träume in buntem Wirrwarr drängen sich vor und flüstern: „Hier bin ich — und ich — und ich!" Alle wollen sie dabei sein. Alle wollen sie dazu beigetragen haben, meine frühen Erfolge zu gestalten. Nicht die lärmenden äußerlichen. Deren gab es übrigens nicht viele, aber die stillen, intimen, die in mir den Glauben an mich selbst erzeugten. Und will ich einen Erfolg auf Kosten der anderen hervorheben, so klingt es wie fernes Kinderschluchzen zu mir herüber: „Willst Du mich verleugnen — und mich — und mich! Das kannst Du nicht übers Herz bringen." Was soll ich da tun? Durch alle einen dicken Strich machen, weil sie zu wertlos erscheinen, um geschildert zu werden? Nein, das ist es eben, was ich nicht will, oder kann. Denn alle diese kleinen Anerkennungen und Glücksgefühle haben das Ihre getan, indem sie zur Entwicklung meiner Persönlichkeit beitrugen. Vor meiner Kritik von heute stehen sie zwar nicht mehr als Erfolge, damals aber waren sie,

von meinem naiven Gesichtspunkte aus, von der größten Bedeutung. So will ich denn aufs Geratewohl berichten, was mir aus jenen fernen Tagen in der Erinnerung geblieben ist. Vielleicht finden andere mit mir unter diesen Erinnerungen, wenn auch keinen Erfolg, so doch die Vorbedingung dazu. Ich könnte sehr weit zurückgehen. Bis zu meinen frühesten Kinderjahren. Denn wer hätte wohl ein so feines Ohr für Anerkennung wie ein Kind? Es ist wohl eben diese Feinfühligkeit, die die Pfarrer mit dem „alten Adam" bezeichnen. Ich würde sie eher Drang nach Sonnenschein und Milde über dem Leben nennen, als nach Finsternis und Strenge. Im Verhältnis dazu, wie dieser Drang im Kinde befriedigt wird, gestaltet sich das spätere Künstlersein. Manche kleinen Triumphe aus diesen Jahren könnte ich aufzählen, die einen bestimmenden Einfluß auf meine Phantasie gehabt haben. Wenn ich z. B. als kleiner Junge die Erlaubnis bekam, einem Leichenbegängnis beizuwohnen, zu einer Auktion zu gehen, wohl gemerkt, um nachher alle meine Eindrücke mitteilen zu dürfen. Hätte man mir verboten, diesen kindlichen Instinkten Folge zu leisten, wer weiß, ob nicht meine Phantasie schon in jungen Jahren für immer ins Schloß gefallen wäre, oder eine andere Richtung eingeschlagen hätte, fort von ihrer Natur. Welche Gedankenruhe es gibt, diesen Erinnerungen nachzugehen, zurück bis zur ersten grauenden Morgendämmerung. Ja, warum soll ich nicht ganz zurückgehen? Weshalb soll ich mich nicht der sonderbar geheimnisvollen Befriedigung erinnern, mit der ich die Arme zum Klavier emporstreckte um — etwa eine Melodie herauszufinden? Weit entfernt! Nein, eine Harmonie mußte es sein. Erst eine Terze, dann einen Dreiklang, dann einen Vierklang. Und schließlich, mit beiden Händen — o Jubel! — einen Fünfklang, den Nonakkord. Als ich den gefunden hatte, kannte mein Glück keine Grenzen. Das war ein Erfolg! Kein späterer hat mich je wieder so berauscht, wie dieser. Ich war damals ungefähr fünf Jahre alt. Ein Jahr darauf begann meine Mutter mir Klavierunterricht zu geben. Ich ahnte nicht, daß schon da Enttäuschungen auf mich warteten. Nur zu bald wurde mir klar, daß ich gerade das ungern übte, was ich üben sollte. Und meine Mutter war streng. Unerbittlich streng. Wenn ihr Mutterherz sich auch sicherlich darüber freute, daß ich dasaß und allerlei herauszufinden versuchte, weil sich darin ein Künstlernaturell verriet, sie ließ sich jedenfalls nichts davon merken. Im Gegenteil, es war mit ihr durchaus nicht zu spaßen, wenn ich die Zeit mit Träumereien am Klavier verbrachte, anstatt mich mit meinem Pensum zu beschäftigen. Und wenn ich mich dann wieder an meine Fingerübungen und Tonleitern machen mußte und all das andere technische Teufelszeug, das meiner kindlichen Sehnsucht Steine für Brot reichte, so kam es vor, daß sie mich auch dann kontrollierte, wenn sie nicht im Zimmer war. Eines Tages klang es drohend aus der Küche herüber, wo sie mit der Bereitung des Mittagessens beschäftigt war: „Aber pfui, Edvard, fis, fis, nicht f!" Ich war ganz überwältigt von ihrer Überlegenheit. Wäre ich damals fleißiger und williger ihrer strengen Anleitung gefolgt, ich wäre später in vielen Stücken besser daran gewesen. Aber mein unverzeihlicher Hang zum Träumen fing schon damals an, mir dieselben Schwierigkeiten zu bereiten, die mich lange genug durchs Leben begleitet haben. Hätte ich außer der musikalischen Anlage nicht auch die unbezwingliche Energie meiner Mutter geerbt, ich wäre niemals und in keiner Hinsicht vom Traum zur Tat gelangt.

Gleichzeitig mit meinem Klavierunterricht begann die Schulzeit, und ich kann es ebenso gut gleich eingestehen: ich war hier mindestens ebenso faul, wie am Klavier. Die Erfolge, die ich aus der Zeit zu verzeichnen habe, sind nicht gerade geeignet, mich in ein günstiges Licht zu stellen. Aber sie sind da und sind charakteristisch. Also heraus damit!

Zuerst kam ich auf eine Schule für Knaben und Mädchen. Wie lebendig steht eine Rechenstunde aus der Zeit vor mir! Wir bekamen alle dieselbe Multiplikationsaufgabe zu lösen, und wer zuerst mit ihr fertig würde und sich also als der Tüchtigste erwiese, sollte eine Auszeichnung erhalten. Mein Ehrgeiz war gleich dabei: Aha, dachte ich, nun gilt es gescheit sein! Und mir kam eine geniale Idee: Um so schnell wie möglich mit der Aufgabe fertig zu werden, wollte ich alle Nullen auslassen, da sie nach meiner Auffassung ja doch keinen Wert hatten! Das war allerdings ein Erfolg mit einem Fragezeichen. Oder besser gesagt: ein totales Fiasko. Aber ich war gewitzigt. Ich habe seitdem gelernt, die Nullen mitzuzählen! Und das, was ich damit gelernt habe, war doch zu guter Letzt ein innerer Erfolg. Ich fahre deshalb kühn in dem Bericht von meinen Fiaskos fort.

Von meinem zehnten Jahre ab wohnten meine Eltern auf dem herrlichen Landgut „Landås", ein paar Kilometer von Bergen. Täglich in der Frühe mußte ich mit meinem älteren Bruder durch den berühmten Bergenser Platzregen zur Schule traben. Und diesen Platzregen benutzte ich dazu, einen — wie mich selbst deuchte — sehr pfiffigen Knabenstreich auszuhecken. In der Schule war es Regel, daß kein Schüler, der zu spät kam, die Klasse vor dem Schluß der ersten Stunde betreten durfte. Wenn es sich nun an so einem Regentage traf — und das traf sich sehr häufig — daß ich mich gar nicht präpariert hatte, richtete ich mich nicht nur so ein, daß ich etwas zu spät kam, sondern ich blieb auch unten auf der Straße, wo ich mich unter eine Dachtraufe postierte, bis ich durch und durch naß war, bis auf die Haut. Wenn ich dann schließlich in die Klasse eingelassen wurde, rieselten derartige Wasserbäche von meinen Kleidern auf den Boden, daß der Lehrer es der Mitschüler wie meiner selbst wegen nicht verantworten konnte, mich da zu behalten, sondern mich augenblicklich nach Hause schickte, damit ich die Kleider wechselte, was wegen des langen Weges so viel bedeutete, wie eine Dispensierung vom Vormittagsunterricht. Daß ich dieses Experiment ziemlich oft wiederholte, war schon gewagt, aber als ich es zuletzt so weit trieb, daß ich einmal, als es fast gar nicht regnete, trotzdem ganz durchnäßt ankam, wurde man

mißtrauisch und paßte mir auf. Eines schönen Tages wurde ich gefaßt, und ich machte eine gründliche Bekanntschaft mit dem „Schlagzeug". Wieder ein Fiasko! Aber meine Lebenserfahrung wurde dadurch bereichert, also mit anderen Worten: Wieder ein Erfolg — wenn auch ein negativer, ja, beinah ein Verbrechererfolg! Denn was ist die zunehmende Dummdreistigkeit, die zuletzt in die Arme des Gesetzes läuft, anderes, als die Verbrechernatur im Menschen? Ich will mich jedoch damit entschuldigen, daß mir das Leben auf der Schule so in tiefster Seele unsympathisch war; sein Materialismus, seine Rauheit, seine Kälte waren meiner Natur so zuwider, daß ich das Unglaublichste ersann, um mich davon zu befreien, wenn auch nur für eine kurze Weile. Und heute sehe ich ein, daß das nicht nur die Schuld des Kindes, sondern mindestens ebensosehr die Schuld der Schule war. Damals sah ich in der Schule nur ein grenzenloses Unglück, und ich konnte die Notwendigkeit aller dieser Kinderquälereien nicht begreifen. Ich bin mir nicht im geringsten im Zweifel darüber, daß die Schule das Böse in mir entwickelte und das Gute brach liegen ließ. Aber zurück zu meinen Fiaskos! Ich erinnere mich, daß es mir in der Geschichte und der Geographie nicht so genau um die Namen zu tun war, und daß mein Lehrer, ein gemütlicher Herr, wenn er mich aufrief, sagte: „Nun, Du Namenverdreher!" Den Titel liebte ich nicht. Eines Tages hatte ich die Fragen noch schlechter beantwortet als gewöhnlich, und dafür wurde mir denn auch mein Paß gründlich aufgeschrieben. „Ach, Du armer Edvard, was Du auch alles im Regenwetter zu schleppen hast, wenn Du jetzt nach Landås gehst, erstens den schweren Regenmantel, dann die vielen Bücher, dazu eine große Vier (eine sehr schlechte Note), und dabei mußt Du den schweren Berg nach Landås hinauf!" Er malte es mir so lebendig aus, daß es mir schien, als hätte ich an einer ganzen Welt zu schleppen. Das war kein beneidenswerter Erfolg, vor allen Mitschülern so verspottet zu werden. Ich gehe weiter. Ein negativer Erfolg immer schlimmer als der andere. In der deutschen Sprache übersetzte ich eines Tages zum Jubel der Klasse statt „der gemeine Holunder": „der gemeine Holländer"! In der englischen Stunde sagte ich mit der größten Frechheit, Kalbsbraten hieße auf englisch „Beef of Veal". Der Lehrer brach in ein Gelächter aus: „Ach geh' doch nach Hause und sag' Deinem Vater (er war englischer Konsul), daß Kalbsbraten ‚Beef of Veal' heißt." Ich war blutrot vor Scham. Das war eine furchtbare Niederlage, die für lange Zeit den Glauben an meine Fähigkeiten in der Schule und zu Hause heruntersetzte, wo meine Dummheiten von wohlwollenden Seelen bald rapportiert wurden. Aber da wollte es mein guter Stern, daß ich — und zwar in derselben Stunde — eine großartige Genugtuung bekam. Im Text kam das Wort „Requiem" vor, und der Lehrer fragte, ob einer von uns sagen könnte, welcher berühmte Komponist ein kirchliches Werk geschrieben hätte, das diesen Titel führte. Niemand meldete sich, bis ich mich ganz leise vorwagte mit: „Mozart." Die ganze Klasse glotzte mich an wie ein unverständliches, fremdartiges Wesen. Das empfand ich wie einen Erfolg. Aber ich ahnte gleich, daß er etwas Schlimmes im Schoße trüge. Und ich bekam nur zu bald recht. Die Klasse liebte es nämlich nicht — wie es so oft ist — so ein Wesen in ihrer Mitte zu haben, und verfolgte mich von nun an auf der Straße bei jeder Gelegenheit mit dem Scheltwort: „Seht bloß, da kommt Mosak." „Mosak" klang es aus der Ferne hinter mir her, wenn ich vor meinen Verfolgern in eine Seitengasse entschlüpft war. Ich fühlte diese Beleidigung wie eine Ungerechtigkeit und kam mir selbst wie ein Märtyrer vor. Es fehlte nicht viel, und ich hätte meine Klassenkameraden geradezu gehaßt. Sicher ist, daß ich mich von fast allen zurückzog.

Man sieht, daß meine Schulerfolge in der Regel nicht besonders schmeichelhaft für mich waren. Aber es gab auch Ausnahmen, die wie Sonnenstrahlen in das Dasein leuchteten. In der Gesangstunde z. B. ging es gut. Eines Tages wurden wir in den Tonleitern examiniert. Nicht einer von den Dreißig in der Klasse wußte Bescheid. Aber ich konnte sie an den Fingern herzählen. Schließlich sagte der Lehrer, ein liebenswürdiger alter Tscheche, der Schediwy hieß: „Ja, ich will keine Noten geben, aber Grieg war der Beste." Ich war der Löwe des Augenblicks und genoß die Situation.

Aber ich will nicht vergessen, über einen Examenserfolg zu berichten. In der Geschichte hatten wir damals einen sehr intelligenten Lehrer, der nicht verlangte, daß wir den Wortlaut des Pensums wiedergäben, sondern seinen Inhalt frei wieder erzählt haben wollte. Nun fügte es das Schicksal, daß ich wegen eines kranken Auges eine Zeitlang die Schule versäumen mußte. Ich lernte meine Lektionen so wie so nie und fand nicht, daß viel dabei verloren wäre. Mein Vater aber war anderer Ansicht. Ich mußte zu Hause weiter arbeiten, wo ich in der Schule stehen geblieben war. Und damit nicht genug. Er zwang mich, die Geschichte Ludwigs XIV. auswendig zu lernen und dann Wort für Wort aufzusagen. Das war eine saure Arbeit, aber ich steckte in der Falle und konnte nicht auskneifen. Ich kann wohl sagen, daß ich mir sehr genaue Kenntnisse über Ludwig XIV. erwarb. Das blieb aber auch das einzige Gebiet der Geschichte, wo ich zu Hause war. Und nun kam der Tag des Examens heran. Vor der Prüfung amüsierte sich einer von den Jungen damit, uns zu prophezeien, wonach wir in der Geschichte gefragt werden würden. Seine Methode war sehr einfach. Er schlug das Buch aufs Geratewohl auf; wo es traf, danach sollten wir gefragt werden. Und für mich schlug er die Zeit Ludwigs XIV. auf. „Ja," sagte ich, „das wäre mir schon recht," und erzählte, wie ich das für meinen Vater hatte einpauken müssen. Der Junge wollte gerade noch einmal anfangen, als der Lehrer plötzlich eintrat. Ich war einer von den ersten, die aufgerufen wurden. Der Lehrer saß wie gewöhnlich und ritt auf einem Stuhlbein, während er rückwärts und vorwärts blätterte, hin und her überlegend, wo er mich am besten fangen könnte. Lange, peinliche Stille. Endlich kam es heraus: „Er-

zähle mir etwas von Ludwig XIV." Ich hörte unterdrücktes Kichern aus den verschiedenen Ecken. Gott weiß, wie ich selbst ausgesehen haben mag. Wenigstens um einen Kopf größer, als gewöhnlich. Ich setzte mich in Positur, und nun ging es los. Es sprudelte wie aus einem Fasse, wenn man den Zapfen herausgeschlagen hat. Unaufhörlich floß der Strom meiner Rede. Kein Wort wurde ausgelassen. Alles stand wie festgenagelt in meinem Gedächtnis. Der Lehrer war stumm vor Staunen. Er wollte seinen Ohren nicht trauen. Aber die Tatsachen hatten gesprochen. Da war nichts gegen mich anzufangen. Noch einmal wurde in dem Buch geblättert, noch einmal ein Ritt auf dem Stuhlbein. Der Angstschweiß trat mir auf die Stirn. Zum zweitenmal konnte ich unmöglich wieder solchen Dusel haben. Aber mein guter Stern verließ mich nicht. „Kannst Du mir sagen, welche Generäle unter Katharina II. auf dem Schwarzen Meer waren?" Mit lauter Stimme antwortete ich: „Die Generäle Greigh und Elphinstone." Diese Namen standen nämlich wie eingemeißelt in meinem Gedächtnis, seitdem mein Vater mir erzählt hatte, daß unser Familienwappen, das ein Schiff zeigt, darauf hindeute, daß unser Stammvater aller Wahrscheinlichkeit nach der schottische Admiral Greigh gewesen wäre. Der Lehrer klappte das Buch zu: „Richtig. Danach bekämst Du eine Eins mit einem Stern; aber in Anbetracht der Jahresleistungen wirst Du Dich mit Eineinhalb begnügen müssen." Ich war mehr als zufrieden. Ich war stolz wie ein Feldherr nach einer gewonnenen Schlacht. Ich glaube beinah, das war der größte Erfolg in meiner ganzen Schulzeit. Um so größer die Schande für mich, daß sein reeller Gehalt so klein war. Dieser Erfolg befestigte die Überzeugung von der Richtigkeit dessen in mir, was der große norwegische Politiker Johan Sverdrup einmal im Storthing gesagt hat: „Man muß Glück haben, es gibt nichts Unglücklicheres, als ein vom Glück verlassener Politiker zu sein."

Da geschah es endlich eines Tages — ich mag wohl zwölf bis dreizehn Jahre alt gewesen sein — daß ich ein von mir selbst geschriebenes Notenheft in die Schule mitbrachte, worauf ich mit Prachtbuchstaben geschrieben hatte: Variationen über eine deutsche Melodie für Piano von Edvard Grieg opus I. Ich wollte es gern einem Schulkameraden zeigen, der sich für mich interessierte. Aber was geschieht? Mitten in der deutschen Stunde fängt derselbe Kamerad auf einmal an einige unverständliche Worte zu murmeln, die den Lehrer dazu brachten, halb unwillig zu rufen: „Was ist denn los, was sagst Du da?" Noch einmal ein undeutliches Murmeln, noch ein Zuruf vom Lehrer, und dann kam es leise: „Grieg hat etwas." „Was soll das heißen: Grieg hat etwas?" „Grieg hat etwas komponiert." Der Lehrer, der mich nach dem, was ich früher erzählt habe, aus leichtverständlichen Gründen nicht gerade bevorzugte, stand auf, kam zu mir, besah sich das Notenheft und sagte in einem eigenen, ironischen Tonfall: „Ja so, das Bürschchen ist musikalisch, das Bürschchen komponiert. Das ist ja merkwürdig!" Darauf öffnete er die Tür zur anstoßenden Klasse, holte den Lehrer von dort herein und sagte zu ihm: „Hier kannst Du was sehen, dieser kleine Kerl da komponiert." Beide Lehrer blätterten interessiert in dem Notenheft. Es gab einen allgemeinen Aufstand in beiden Klassen. Ich fühlte mich schon eines großen Erfolges sicher. Aber das sollte man nie zu früh tun. Denn kaum war der fremde Gast wieder fort, als der Lehrer plötzlich seine Taktik veränderte, mich an den Haaren ergriff, daß es mir schwarz vor den Augen wurde, und mich barsch anfuhr: „Ein andermal nimmt Er das deutsche Lexikon mit, wie sich's gehört und läßt solch dummes Zeug zu Hause." O weh! So nah dem Gipfel des Glückes zu sein und sich mit einemmal in die Tiefe gestürzt zu sehen! Wie oft ist es mir später im Leben ebenso ergangen. Und immer habe ich an jenes erste Mal zurück denken müssen. Gegenüber dem Schulhause wohnte ein junger Leutnant, der ein leidenschaftlicher Musikliebhaber und ein tüchtiger Klavierspieler war. Zu ihm nahm ich meine Zuflucht und brachte ihm meine Kompositionsversuche, die ihn so sehr interessierten, daß ich sie immer für ihn abschreiben mußte. Das war ein Erfolg, auf den ich nicht wenig stolz war. Es ist mir späterhin glücklicherweise gelungen, diese Kopien von ihm herauszubekommen, um sie in den Papierkorb wandern zu lassen, wo sie hingehörten. Ich habe oft in Dankbarkeit an meinen Freund, den Leutnant, gedacht, der späterhin zum General avanciert ist, und an die aufmunternde Anerkennung, die er meinen ersten Geistesprodruktionen zuteil werden ließ. Das war für mein kindliches Gemüt ein woltuender Gegensatz zu all den Püffen und Scheltworten, die ich auf der Schule zu schmecken bekam.

Damals fiel es mir noch nicht einen Augenblick ein, Künstler werden zu wollen. Und wenn mich jemals der Gedanke streifte, ließ ich ihn sofort wieder als etwas Unerreichbares, allzu Hohes fallen. Fragte man mich, was ich werden wollte, so antwortete ich unbedingt: Pastor. So einen schwarzgekleideten Seelenhirten stattete meine Phantasie mit den anziehendsten Eigenschaften aus, die ich mir denken konnte. Vor einer lauschenden Menge predigen oder sprechen zu dürfen, deuchte mich etwas Hohes. Prophet sein, Verkünder, das war etwas für mich. Und was habe ich meinen armen Eltern und Geschwistern immerzu vordeklamiert! Ich kannte alle Gedichte im Lesebuch auswendig. Und wenn mein Vater nach Tisch im Lehnstuhl sein tägliches Ruhestündchen abhalten wollte, ließ ich ihn nicht in Frieden, sondern stellte mich hinter einen Stuhl — der sollte meine Kanzel vorstellen — und deklamierte ohne alle Rücksicht darauflos. Dabei beobachtete ich meinen Vater, der scheinbar leicht schlummerte. Aber zwischendurch war es doch, als lächelte er ein ganz klein wenig. Und dann war ich glücklich. Das hieß mir Anerkennung. Und wie ich ihn ohne Ende quälen konnte! „Ach nur noch ein kleines Gedicht!" „Nein, jetzt ist es endlich genug." „Nur noch ein einziges!" Ja, der kindliche Ehrgeiz! Der kennt das prickelnde Gefühl schon ganz genau, das „Glück" erzeugen heißt.

Der Abschluß meiner Schulzeit und damit der Abschied von zu Haus kam schneller, als ich

geahnt hätte. Ich war bald fünfzehn Jahre alt, aber noch lange nicht in der obersten Klasse. Da geschah es an einem Sommertag, daß ein Reiter in vollem Galopp den Weg nach Landås heraussprengte. Er nähert sich, hält seinen feurigen Araber an und springt ab. Er ist es, der Märchengott, von dem ich geträumt, den ich aber nie gesehen habe. Das ist Ole Bull. Es behagte mir eigentlich nicht, daß der Gott so ohne weiteres abstieg und sich wie ein Mensch benahm, in das Zimmer trat und uns alle lächelnd begrüßte. Ich erinnere mich deutlich, daß es mich wie ein elektrischer Strom durchfuhr, als seine Hand die meine berührte. Aber als dann der Gott sich dazu herabließ, Witze zu machen, wurde es mir klar, — eigentlich zu meinem stillen Kummer — daß er doch nur ein Mensch war. Seine Violine hatte er leider nicht mit. Aber sprechen konnte er, und das tat er ausgiebig. Wir lauschten alle wortlos den haarsträubenden Berichten über seine Reisen in Amerika. Das war etwas für meine Kinderphantasie. Aber als er hörte, daß ich komponierte, war all mein Bitten vergebens: ich mußte ans Klavier. Ich begreife nicht, was Ole Bull damals an meinen naiven Kindertönen finden konnte. Aber er wurde ernst und sprach leise mit meinen Eltern. Was dort verhandelt wurde, war nicht zu meinen Ungunsten. Denn auf einmal kam Ole Bull auf mich zu, schüttelte mich auf seine ihm eigentümliche Weise und sagte: „Du sollst nach Leipzig gehen und Künstler werden!" Alle sahen mich liebevoll an und ich verstand nur das eine, daß eine gute Fee mir die Wangen streichelte, und daß ich glücklich war. Und meine guten Eltern! Nicht einen Augenblick Widerstand oder Bedenken. Alles war abgemacht. Und mir erschien es als das Natürlichste auf der Welt. Wieviel Dank ich meinen Eltern plus Ole Bull schuldig war, wurde mir erst später klar. Ich war unter dem Bann eines Zaubers, und da war kein Platz für andere Mächte. Doch halt: Ehrgeiz war auch noch da; das kann ich nicht leugnen. Und Ehrgeiz ist augenscheinlich eine stark hervortretende Ingredienz unter den vielen, woraus man den komplizierten Salat bereitet, der „Künstler" heißt. Denn in mir flüsterte es unbewußt: Ein Erfolg! Ja, was sagt nun aber der Leser dazu? Habe ich die Erlaubnis, hier einen Erfolg zu konstatieren? Jedenfalls tue ich es, mit oder ohne Erlaubnis, und hiermit schließe ich die Liste meiner mehr oder weniger ehrenvollen Erfolge aus den Kindertagen.

Doch da ich es mir nun einmal zur Aufgabe gemacht habe, meinen ersten Erfolg herauszufinden, sagt mir eine innere Stimme, daß ich noch eine Weile im Suchen fortfahren muß. Und da führt mich mein Weg zum Leipziger Konservatorium, wohin ich wenige Monate nach Ole Bulls Besuch auf Landås geschickt wurde. Es ist kein Zufall, das mir der Ausdruck „geschickt wurde" in die Feder kommt. Ich fühlte mich wie ein Paket, das mit Träumen gespickt war. Ich wurde unter der Bewachung eines alten Freundes meines Vaters abgesandt. Über die Nordsee ging es nach Hamburg, und nach einem eintägigen Aufenthalt weiter südwärts nach dem mittelalterlichen Leipzig, dessen finstere, unheimliche, hohe Häuser und enge Straßen mir fast den Atem benahmen. Ich wurde in einem Pensionat abgeliefert, Vaters alter Freund sagte mir Lebewohl, das letzte norwegische Wort für lange, das ich hörte, und dann stand ich allein als fünfzehnjähriger Knabe in dem fremden Land, allein unter fremden Menschen. Das Heimweh kam über mich; ich ging in mein Zimmer, wo ich saß und ohne Aufhören weinte, bis ich von meinen Wirtsleuten zum Essen geholt wurde. Der Mann, ein echter sächsischer Oberpostsekretär, wollte mich trösten: „Sehen Sie, mein lieber Herr Grieg, das ist ja dieselbe Sonne, derselbe Mond, derselbe liebe Gott, wie bei Ihnen zu Hause." Das war sehr gut gemeint, aber weder die Sonne, noch der Mond, noch der liebe Gott konnte mir meines Vaters fortgezogenen Freund ersetzen, das letzte Band, das mich an die Heimat knüpfte. Aber bei Kindern wechseln die Stimmungen schnell. Bald war ich über das Heimweh hinweg gekommen und obgleich ich eigentlich keine Ahnung hatte, was das hieße, Musik „studieren", war ich doch bombensicher, daß das Wunder geschehen würde, daß ich in drei Jahren, nach beendigter Studienzeit, nach Hause zurückkehren würde, als ein Hexenmeister im Reiche der Töne. Das ist der beste Beweis für meine Naivität, dafür, daß es durchaus das Kind war, das in mir regierte. Und es ist auch wirklich nicht meine Meinung, daß man mich anders auffassen sollte, denn als einen Kinderkonservatoristen.

Das war ich sogar bis in meine Kleidung hinein. Ich ging in einer kurzen Bluse mit einem Gürtel, wie sie die Knaben bei uns zu Hause trugen. Meine Mitschüler maßen mich anfangs mit erstaunten Augen. Ja, da gab es sogar einen Violinspieler, der sich ein Vergnügen daraus machte, mich auf den Schoß zu nehmen, was mich natürlich zur Verzweiflung brachte. Doch alles das ging bald vorüber.

Ich war ja in das Heiligtum des Leipziger Konservatoriums eingelassen worden und hatte damit eine Bekräftigung dessen bekommen, daß ich „im Besitz von musikalischem Talent" wäre. Denn das war die statutenmäßige Voraussetzung für die Aufnahme. Und das war natürlich für mich jungen Anfänger, der sich vor nichts mehr gefürchtet hatte, als vor der Zurückweisung, ein kolossaler Sieg. Und nun unter den Mitschülern das erste Künstlerherz zu gewinnen! Welche Eroberung! Und dann die Sympathien der Lehrer! Worte des Lobes in der Stunde von einem der Lehrer zu hören, das waren Wonnen, die das jugendliche Gemüt ganz anders stachelten, als der Jubel von Tausenden im späteren Leben. Im Anfang allerdings wurden mir solche Wonnen nicht zuteil. Ich war alles andere eher als ein Prämienkonservatorist. Im Gegenteil. In der ersten Zeit war ich grundfaul. Ich erinnere mich noch, wie der mir so unsympathische Louis Plaidy, der mein erster Lehrer im Klavierspiel war, eines schönen Tages in der Stunde, als ich eine mir widerwärtige Sonate von Clementi herunterhudelte, die er mir aufgezwungen hatte, plötzlich die Noten vom Klavier riß und sie einen großen Bogen in der Luft beschreiben ließ, bis sie in

der entferntesten Ecke des großen Lehrsaales niederfielen. Da er mit mir dasselbe Experiment nicht gut vornehmen konnte, begnügte er sich damit, mich anzudonnern: „Gehen Sie nach Hause und üben Sie!" Ich muß gestehen, er hatte ein Recht dazu, wütend zu sein, aber die Abstrafung wurde dadurch furchtbar beschämend für mich, daß sich so viele andere Schüler im Lehrsaal befanden. Diese Episode muß ich mit einem milden Ausdruck wohl als einen zweifelhaften Erfolg bezeichnen. Indessen wurde sie mir zum Nutzen. Denn mein Stolz empörte sich gegen Plaidys brutale Behandlung. Da er mich nie etwas anderes spielen ließ, als Czerny, Kuhlau und Clementi, die ich alle verabscheute, wie die Pest, war mein Entschluß bald gefaßt. Ich ging zum Direktor des Konservatoriums und verlangte, von den Stunden bei Plaidy dispensiert zu werden. Mein Ersuchen wurde bewilligt. Ich war stolz auf dieses Resultat. Es nahm mir etwas von meiner allzu großen Schüchternheit. Ich wurde mutiger. Es ist oft genug gesagt worden, daß Plaidy ein guter Techniker gewesen wäre und seinen Schülern Technik beizubringen verstanden hätte. Ob der Grund nun in meiner Dummheit, in meiner Faulheit oder in meiner Antipathie gegen Plaidy zu suchen ist, sicher ist, daß er mir keine Technik beigebracht hat. Seine Lehrmethode gehörte auch zu dem Geistlosesten, was man sich denken kann. Wie er in der Stunde dasaß, der kleine, dicke, kahlköpfige Mann, dicht am Klavier aufgepflanzt, den linken Zeigefinger hinter dem Ohr, während des Spieles des Eleven bis zur tödlichsten Langeweile die ewig wiederholten Worte dozierend: „Immer langsam, stark, hochheben, langsam, stark, hochheben!" Das war einfach zum Verrücktwerden. Es passierte übrigens hie und da, wenn der Schüler vom Klavier aufstand, daß er dessen Platz einnahm. Aber das geschah nur unter ganz bestimmten Voraussetzungen, die ich gleich nennen werde. Wenn die vorlagen, hatten wir Schüler ein kleines Privatvergnügen. Wir wußten auf ein Haar im voraus, wann Plaidy sich produzieren würde. Das geschah, wenn ein Schüler Mendelssohns Scherzo capriccioso in E- oder sein Capriccio in H-moll mitbrachte. In beiden Fällen machte Plaidy sich bei der langsamen Einleitung so breit wie nur möglich am Klavier. Man hat davon gesprochen, daß Bülow in seinem Vortrag in zu hohem Maße den Pädagogen hervorgekehrt hätte. Aber was soll man dann von Plaidy sagen? Sein Spiel war eine lebendige Illustration zu seinen Theorien: „Langsam, stark, hochheben." Und dazu diese ewige Interpunktion, wenn ich mich so ausdrücken darf. Dieses immerwährende Voneinandertrennen der kleinsten Perioden. Immerwährend Kommas, Semikolons, Ausrufungszeichen, Gedankenstriche, und zwischen dem allen — absolut Nichts. Keine Spur von Inhalt. Es war ein philisterhafter Speisezettelvortrag. Aber dann kam der köstliche Augenblick. Die langsame Einleitung war beendet. Das Allegro sollte einsetzen. Und nun wußten wir genau, was kommen würde. Dann war es so sicher, wie zwei mal zwei vier ist, daß Plaidy sich vom Klavier erhob und mit angenommener Ruhe, wie zufällig, hinwarf: „Und so weiter." Man denke sich: Lehrer am Leipziger Konservatorium sein auf die großartige Leistungsfähigkeit hin, daß man die langsamen Einleitungen zu zwei Mendelssohnschen Capriccios spielen konnte. Und dabei bildete der arme Mann sich in vollem Ernste ein, daß wir ihn nicht durchschauten. Es war urkomisch. Ich will aber nicht ungerecht sein. Ich habe schon angedeutet, daß mir die notwendigen Voraussetzungen, um Plaidy richtig würdigen zu können, fehlen mußten. Es gab wirklich Schüler, die dadurch, daß sie Plaidys Prinzipien blind folgten, geradezu verblüffende technische Resultate aufweisen konnten. Der schönsten Technik unter allen konnte sich der Engländer J. F. Barnett rühmen, der ein geschworener Anhänger von Plaidy war. Arbeitsam und energisch, brachte er es zu einer Wiedergabe von Beethoven, die uns in ihrer Großzügigkeit die größte Achtung abzwang. Hier eine Episode, die ich nicht zurückhalten kann. Es war an einem dunkeln Winterabend, als Barnett zum erstenmal Beethovens Es-dur-Konzert im Gewandhause spielen sollte. Eine seltene Ehre für einen Konservatoristen. Ungefähr um halb sechs Uhr nachmittags (um halb sieben sollte das Konzert beginnen) war ich in dem zu der Zeit des Tages gewöhnlich menschenleeren Konservatorium, um ein vergessenes Notenheft abzuholen. Von einem Lehrzimmer her hörte ich zu meiner Überraschung Töne, die von einem Anfänger zu kommen schienen. Langsam folgte ein Ton dem andern. Im nächsten Augenblick frappierte es mich, daß es Passagen aus dem Allegrosatz in Beethovens Es-dur-Konzert waren, nicht Adagio, sondern noch viel langsamer gespielt! Ich öffnete die Tür ein wenig. Es war Barnett. Er hatte den Mut dazu, die Melodie bis in ihre äußersten Konsequenzen durchzuführen, und obendrein direkt vor dem öffentlichen Auftreten. Und ich gönnte dem liebenswürdigen und bescheidenen Künstler die Resultate seiner Ausdauer. Ein paar Stunden später perlten die Allegropassagen in der schönsten Klarheit dahin. Er gewann einen glänzenden Sieg. Hier gilt wieder, wie so oft, Goethes Wort: „Eines schickt sich nicht für alle." Wie gesagt, für mich paßte Plaidy nicht. Ich brauchte eine andere Art Autorität über mir. Bessere Tage brachen für mich an, als ich Klavierschüler von Ernst Ferdinand Wenzel wurde, Schumanns geistreichem Freund, der bald mein Liebling wurde. Allerdings, er spielte nicht einmal die Einleitungen zu Mendelssohns Capriccioso. Er spielte überhaupt gar nicht. Es ging das Gerücht, daß ihn in seiner Jugend bei einem Auftreten sein Gedächtnis plötzlich verlassen hätte; er hätte das nie verwunden und wäre nicht mehr dazu zu bewegen gewesen, öffentlich zu spielen. Aber er verstand es meisterlich, seine Auffassung mitzuteilen, und er konnte einen Takt ganz anders eingehend detaillieren als Plaidy, und vor allen Dingen, es war Geist hinter seinen Worten. Nachher avancierte ich dazu, Stunden von dem berühmten Ignaz Moscheles zu bekommen. Unter dem Einfluß dieser beiden Lehrer war alle Faulheit wie fortgeblasen. Es ist viel Hartes über den alten Moscheles in seiner Lehrtätigkeit gesagt



Holländerin. Aufnahme von Dr. Friedrich V. Spitzer in Wien.
Von der Internationalen Ausstellung künstlerischer Photographien, Berlin 1905.



worden. Ich muß ihn aufs wärmste verteidigen. Es ist wahr, daß er naiv genug war zu glauben, daß er uns damit imponieren könnte, daß er bei jeder sich bietenden Gelegenheit Chopin und Schumann heruntermachte, für die ich im geheimen schwärmte. Aber schön spielen konnte er, und das tat er auch, manchmal die ganze Stunde. Besonders war seine Wiedergabe von Beethoven, den er anbetete, vortrefflich! Die war ehrlich, charaktervoll und nobel, ohne alle Effekthascherei. Ich studierte bei ihm Beethovens Sonaten dutzendweise. Oft konnte ich keine vier Takte spielen, ohne daß er seine Hände über meine legte, mich sacht von meinem Stuhl wegdrückte und sagte: „Nun hören Sie, wie ich das mache.“ Dadurch lernte ich viele kleine technische Geheimnisse kennen und seine feinsinnige Interpretation bis auf den Grund schätzen. Man erzählte auf dem Konservatorium, was ich glücklicherweise nicht aus eigener Erfahrung bezeugen kann, daß er in der Stunde seinen Schülern folgenden Rat gegeben hätte: „Spielen Sie fleißig die alten Meister, Mozart, Beethoven, Haydn und — mich.“ Ich wage es nicht, für die Wahrheit dieser Anekdote einzustehen, erwähne sie aber, weil ich auf seine Aufforderung hin seine 24 Etuden op. 70 in Angriff nahm, die ich unentwegt von Anfang bis Ende bei ihm studiert habe, was ich durchaus nicht bereue. Sie gefielen mir, und ich tat deshalb mein Bestes, um uns beide, ihn und mich selbst, zufrieden zu stellen. Das muß er gemerkt haben. Denn er faßte immer mehr Sympathie für mich. Und ein gewiß ganz einfacher, aber für mich bedeutungsvoller Erfolg war es, als er, nachdem ich eines Tages eine seiner Etuden gespielt hatte, ohne daß er mich ein einziges Mal unterbrochen hätte, sich zu den andern Schülern wendete und sagte: „Sehen Sie, meine Herren, das ist musikalisches Klavierspiel!“ Wie froh war ich! Am andern Tage lag die ganze Welt wie in Licht gebadet vor mir. In der Harmoniestunde hingegen waren meine Erfolge nicht derart, daß ich hätte damit renommieren können. Bei E. F. Richter schrieb ich im Anfang zu den aufgegebenen Bässen immer die Harmonien, die mir gefielen, statt derer, die die Generalbaßschrift verlangte. Späterhin konnte ich wohl zu einer Fuge manches brauchbare Thema erfinden. Aber das Thema so einzurichten, daß es sich unter die gegebenen Gesetze fügte, das war meine Sache nicht. Ich ging von der fehlerhaften Voraussetzung aus, wenn meine Arbeiten nur gut klängen, wäre das die Hauptsache. Für Richter hingegen war die Hauptsache, daß das Rechenexempel richtig gelöst wäre. Und wenn es sich nun einmal in erster Linie um Rechenexempel handeln sollte und nicht um Musik, so hatte er ja von seinem Standpunkte aus recht. Das war aber der Punkt, der mir damals nicht klar wurde. Ich trotzte hartnäckig und blieb bei meiner Meinung. Ich begriff noch nicht, daß ich hier eben lernen sollte, mich zu begrenzen, zu gehorchen und, wie es in der Vorrede zu seiner Harmonielehre heißt, nicht zu fragen: „Warum?“ Zum Glück entzweiten wir uns niemals. Er lächelte nur nachsichtig über meine Dummheiten, und mit einem „Nein, falsch!“ versah er sie mit einem dicken Bleistiftstrich, wodurch ich eigentlich nicht sehr klug wurde. Aber wir waren viele in der Stunde, und Richter konnte sich nicht mit jedem einzelnen aufhalten. Dr. Robert Papperitz, bei dem ich gleichzeitig Harmoniestunden hatte, ließ mir die Zügel lockerer. Die Folgen waren, daß ich mich so weit von der Landstraße entfernte, daß ich in meinen Choralbearbeitungen chromatische Gänge in der Stimmenführung anbrachte, wo ich nur konnte. Eines Tages brach er aus: „Nein, diese Chromatik! Sie werden ja der zweite Spohr.“ Und da Spohr für meine Begriffe ein akademischer Pedant ersten Ranges war, freute mich dieses Urteil gar nicht. Endlich bekam ich Stunden bei Moritz Hauptmann, und ich bin dem liebenswürdigen alten Meister noch dankbar für alles, was er mich durch seine feinen und geistreichen Bemerkungen gelehrt hat. Trotz aller seiner Gelehrtheit präsentierte er für mich das absolut Nicht-Scholastische. Für ihn bedeuteten die Regeln an sich selbst nichts; sie waren der Ausdruck für die eigenen Gesetze der Natur. Eine Episode, die ich in einem schwachen Augenblick einen „Erfolg“ nennen könnte, will ich hier einschieben. Noch ehe ich Hauptmann kannte — ich war noch keine sechzehn Jahre alt und trug noch meine Kinderbluse — hatte ich in der Privatwohnung (eine Art halbjährliches Privatexamen, an dem alle Schüler ohne Ausnahme teilzunehmen verpflichtet waren) die Ehre erreicht, ein von ihm selbst komponiertes Klavierstück spielen zu dürfen. Als ich fertig war und das Klavier verließ, sah ich zu meiner Überraschung einen älteren Herrn vom Lehrertisch aufstehen und mir entgegenkommen. Er legte die Hand auf meine Schulter und sagte lächelnd: „Guten Tag, mein Junge! Wir müssen gute Freunde werden.“ Das war Hauptmann. Und ich liebte ihn natürlich von dem Augenblicke an. Krank, wie er in den letzten Jahren seines Lebens war, gab er die Stunden in seinem Heim, der Thomasschule, Sebastian Bachs alter Wohnung. Hier wurde mir das Glück zuteil, ihn näher kennen zu lernen. Ich erinnere mich seiner im Sofa sitzend, in Schlafrock und Mütze, die Brille tief in seinem Studienbuch, das mehr als einen Tropfen von der goldbraunen Flüssigkeit bewahrt hat, die stetig von seiner Schnupftabaknase träufelte. Er saß mit einem großen, seidenen Taschentuch in der Hand, um den Tropfen zuvorzukommen. Aber das glückte ihm nicht. So wurde es dann als Wischlappen im Studienbuch benutzt, wovon dieses noch deutliche Spuren aufweist.

Es bestand damals auf dem Konservatorium der zweifelhafte Brauch — und vielleicht besteht er noch — den Schülern in einem Fach Stunden von zwei verschiedenen Lehrern erteilen zu lassen. Im Klavierspiel war dies ja geradezu vom Übel, da wir gleichzeitig nach zwei einander häufig widersprechenden Methoden studieren mußten. Ich erinnere mich nur allzu gut, wie Plaidy sich nicht nur mit den Resultaten seiner Lehrmethode gegenüber den von Moscheles erreichten groß tat, sondern wie er sich selbst in der Stunde erlaubte, mit Anzüglichkeiten gegen Moscheles um sich zu werfen, wo er nur konnte. Es war nicht angenehm für uns Schüler, das anzuhören, und ich glaube auch, daß Plaidy bei den meisten gerade

das Gegenteil von dem erreichte, was er beabsichtigte. Er unterschätzte die Beobachtungsgabe seiner Schüler, was oft den Leuten passiert, die selber nicht zu viel davon haben. In der Harmonielehre entstand durch diese Stunden bei verschiedenen Lehrern nur der Nachteil, daß wir mehr auszuarbeiten bekamen, als wir ausführen konnten, besonders, als wir so weit kamen, daß wir komplizierte Fugen mit zwei und drei Themen sowohl für den einen wie für den andern schreiben mußten. Ich nehme an, daß mehr als ein Schüler es gemacht hat wie ich, und beiden Lehrern dasselbe Musikstück vorgezeigt hat. Das brachte mir indessen wieder einen Erfolg ein. Eine Fuge über den Namen „Gade", die vor Richters Augen keine Gnade gefunden hatte, erweckte in dem Grade Hauptmanns Beifall, daß er gegen alle Gewohnheit, nachdem er sie durchgelesen und sich während des Lesens bei Einzelheiten aufgehalten hatte, ausrief: „Das muß sehr hübsch klingen, lassen Sie mal hören!" Als ich geendet hatte, sagte er mit seinem milden, liebenswürdigen Lächeln: „Sehr schön, sehr musikalisch!"

Im letzten Jahre meiner Konservatoriumszeit hatte ich Kompositionsstunde bei Carl Reinecke, der damals gerade seine Tätigkeit als Kapellmeister der Gewandhauskonzerte und Lehrer am Konservatorium als Nachfolger des nach Dresden versetzten Julius Rietz begonnen hatte. Als eine Illustration dazu, wie es in diesen Stunden zuging, will ich nur eins anführen. Ich meldete mich als einer, der nicht den geringsten Begriff von Formenlehre, noch von der Technik der Streichinstrumente hatte, und wurde gleich aufgefordert, ein Streichquartett zu schreiben. Ich hatte ein Gefühl, als wenn der Dienstmann N. N. mir dasselbe hätte vorschlagen können. So unsinnig kam es mir vor. Ich mußte an meine alte Amme denken. Sie wollte, daß ich etwas tun sollte, wozu ich nicht imstande war, und als ich einwendete: „Ich kann nicht," antwortete sie: „Setz' die ‚Kanne' weg und fasse mit beiden Händen an." Dieser Witz, der mir so manches liebe Mal Mut eingeflößt hat, tat es auch hier. Was Reinecke mich nicht lehrte, suchte ich mir bei Mozart und Beethoven anzueignen, deren Quartette ich aus eigenem Antrieb fleißig studierte. Ich vollbrachte die Arbeit also auf meine Weise, die Stimmen wurden ausgeschrieben und von Mitschülern in einer Ensemblestunde gespielt. Der Direktor des Konservatoriums sprach sich für eine Aufführung des Quartetts in einer „Hauptprüfung" (öffentliche Vorführung der besten Schülerarbeiten) aus, aber Ferdinand David, der ausgezeichnete Violinist und Lehrer, der bei der Probe zugegen war, war anderer Meinung. Er nahm mich beiseite und gab mir den jedenfalls ebenso richtigen wie wohlgemeinten Rat, das Quartett nicht aufführen zu lassen: „Die Leute werden sagen, es sei Zukunftsmusik," meinte er. Mit seiner Meinung, daß es Zukunftsmusik wäre, hatte er übrigens unrecht. Es war nicht die Spur von „Zukunft" darin. Es ging die Schumann-Gade-Mendelssohnschen Wege. Aber daß es eine äußerst mittelmäßige Arbeit war, das begriff ich bald und bin David sehr dankbar gewesen, daß er die Aufführung verhinderte. Ich wünschte nur, daß dieses Quartett, wie so viele andere aus jener Zeit, den Flammen geopfert wäre. Es ist mir aber leider nicht gelungen, es zu vernichten. Es existiert irgendwo in der Welt, nur weiß ich nicht, wo. Ein Mitschüler, der für meine schöpferischen Versuche schwärmte, führte mich eines Tages in Versuchung. Er besaß eine von ihm selbst zusammengeschriebene Partitur von Schumanns Klavierkonzert, das damals nur im Klavierauszug und Orchesterstimmen erschienen war. „Willst Du mir Dein Quartett geben," sagte er eines Tages, „so gebe ich Dir die Partitur von Schumanns Konzert dafür." Dem konnte ich unmöglich widerstehen. Und ich denke noch heute mit heimlichem Grauen daran, daß mein mißlungenes Jugendwerk sich wahrscheinlich noch irgendwo in Europas südlichen Ländern befindet.

Nach dem negativen „Erfolg", der meinem ersten Streichquartett zuteil wurde, sagte Reinecke zu mir: „Jetzt schreiben Sie mal eine Ouverture!" Ich, der keine Ahnung hatte von Orchesterinstrumenten, noch von Orchestration, sollte eine Ouverture schreiben! Wieder dachte ich an den Dienstmann N. N. und — an meine Amme. Ich machte mich mit jugendlicher Todesverachtung ans Werk. Aber diesmal kam ich doch zu kurz. Ich blieb buchstäblich mitten in der Ouverture stecken und konnte nicht weiter kommen. Es scheint unglaublich. Aber eine Klasse im Konservatorium, wo man sich die Anfangsgründe in diesen Dingen hätte aneignen können, gab es nicht. Kein Wunder, daß sich nichts an diese Stunden knüpft, was auch nur einem bescheidenen Erfolg ähnlich sähe. Es war ein Glück für mich, daß ich in Leipzig so viel schöne Musik zu hören bekam, besonders Orchester- und Kammermusik. Das hielt mich schadlos für den mangelnden Unterricht in Kompositionstechnik auf dem Konservatorium. Das entwickelte meinen Geist und meine musikalische Urteilskraft im höchsten Grade, aber es brachte in das Verhältnis zwischen meinem Wollen und meinem Können eine große Konfusion, und leider muß ich sagen: Diese Konfusion war das Resultat meines Leipziger Aufenthalts.

Es mag schwierig erscheinen, in dem, was ich erzählt habe, den Stoff zu einem Erfolge zu finden. Für mich aber stellt sich die Sache anders dar. Ich merkte wohl, daß nicht alles seine Richtigkeit hatte. Ich zog mich in mich selbst zurück, weil ich etwas anderes wollte, als das, was man mich in den Stunden lehrte und mich zu lehren unterließ. Aber die Empfindung, daß ich etwas anderes wollte, hatte für mich doch ihre Stimulanz, weil sie in die Zukunft wies und mir den Mut gab, auf eigene Hand weiterzuarbeiten. Zu allererst aber brachte sie mir viele Enttäuschungen. Es läßt sich nicht leugnen, daß es mir nahe ging, wenn ich sah, wie ich von meinen Studiengenossen distanziert wurde, die reißende Fortschritte machten und Aufgaben bekamen, die sie lösen konnten. Ich erinnere mich speziell an einige junge Engländer, die, teils durch eisernen Fleiß, teils durch Leichtigkeit in der Aneignung von Kenntnissen, Dinge leisteten, denen gegenüber ich meine eigene Ohnmacht drückend empfand. Zu diesen gehörten Arthur

Sullivan, der später so berühmt gewordene Komponist des „Mikado“, der Klavierspieler Franklin Taylor und Walter Bache, der zu früh dahingerissene begabte und unermüdliche Lisztvorkämpfer in England, Eduard Dannreuther, der ebenfalls einer der ersten war, die in England für Wagner in die Schranken traten. Er war eine bedeutende Intelligenz und ein überlegener Klavierspieler. Endlich der schon früher erwähnte treffliche John Francis Barnett, der als Lehrer in London lebt. Sullivan zeichnete sich sofort durch sein Kompositionstalent und durch die weit vorgeschrittene Instrumentationstechnik aus, die er sich schon vor seinem Eintritt ins Konservatorium erworben hatte. Er schrieb während seiner Studienzeit eine Musik zu Shakespeares „Sturm“, wovon er einige Takte in mein Album eingetragen hat, die eine so routinierte Hand aufweisen, wie die eines alten Meisters. Obgleich ich nicht mit ihm verkehrte, hatte ich doch einmal die Freude, eine Stunde mit ihm zu verbringen, die ich nicht vergesse. Es war während der Generalprobe zu Mendelssohns „Paulus“. Wir saßen und folgten der Musik in der Partitur. Aber was für eine Partitur! Mendelssohns eigenes Manuskript, das Sullivan für die Gelegenheit vom Direktor des Konservatoriums, Conrad Schleinitz, geliehen bekommen hatte, der, wie bekannt, ein intimer Freund Mendelssohns war. Mit welcher Andacht wendeten wir Blatt für Blatt! Wie bewunderten wir die klare, sichere Notenschrift, die den Konzeptionen so gut entsprach.

Wenn ich den Namen Schleinitz nenne, so erweckt auch der Erinnerungen an Vorgänge, die dazu beitrugen, mich zu formen. Als ich nach Leipzig kam, war er schon ein alternder Mann, von dem ein gewaltiger Respekt ausging. Aber es wurde mir bald klar, daß er nicht beliebt war. Ich habe indessen im ganzen keinen Grund, mich über ihn zu beklagen. Ich hatte allerdings im Anfang den Eindruck, daß er mich nicht leiden könnte, und es kam mir vor, als ob er mich miede. Das deutete ich mir dahin, daß Plaidy mich bei ihm angeschwärzt hätte. Aber ich war noch kein halbes Jahr am Konservatorium, als sich ein scheinbar unbedeutender Vorfall ereignete, der mit einem Schlag meine Aktien bei Schleinitz zum Steigen brachte. Und seit der Zeit ist er bei jeder Gelegenheit liebenswürdig und entgegenkommend gegen mich gewesen. Der Vorgang war folgender: Eines Abends hatte ich mit einigen anderen Mitschülern das Mißgeschick, zu spät zu einer der wöchentlichen Abendunterhaltungen am Konservatorium zu kommen. Der Sitte entsprechend, blieben wir draußen, bis das erste Musikstück vorüber war, worauf wir in geschlossenem Trupp in den Saal eintraten. Nun hatte Schleinitz eine Schwäche dafür, bei jeder Gelegenheit väterlich ermahnend aufzutreten. Als der letzte Ton der Abendunterhaltung verklungen war, erhob sich Schleinitz und forderte alle auf, noch dazubleiben, da er einige Worte zu sagen habe. Große Spannung und ebenso großes Erstaunen. Sein Speech hatte keinen geringeren Zweck, als alle Schüler, die zu spät gekommen waren, abzukanzeln. Er schloß mit dem Knalleffekt, das Eigentümliche an diesen Verspätungen wäre, daß im allgemeinen die schlechtesten Schüler sie sich zuschulden kommen ließen. Dieser „Erfolg“ war mir doch zu negativ. Eine solche Kränkung war mehr, als ein junger Brausekopf, wie ich, auf sich sitzen lassen konnte. Am nächsten Morgen um neun Uhr klopfte ich an des Direktors Tür. Ich wurde hereingelassen. Ohne Umschweise sprach ich frei von der Leber weg. Ich sagte ihm, wie rücksichtslos und kränkend sein Benehmen gewesen wäre, indem er alle über einen Kamm geschoren hätte, und daß ich nicht willens wäre, mich in eine solche Behandlung zu finden. Er wurde komplett wütend, fuhr auf und wies mir die Tür. Aber jetzt war ich in Kampfstimmung gekommen. „Jawohl, Herr Direktor, ich gehe. Aber nicht, bevor ich gesagt habe, was ich zu sagen habe.“ Und in diesem Augenblick geschah das Erstaunliche, daß Schleinitz auf einmal umschlug. Er kam auf mich zu, klopfte mich auf die Schulter und sagte, sanft wie eine Lerche: „Nun, das ist ja sehr hübsch, daß Sie auf Ihre Ehre halten.“ Diesen „Erfolg“ lasse ich mir nicht streitig machen. Nach diesem Vorfall änderte Schleinitz sein Benehmen mir gegenüber ganz und gar. Ich selbst hatte das Gefühl, ihn für immer gewonnen zu haben. Wir wurden die besten Freunde, und er wußte nicht, was er alles Gute für mich tun sollte. Ein Beispiel: An einem Wintertag, als die Post mit der gewöhnlichen Geldsendung für mich aus der fernen Heimat ausblieb, mußte ich zum ersten- und glücklicherweise auch zum letztenmal in meinem Leben meine Uhr versetzen. Das erfuhr Schleinitz auf die eine oder die andere unbegreifliche Weise. Er ließ mich rufen und forderte mich aufs dringlichste auf, nie mehr zu einem solchen Ausweg meine Zuflucht zu nehmen, sondern mich immer um den nötigen Vorschuß an ihn zu wenden. Ein Erfolg? Jawohl, ein moralischer Erfolg, den ich mir sofort zugute schreibe. Und das war ein schöner Zug von Schleinitz, der neben der scharfen Kritik über seine vermeintlichen moralischen Schwächen, von denen soviel die Rede gewesen ist, genannt zu werden verdient. Ich hätte es sehr begreiflich gefunden, wenn weder der Direktor noch die Lehrer des Konservatoriums sich für mich interessiert hätten. Denn ich brachte es in den drei Jahren nicht dazu, etwas zu leisten, was Versprechungen für die Zukunft gemacht hätte. Wenn ich deshalb in diesen Streiflichtern über das Konservatorium verschiedenes habe tadeln müssen, sowohl an Personen, als auch an der Institution, so beeile ich mich hinzuzufügen, daß ich es für a priori gegeben ansehe, daß es in erster Linie mein eigenes Naturell war, das mich ungefähr ebenso dumm vom Konservatorium scheiden ließ, wie ich hingekommen war. Ich war ein Träumer ohne alle Talente für den Wettstreit. Ich war schwerfällig, wenig mitteilsam und alles andere als gelehrig. Wir Norweger entwickeln uns überhaupt im allgemeinen zu langsam, um im Alter von achtzehn Jahren zur Genüge zeigen zu können, wozu wir befähigt sind. Wie dem auch sei: Ich war noch ganz im unklaren über mich selbst. Die Leipziger Luft hielt meinen Blick umschleiert. Als ich aber ein Jahr später nach Dänemark kam, fiel der Schleier von meinen Augen, und

meine verwunderten Blicke sahen plötzlich eine Welt von Schönheit, die der Leipziger Nebel mir verborgen gehalten hatte. Ich hatte mich selbst gefunden, und mit der größten Leichtigkeit überwand ich alle Hindernisse, die mir in Leipzig unübersteigbar erschienen waren. Aus meiner endlich frei gewordenen Phantasie schuf ich in kurzer Zeit ein größeres Werk nach dem andern. Als meine Musik im Anfang von der Kritik als gesucht und barock hingestellt wurde, konnte mich das nicht mehr irre führen. Ich wußte jetzt, was ich wollte, und steuerte kampfbereit auf das neue Ziel los, das mich lockend anzog.

Doch ehe ich schließe, noch einmal zurück zur Leipziger Zeit. Man wird mir zugeben, daß ich mein Bild als Konservatorist in keiner Weise geschmeichelt habe. Ich will mich indessen nicht schlimmer machen, als ich war, und ehe ich diese Zeilen beschließe, noch eins hinzufügen, was dazu beitragen kann, mich bei vielen, die sicher die meisten meiner „Erfolge" an den Haaren herbeigezogen gefunden haben, zu rehabilitieren.

Ich beeile mich deshalb ein Beispiel davon zu bringen, was man einen wirklichen Erfolg nennt. Es war zur Osterzeit 1862, vor meinem Abgang vom Konservatorium, daß ich die besondere Ehre genoß, zu den Auserkorenen zu gehören, die in der öffentlichen Prüfung im Gewandhaussaal mit auftreten durften. Ich spielte einige Klavierstücke eigener Fabrikation. Gott weiß es, sie bezeichnen den tastenden Schüler, und ich erröte noch heute bei dem Gedanken daran, daß sie im Druck erschienen sind und als opus 1 figurieren. Aber Tatsache ist es, daß ich formidables Glück damit machte und mehrere Male herausgerufen wurde. Das war also endlich ein Erfolg, über den nicht zu streiten ist. Und doch war er für mich selbst ohne jede Bedeutung. Das Publikum bestand überdies aus Eingeladenen, aus Freunden und Verwandten der Lehrer und Schüler. Es war unter diesen Umständen für einen blonden Jüngling aus dem Norden die leichteste Sache von der Welt, Glück zu haben.

Und nun frage ich, wo ist in allem, was ich hier mitgeteilt habe, der erste Erfolg zu finden? Man wird sicher zwischen den Zeilen haben lesen können, daß für mich und meine Entwicklung nicht ein einzelner Vorgang eine Antwort auf die gestellte Aufgabe bildet. Ich kann nicht mit dem Finger auf den ersten Erfolg zeigen und sagen: Hier ist er. Und weshalb? Weil er an sich etwas Abstraktes ist. Überblickt man indessen, wie in einer gesammelten Summe, was ich hier niedergeschrieben habe, so wird der aufmerksame Beobachter sich bald im klaren darüber sein, wohin ich gezielt habe. Wie ich am Anfang dieses Aufsatzes andeutete, war es meine Absicht, den Leser dahin zu bringen, die Frage selbst zu beantworten. Aber vielleicht habe ich meine Fähigkeit überschätzt. Ich kann ihm deshalb ebensogut den Schlüssel überliefern, indem ich kurz und gut resumiere: Die Schale dieser Erlebnisse birgt den Kern der Frage: Daß ich die Kraft in mir besaß, um späterhin das Joch abzuschütteln, all den überflüssigen Ballast fortzuwerfen, mit dem mich die ebenso mangelhafte, wie bleischwere und einseitige Erziehung zu Hause und in der Fremde beladen hatte, und der mein Naturell auf Irrwege zu bringen drohte, das war meine Rettung, mein Glück.

Und als ich mir dieser Kraft bewußt wurde, als ich mir über mich selber klar wurde, da erlebte ich, was ich meinen einzigen Erfolg nennen möchte. Denn der wurde für mein Leben entscheidend. Meiner Kindheit und der ersten Studienjahre Leiden und Freuden, Enttäuschungen und Triumphe haben alle zu diesem einen großen Erfolge beigetragen. Ja, ohne sie hätte ich ihn nicht erreicht.

Nächtlicher Schnitter.

Hell scheint der Mond, die Sense rauscht;
Ich hab' hinaus in die Nacht gelauscht.
Über die Ähren ein Zittern flog,
Halm zum Halm sich herniederbog:
„Bruder, o Bruder, hast Du's erlauscht?
Des Mähers Schritt?
Der Sichel Schnitt?
Hörst Du, wie näher die Sense rauscht?"

Auf schwülem Lager wach' ich nun,
Das Raunen und Rauschen, nicht läßt mich's ruhn.
Durch meine Seele ein Zittern fliegt;
Ein Schatten sich über mich niederbiegt:
„Seele, o Seele, hast Du's erlauscht?
Des Mähers Schritt?
Der Sichel Schnitt?
Hörst Du, wie näher die Sense rauscht?"

Fritz Erdner.

Eisgang.

Roman von

Carl Manfred Kyber.

(Schluß.)

V.

Als Hella erwachte, schien die goldene Mittagssonne schon lustig zum Fenster herein. Hella sah nach der Uhr: wahrhaftig, schon über zwölf! Da mußte sie sich doch etwas beeilen, um noch zu Tische fertig zu werden. Aber Hella beeilte sich gar nicht. Sie stand sehr langsam auf, musterte das zerknitterte Ballkleid, das sie gestern lässig auf einen Stuhl geworfen, den welken Jasminkranz, der so traurig die zerdrückten Blüten hängen ließ — und dann ging sie langsam an ihre Toilette, eigentlich immer noch halb im Schlaf. Sie wusch sich, und das kalte, frische Wasser tat ihr wohl und ließ sie wieder wach werden. Und nun begann Hella nachzudenken, und während sie sich vorm Spiegel die Haare ordnete und steckte, kam ihr die Erinnerung an all das, was gestern gewesen war, eins nach dem andern. Es war ihr eigentlich nicht recht klar, warum es so gekommen war, aber das Unklare der Einzelheiten hatte nichts Quälendes weiter und alles in allem empfand sie etwas wie Zufriedenheit und ein Gefühl von Ausgefülltsein. Ja, das fühlte sie ganz deutlich, es war etwas ausgefüllt in ihr, was früher leer und lebenslos war. Was das war, wußte sie auch nicht recht, aber jedenfalls war es sehr angenehm. Und Hella dehnte behaglich den schönen schlanken Körper und betrachtete sich sehr eitel und mit großer Genauigkeit im Spiegel. Nun war sie also mit Erich Ruland verlobt und damit war sie also jetzt eine Braut — was für ein merkwürdiger Zustand! Und nun fing sie auch an, sich über die äußeren Seiten der Sache klar zu werden, eigentlich aber ohne ein wirkliches Glücksgefühl dabei zu empfinden. Es war eben alles, wie auch ihre ersten Reflexionen, sehr angenehm: sie war von nun an selbständiger, und mußte im Hause schon mehr als Persönlichkeit gelten und demgemäß behandelt werden. Sie konnte dies und das nach eigenstem Willen bestimmen, ändern und neu machen lassen, denn ohne in die Rechte ihrer Mutter zu greifen, mußte sie doch manches für ihre Ehe einrichten, was sich nur rein persönlich entscheiden ließ. Da konnte doch niemand mitreden, selbst Tante Malwine nicht. Bei dem Gedanken an Tante Malwine mußte Hella unwillkürlich lachen. Tante Malwine, die früher alles durfte, mußte sich jetzt doch etwas einschränken mit ihren Ermahnungen und Ratschlägen und Grundsätzen. Aber Tante Malwine wußte ja noch gar nicht, daß Hella eine Braut war! Und Hella lachte leise und vergnügt vor sich hin, während sie die letzte Hand an ihre Toilette legte und die Sonnenstrahlen lustig im Zimmer herumgaukelten und der weiche Sonnenwind Blumenduft und den Geruch von frischem Grün zum Fenster herein trug.

Als Hella heruntergegangen und eben im Begriff war, sich ins Wohnzimmer zu verfügen, kam ihr Tante Malwine entgegen: „Deine Mama ist krank,“ sagte sie kurz, „sei recht leise!“ — Hella sah erschrocken und erstaunt auf: „Mama ist krank? Ja, was denn — —“ Tante Malwine sah sie durchbohrend an: „Ihr seid gewiß nicht vorsichtig gewesen. Es ist mit den Lungen, Erkältung ....“

„Ich will zu Mama hinein,“ sagte Hella und schob sich energisch an Tante Malwine vorbei. Aber die hielt sie zurück. „Deine Mama schläft, Du kannst sie jetzt nicht stören. Nach Tisch vielleicht. Wir essen gleich.“

Hella ging resigniert auf die Veranda heraus, wo der Tisch schon gedeckt stand, und sie sah sofort, daß das Gedeck für ihre Mutter fehlte. Das war selbstverständlich, aber es berührte sie sehr, sehr unangenehm, und ihre zufriedene Stimmung und ihre bräutlichen Empfindungen verflogen mit einem Male. Sie fühlte die Krankheit der Mutter plötzlich viel intensiver und schwerer, und es war ihr, als ob dunkle Schatten durch all den Sonnenschein huschten draußen und drinnen. Es war eine Erkältung, ja, natürlich, aber es könnte doch am Ende mehr daraus werden, viel mehr, wer weiß — jedenfalls mußte sie Näheres darüber

hören. Da kam auch Tante Malwine auf die Veranda heraus, die beiden setzten sich und das Essen wurde aufgetragen. Sowie das Dienstmädchen wieder hinaus war, hörte Hella denn auch Näheres. Die Mutter habe sich heute ganz früh schon krank gefühlt, und man habe gleich darauf zum Doktor geschickt, der dann auch erschienen sei, bevor Hella aufstand. Es sei eine leichte, ganz leichte Lungenentzündung, hätte er gesagt, aber Frau Herborg müsse sich sehr in acht nehmen, es seien Anlagen zu Schlimmerem vorhanden. Fürs erste sei jedoch nichts Ernstes zu befüchten, ein paar Wochen Ruhe und Pflege, dann würde sich's wieder geben, jetzt bei der warmen Jahreszeit. Hella atmete etwas erleichtert auf. Tante Malwine fühlte sich veranlaßt, dieses Thema noch näher zu beleuchten. „Wenn Du Dich etwas um Deine liebe Mama gekümmert hättest und vor allem drauf gesehen hättest, daß sie das Tuch umtat, das sie immer vergißt, dann hätte sie sich nicht erkältet.“ Tante Malwine sprach sonst nicht von einer „lieben“ Mama, aber diesmal hatte sie augenscheinlich das Bedürfnis, ihre freundliche Äußerung durch diese Ausschmückung wuchtiger und gemütserschütternder zu gestalten. Hella biß sich auf die Lippen und erwiderte nichts. Obwohl sie Tante Malwinens Äußerung durchaus richtig taxierte, war sie doch eine zu vornehme Natur, um nicht ein gewisses Schuldgefühl zu empfinden. Diese peinliche Atmosphäre wurde durch Onkel Wilhelm sehr geräuschvoll unterbrochen. Onkel Wilhelm kam nämlich in gehobenster Stimmung an und während er sich kaum noch das Käpsel aufgesetzt hatte, platzte er schon mit der aufgeregt-vergnügten Bemerkung los: „Es war reizend gestern bei Bärenburgs.“ Tante Malwine beeilte sich sofort, ihn von Frau Herborgs Erkrankung in Kenntnis zu setzen. Onkel Wilhelm bedauerte natürlich sehr und war ganz Mitleid und Teilnahme, obwohl es ihn wieder beruhigte, zu hören, daß die Sache nicht gefährlich sei. Jedenfalls erklärte Onkel Wilhelm entschieden, heute bis zum Abend dableiben zu wollen, damit doch eine energische männliche Kraft im Hause wäre.

„Du brauchst Dich wirklich dadurch nicht abhalten zu lassen, es ist keineswegs gefährlich,“ sagte Tante Malwine abwehrend, denn die Aussicht war nicht verlockend, nun auch noch Onkel Wilhelm da zu haben, der ausgesucht unpraktisch war und durch seine gutmütige Unbeholfenheit überall störte, selbst da, wo man es gar nicht für möglich hielt.

„Aber bitte, bitte, ich tue es ja sehr gerne, und sicher ist sicher,“ sagte Onkel Wilhelm und lächelte opferfreudig. Tante Malwine resignierte und goß den Kaffee ein. Eine Zeitlang, während die drei tranken, wurde kein Wort gesprochen, man hörte nur dazwischen das leise Klirren der Tassen und Löffel. Endlich raffte sich Onkel Wilhelm auf und wollte die Damen etwas aus ihrer trüben Stimmung herausreißen.

„Ja, es war reizend bei Bärenburgs, und Hella sah so wunderhübsch aus, ich war ordentlich stolz auf sie!“ Und dabei nickte er Hella freundlich zu.

„Ach ja, noch etwas, das war sehr komisch!“ fuhr er zu Tante Malwine gewandt fort, „aber ich will Dir lieber alles von Anfang an erzählen, ich erzähle so ungern aus der Mitte heraus, das nimmt dem Zuhörer alles Vergnügen, vor allem, weißt Du, so das Einheitliche . . .“

„Ich danke, lieber Wilhelm,“ sagte Tante Malwine, „aber ich habe wirklich keine Zeit, mich damit zu beschäftigen, ich habe so viel zu überlegen und anzuordnen. Hella, Du gehst vielleicht mit dem Onkel in den Garten —“ Und damit erhob sich Tante Malwine erregt und ging majestätisch in die inneren Gemächer. Onkel Wilhelm war etwas verdutzt und trank nachdenklich seinen Kaffee aus, während Hella ihn aufforderte, in den Garten zu kommen. Onkel Wilhelm war denn auch sehr einverstanden und setzte seine Erheiterungstaktik lebhaft fort, aber auch bei Hella hatte er wenig Glück damit, denn sie war, obwohl sehr freundlich, doch einsilbig und seltsam in sich gekehrt. Sogar ihr Lieblingshund, der Neufundländer, der mit großen Sätzen auf sie zueilte und sie freudig ansprang, fand keine sonderliche Beachtung. Und auch das ging spurlos an ihr vorüber, daß Onkel Wilhelm, um ihr etwas recht Angenehmes zu sagen, behauptete, der Hund sei schon wieder gewachsen. Besagter Hund war übrigens über sechs Jahre alt und hatte lange auf ein weiteres Wachstum verzichtet. — — —

An demselben Abend noch ließ, als Onkel Wilhelm gegangen war, Frau Herborg ihre Tochter zu sich rufen. Hella setzte sich aufs Bett der Mutter, während diese ihr die feine, schmale Hand entgegenstreckte.

„Mama, ist Dir jetzt besser?“ fragte sie etwas beklommen und in dem unwillkürlichen Bewußtsein, daß sie anders war, als sonst, nicht so natürlich und unbefangen. Frau Herborg lächelte. Es war das eigentümliche nachsichtige Lächeln, das nur jene Frauen haben, die sehr vornehm und sehr intelligent sind und die sehr, sehr viel durchgemacht haben. Ein Lächeln, von dem man nicht weiß, ob mehr Güte oder mehr Klugheit und Abgeklärtheit darin liegt, und das man sehr selten und nur bei einer Frau sieht.

„Du hast Dich gestern mit Erich Ruland verlobt, nicht wahr?“ sagte sie freundlich. Hella wurde rot bis an die Haarwurzeln und während sie sich auf die Hand der Mutter neigte, fing sie an leise zu weinen. Es war ein Weinen, das all die Aufregung und nervöse Überspannung der letzten Nacht in sich auflöste, und das, durchaus nicht schmerzlich, sondern als einfache Reaktion, fast körperlich wohltuend war. Frau Herborg wußte das sehr gut; sie störte ihre Tochter in keiner Weise und streichelte ihr nur leicht und beruhigend die glühenden Wangen. Erst sollte sie sich mal ordentlich und gehörig ausweinen, und dann ließe sich ja über alles sprechen. Hella empfand dies feine, schweigende Verständnis namenlos dankbar und ein fast zwingendes Gefühl überkam sie, der Mutter alles zu sagen und alles bis ins kleinste zu erzählen, das Verlangen, sich voll und ganz zu geben, wie es kraftvollen und impulsiven Naturen eigen ist. Und so trocknete sie energisch ihre Tränen, schüttelte die wirren Haare aus der Stirn und sah ihrer Mutter ernst und ruhig ins Gesicht. Und als Frau Herborg sie dann an sich zog und küßte, wich die letzte Unsicherheit von ihr und in der lautlosen Stille des Krankenzimmers, die nur durch das eintönige Ticken der altmodigen Wanduhr unterbrochen wurde, beichtete Hella das ganze große Geheimnis ihrer ersten Ballnacht. Und während sie erzählte, wurde all das, was sie erlebt und empfunden hatte, immer deutlicher und ihr selbstverständlicher und greifbarer. Im Willen, die Mutter zu überzeugen, überzeugte sie sich unbewußt selbst, das Unklare und Unsichere ihrer Empfindungen verschwand völlig und machte dem ruhigen Gefühl Platz, daß es alles so hatte kommen müssen und also auch so sein mußte. Und wie sie geendet und nun doch etwas zaghaft fragte: „Mama, bist Du auch nicht böse?“ da hatte sie die innere, feste Überzeugung, daß Mama eigentlich wirklich gar nicht böse sein konnte. —

Und Frau Herborg war auch nicht böse. „Ich habe mir das gedacht,“ sagte sie leise und freundlich, „es ist vielleicht auch gut so und Ihr paßt wohl auch zueinander. Man muß auch nie gegen seine Gefühle handeln, und ich bin glücklich und zufrieden, wenn Du es bist, mein Kind!“ Hella küßte dankbar die Hand ihrer Mutter, und diese fuhr lächelnd fort: „Aber etwas müssen wir doch berücksichtigen. Siehst Du, es ist alles sehr schön und richtig und gut, aber ein ganz klein bißchen Vernunft gehört denn doch zu allem. Und darüber muß man ganz ruhig und sachlich sprechen, nicht wahr?“ — „Ja, Mama,“ sagte Hella leise, obwohl sie nicht ganz einverstanden war und eigentlich dachte, daß sie bereits alles mit dem größten Verstandesaufwand beleuchtet hätte. — „Ich will gar nicht von äußern Dingen reden,“ sagte Frau Herborg, „Du bist in der glücklichen Lage, daß diese für Dich sehr einfach liegen. Neuhof ist nicht belastet, Du hast außerdem noch Geld genug zum Leben und auch Erich Ruland verfügt über ein beträchtliches Vermögen. Er ist beinah reich, kann man sagen, und zudem vollkommen unabhängig.“ Hella war sichtlich angenehm überrascht über diese Eröffnungen, von alledem wußte sie bisher fast gar nichts und die Sache kam ihr dadurch nur noch vernünftiger und einleuchtender vor. Frau Herborg merkte das wohl und auch sie hatte ein beruhigtes und dankbares Gefühl, daß sie ihrem Kinde eine so sichere Aussicht eröffnen konnte.

„Es sind aber innere Gründe,“ fuhr sie fort, „die nun einmal erwogen werden müssen in allen solchen Sachen. Ich will sie Dir nur kurz andeuten, entscheiden muß da jeder für sich selbst. Siehst Du, die Ehe ist durchaus nicht etwas Leichtes, sie stellt Anforderungen aller Art und jedenfalls muß man, und ganz besonders als Frau, Kon-

zessionen machen und seine Freiheit etwas einschränken. Und dann noch eins: selbst in einer glücklichen Ehe entstehen mal hie und da Meinungsverschiedenheiten oder sonst was, nicht wahr? — Das läßt sich ja nun alles mit Verstand und mit gutem Willen beseitigen, aber es kommt dabei auf etwas sehr an, auf das Wie. Wenn das nicht gleich ist auf beiden Seiten, kann leicht aus der Dissonanz etwas ganz anderes werden, das unüberbrückbar ist. Siehst Du, nun ist Erich Ruland ja gewiß ein sehr gut erzogener Mensch, aber sein Vater war aus ziemlich einfacher Familie und seine Mutter, eine Cousine von Deinem Papa, hat sich deswegen seinerzeit mit ihren Verwandten so ziemlich überworfen wegen ihrer Heirat. Sie soll es übrigens auch bei ihrem Mann nicht leicht gehabt haben und hat viel durchgemacht. Ich weiß nicht allzuviel davon, sie lebte sehr entfernt von uns und ist sehr früh gestorben. Siehst Du, mein Kind, ich sage Dir das alles nicht, um Deine Gefühle zu beeinträchtigen, ich möchte nur, daß Du Dir bei alledem über eines klar bist: glaubst Du bestimmt, daß er niemals etwas sagen wird, was an sich ja vielleicht gar nichts Besonderes ist, aber auf eine Art, die Dir weh tun könnte? Eben anders, als Du es gesagt hättest? Bist Du davon überzeugt?"

„Ja, Mama!" sagte Hella sehr ruhig, aber ohne daß ihr's bewußt wurde, fühlte sie sich ein ganz klein wenig unsicher dabei. Da zog Frau Herborg sie an sich und küßte sie sehr, sehr herzlich.

„Dann ist es gut," sagte sie weich, „und ich wünsche Euch Glück von ganzem, ganzem Herzen! — —

Hella schmiegte sich fest in die Arme der Mutter und kämpfte jetzt auch wieder etwas mit den aufsteigenden Tränen. Aber schließlich huschte ein Lächeln über ihr Gesicht und sie fragte sehr zaghaft und scheu, indem sie über und über errötete: „Darf ich ihm jetzt schreiben, Mama?" — „Ja, mein Kind. Und grüße Deinen Erich von mir! Hörst Du, vergiß das nicht! — Und nun gute Nacht für heute, Hella, ich denke, wir werden beide müde sein und wollen uns morgen mal ausschlafen! Nicht? Gute Nacht, und — behüt Dich Gott!" —

Hella küßte schweigend die Hand der Mutter und ging still zur Tür hinaus.

Frau Herborg aber lehnte sich erschöpft in die Kissen zurück und auf ihrem Gesicht prägte sich ein namenlos müder Zug aus. Sie dachte an vergangene Zeiten, an ihre Ehe, von der sie ihre ganze heimliche warme Welt erwartet und in der sie nichts gefunden hatte, als Konvention. Und schließlich wird ja Konvention zur Ruhe. Oder aber auch nicht — und was dann?? Wie merkwürdig doch Erich Ruland ihrem einstigen Mann ähnlich sah! Der war auch so schön gewesen, so schön und männlich, daß ihr ganzes Blut nach ihm verlangt hatte. Und der hatte auch so manches anders gesagt, als sie es gesagt hätte .... Und wie wird es mit Hella, die noch viel heißblütiger und elementarer ist als sie, und die auch so unpraktisch sensitiv ist und so eigen in dem, was sie will??? — Durchs Zimmer huschte das gedämpfte Licht der Lampe, die mit einem grünen Schirm verhangen war und alles nur halb und unsicher erleuchtete. Und die Uhr schlug leise, die alte Uhr, die schon so oft geschlagen hatte — müde, lange Stunden .....

VI.

Zwei Jahre waren seitdem vergangen. Hella und Erich Ruland waren auf der Hochzeitsreise. Die Trauung hatte ganz still auf Neuhof stattgefunden, weil Frau Herborgs Leiden sich verschlimmert hatte und sie keine geräuschvollen Geselligkeiten mehr vertrug. Und dann war das junge Paar abgereist, zuerst in die Schweiz, wo sie, langsam von Ort zu Ort fahrend, ihre Flitterwochen zubrachten. Hella war der Abschied schwerer geworden als sie sich's gedacht hatte. Sie schied ja nur auf kurze Zeit, aber sie war eine Natur, die alles eher schwer als leicht nahm, jedenfalls aber immer sehr tief empfand, fast schwerfällig tief. Doch als sie erst heraus war aus all dem Alten, da faßte sie das Neue mit gesunder Genußfreudigkeit auf. Und es war sehr schön, all das Neue: schneeweiße Firnen und trotzige Felsen, die bunten Rinderherden und grünen Matten, und das Ave-Maria-Läuten im Abendsonnenschein — — und zu allem die ersten heißen Liebesküsse .... Dieselbe Stimmung, wie damals in jener Ballnacht, dies Müde-Werden, Sich-Hingeben und Anlehnen, dieselbe Stimmung, wie damals, als ihr der Jasmin-



Chrysanthemen. Aufnahme von Edward Seymour in Parade-Watford (England).
Von der Internationalen Ausstellung künstlerischer Photographien, Berlin 1905.



kranz im Haar zerdrückt wurde und über die geschorene Akazienhecke der Duft von frischem Heu herüberwehte. Erdgeruch und erste Mahd! Auch geistig trat sie ihrem Mann jetzt näher als es in der Brautzeit gewesen war. Da waren sie nie so zusammen, er hatte noch häufig in Berlin zu tun, und auch wenn er in Neuhof war, so gab es so viel rein Äußerliches und Praktisches zu überlegen und zu besprechen, daß man kaum zu einer stillen Stunde kam. Die oberen Räume wurden neu hergerichtet, die Reiseroute besprochen und zum Schluß mußten noch all die langweiligen Besuche gemacht werden. Jetzt waren sie aber allein und konnten ihre Eindrücke in Ruhe gemeinsam austauschen und genießen, und Erich Ruland erklärte seiner jungen Frau manches, was sie nicht wußte, und dafür war sie ihm dankbar. Sie waren oft sehr verschiedener Meinung und sprachen sehr erregt miteinander, aber diese Debatten hatten eher etwas Interessantes, Belebendes, als etwas Unangenehmes, obwohl Erich Ruland stets deutlich den Überlegenheitsstandpunkt herauskehrte. Zudem handelte sich's um fremdes Land und fremde Sitten und blieb also auf neutralem Boden, als etwas, was immer nur äußerlich und nie innerlich war. Nur eins störte Hella: ihr war's, als wären die ganze Natur und die Menschen hier nicht ganz echt, als sei das alles so etwas äußerlich auf den Fremdenverkehr zugestutzt, das Ganze eigentlich mehr ein schönes fesselndes Panorama, wie ein wirkliches greifbares Stück Erde. Ihr Mann, der die Welt von ganz anderen Gesichtspunkten ansah, lachte sie freilich aus, aber der Eindruck blieb doch in ihr haften, der unbewußte unklare Eindruck der Komödie. Und merkwürdig — diesmal hatte sie keine Lust, mit ihrem Mann darüber zu disputieren. Als er sie auslachte und ihr gutmütig sagte, sie solle kein Kindskopf sein, da hatte sie ganz und gar nicht das Bedürfnis, ihre Meinung zu verteidigen und wie sonst einen lustigen Krieg aus der Frage zu machen. Sie schwieg still und dachte unwillkürlich an Neuhof. Dann gingen sie nach Italien herüber, zuerst nach Venedig, wo sie beschlossen, einige Tage zu bleiben. Sie hatten es gut getroffen mit dem Wetter und Hella war ganz gebannt von dem seltsamen Mondscheinzauber der alten Dogenstadt. Und als sie in eine Gondel stiegen und langsam hindurchfuhren durch all die wundersam phantastische Pracht, während von fern her verhallend Mandolinenspiel herüberklang und Gesang — melancholische, müde Weisen — da sagte Hella leise und verloren: „Wie schön — fast unwahrscheinlich schön!“ Erich Ruland sah sie an und lächelte nachsichtig, dann las er den Bädeker weiter; darin war er nämlich sehr genau, er wollte verstehen und bewußt genießen, was er sah. Das andere war für ihn „Gefühlsduselei“, aber er war gutmütig genug, um seiner Frau die Freude, die sie daran hatte, nicht zu nehmen. Was Hella besonderen Spaß machte, war die lustige Nacktheit und ungenierte Natürlichkeit der italienischen Straßenjugend. Es zog sie geradezu an, sie fühlte in ihrer elementaren Veranlagung etwas Verwandtes mit der rein körperlichen Lebensauffassung dieser Menschen, die nichts taten und sich von der Sonne bescheinen ließen.

„Weißt Du,“ sagte sie zu ihrem Mann, „das hab' ich mir auch immer gewünscht, mal tüchtig zu verregnen und mich dann ganz einfach auf die Erde zu legen und mich von der Sonne trocknen zu lassen. So etwas Urzustand, weißt Du —“

Aber Erich Ruland wußte gar nichts davon, er fand es greulich und sah seine junge Frau mit unverhohlenem Erstaunen an.

„Liebes Kind, wie kann ein erwachsener Mensch noch solche Gedanken haben? Es ist ein Glück, daß wir so weit sind in unserer Kultur und Bildung, daß wir derartige, sagen wir, Ausbrüche als unkultiviert betrachten . . .“ —

„Ich finde es aber nun mal schön!“ sagte Hella trotzig und warf den Kopf zurück. —

„Ach, das ist ja Unsinn, Kind! Komm, wir wollen essen gehen!“ erwiderte Erich Ruland und reichte seiner Frau etwas energisch den Arm. Hella schwieg, aber sie empfand zum ersten Male die Kette der Ehe, sie mußte sich unterordnen, das fühlte sie deutlich, nicht nur äußerlich, sondern auch geistig. Aber das wollte sie nicht. Natürlich braucht man so was nicht zu machen, was sie sagte, aber man kann's doch sagen! Warum denn nicht?! Und Erich brauchte ja gar nicht derselben Meinung zu sein, aber er konnte ihr doch auch

das Recht der Meinung lassen. Das einfach für Unsinn zu erklären! Es kann doch kein Unsinn sein, wenn man etwas wirklich empfindet? — — Und während Erich Ruland interessiert die Speisekarte im Hotel studierte und sich sehr komisch und mit viel Humor bemühte, dem Kellner seine Wünsche italienisch mitzuteilen, saß Hella still und stumm dabei und das ganze sonnige Leben hier kam ihr mit einem Male anders vor. Es war wieder derselbe quälende Eindruck, den sie schon in der Schweiz gehabt hatte, der Eindruck, als sei das alles hier auch nicht ganz echt. Komödie! Dort wie hier — und vielleicht auch wo anders? . . .

Und ein würgendes Heimweh überkam sie, ein unsagbares Heimweh nach der Mutter, nach Onkel Wilhelm und seinen Kücken und nach ihrer stillen Mädchenkammer in Neuhof, wo man aus der merkwürdigen Fensternische heraus in den Park sah und auf den Fluß, der so leise murmelte und rauschte und im Vorfrühling so brüllend wild die krachenden Eisschollen stromabwärts trieb! Das war keine Komödie! Heimweh —

Am Abend hatte Hella Kopfschmerzen und wollte sich eben zeitiger zurückziehen als sonst, als eine Depesche kam.

„Von Mama!" rief die junge Frau unwillkürlich und wurde totenbleich. Ihr Mann öffnete das Telegramm: Kommt sofort, Mama schwerkrank. Tante Malwine. Hella klammerte sich krampfhaft an die Stuhllehne, sie mußte all ihre Energie zusammennehmen, um nicht ohnmächtig zu werden. Nur fort! Nach Hause! So schnell als möglich! Wann geht der nächste Zug?! Erich Ruland sah nach. In zwei Stunden ging ein Zug, mit dem konnten sie reisen, wenn sie sich recht beeilten. Alles Nötige wurde sofort angeordnet, die Sachen gepackt, soweit dies möglich war und die Hotelrechnung bezahlt. Hella faßte schnell überall mit an und war immer dabei, aber die furchtbare Aufregung, in der sie sich befand, hatte sie kopflos gemacht und ließ sie nicht sonderlich viel vor sich bringen. Um so dankbarer empfand sie jetzt ihres Mannes Umsicht und Sicherheit und das ließ sie die heutige Verstimmung wieder vergessen, zum wenigsten in den Hintergrund treten. Und bei all der Hetze und den vielen Sachen, die zu erledigen waren, fand er immer noch Zeit, ihr dazwischen mal in seiner gutmütigen Weise ein freundliches, beruhigendes Wort zu sagen. Und als sie endlich im Eisenbahnwagen saßen und der Zug sich langsam rollend in Bewegung setzte, da faßte Hella mit aufrichtiger Dankbarkeit die Hand ihres Mannes und lehnte sich an ihn an und weinte sich aus. Sie hatte eigentlich kein persönliches Gefühl dabei, sie war nur namenlos froh, daß sie den Zug noch erreicht hatten und sie fühlte, daß es Erich Rulands Verdienst gewesen war. Und dann war es doch gut, in dieser Aufregung nicht allein zu sein, sondern jemand zu haben, der freundlich zu einem war und mit einem fühlte. Von dann ab aber saß Hella ganz ruhig und wie versteinert in ihrer Wagenecke und sah mit weit offenen, starren Augen in die Nacht hinaus, die dunkel und regnerisch, nur ab und zu durch vorüberfliegende Funken aus der Lokomotive schemenhaft erhellt wurde. Am Morgen waren sie in München. Hella trank mechanisch etwas warmen Kaffee, den ihr Mann ihr mit liebevollster Mühe aufdrängte. Und dann ging die Fahrt weiter, jetzt im Tageslicht und hellsten Sonnenschein. Aber man achtete nicht auf die Landschaft draußen und sprach nur das Nötigste miteinander — immer nur das gleichmäßige Räderrollen, das so furchtbar quälend und lähmend wirkt, als käme man gar nicht vorwärts. Endlich Berlin, vom Anhalter herüber nach dem Bahnhof Friedrichstraße, wieder weiter, wieder lange, schleichende Stunden, wieder das eintönige Räderrollen, immer weiter, weiter . . . . Das Morgengrauen stiehlt sich durch die verstaubten Fensterscheiben und leuchtet mit seinem kalten, blassen Licht den beiden Menschen in die verstörten, übernächtigen Gesichter, aus denen die Augen in trockenem, fieberhaftem Glanz herausschaun. Sie legen ihre Sachen zusammen, Erich Ruland sieht nervös nach der Uhr, während Hella zusammenschauert und fröstelnd ihr Reisetuch enger um die Schultern zieht. Da hören sie die Bremse, der Zug hält stöhnend — Neuhof. An der Wagentür stehen Leute vom Gutshof, die gekommen sind, das Gepäck in Empfang zu nehmen. Erich Ruland stürzt auf sie zu, und fragt, überhastend von einem zum andern. Und da hört er, daß Frau

Herborg in dieser Nacht gestorben ist, der Arzt wäre dabei gewesen, bis zum letzten Augenblick, aber es sei nichts zu machen gewesen. Er sieht sich erregt nach seiner Frau um, die noch etwas weiter entfernt steht und geht zu ihr, um ihr's zu sagen und sucht mühsam nach Worten, um recht schonend zu sein. Aber Hella braucht nicht zu fragen, sie kennt die Gesichter der Leute zu gut, die sie von Kindheit an gesehen.

„Ich weiß, Mama ist tot," sagt sie leise. Und dann gehen sie beide mitten durch all die Leute hindurch, die ehrfurchtsvoll grüßen und ihnen mit teilnehmender Neugier nachsehen, bis zum Wagen — und dann fahren sie schweigend in den klaren Herbstmorgen hinein. — —

Auf der Treppe des Gutshauses kamen ihnen Tante Malwine und Onkel Wilhelm entgegen und begrüßten sie still und wortlos, in der lautlosen Weise, wie man jemand empfängt, wenn ein Toter im Hause liegt. Und dann erzählte Tante Malwine ganz leise und möglichst kurz, wie es gekommen war. Nur das Wesentlichste. Sie war zu vernünftig, um die beiden, die mit übermüdeten und überangestrengten Nerven von der Reise kamen, mit Einzelheiten zu quälen. Hella hörte schweigend zu, die Kehle war ihr wie zugeschnürt und sie hatte das Gefühl, als sei ihr ganzer Körper erstarrt, daß sie nicht sprechen und nicht weinen und sich kaum bewegen konnte. Nur einmal atmete sie etwas erleichtert auf, als sie hörte, daß die Mutter, in den letzten Tagen wenigstens, nicht gelitten hatte. Und dann war Tante Malwine zu Ende mit ihrer Erzählung und die vier Menschen saßen zusammen und sahen vor sich hin und sprachen nichts. Dann stand Hella auf. „Ich möchte hinein," sagte sie leise. Die andern erhoben sich auch, Onkel Wilhelm war ganz blaß geworden und Erich Ruland trat unwillkürlich zu seiner Frau, um ihr zur Seite zu stehen. „Ach bitte," sagte Hella abweisend, „ich will — allein sein mit Mama." — — —

Der Geruch von Tannenreisern und Blumen strömte herein, eine Tür schlug leise zu, und dann war Hella — allein mit ihrer Mama.

VII.

Die Beerdigung war vorüber, und die vielen Gäste, die sich zum letzten Geleit der Herrin von Neuhof versammelt hatten, saßen im Gutshause an den reichgedeckten Tafeln, die in verschiedenen Zimmern hergerichtet waren. Die Wirtschaftspflichten hatte, wie stets, Tante Malwine übernommen, so daß sich Hella lediglich darauf beschränken konnte, als Dame des Hauses zu repräsentieren. Und so saß sie oben am Tisch im größten Zimmer, wo die Ehrengäste versammelt waren und bemühte sich nach Möglichkeit, ihren Obliegenheiten gerecht zu werden. Sie sprach mit diesem oder jenem, aber dabei kam es ihr vor, als hörte sie sich selber sprechen, so, als wenn ein anderer statt ihrer etwas sagte. Ganz mechanisch. Und dabei dachte sie daran, wie die Erdschollen dröhnend auf den Sarg gefallen waren, bis sie dann nicht mehr so laut aufschlugen und weicher und immer weicher fielen und bis dann das Grab fertig war. Und sie hatte das Gefühl, als müsse es sehr weich sein, so unter der Erde zu liegen. Bei all ihrem Schmerz kam sie nicht davon los von dieser rein sinnlichen, unmittelbaren Empfindung der Erde. Wie würde das sein, wenn sie jetzt neben der Mutter läge, ganz dicht und eng aneinander geschmiegt und rund herum dies Stille, Beruhigende, Kühle. Nur wenn die Sonne schien, wurde es wärmer, natürlich, und das fühlt man dann auch am Körper. So ein Gefühl, daß man so mit der Erde zusammengehört, so, wie die nackten italienischen Jungen, oder so, wie sie's damals besprochen hatten, die Mutter und sie, an dem sonnigen Nachmittag — damals. Oder fühlt man gar nichts mehr, wenn man im Grab ist? Die Stimmen am Tisch wurden lauter, die Unterhaltung angeregter und lebhafter und das leise Klingen von Gläsern und Flaschen zeigte, daß fleißig eingeschenkt und getrunken wurde. Die Leute waren schließlich alle hungrig und durstig, sie waren zum großen Teile weit hergekommen, und zudem die lange, angreifende Zeremonie, da mußte eine Reaktion kommen, wenn sie auch durchaus in diskretem Rahmen blieb. Das sah Hella auch ein, wenngleich es sie naturgemäß störte, aber etwas war's, was ihr unabweisbar unangenehm war: sie hörte ihren Mann ziemlich laut sprechen, so sicher

und so objektiv, sie konnte nicht recht erkennen mit wem; er sprach von landwirtschaftlichen Dingen, von allen möglichen Neuerungen, die eingeführt werden müßten und erörterte verschiedene Methoden, die lebhaft angegriffen wurden. Wo wollte er denn Neuerungen einführen? fragte sich Hella unwillkürlich. Ach ja, in Neuhof, Mama war ja tot und jetzt war er der Gutsherr. Die junge Frau fröstelte. Und zum ersten Male überkam sie ein Gefühl deutlicher Abneigung gegen ihren Mann. Diese laute Stimme und diese Unterhaltung, so ruhig, als ob nichts vorgefallen wäre — und dazu dies Erwähnen von Neuerungen auf einem Boden und in einem Hause, über dessen Herrin sich kaum das frische Grab geschlossen hatte! Er sagte das alles ja gar nicht direkt, aber sie fühlte es doch heraus, und es mußte doch jeder herausfühlen, dachte sie. Und sie hätte ihm zurufen mögen, über den Tisch hinweg, aufzuhören, und sie hätte ihm sagen mögen: in diesem Hause und auf dieser Scholle gilt nur Mamas Wille und wenn Du was ändern willst, so mußt Du Mama fragen, nur Mama! Aber Mama war ja tot. Die Unterhaltung wurde immer lebhafter und erregter, Erich Ruland verstand seine Gäste zu unterhalten, oben am Tisch aber die schöne, junge, blasse Frau im schwarzen Trauerkleide, die saß jetzt ganz still da und kam sich einsam vor, entsetzlich einsam und hilflos! Und all die bekannten Gesichter herum kamen ihr plötzlich fremd vor, namenlos fremd, als hätte sie sie nie gesehen. Da trat Onkel Wilhelm auf sie zu und fragte leise und etwas verlegen, ob er sich zu ihr setzen dürfe. Sie nickte mechanisch, sprechen konnte sie nicht, es schnürte ihr etwas die Kehle zu, nicht nur der Gedanke an die Mutter, es war noch etwas anderes, etwas ganz anderes. Sie wußte es wohl, aber sie konnte es sich noch nicht ganz klar machen, es war etwas Würgendes, Beängstigendes, so ein ähnliches Gefühl, wie wenn jemand eine schöne, große Arbeit fertig hat, an die er alles gesetzt hat und nun sieht, daß er sich versehen hat. Ja, so ähnlich müßte das sein, dachte sie. — —

Und dann hörte sie Onkel Wilhelms Stimme. Er saß neben ihr und sprach leise auf sie ein. Es klang so, als ob er ihr was erzählte, so wie man einem Kinde etwas erzählt, so leise und so freundlich. Und dann verstand sie auch allmählich, was er sagte. Er sprach davon, daß alle Menschen sich mal wiedersehen, die Toten und die Lebendigen, das wäre dann, wenn Gott einen abruft, erst müsse man aber das Leben, das einem vorgeschrieben ist, ausfüllen und geduldig warten. Und das könne man auch und man könne auch ruhig dem Leben das Schöne abringen, das sei von Gott bestimmt und dazu sei das Schöne da. Und wenn das Leid käme und es wäre so schwer, daß man selbst das Schöne nicht mehr mag, dann hätte man doch die Zuversicht, daß es anders wird und daß man sich wiedersieht, und wenn man nur die rechte Zuversicht hätte, dann habe man auch wieder den Mut zum Schönen und zum Leben . . . Und Hella saß dabei und hörte zu und wurde immer ruhiger, je länger sie zuhörte, und es war ihr, als könne sie sich ganz, ganz anlehnen an die stille, freundliche Überzeugungssicherheit des alten Mannes. Es war weniger die Sache selbst, die so unendlich wohltuend auf sie wirkte, denn Hellas eigenster Natur war das alles zu weich und wenig greifbar, aber vor allem, wie es ihr geboten wurde, das hatte das Erlösende für sie und von wem. Es ist merkwürdig, was so ein alter Mann einem manchmal mit ein paar freundlichen Worten geben kann, so ein alter weißhaariger Onkel, der sonst immer etwas komisch ist und immer so harmlos dasitzt und ein bunt getupftes Taschentuch hat. Und wie Hella jetzt Onkel Wilhelm ins Gesicht sah, da hatte sie die Empfindung, daß er wenigstens ihr bekannt und vertraut war unter all den vielen fremden Menschen. Sie sagte auch jetzt nichts, aber sie neigte sich nieder und küßte Onkel Wilhelms Hand.

— — — — — — — — — — —

Die Gäste hatten sich nun allmählich alle verabschiedet und waren fortgefahren. Tante Malwine überwachte das Abräumen der vielen Tische, auf denen Flaschen, Gläser und Teller in buntem Durcheinander standen, während Hella auf der Veranda regungslos in den dunkeln Herbstabend hinaussah. Da trat Erich Ruland zu ihr und sagte irgend etwas Konventionelles über das Wetter draußen, um nur überhaupt etwas zu sagen. Sie nickte gleichgültig und bemerkte es dabei unangenehm,

wie hilflos er augenblicklich war, wie er Worte suchte und keine fand. Und sie bekam ein Gefühl von Überlegenheit ihm gegenüber, jener Überlegenheit impulsiver Naturen, die stets wissen, was sie tun und sagen sollen, weil es ihr Impuls ist und sie nicht erst darüber nachzudenken brauchen. Und während ihr Mann etwas verlegen eine schadhafte Stelle an der Freitreppe untersuchte, erinnerte sie sich wieder deutlich an seine Unterhaltung, die er bei Tische geführt, an die laute Stimme, an seine Neuerungen . . . Da faßte er sie plötzlich um die Hüften.

„Na komm, nun laß den Kopf nicht hängen," sagte er gutmütig, „es wird schon alles besser werden."

Sie machte sich energisch los. „Ach bitte, ich möchte schlafen," sagte sie rauh. „Du erlaubst doch, ich bin so abgespannt. Gute Nacht!"

Und Hella ging hinauf in ihre einstige Mädchenkammer, die sie sich für die nächsten Tage hatte einrichten lassen. Oben angekommen, überkam sie ein Gefühl großer Erleichterung. Jetzt endlich hatte sie Ruhe und war allein mit sich. Sie setzte sich in die große Fensternische und sah hinaus und dachte daran, wie oft sie hier schon hinausgesehen hatte und die Bäume rauschen gehört und drüben am Fluß die Wellen leise ans Ufer schlagen. Wie oft! Aber das war früher und schon lange, lange her, und — heute! Und dann fiel ihr das Gespräch wieder ein mit ihrem Mann und alles, was damit zusammenhing. Mein Gott, es war ja wohl gut gemeint, und vielleicht war sie auch etwas schroff gewesen. Aber warum sagte er das nicht so, wie Onkel Wilhelm etwas sagte, warum so anders, so banal? Und wie sie daran dachte, fiel ihr gleichzeitig etwas ein, was sie zu ihrer Mutter gesagt hatte, als sie zusammensaßen an dem sonnigen Frühsommertag und Tante Malwine fort war in die Stadt, um Einkäufe zu machen. Was hatte sie damals doch gesagt? „Es muß schön sein, wenn man jemand lieb hat, aber er müßte auch so sein, wie man selber ist." Und das hatte sie wirklich damals gesagt? Wie merkwürdig! . . .

Und draußen im Nachtwind fielen welke Blätter in den einsamen Park von Neuhof.

VIII.

Wenige Wochen waren erst verflossen, seit man Frau Herborg zur letzten Ruhe geleitet, und doch ging alles schon wieder seinen geregelten Gang auf Neuhof. Tante Malwine führte die Wirtschaft in gewohnter Weise weiter mit der gründlichen und für die Beteiligten oft recht empfindlichen Energie, ganz so wie sie es früher getan hatte. Der Tod ihrer Schwester war ihr schmerzlich gewesen, aber sie war eine zu rigoros praktische Natur, um sich nicht bald damit abzufinden. Sie hatte ihren Wirkungskreis und der machte ihr Leben aus. Und Hella störte sie darin ebensowenig, als sie seinerzeit Frau Herborg darin gestört hatte. Die junge Frau war eben, was auch einst ihre Mutter war, müde. Und so waltete und schaltete Tante Malwine ungehindert, und auch mit Erich Ruland, dem neuen Herrn des Hauses, hatte sie sich trotz aller Männerscheu bald gut gestellt. Tante Malwine war überhaupt mehr männerscheu in bezug auf andre weibliche Personen als auf sich selbst. Zudem fand sie sich mit Erich Ruland in allen Fragen des Lebens vorzüglich, sie waren beide gewohnt, alles vom rein praktischen Standpunkt und durchaus nüchtern anzusehen und danach zu handeln. Und so verstanden sie sich so gut in allem, daß Hella allmählich eine etwas exzeptionelle Stellung einzunehmen begann, ohne daß es ihr oder den andern beiden ganz bewußt wurde. Denn das hätten Tante Malwine und Erich Ruland durchaus nicht gewollt, es lag ihnen nichts ferner, als Hella auch nur in irgend etwas zu isolieren, sei es was es wolle. Aber es machte sich ganz von selbst und ganz unmerklich. Die junge Frau litt immer noch so unter dem Verlust der Mutter, sie war in sich gekehrt und verschlossen, und da hielt man's für das Beste, ihr, fürs erste wenigstens, nicht unnötig mit den vielen Fragen des täglichen Lebens zu kommen, die bei der eigenartigen Natur Hellas wohl kaum ablenkend, sondern nur störend wirken würden. Das war Tante Malwinens Standpunkt und auch derjenige Erich Rulands, nur daß sich bei letzterem noch ein wenig Unwille hinzufügte, den er über das veränderte Benehmen seiner Frau empfand.

„Gut Ding will Weile haben," sagte Tante Malwine auch jetzt, als sie mit Erich

Ruland zusammen am Kaffeetisch saß. Hella war gleich nach dem Essen fortgegangen, um ins Pfarrhaus hinüber zu Onkel Wilhelm zu gehen, der jetzt nur noch selten am Nachmittag nach Neuhof herüberkam. Es war heute das erste Mal, daß Hella wieder einen etwas weiteren Spaziergang unternahm. Bisher hatte sie ihre wenigen Ausgänge nur auf den Park oder die Obst- und Gemüsegärten beschränkt. Erich Ruland hatte zu Tante Malwinens Äußerung etwas apathisch genickt.

„Ja, es wäre gut," erwiderte er, „wenn's nicht allzu lange dauerte. Ich kann so was Allzugefühlvolles nicht recht vertragen, auf die Dauer wenigstens nicht. Es ist, als ob man immer auf rohen Eiern geht und nie fest zufassen kann. Auch ist's der Leute wegen nicht gut. Ich werde ja selbstverständlich mit ihnen fertig, bin schließlich ihr Herr und damit hat sich's. Aber ich merk' es, daß sie mich nicht solidarisch nehmen mit Neuhof, das ist nicht gut. Ich weiß sogar, daß Hella bei ihnen und überall noch immer die schöne Hella Herborg heißt, trotzdem ich ihr Mann bin. Das ist ja schließlich nichts Besonderes weiter, aber es ist charakteristisch für die ganze Sache. Und vor allem, es ist mir nicht angenehm, ich bin jetzt Herr in Neuhof und will auch als solcher angesehen sein."

„Du siehst da doch vielleicht etwas zu scharf," meinte Tante Malwine, „aber etwas ist wohl meine verstorbene Schwester mit daran schuld. Sie hielt so sehr auf alles Traditionelle und bei all ihrer Klugheit hatte sie so eigne Auffassungen von eigner Scholle und alledem, es war manchmal recht merkwürdig und, ich muß offen sagen, auch nicht mehr ganz zeitgemäß und praktisch. Daran haben sich nun die Leute auch alle gewöhnt, und ich glaube, auch Hella ist in der Beziehung eine ähnliche Natur. Ich erinnere mich, daß meine Schwester, die sich sonst niemals in das Wirtschaftliche hineinmischte, dazwischen ganz energisch irgend eine Änderung nicht wünschte, die ich nicht nur für zweckmäßig, sondern auch für unerläßlich hielt. Ich hab' sie manchmal nicht recht verstanden."

„Ich verstehe Hella manchmal auch nicht," sagte Erich Ruland leise und mehr zu sich selbst. Dann fuhr er lebhafter fort: „Aber jedenfalls ist das alles ganz ungesund und führt zu nichts. Was hat man denn vom Leben, wenn man's nicht vernünftig anfaßt. Ich will Hella gegenüber auch nächstens fester sein, so kann es nicht weitergehen und diese nervösen Stimmungen werden ja schließlich krankhaft!"

„Wie Du meinst, aber Hella ist in manchen Dingen sehr eigen und läßt sich nicht immer was sagen. Vielleicht von Dir ..."

„Das will ich allerdings hoffen," sagte Erich Ruland scharf und stand auf, um sich zum Ausgehen zu rüsten und die Arbeiten draußen zu inspizieren. Seine Eitelkeit war durch Tante Malwinens Äußerung verletzt worden, und er nahm sich vor, bei der nächsten Gelegenheit seiner Frau deutlich zu zeigen, daß seine Nachsicht auch ein Ende habe und daß sie wirklich mit ihm zu leben habe und jedenfalls seine Wünsche und seine Lebensauffassung teilen müsse. Sie sollte mal merken, daß er nicht nur Liebhaber in Flitterwochenstimmung sein könne, sondern Mann. Das hielt er für das Beste und psychologisch Feinste.

Zum Abendessen kam Hella wieder, ganz aufgeregt und außer sich. Sie nahm sich kaum Zeit, ihren Mann und Tante Malwine zu begrüßen und sich zu Tisch zu setzen.

„Was soll das heißen?" brachte sie hastig und haltlos hervor, „die alten Silberpappeln sind weg, da im Felde, links vom Wege, wenn man zu Onkel Wilhelm geht. Die hab' ich so gemocht. Und die Steinreihe fehlt auch im Walde, wo wir immer gesessen haben, Mama und ich ..."

„Ja, die sind fortgeschafft worden," sagte Erich Ruland und erinnerte sich an seine psychologischen Vorsätze von heute nachmittag. „Die Pappeln hab' ich schlagen lassen," fuhr er ruhig fort, „so was stört mich, Bäume im Felde, natürlich."

„Und die Steinreihe!?"

„Die Steine sind verwertet worden. Es ist ja das reine Kapital, was da herum liegt. Ich verstehe nicht, wie Dich das aufregen kann."

„Das verstehst Du nicht?" fragte Hella gereizt, „ich hab' die Stellen gern gehabt, es sind Erinnerungen für mich. Das mußt Du doch verstehen, das ist doch ganz einfach!"

„Ja, es ist auch ganz einfach, aber eben darum verstehe ich nicht, wie man sich

so darüber aufregen kann. Es ist ja schade, wenn's Deine persönlichen Erinnerungen betrifft, aber ich habe das eben für nötig gehalten, es ist praktischer."

„Es hat mir aber weh getan, ich mag die Stellen nicht missen," sagte Hella traurig.

„Mein liebes Kind," entgegnete ihr Mann in pädagogischem Tone, „Du mußt Dich etwas zusammennehmen, das Leben ist keine Gefühlssache. Man muß doch etwas Vernunft haben und ich will Neuhof jedenfalls vernünftig bewirtschaften."

Hellas Augen flammten auf.

„Unter Mama ist es auch vernünftig bewirtschaftet worden, denke ich, und da haben die Stellen ruhig gestanden und es hat auch nichts geschadet!"

„Mit Deiner Mama hat das alles gar nichts zu tun, ich greife sie ja gar nicht an," sagte Erich Ruland, „ich habe die Änderungen einfach für nötig befunden und das genügt jedenfalls!"

„Aber Erich konnte ja auch gar nicht wissen, daß Du Dir so viel daraus machtest," sagte Tante Malwine vermittelnd.

„Dann hätt' er mich fragen sollen!"

„Liebes Kind," fiel ihr Mann ihr ins Wort, „ich brauchte Dich durchaus nicht zu fragen. Ich treffe meine Anordnungen hier vollkommen selbständig, es ist unmännlich, seine Frau um jede Kleinigkeit zu fragen, das mußt Du Dir merken. Im übrigen kannst Du Dich ja auch um alles kümmern, natürlich unter meiner Hand, ich wünsche das sogar. Eine Frau hat die Interessen ihres Mannes zu teilen."

Hella sagte gar nichts, aber es war ihr, als ob etwas an ihr hinaufkröche, ganz langsam, qualvoll langsam, und alles in ihr erstarren machte. Mechanisch begann sie zu essen, um überhaupt etwas zu tun und nicht so ganz willen- und wesenlos dazusitzen, und mechanisch und ohne zu denken ließ sie sich ab und zu mit in die Unterhaltung ziehen, die Erich Ruland und Tante Malwine mit etwas forciertem Eifer über verschiedene häusliche Angelegenheiten führten. Nach Tisch kam ein Bote von Bärenburgs und brachte einen Brief: Fritz v. Bärenburg zeigte seine Verlobung an mit einem der Fräulein v. Halden. Hella erinnerte sich flüchtig, es war wohl dieselbe, der er so den Hof gemacht hatte, damals in der Johannisnacht. Die Erinnerung war ihr unangenehm, zum ersten Mal. Erich Ruland griff den Vorfall mit Genugtuung auf als etwas Willkommenes, was das heikle Thema von vorhin und die gespannte Stimmung etwas beseitigte. Zudem freute es ihn, da der junge Bärenburg sein Studiengenosse war.

„Na, die kleine Halden kann froh sein, Fritz hat Geld, da kommen sie nun endlich mal aus den ewigen Schulden heraus. Sie saßen doch immer furchtbar drin, nicht wahr?" wandte er sich an seine Frau. Hella zuckte zusammen, als sei ihr die Frage körperlich unangenehm.

„Ich weiß nicht, lieber Erich," sagte sie mit sehr gleichgültigem Ausdruck, „wir haben uns nie damit beschäftigt, und die Haldens haben sich wohl kaum darüber geäußert."

Erich Ruland zog die Augenbrauen zusammen, er fühlte instinktiv, wie sich Hella ihm gegenüber auf den Standpunkt der Dame zurückzog.

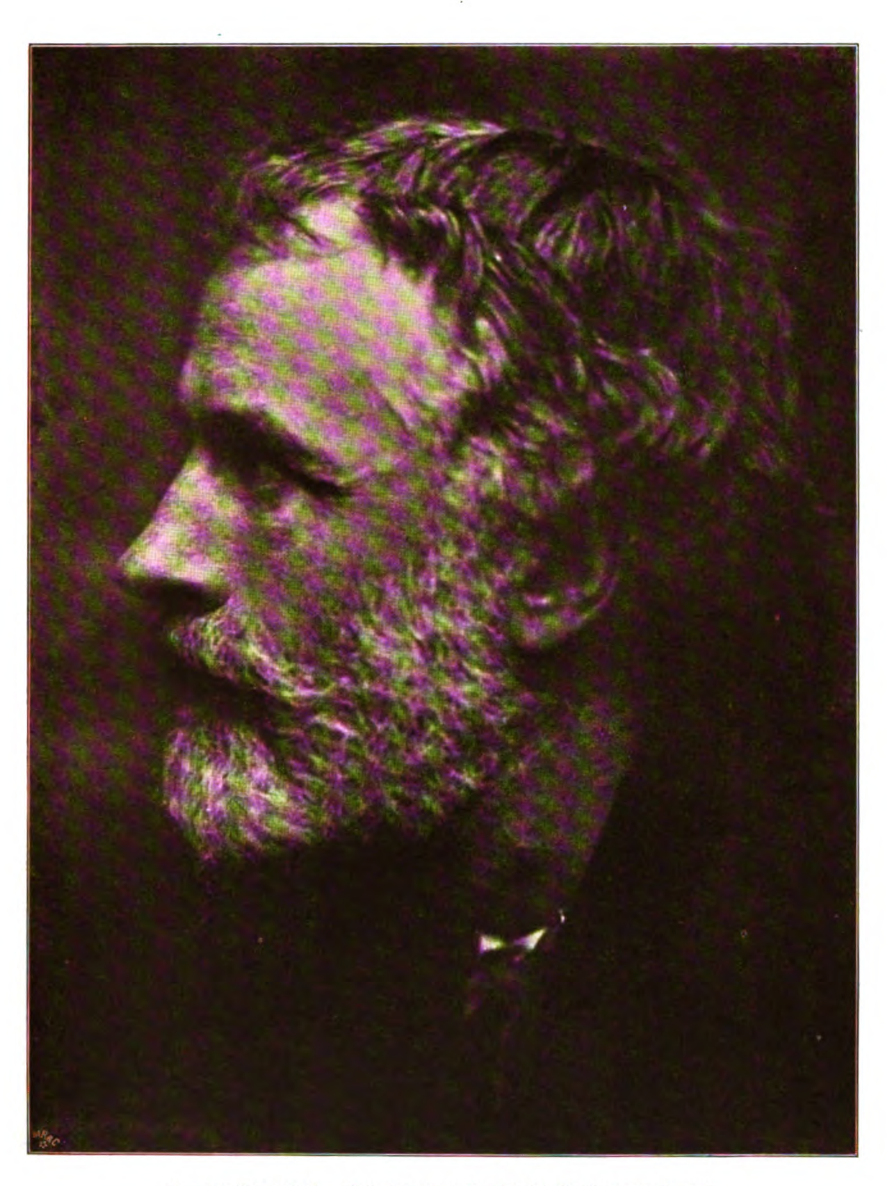
Das reizte ihn, um so mehr, als er sich dem nicht ganz gewachsen fühlte, obgleich er sich das nicht offen eingestand. Vor dem Schlafengehen, als Hella sich anschickte, in ihr Zimmer zu gehen, das sie seit dem Tode der Mutter noch immer bewohnte, sagte Erich Ruland zu ihr, er wünsche, daß sie nun wieder zu ihm in den anderen Flügel des Hauses übersiedle. Er sagte das etwas schärfer, als er eigentlich beabsichtigt hatte, noch unter dem Eindruck ihrer letzten abweisenden Äußerung. Aber sie sagte nur: „Wie Du willst, lieber Erich." Ganz ruhig und ergeben klang es und nicht im mindesten gereizt. Uud dann ging sie in ihr Zimmer hinauf. Sollte er sich doch getäuscht haben? Vielleicht war ihre Äußerung von vorhin gar nicht so scharf gemeint gewesen. Jedenfalls schien seine energische Festigkeit von gutem Erfolge gewesen zu sein, und er nahm sich vor, die Methode weiter durchzuführen. Man muß eben bloß mal den Mann zeigen, sehr ruhig, aber sehr deutlich, das imponiert immer, dachte er selbstzufrieden und verabschiedete sich nun auch von Tante Malwine in bester Stimmung. Was sich hinter dieser geduldigen Ruhe der jungen Frau verbarg, ahnte er nicht im entferntesten. Und hätte es ihm jemand gesagt und auseinandergesetzt, er hätte es einfach nicht

begriffen und höchstens für ungesund gehalten.

Die ganze nächste Zeit war Hella wie verändert, sie kannte kaum noch eigene Wünsche und ging mit größter Geduld auf ihres Mannes landwirtschaftliche Probleme und deren Ausführung ein. Und Erich Ruland war sehr zufrieden und war sehr stolz auf seine vorzüglichen Erziehungsresultate. Er glaubte nun ganz fest, daß alles wieder „im rechten Gleis“ wäre, und war sehr freundlich und sehr gut gegen seine junge Frau, ganz aus dem gutmütigen Gefühl heraus, das für ihn Liebe bedeutete. Manchmal, wenn er zärtlicher wurde, schien es ihm wohl, als sei Hella nicht mehr so leidenschaftlich wie früher, fast sogar ein ganz klein wenig apathisch. Aber schließlich — dachte er — das muß so sein, die Romantik muß doch mal ein Ende haben und eine wirklich gute Ehe muß eben in erster Linie einen ruhigen und vernünftigen Charakter haben. Natürlich! Und während Hella so vernünftig und ruhig mit ihrem Manne zusammenlebte, kamen ihr allerlei Gedanken; an sehr, sehr komplizierte und merkwürdige Dinge dachte sie. Dinge, mit denen sich ein Mensch beschäftigt, der den Boden unter den Füßen verloren hat und nicht weiß, wo er sich anklammern und festhalten soll. Sie dachte darüber nach, ob das wohl alles anders würde, wenn sie ein Kind bekäme? Vielleicht. Aber das wäre dann ja auch sein Kind, und wenn sie sich's ganz genau überlegte, so wollte sie eigentlich kein Kind von ihm haben. Sie erschrak selbst darüber, wie sie sich's klar machte, aber es war wirklich so, sie konnte es nicht ändern. Und auch wenn sie sich zu der Vorstellung zwang und sich's ausmalte, es wäre doch sehr schön, so mußte sie immer daran denken, daß sie das Kind ja nicht allein für sich haben würde, er hatte doch auch Rechte und sogar Pflichten dabei und es wäre wieder nichts Ganzes, nichts Absolutes, es wäre dasselbe, was es jetzt auch mit Neuhof war. Nur gleiche Menschen können etwas teilen, sonst hat der eine alles und der andere garnichts. Nein, es ging auch dann nicht, und es war wohl schon besser, so wie es war. Auch die Verlobung des Fräulein von Halden hatte etwas in ihr angeregt, was sie bisher nicht kannte. Es müsse doch schön sein, dachte sie, das Gefühl zu haben, daß man seine Familie so mit einem Mal aus all den schrecklichen jahrelangen Sorgen herausbringt. Das muß sehr schön sein, auch wenn man dann in seiner Ehe das nicht findet, was man suchte. Ob die junge Halden es finden würde? Sehr glücklich sah sie nicht gerade aus. Aber wem hatte Hella eigentlich genützt mit ihrer Ehe? Niemand. Das war ja ganz klar. Und das war eigentlich sehr, sehr schade, es wäre doch alles viel leichter gewesen, wenn sie sich hätte sagen können, warum das alles war und warum das alles schließlich doch gut war. Aber es war ja nicht der Fall, und so mußte sie sich schon an was anderes halten. Und so beschloß sie, ihrem Manne alles zuliebe zu tun, sich unterzuordnen, und nur immer zu geben, auch wenn sie nichts und garnichts dafür innerlich empfing. Dann nützte sie doch jemand durch ihr Leben, und das war vielleicht etwas, woran man sich aufrichten und festhalten konnte. Sie wollte ja gern Opfer bringen und sie fühlte, daß sie sehr, sehr große Opfer bringen und sich sogar ganz und mit allem, was sie war, aufopfern könne. Aber sich jemand opfern, den man eigentlich nicht liebt und der einem fremd ist, ganz und gar fremd geworden? Kann man das? Wenn's einen nach Leben dürstet, nach Leben und nach Liebe?! Vielleicht geht es doch, dachte Hella, man muß es nur versuchen — dann kann man's vielleicht. —

Und dann kam etwas, da wußte Hella, daß sie es nicht konnte und nie können würde. Und das war, als ihr Mann ihr eines Tages seinen neuesten landwirtschaftlichen Plan mitteilte. Er war sehr stolz darauf, es war seine eigenste Erfindung und er hatte schon alles genau durchgearbeitet, die Entwürfe und Zeichnungen fertiggestellt und die Kosten berechnet. Es war ein ganzer Stoß von Papier, der auf seinem Schreibtisch lag und den er seiner Frau mit Genugtuung zeigte.

„Siehst Du, Hella,“ sagte er erklärend, „Du hast mir doch immer erzählt, wie wild im Frühjahr der Eisgang auf dem Fluß ist, hinterm Park, weißt Du. Du fandest es noch so famos. Es ist aber eigentlich garnicht famos, und Ihr könnt froh sein, daß es bisher immer noch so gnädig abgegangen ist. Der Park kann



George Meredith. Aufnahme von Frederick Hollyer in London.
Von der Internationalen Ausstellung künstlerischer Photographien, Berlin 1905.

leiden, und unter Umständen auch die Heuscheune, die dahinter steht, am anderen Ufer, weißt Du, auf der Wiese. Ich habe mir das Terrain genau angesehen, die Wiese wird unbedingt in Mitleidenschaft gezogen. Der Fluß ist überhaupt gefährlich, schon durch seine Breite und dazu die reißende Strömung . . ."

Er war so eifrig dabei und so sehr mit seinem Plan beschäftigt, daß er garnicht bemerkte, wie blaß Hella wurde und wie sie ihn ansah, ratlos, fassungslos und mit weitaufgerissenen, starren Augen.

„Siehst Du," fuhr er fort, „da ist mir neulich ein sehr guter Gedanke gekommen. Ich lasse so eine Art Bollwerk aufführen, an der Stelle, wo sich der Fluß biegt und am Park entlang fließt. Ich hab's mir ganz genau überlegt in allem, es ist meine eigene Erfindung, kostet garnicht allzuviel. Und das Eis bricht sich dann in kleinere Schollen, weißt Du, und dann geht der weitere Eisgang ganz harmlos und ungefährlich vor sich. Ich muß allerdings gleich anfangen lassen, eh die starken Fröste kommen, denn es muß gemauert werden. Und erst etwas abgedämmt — hier ist die Zeichnung!"

Und damit schob er seiner Frau einen sehr umfangreichen Karton hin und schickte sich an, ihr genauer alle Einzelheiten zu erklären.

„Ja, muß denn das sein?" fragte Hella leise und in ihrer Stimme lag etwas so Gebrochenes, Angstvolles, daß Erich Ruland erstaunt aufsah und sie betrachtete.

„Aber gewiß," sagte er verwundert, „warum denn auch nicht? Was hast Du denn schon wieder?"

Die junge Frau rang mühsam nach Worten, sie wußte nicht recht, wie sie ihm alles erklären sollte, sie mußte sich erst etwas auf sich selbst besinnen und sich wiederfinden, es war alles zu plötzlich gekommen, und sie begriff es nicht ganz. Mein Gott, er mußte doch wissen, was ihr dieser wilde Eisgang war in seiner lebensheißen, taumeltollen Frühlingsstimmung, sie hatte es ihm doch alles erzählt damals, als sie ihn als Braut überall herumgeführt hatte in Neuhof. Und auch das hatte sie ihm gesagt, was für ein erlösendes, jubelndes, befreiendes Gefühl sie dann immer überkam, den ganzen Winter wartete sie darauf, und damit fing ja eigentlich der richtige Frühling erst an in Neuhof. Das war ja immer so gewesen.

„Ach, bitte, tu's nicht!" brachte sie endlich heraus.

„Aber dann, bitte, erkläre Dich doch etwas deutlicher," sagte er gereizt, „ich verstehe die ganze Geschichte wieder einmal nicht."

Und da erzählte sie ihm das alles noch einmal ganz genau und ausführlich, und sehr ruhig und sicher trotz aller inneren Aufregung, denn sie wollte ihn überzeugen und ihn sich näher bringen. Ein geradezu weiches, sehnsüchtiges Gefühl überkam sie, den Mann mit hineinzuziehen in ihre eigne Welt, in all das Unmittelbare und Wundersame, in den ganzen Zauber der Erde. Und sie wurde ganz warm dabei, ihre Augen strahlten förmlich und leuchteten wie im Fieber, und über das feine, blasse Gesicht huschte wieder jener bacchantische Ausdruck wie damals in der Johannisnacht unter den bunten Lichtern des Tanzsaales und draußen auf den dunkeln Parkwegen in der schwülen Luft der ersten Mahd. Und je länger sie sprach und je mehr sie sich selbst in alledem wieder auslöste, um so mehr war sie überzeugt, daß er sich nun endlich mit ihr finden würde. Das war doch alles so klar, so selbstverständlich! Und als sie geendet hatte, sah sie ihren Mann mit strahlender Siegeszuversicht an.

Erich Ruland lächelte nachsichtig.

„Aber liebes Kind," sagte er freundlich, „das ist doch alles Unsinn. Ich hab's Dir doch damals schon gesagt, bei den greulichen, nackten, italienischen Bengeln, das ist so'n Urzustandsgefühl, nimm mir's nicht übel. Das mußt Du Dir nun wirklich abgewöhnen. Das steht so einer hübschen, kleinen Frau, wie Du bist, ja gar nicht. Komm, sei mal vernünftig! Nicht wahr?" Und er streckte Hella, im Bewußtsein, ihre Marotte sehr nachsichtig aufgenommen zu haben, mit einem gutmütigen Lächeln die Hand hin. Und die junge Frau nahm die ihr dargebotene Hand. Die Sache war also erledigt. Es war ja doch alles, alles einerlei, dachte Hella. Sie hatte das Gefühl, als sei sie nun endgültig und für immer von ihrem Manne losgelöst. Und all das Verschiedene, was sie überbrücken wollte mit der ganzen Leidenschaft ihrer impulsiven Natur in diesem Augenblick oder

mit Geduld und Opferfreudigkeit, wie sie's früher versucht hatte, das ließ sich ja überhaupt nicht überbrücken. Auf keine Weise. Es war unüberbrückbar. Und das sah Hella ein.

„So," sagte Erich Ruland befriedigt, „jetzt will ich Dir die ganze Geschichte mal näher erklären, es ist wirklich sehr interessant. Du willst doch?" Und Hella nickte.

„Ganz abgesehen von der praktischen Notwendigkeit," fügte er hinzu, „ist es nämlich rein wissenschaftlich und technisch ein ganz neuer Versuch, ein sehr interessantes Experiment, das heißt so, wie ich's mir ausgedacht habe."

Und nun erklärte er ihr das Ganze mit allen Einzelheiten, genau dem Plane nach, und rechnete ihr vor, was es kosten würde. Es würde ganz billig werden, und doch ganz gewiß dem Eis standhalten. Und Hella hörte zu und war mit allem einverstanden und fand auch, daß es sehr billig wäre. Und dann ging sie hinaus, und sie wußte nun, waran sie war.

Äußerlich blieb sie unverändert, vielleicht war sie sogar noch etwas geduldiger und nachgiebiger, als vorher. Aber innerlich ging etwas in ihr vor. Wie eine krankhafte, im Fieber eingegebene Idee war es gekommen, ganz plötzlich, sie wußte selbst nicht wie. Und dann war es da und setzte sich fest, immer mehr und mehr, bis es die einsame Seele der jungen Frau ganz gefangen genommen hatte: Der Wunsch, das künstliche Bauwerk, das ihr so weh getan hatte, möchte zersplittert werden im Eisgang, begraben von all den krachenden Schollen und dem gelben, sandgemengten Gischt, daß nichts mehr übrig bliebe, nichts, garnichts!! Daß der Tauwind hinraste über all dem regennassen Land, über die ganze unbezwungene freie Scholle! Und immer mehr und mehr befestigte sich in ihr das Gefühl, als sei sie ganz eins mit dem Fluß und allem im Kampf gegen die aufgezwungene Kultur, gegen die ausgeklügelten Fesseln und dies alles nivellierende Verkleinern des Großen und Freien. Und jetzt hatte sie ja etwas gefunden, was ihr allein gehörte und was sie mit niemand zu teilen brauchte, diesen heißen, heimlichen Wunsch und diesen sorgfältig gehüteten Verbindungsgedanken mit der Erde. Sie lebte eigentlich nur noch darin und alles, was sie fühlte und in sich trug seit langem, schmolz in dem einen engen Gedanken zusammen, der ihr das Erlösende, Befreiende schien. Aber jetzt behielt sie das alles für sich und sagte niemand ein Sterbenswort davon. Die andern würden das ja wieder für krankhaft erklären. — Das wußte sie ja nun schon zur Genüge. Aber etwas wußte Hella nicht, das war das, wie krank sie jetzt wirklich war. — —

Jeden Tag ging sie hinaus zum Fluß, um das Fortschreiten des kunstvollen Bauwerks zu verfolgen, keine Kleinigkeit entging ihrem aufmerksamen Auge, keine Einzelheit an der Konstruktion und im Material. Und Erich Ruland freute sich, daß seine Frau so viel Interesse zeigte, und war nun fest davon überzeugt, daß das Urmenschentum in ihr endgültig einer vernünftigen und gefestigten Lebensanschauung gewichen war. Er konnte zufrieden sein mit seiner Erziehungstheorie. Und dann war das kleine Bollwerk fertig, es sah sehr komisch aus, aber auch sehr solide und fest und zuverlässig. Der erste Frost kam und hängte sein weißes Reifkleid auf Wald und Feld, und dann zog der Winter ein, und Neuhof lag in Eis und Schnee. Es folgten ruhige, stille Tage, nichts ereignete sich, was irgend von Belang gewesen wäre, und im ganzen Hause herrschte die beschauliche und langweilig-behagliche Stimmung, die sich einzig und allein dann einstellt, wenn man „eingeschneit" ist. Ab und zu kam Onkel Wilhelm, aber Hella schien es, als sei er etwas anders, als früher; und dann sah er sie oft so besorgt und forschend an, daß es ihr unangenehm war, und sie eigentlich beinahe froh war, wenn er wieder ging. Und ihr schien's, als wenn der Gedanke, der sie Tag und Nacht beherrschte, schwächer und haltloser würde in Onkel Wilhelms Gegenwart, und sie alles fallen lassen müsse und sich an die Güte des alten Mannes klammern, an diese abgeklärte Güte, die mit Gott und der Welt im reinen ist. Das ist so beruhigend, so namenlos beruhigend, das hatte Hella ja damals erfahren, am Begräbnistag der Mutter, wo sich Onkel Wilhelm zu ihr gesetzt hatte, mit dem komischen getupften Taschentuch gewedelt und ihr so viel Liebes gesagt hatte, was so still und so friedlich war. Aber das war jetzt ja zu spät, viel zu spät,

sie hatte ja jetzt ihren ganz eigenen heimlichen Gedanken! Erst wollte sie mal noch abwarten, später vielleicht wollte sie sich mal mit Onkel Wilhelm aussprechen, ja, das wollte sie. Aber jetzt ging's ja noch nicht, jetzt hatte sie ihren Gedanken und den konnte sie doch Onkel Wilhelm nicht sagen, nein, das konnte sie nicht! Wenn der Vorfrühling kommt, und der Eisgang und der Sieg da ist! Dann — — — Und so verging ein Tag nach dem andern, ruhige, stille Tage. Es war ein strenger Winter, und Hella ging oft nachsehen, wie fest der Fluß zugefroren war. Das Eis war sehr dick, so dick, wie es seit Jahren nicht gewesen war. Wenn es sich so hielt und die Kälte blieb, könne es schlimm werden zum Frühjahr, meinten die Leute. Und Hella lächelte vor sich hin. Man muß warten, warten. Noch ist Neuhof eingeschneit . . . . . .

IX.

Ein warmer, sonniger Vorfrühlingstag neigte sich zu Ende. Hella saß am geöffneten Fenster und sah in den Park hinaus, in dem schon vereinzelt junges Grün schimmerte, etwas schwächlich noch, aber doch deutlich erkennbar, das erste Anzeichen beginnenden Lebens. Auch die Bäume, die sehnsüchtig die kahlen, nackten Äste in die Höhe streckten, hatten schon kleine Knospen angesetzt, der Schnee war größtenteils schon abgetaut und hatte überall breite, schwärzliche Pfützen gebildet, zwischen denen man die junge Erde hindurchschimmern sah. Und über all das huschte langsam verblassend das rote Abendgold. Und Hella saß still und regungslos und sah in den Park hinaus. Aber sie dachte an das, was dahinter lag, an den breiten, reißenden Fluß, der immer noch so ruhig und träge dalag in seinen Winterketten. Würde es nun endlich, endlich kommen, das Große, Erlösende, Befreiende? Sie wartete nun schon so lange darauf, jetzt konnte es freilich jede Stunde kommen, daß das Eis ging; all die letzten Tage waren so warm gewesen, es hatte geregnet und danach war immer die Sonne herausgekommen und hatte so warm geschienen, so warm und auflösend, daß es nun doch endlich kommen mußte. Und darum war Hella jetzt auch immer zu Hause geblieben, die ganzen letzten Wochen schon, und auch heute wieder. Sie hatte heute eigentlich mit ihrem Mann und Tante Malwine in die Stadt fahren sollen, aber sie hatte Kopfschmerzen vorgeschützt, und so war sie zu Hause geblieben. Sie mußte ja bleiben, natürlich! Sie mußte ja warten, auf das Große, Erlösende, Befreiende mußte sie warten. Es war ja ihr Gedanke, ihr heimlicher und sorgfältig gehüteter Gedanke. Und Hella lächelte und ihre Augen glänzten so seltsam fieberhaft aus dem blassen Gesicht hervor. Das Abendgold verlor sich allmählich in der durchsichtigen Luft und nur vereinzelt irrten flüchtige Lichter zwischen den dunkeln, kahlen Baumstämmen hindurch über die regennasse Erde. Und das Dämmergrau senkte sich nieder, unsicher weiches, einschläferndes Dämmergrau. Gegen Norden zu aber war's dunkel geworden, ganz dunkel und drohend und wolkenschwer. Pfeilschnell kam's näher, als könne es gar nicht schnell genug zum Ziele kommen, und immer näher kam's und immer größer wurde es, und durch den alten Park jagten pfeifend die ersten Windschauer und bogen die alten Äste wie schwanke Gerten, während vereinzelt schon große, schwere Tropfen herabfielen und klatschend auf dem feuchten Boden aufschlugen. Da ging die Tür zu Hellas Zimmer auf.

„Gnädige Frau," rief die alte Wirtschafterin herein, „das Eis will gehen, meint der Kutscher, er hat's von fern gehört, so'n komisches Donnern. Es wär nur gut, dann hätten wir endlich den Frühling, Gott sei Dank!"

Und dann war sie schon wieder hinaus und zurück in die Küche, denn Kochtöpfe gingen ihr über alles, auch über Naturereignisse. —

Das Eis will gehen! Endlich!! Halblaut und stöhnend, wie der leise Schrei eines todwunden Tieres, rang sich's von Hellas Lippen. Das Eis will gehen! Nur hinaus, hinaus! So schnell als möglich! Und dann war sie draußen, mitten im Abenddunkel, auf der schmutzigen, durchweichten Erde und mitten drin in Sturm und Regen, die jetzt mit aller Gewalt losgebrochen waren. Es war ein furchtbares Wetter, es goß in Strömen und der Wind heulte ordentlich wie mit tausend wilden Stimmen und zerrte die Bäume, daß sie ächzten und stöhnten und wie in willenloser

Angst die hohen Kronen bogen. Und Hella ging mitten hindurch, und der Sturm zauste ihr die offenen hängenden Haare und der Regen durchnäßte sie bis auf die Haut, daß das dünne Kleid ihr am Leibe anlag und sie's bei jedem Schritt fühlte. Durch jede Pfütze schritt sie hindurch, und wenn's noch so hoch aufspritze, nur weiter, weiter! Und jetzt stand sie am Ufer und zitterte vor Aufregung und sah mit fieberhaften, bacchantisch-glänzenden Augen in die Ferne, flußaufwärts. Von dort mußte es kommen, das Große, Erlösende und Befreiende, das alles, alles besiegt!! Aber noch kam es nicht, nur der Wind peitschte klatschende Regenmassen auf die starre Eisfläche. Kam es denn noch nicht? Von ferne hörte man's doch, trotz des heulenden pfeifenden Sturmes, so merkwürdig, wie wenn ein Wagen über die Brücke fährt. Das war es, sie kannte es ganz genau. Kommt es noch immer nicht? Es ist so schwer zu sehen, es wird schon dunkel, und die Bäume stehen vor. Und ohne zu überlegen und ganz unter dem Zwange ihres Gedankens, ihres eigensten, heimlichsten Gedankens, auf dessen Erfüllung sie so lange gewartet und der nun endlich erfüllt werden sollte, läßt sich die junge Frau an der Uferböschung herabgleiten. Es ist zwar sehr steil, aber es geht. Und man kann ja sonst nichts sehen! Und man muß es doch sehen, natürlich! Sonst ist ja alles, alles umsonst gewesen! Und jetzt ist sie drauf, es steht Wasser auf dem Eise, sie kann sich kaum aufrecht halten, es ist so glatt, so unsicher, aber es geht schon und nun kann man wenigstens besser sehen. Wenn's nur nicht so dunkel wäre! Da kracht es neben ihr, es bricht und biegt sich, sie fühlt, wie irgend etwas nachgibt, der Boden fängt an zu schwanken. Wasser spritzt auf und von beiden Seiten sieht sie schwarze gähnende Tiefen sich auftun, in die sich langsam zwei schwere Eisschollen senken und knirschend den gelben Ufersand aufreißen. Da packt sie's, plötzlich und schreckhaft, die angstvolle Sehnsucht nach Leben! Und verzweifelt und hilfesuchend sieht sie zum Ufer, aber es ist zu weit, sie kann nicht hinüber. Sie will rufen, aber die Kehle ist ihr wie zugeschnürt, keinen Laut bringt sie heraus, nur heiß und keuchend geht ihr Atem — Todesangst, lähmende Todesangst. Die Scholle schwankt und schwankt und setzt sich langsam in Bewegung und nun sieht sie's auch kommen, von oben her, die aufgetürmten durcheinander geworfenen Eisschollen, klingend und krachend im wütenden Gischt, eine weiße regellosse Masse, aus der nur hie und da mal grellgelbe Flecke von aufgewühlter Erde hervorleuchten. Immer näher, näher — ist keine, keine Rettung möglich!? Aber die Scholle treibt weiter, und immer mehr kommen hinzu, rechts und links und von allen Seiten. Und plötzlich bricht etwas donnernd zusammen, ganz nahe, am Eingang zum Park ist's, und jetzt kann sie's sehen, ganz deutlich, Balken und Steine tauchen aus dem Wasser und überstürzen sich und brechen und verschwinden. Das Bollwerk! Und dröhnend gehen die Eisschollen drüber weg. Da schreit die junge Frau auf, wild und jubelnd! Das ist ja ihr Gedanke, das Große, Erlösende und Befreiende! Und dann schließen sich die Wasser über ihr und überall nichts wie krachende Eisschollen und schwarze gähnende Tiefen und gelber aufgerissener Ufersand in gurgelndem Gischt. Und die Landstraße herauf kommt ein Wagen gefahren und hält an der Freitreppe von Neuhof.

* * *

Onkel Wilhelm saß allein in seinem Arbeitszimmer am Schreibtisch und hatte die Hände gefaltet und sah sehr, sehr müde aus. Er war eben von Hellas Begräbnis gekommen. Es waren sehr viele Leute dagewesen und sie waren alle sehr traurig über das schreckliche Unglück der schönen Gutsherrin von Neuhof. Und Onkel Wilhelm hatte den letzten Segen gesprochen über dem Grabe seiner jungen Nichte, als man sie neben ihrer Mutter in die Erde gesenkt hatte. Und jetzt war Onkel Wilhelm wieder zu Hause und saß an seinem Schreibtisch und hatte die Hände gefaltet. Und dabei sah er auf das alte verblichene Farbenband, das über dem Schreibtisch hing, und auf die alten verblichenen Photographien. Zu den Photographien aber war eine neue hinzugekommen: das Bild von Hella Herborg. — Und draußen war's ein goldner lachender Frühlingstag und überall Erdgeruch und heißer Lebensatem.

Und flußabwärts im flutenden Sonnenlicht trieben die letzten Eisschollen.



Abb. 1. Das Herausziehen des Hafens aus dem Ofen.

Das Zeißwerk und die Glashütte in Jena.

Von

Dr. M. Wilhelm Meyer.

Mit zwei Einschaltbildern und neunundzwanzig Abbildungen.

In vier oder fünf Jahren, 1909 oder 1910, sollte die gesamte Menschheit ein großes Jubiläum feiern, die dreihundertjährige Wiederkehr des Tages, an dem man sie sehend machte. Denn der winzig kleine irdische Umkreis, den man bis dahin ohne Fernrohr, ohne Mikroskop, selbst ohne Brille überblickte, war doch im Vergleich zu dem ungeheuren Umfang unseres gegenwärtigen Gesichtskreises nur wie das Umhertasten eines Blinden in seiner allernächsten Umgebung. Und wie sich auch die innere Weltanschauung eines sehend gewordenen Blinden gewaltig erweitert, so ist die Weltanschauung der Menschheit durch die Verschärfung des körperlichen Blickes so bis ins wahrhaft Unermeßliche ausgedehnt worden, daß diese dreihundert Jahre noch längst nicht genügten, um ihre befreiende Wirkung recht in die breiteren Schichten zu tragen. Der innere Blick der meisten Menschen geht noch immer nicht über diese kleine Erde hinweg, er sieht noch nichts von dem großen wunderbaren Zusammenhang der Welten des Universums, von den Sonnen der Milchstraße, die das Fernrohr auflöst bis zu dem gesetzmäßigen Gewebe der Atome, zwischen dessen Maschen sich das Mikroskop zu drängen versucht. Es müssen noch weitere Jahrhunderte vergehen, bis die Menschheit es fühlen wird, wie in

Abb. 2. Zerschlagener Hafen.

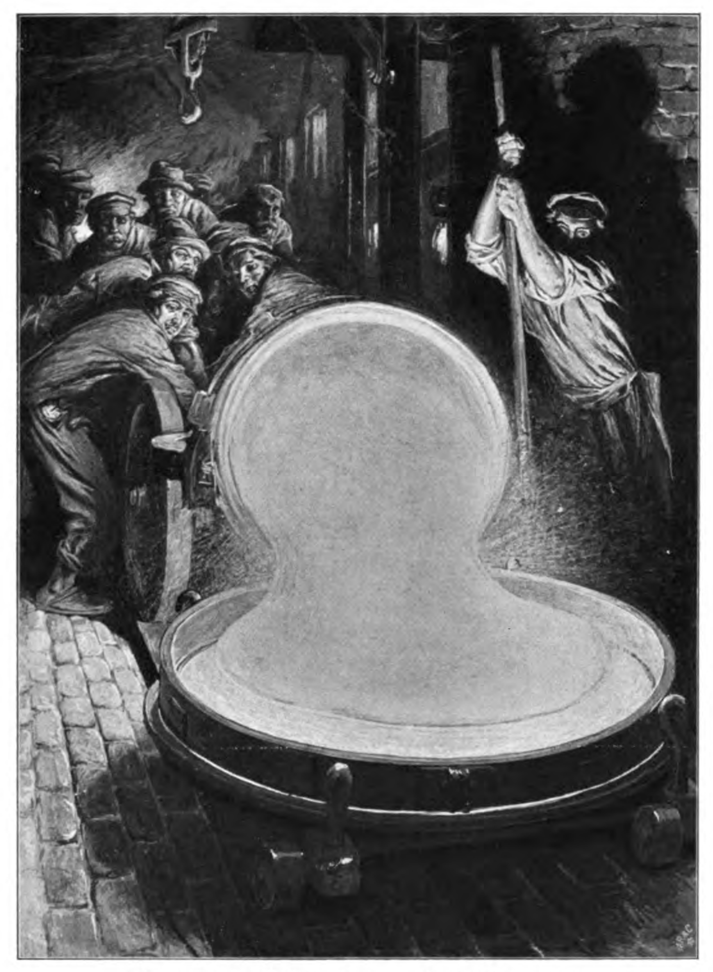


Abb. 3. Das Gießen einer großen Glasplatte.

idealischer und auch praktischer Hinsicht die Entdeckung jener Welten außerhalb der normalen Augenweite ihr eine weit großartigere Erweiterung verschaffte als die Entdeckung des Kolumbus, die nur für den Augenblick — denn ein paar hundert Jahre sind ein Augenblick in der Weltentwicklung — einen praktischen Nutzen für die Menschheit brachte, oder doch die Anschauung unserer kleinen Erdenwelt nur in einem längst vermuteten Sinne gewissermaßen abrundete.

Was aber für ein ungeheurer Aufwand an Geisteskraft und technischer Kunst dazu gehört, um uns so sehend zu machen, wie wir es heute sind, davon haben nur sehr wenige Menschen eine Ahnung, selbst nicht die, welche Fernrohr und Mikroskop täglich gebrauchen. Um dem Leser eine, wenn auch nur ganz oberflächliche Anschauung davon zu geben, bitte ich ihn, mit mir einen Rundgang durch das Zeißwerk und das glastechnische Institut von Schott und Genossen in Jena, die größesten und wissenschaftlich gediegensten Einrichtungen dieser Art in der Welt, zu machen.

Wir wollen die Entstehung zunächst eines großen Fernrohr-Objektivs von Anfang verfolgen und müssen uns deshalb in die Glasschmelze begeben. Daß ganz besondere Glasarten zum Bau eines Objektivs, sei es das eines Fernrohrs, eines photographischen Apparates oder eines Mikroskops, verwendet werden, und zwar verschiedene Glasarten zugleich, um ein farbenfreies Bild zu erzeugen, dürfte wohl allgemein bekannt sein. Das Glas soll ein bestimmtes Brechungsvermögen für das Licht haben, und dieses muß in allen Teilen des verwendeten Blockes dasselbe sein. Dieses Brechungsvermögen hängt außer von der chemischen Zusammensetzung von der Dichtigkeit des Glases ab. Es ist die Aufgabe des Schmelzers, diese beiden Bedingungen zu erfüllen. Schon hier, beim ersten Schritt, stellen sich fast unüberwindliche Schwierigkeiten entgegen.

Um solche Gleichmäßigkeit zu erreichen, muß die Glasmasse möglichst flüssig gemacht werden. Dazu gehören aber 1500—1800 Grad Hitze. Es ist nicht schwer, diese zu erzeugen, schwerer aber, einen Stoff zu finden, in welchem man das Glas in großen Mengen ein bis zwei Tage so flüssig erhalten kann, ohne daß das Gefäß selbst


Abb. 4. Zerschlagen des Glases, um schlierenfreie Stücke zu erhalten.

weich wird, oder springt, oder endlich vom Glasfluß angegriffen wird, wodurch letzterer dann lokale chemische Verschiedenheit und Dichtigkeit erhält. Der Optiker bezeichnet solche Stellen mit dem ominösen Wort „Schlieren“. Man kann sagen, daß die ganze moderne Feinoptik ein fortgesetzter Kampf mit diesen Schlieren ist.

Man muß das Glas in großen Tontiegeln, den „Hafen“, schmelzen. Die Zusammensetzung des Tons hat Ähnlichkeit mit der des Glases und deshalb löst er sich im Glasfluß in minimalen Mengen auf. Ton ist also auch noch kein idealer Stoff. Platin wäre es. Aber was würde wohl ein „Platinhafen“ von 70—80 Zentimeter Durchmesser kosten, wenn ein solcher aus Ton schon auf 60 Mark im gebrauchsfähigen Zustande kommt? Hat der verwendete Ton auch nur die geringste Verunreinigung, so gibt dies sofort zur Schlierenbildung Anlaß und der ganze Inhalt des betreffenden Hafens, der gelungen einen Wert von etwa 1000 Mark in der Hütte hat, kann wertlos werden. Wir müssen, um die Schwierigkeiten zu überblicken, noch einen Schritt zurückgehen und die Entstehung eines Hafens verfolgen, an welchem heute geradezu die Frage, wieviel weiter man einstmals in


Abb. 5. Vor den Ramollieröfen.

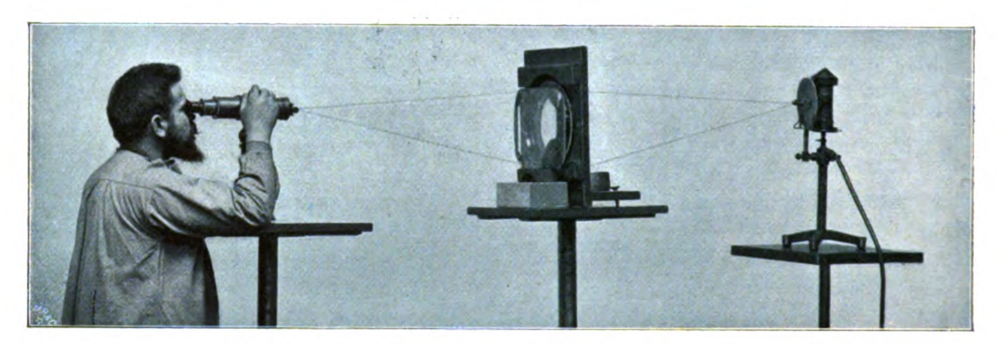


Abb. 6. Untersuchen der Rohglasscheibe auf Schlieren.

die Tiefen des Universums wird sehen, d. h. wie große Gläser man wird schmelzen können, in unmittelbarster Weise hängt.

Schwierig schon ist es überhaupt, den brauchbaren Ton zu finden, der namentlich ganz eisenfrei ist. Dann muß er angeknetet werden. Das kann nur mit nackten Füßen geschehen, denn nur diese fühlen genau die geringste schädliche mechanische Beimischung. Wie feine Maschinen auch der Mensch erfunden haben mag, die feinste bleibt der menschliche Körper. Es ist eine lange Arbeit, bis die Masse fertig ist. Nun wird, in der Form eines Holzfasses, der Hafen langsam aufgebaut. Man legt mit der Hand sorgfältig Schicht auf Schicht. Diese Vorbereitungen dauern drei Wochen, und dann muß der Hafen ein Vierteljahr lang trocknen. Nun bringt man ihn leer in den Ofen, daß er die Feuerprobe besteht. Oft springt er dann und die lange Arbeit an ihm war vergebens.

Endlich kann die Glasmasse in ihn geschüttet werden. Ich habe ein Interesse daran, zu erzählen, daß von diesem Rohstoff das Kilo zwischen 15—40 Pfennige kostet; aber das macht für den ganzen Inhalt des Hafens doch 100 bis 300 Mark, denn es sind bis zu 1000 Kilo Masse darin. Viel wird auch von dem Glas früherer Schmelzen, das unbrauchbar war, hinzugefügt. Nun geht's ans Schmelzen. Solch ein Ofen ist wie ein Vulkanschlot und Glas ist ja auch wirklich eine Art von Lava. Es gibt Vulkane, denen wirkliches, schwarzes Glas, Obsidian genannt, in riesigen Strömen entquoll, und die gewöhnliche Lava ist ein „Silikat", eine Kieselverbindung, wie das Glas. Der Granit und Gneis und die anderen Urgesteine, welche den ersten festen Panzer um die Erde schmiedeten, sind nichts als kristallisierte Glasflüsse. Und wie hier nun in dem Hafen, bei Temperaturen bis zu 1800 Grad, unter welcher auch die Lava aus den Feuerbergen strömt, das Glas flüssig wird wie Wasser, so mögen einst Meere von flüssigem Glas existiert haben, die gefroren zur Erdkruste wurden. Heute gefriert das Wasser gelegentlich zu Stein. Wird es einmal eine Zeit geben, wo man Fernrohrlinsen aus Eis schleift?

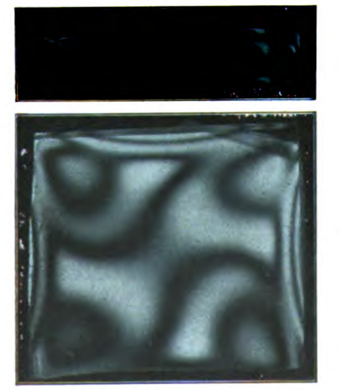


Abb. 7. Spannungsfiguren in einer Glasplatte, von der Seite und von oben gesehen.

Ein bis zwei Tage bleibt der Hafen in dem künstlichen Vulkan, aus dem es so intensiv hervorleuchtet, daß seine Weißglut selbst mit dem direkt auf ihn fallenden Sonnenschein konkurriert.

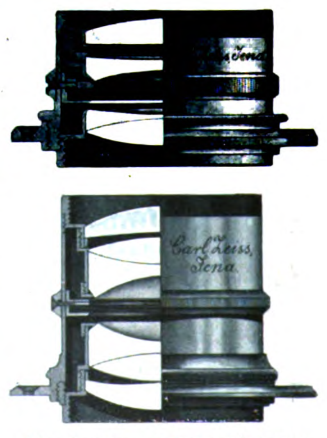
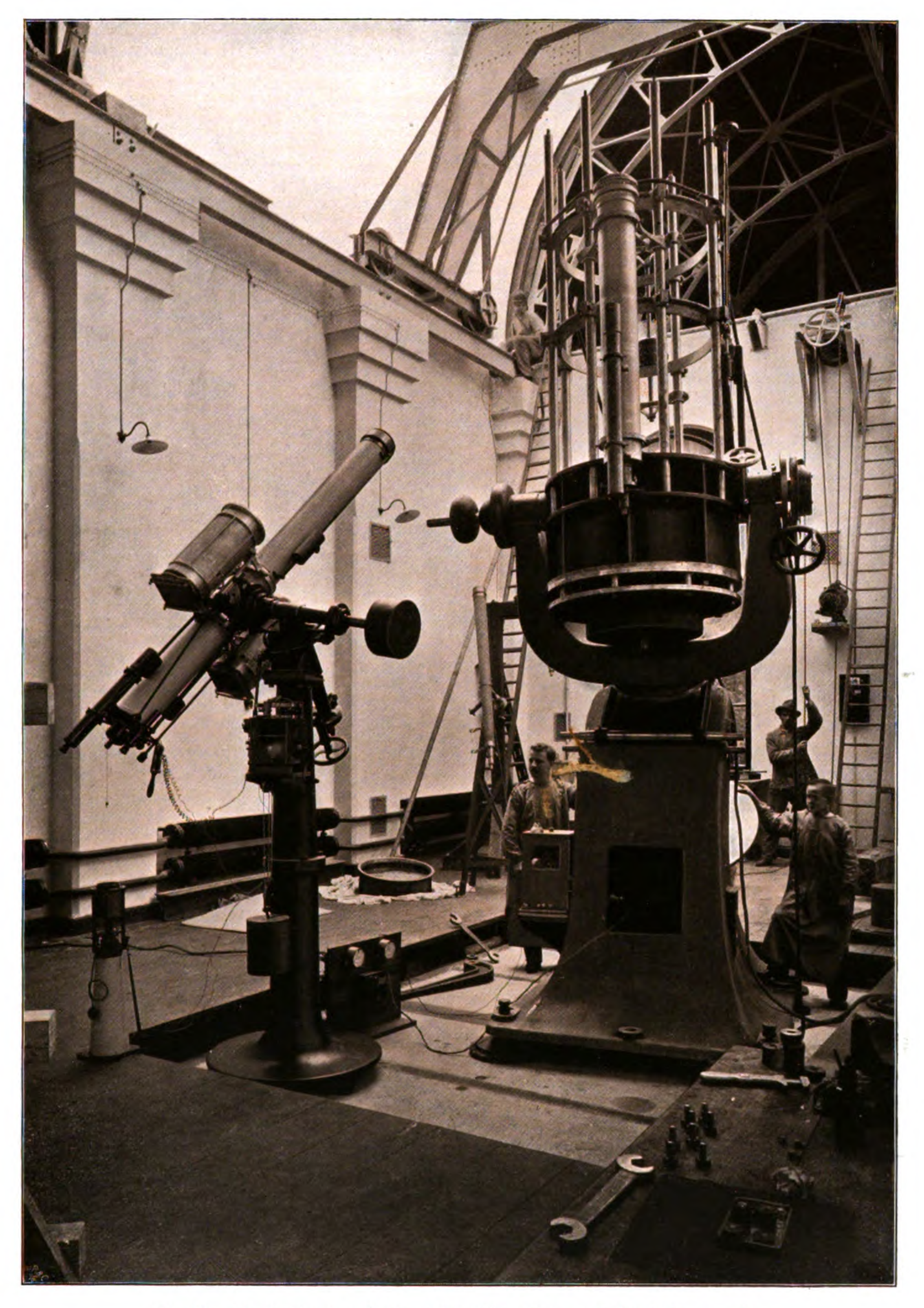


Abb. 8 und 9. Photoobjektive: Tessar und Planar im Querschnitt. (Verkleinert.)



Die Montierhalle des Zeißwerkes für astronomische Instrumente.
(Nach einer Photographie.)

Die Arbeiter, halb nackt, mit schwarzen Brillengläsern versehen, müssen mit langen Stangen den Glasfluß in beständiger Bewegung erhalten, um den Gasen den Ausweg zu erleichtern, damit das Glas doch möglichst blasenfrei wird. Kleine Blasen schaden zwar selbst den besten Gläsern nicht, und man erzählt sich deswegen ein recht hübsches Wort von Fraunhofer, dem ein Kunde einmal eine blasige Linse zurückgeben wollte. Der große Münchener Optiker sagte ihm: „Ich habe Ihnen das Glas zum Durchsehen, nicht zum Ansehen gegeben.“ Aber heute will man sich doch auch solche bloßen Schönheitsfehler nicht mehr gefallen lassen. Außerdem dient natürlich das Umrühren der Glasmasse zur Vermeidung von Schlierenbildung. Es ist ein unheimlich malerischer Anblick, dieses Hantieren mit den ungeheueren Glutmassen, namentlich, wenn nun an langer Schere solch ein Hafen aus seinem Vulkanschlot herausgezogen wird (Abb. 1). Man läßt ihn sofort im Freien stehen. Die ungeheure Temperaturdifferenz bewirkt, daß die schnell erstarrende Glasmasse in tausend Stücke zerspringt. Um sie freizubekommen, zerschlägt man den Hafen. Ein bis zwei Tage nur hat er zu dienen gehabt, ein Vierteljahr lang mußte er sich darauf vorbereiten.

Es ist ein herrlicher Anblick, die Glassplitter so wie silberglänzendes Kristalleis von höchster Reinheit über den Boden zerstreut zu sehen (Abb. 2). Man verhütet dieses Zerspringen absichtlich nicht, weil man doch den ganzen Inhalt des Hafens als solchen nicht gebrauchen kann, da sich immer Schlieren durch denselben ziehen. Es wäre eine sehr kostspielige Arbeit, die riesige Glasmasse zu zerschneiden. Es ist also ein bloßer Zufall, daß ein Splitter übrig bleibt, der groß genug ist, um zu einer Linse für ein bedeutendes Fernrohr verwendet werden zu können. Man will jetzt Linsen von einem Meter oder noch mehr Durchmesser haben. Die Hafen sind aber meist schon nicht so groß. Splitter von solchen Dimensionen bleiben überhaupt nicht übrig. Man muß für diesen Fall den flüssigen Inhalt des Hafens in eine entsprechende Form umgießen, aber man wird dann nur sehr selten ein schlierenfreies Glas erhalten (Abb. 3). Allein schon das optische Rohglas für ein so großes Objektiv zu erhalten, ist ein ganz seltener Zufall. Daher auch die enorme Steigerung

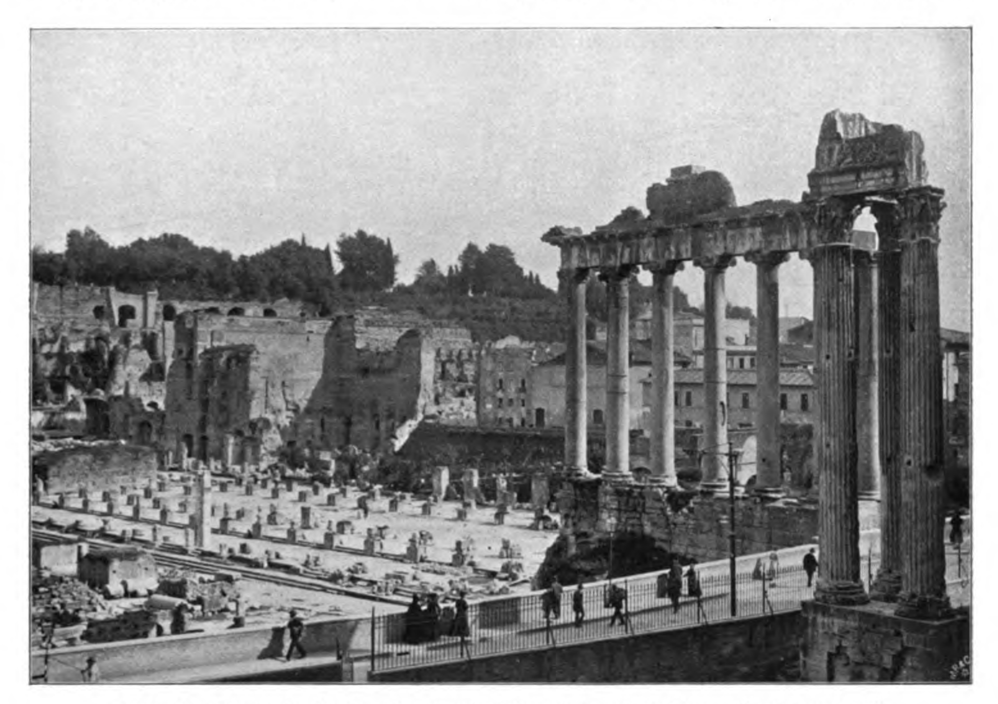


Abb. 10. Momentaufnahme des Forum Romanum mit Tessar. (Etwas vergrößert.)

des Preises bei steigendem Durchmesser. Eine aus der Schmelze fertig herauskommende Glasscheibe, also nicht etwa ein geschliffenes Glas, von 100 Millimeter Durchmesser kostet z. B. 20 Mark, eine fünfmal größere aber nicht 100 Mark, sondern 2400 Mark.

Die Glassplitter werden nun auf Schlieren nur mit dem bloßen Auge ausgesucht und die schlechten Stellen abgeschlagen (Abb. 4). Vom ganzen Glasfluß des Hafens bleibt nicht mehr als ein Fünftel übrig, das man weiter behandeln kann; vier Fünftel werden wieder in die nächste Schmelze zurückgeworfen.

Wir haben nun einen besonders schönen schlierenfreien Glassplitter ausgesucht. Der muß wieder ins Feuer zum „ramollieren“. Nur 500—800 Grad besitzen die betreffenden Öfen. Das Glas wird dabei weich und fließt breiartig in entsprechende Formen, entweder rechteckige oder runde Scheiben. Nun muß man es aber, damit das Glas nicht etwa wieder zerspringt oder innere Spannungen erhält, die es optisch unbrauchbar machen würden, ganz langsam durch drei bis sechs Wochen abkühlen. Die „Ramollieröfen“ (Abb. 5) haben ganz besondere Vorrichtungen, um ihre Temperatur stufenweise nach Belieben herabzusetzen. Nun erst ist das Glas in der Schmelze fertig und kann zu den besonderen optischen Zwecken behandelt werden.

Nun werden die Scheiben roh angeschliffen, damit man sie noch einmal auf Schlieren untersuchen kann. Zunächst geschieht dies mit dem bloßen Auge, dann mit einem besonderen optischen Instrumente, das auch Spannungen erkennen läßt, die sonst nicht sichtbar sein würden (Abb. 6). In diesem Polarisationsapparate sieht man — gar nicht zur Freude des Optikers — herrliche Farben-Erscheinungen (Abb. 7), Regenbogenfarben, ähnlich denen auf den Seifenblasen, wenn das Glas schlecht ist. Hier sind die Figuren, in denen diese Farben sich zu ordnen pflegen, wiedergegeben.

Abb. 11. Beim Zerschneiden der Glasplatten.

Das optisch rein befundene Glas, roh angeschliffen, geht nun von Schott und Genossen, der Schmelzerei, in die Werkstätte von Zeiß oder in irgend ein anderes optisches Institut. Noch einmal müssen die brechenden Eigenschaften der verschiedenen Gläser auf das genaueste ausgemessen werden, und nun heißt es durch Theorie und Rechnung genau die Form der Linsen anzugeben, die aus den Glasstücken herauszuschleifen sind, um die gewünschten, vorausbestimmten Wirkungen zu erzielen. Diese sind, wie wir wissen, außerordentlich mannigfaltig. Das Objektiv eines großen Fernrohrs besteht in der Regel nur aus zwei Linsen, ein modernes Photo-Objektiv (Abb. 8 u. 9) kann bis zu sechs, das eines Mikroskops aber zehn Linsen, also zwanzig brechende Flächen besitzen, die alle verschieden sind, aber zu einander in einem ganz bestimmten Verhältnis stehen. Weshalb so komplizierte Ein-



Abb. 12. Das Rohschleifen der Linsen.

richtungen nötig sind, das zu erörtern ist Sache der Theorie, mit der ich hier die Leser nicht behelligen darf. Man muß es mir schon glauben, daß es rein theoretisch eine ungemein schwierige Aufgabe ist, die Bedingungen zu finden, unter denen solche Linsenkombinationen ein möglichst naturgetreues, lichtstarkes und von störenden Farben freies Bild erzeugen. Je nach den verschiedenen Anforderungen wird nun bei Zeiß von einem ganzen Stabe wissenschaftlicher Beamten zunächst das Objektiv berechnet. Das ist, wenn es sich um neue Typen handelt, oft eine Erfindertat, die erst langem Nachdenken und ganz besonderer Kombinationsgabe gelingt. Wir geben hier im Querschnitt einige Typen von Photo-Objektiven wieder, wie sie bei Zeiß angefertigt werden. Unter ihnen mag das Planar (Abb. 9) mit einem Doppelsatz von je drei Linsen hervorgehoben werden, das also zweiseitig symmetrisch aufgebaut wird, im Gegensatze dazu das Tessar (Abb. 8) (1902 herausgegeben), das als neuester Typus nur vier verhältnismäßig dünne Linsen besitzt, deren acht Flächen sämtlich voneinander verschieden sind. Das erstere Objektiv eignet sich besonders zu Gruppenaufnahmen und Reproduktionen, das Tessar ist ein Universalobjektiv und ein hervorragender Landschafter. Wegen seiner wenigen und dünnen Linsen verschluckt es weniger Licht in den Gläsern selbst und ist deshalb relativ lichtstärker als andere Konstruktionen (Abb. 10).



Abb. 13. Schleifen der Objektive.

Ist nun solch ein Objektiv zunächst errechnet, so kommt eine getreue Zeichnung davon mit den genauen Zahlenangaben über die Form der zu schleifenden Flächen in die Werkstätte und es geht zur Ausführung.

Zunächst wird das Glasstück mit einer Diamantsäge entsprechend zerschnitten (Abb. 11) und dann auf einer Drehbank mit Sand der Rand rund abgeschliffen (Abb. 12). Das geht natürlich sehr schnell. Anders steht es mit den optisch wirksamen Flächen. Es sind immer Teile von Kugelschalen. Man konstruiert einen Reiber von der gewünschten Gegenform der Krümmung und kleiner als die Linse und läßt Reiber und die Linse bei größeren Gläsern durch eine Maschine, sonst mit der Hand (Abb. 13) gegeneinander laufen, indem man ein Schleifmittel, Schmirgel, Quarzsand, dazwischen bringt. Der Reiber kann so dirigiert werden, daß er nur bestimmte Zonen des Glases angreift, einmal mehr den Rand, ein anderes Mal die Mitte. Von Zeit zu Zeit wird die Krümmung der werdenden Linse mit einem äußerst feinen Fühlhebel in Verbindung mit einem Mikroskop gemessen (Abb. 14); die Krümmung soll bis auf weniger als den zehntausendsten Teil ihres Betrages mit der Rechnung übereinstimmen. Das kann noch nicht bei dem eigentlichen Schleifen, sondern erst beim Polieren erreicht werden. Tage- und wochenlang arbeitet die Maschine automatisch an der Herstellung einer Fläche, indem sie nur von Zeit zu Zeit untersucht und der Reiber danach anders gestellt wird. Die Polierarbeit aber muß meist mit der Hand geschehen; es ist eben die letzte Hand, die angelegt werden muß. Äußerste Peinlichkeit ist notwendig. Bei Zeiß wurden kürzlich unterirdische Räume fertiggestellt, wo große astronomische Linsen bei völlig gleichbleibender Temperatur und in ganz staubfreier Luft poliert werden sollen. Die Staubfreiheit ist notwendig, damit nicht durch ein aus der Luft herabfallendes mikroskopisches Körperchen ein Kratzer auf die Fläche gebracht wird, wonach man in vielleicht wochenlanger Arbeit die ganze Fläche neu abschleifen müßte. Ein 42 Meter



Abb. 14. Das Messen der polierten Flächen mit dem Fühlhebel.

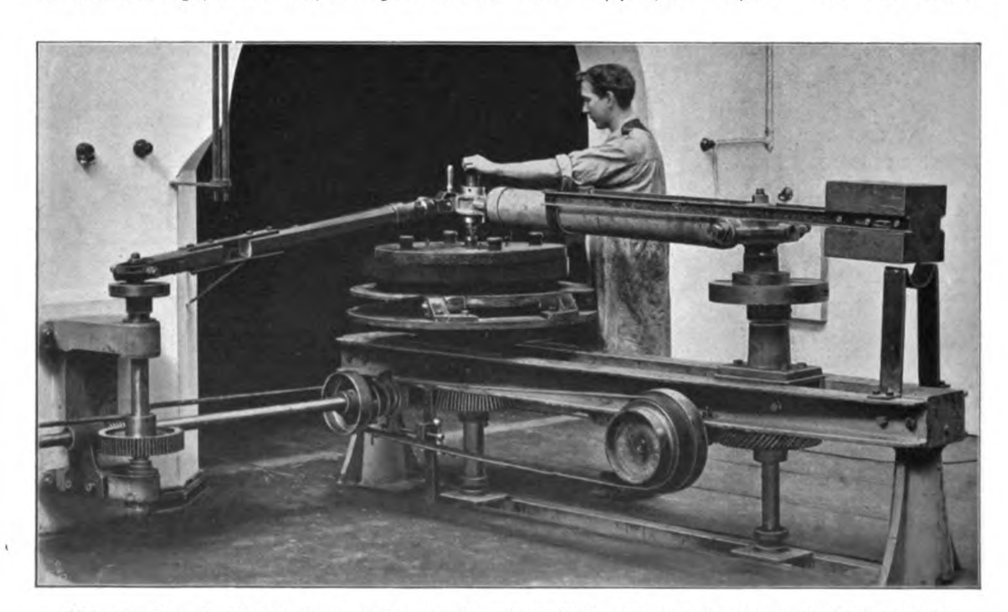


Abb. 15. Das Polieren einer großen Linse. (Links Anfang des 42 m langen unterirdischen Ganges.)

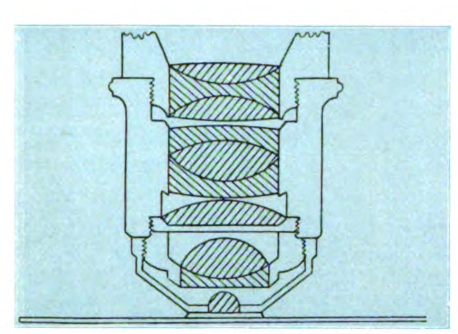


Abb. 16. Mikroskop-Objektiv (Apochromat) im Querschnitt.

langer Gang, an dessen einem Ende die Poliermaschine, am anderen ein ganz genauer Planspiegel steht, dient dazu, einen Lichtstrahl hin und her durch die Linse in ihren verschiedenen Teilen zu senden, um die Genauigkeit ihrer Fläche zu prüfen (Abb. 15). Oft muß monatelang an einer einzigen Fläche korrigiert werden, bis sie endlich den peinlichsten Anforderungen genügt, die die Firma Zeiß an ihre Fabrikate stellt. Wegen dieser bis zur denkbar äußersten Grenze der Präzision gehenden Anforderungen müssen auch die verlangten Preise für die gelieferten Instrumente höher sein, als bei den meisten anderen Firmen, die sich mit geringerer Genauigkeit begnügen.

Bei kleineren Objektiven wird eine einfachere Methode der Prüfung angewendet. Man hat für die gangbaren fabrikmäßig hergestellten Typen Probegläser langsam „gezüchtet", die nach vielen Korrekturen nun wirklich praktisch vollkommen den gestellten Bedingungen entsprechen, aber umgekehrt gekrümmt sind, so daß sie genau auf die zu prüfenden Gläser passen müssen, sobald diese gleichfalls tadellos sind. Die Probe darauf gestattet die Natur durch ein wunderbares Farbenspiel auf das leichteste zu machen. Jeder hat wohl schon die farbigen Ringe oder anderen Figuren gesehen, die sich zwischen Glasplatten bilden, die gegeneinander gepreßt werden. Sie entstehen durch Brechung des Lichtes in der sehr dünnen Luftschicht, welche zwischen den Platten bleibt. Man nennt sie Newtonsche Ringe. Wenn diese Farben ganz gleichmäßig sind, so zeigt dies, daß die zwischenliegende Luftschicht auch überall gleich dick ist, und zwar innerhalb der Größe der Wellenlängen des betreffenden farbigen Lichtes, die sich nach Zehntausendsteln eines Millimeters bemißt. Man legt also die zu prüfende Linse auf das Probeglas. Zeigen sich Ringe oder sonst eine ungleiche Farbenverteilung, so muß das Polieren an bestimmten Stellen fortgesetzt werden. Unter Umständen kann die Fläche einer photographischen oder Mikroskoplinse (Abb. 16) in einer Stunde fertig werden, sie kann aber auch einen ganzen Tag Arbeit beanspruchen. Und zwanzig solcher Flächen sind bei gewissen Mikroskopobjektiven auf diese Weise zu behandeln!

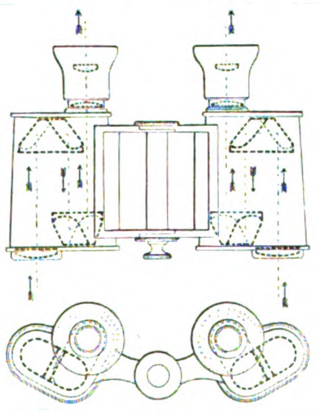


Abb. 17. Feldstecher, schematisch, von vorn und von oben, mit Strahlengang. (Die Prismen und Linsen sind stark gestrichelt.)



Abb. 18. Prüfung der Zentrierung.

Diese allerkleinsten Mikroskoplinsen sind wahre Wunderwerke und durchaus Diamanten zu vergleichen. Bei bestimmten Kombinationen haben sie mehr als Halbkugel-

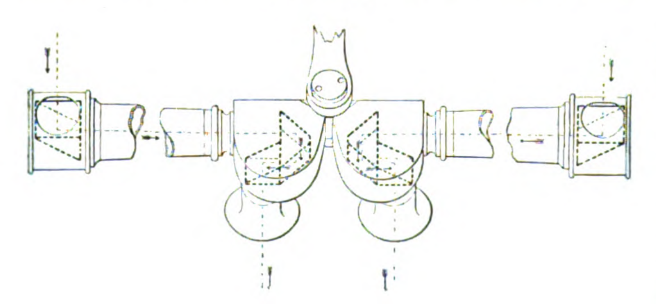
form, das heißt, es sind ganz kleine Glaskugeln, von denen die kleinere Hälfte (oder eine Haube) durch eine ebene Fläche abgeschliffen ist. Das Licht fängt sich in ihnen wie in Edelsteinen. Die kleinsten dieser „Frontlinsen“ wiegen nicht mehr als 0,0017 Gramm. Da der Preis einer solchen Linse sich auf zirka 20 Mark stellt, so würde also das Kilo davon 12 Millionen Mark kosten. Da ich nun vorhin angab, daß das Rohglas dazu vor der Schmelze 15—40 Pfennige wert ist, so hat also menschliche Arbeit und Intelligenz hier ein fast wertloses Material um das Hundertmillionenfache veredelt! Es gibt kein Gebiet des menschlichen Könnens, in welchem dies auch nur annähernd im gleichen Maße der Fall wäre. Ein Stück Gold von der gleichen Größe wie solch eine Linse ist fast wertlos. Nur der Preis des geheimnisvollen Radiums übertrifft unter allen bekannten Dingen noch den eines solchen kleinsten Wunderwerkes optischer Kunst.

Sind nun endlich die Flächen der Linsen der Theorie entsprechend gelungen, so muß noch eine weitere äußerst minutiöse Arbeit an ihnen ausgeführt werden: das Zentrieren. Es kommt natürlich darauf an, daß alle Linsen, die zu einem Objektiv gehören, auf das peinlichste genau übereinander liegen, daß, fachmännisch ausgedrückt, ihre optischen Achsen zusammenfallen, sonst könnten ja ihre Wirkungen sich nicht so unbedingt ergänzen, daß sie ein einheitliches Bild erzeugen. Dies Zentrieren geschieht durch Abschleifen des Randes, so daß die Zylinderfläche, welche den Rand umgibt, genau mit der optischen Achse parallel und konzentrisch liegt. Wieder müssen die feinsten Fühlhebel anzeigen, daß dies erreicht ist (Abb. 18).

Nun endlich ist die Arbeit an den Linsen selbst vollendet. Jetzt müssen die Instrumente dazu gebaut werden. Wie vielseitigen Zwecken sollen dieselben dienen! Was für wundertätige Sehwerkzeuge werden in den Zeißwerken mit diesen Linsen und Prismen und Spiegeln kombiniert! Wir können nur einen schnellen Überblick davon geben.

Da ist zunächst die astronomische Abteilung, die jüngste in den Zeißwerken, aber nicht die geringste (Einschaltbild zw. S. 560 u. 561). Was alles dazu gehört, ein großes Fernrohr zu bauen, davon habe ich die Leser dieser Blätter unterhalten, als ich in Heft 3 dieses Jahrgangs die Montierung des gegenwärtig größten Refraktors der Welt auf dem Yerkes-Observatorium bei Chicago beschrieb. Damals überging ich den optischen Teil, so daß die gegenwärtigen Betrachtungen eine Ergänzung jener bilden.

In den Zeißwerken interessiert man sich jetzt ganz besonders für die Herstellung großer Reflektoren, das heißt also Spiegelteleskope. Die Spiegel haben ganz wesentliche Vorteile vor den Linsen, freilich bei Nachteilen auf der anderen Seite. Man wird dies verstehen, wenn ich anführe, daß man hier mit einer einzigen Fläche, der des Hohlspiegels, dasselbe und teilweise Besseres erreichen kann, wie mit einer Kombination von Linsen. Spiegel bringen keine Farbenzerstreuung hervor,



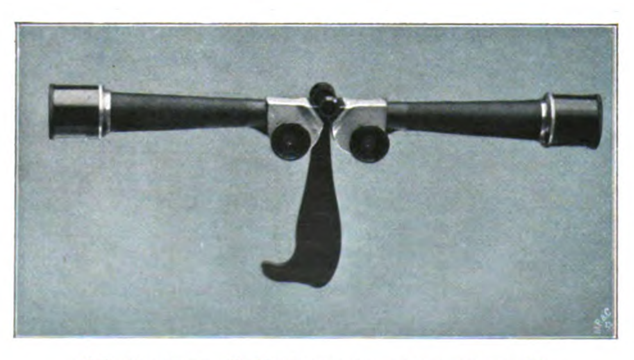


Abb. 19 und 20. Reliefferurohr, oben schematisch. (Die Prismen sind stark gestrichelt.)



Abb. 21. Entfernungsmesser.

wie jede einzelne Linse, die dann erst durch eine andere Linse mit anderem Brechungsvermögen wieder aufgehoben werden muß. Außerdem verschlucken die Linsen viel mehr Licht als ein Spiegel. Allerdings muß die Fläche eines solchen Spiegels, wenn sie ein naturgetreues Bild entwerfen soll, in anderer, viel schwierigerer Weise geschliffen werden, als es die Linsen erfordern: sie muß eine parabolische, keine Kugelfläche darstellen. Es handelt sich zwar dabei nur um eine ganz geringe Vertiefung der Form. Selbst bei großen Spiegeln geht der Unterschied, um welchen die ursprünglich erzeugte Kugelfläche in der Mitte mehr ausgehöhlt werden muß, kaum über ein hundertstel Millimeter, aber dieser muß eben wieder mit aller Präzision durch langwierige, nur mit der Hand auszuführende Polierarbeit herausgenommen werden, und zwar von der Mitte zum Rande in äußerst genau (auf 0,0001 mm) vorgeschriebener Abstufung.

Augenblicklich wird in den Zeißwerken an einem großen Spiegelteleskop für das Heidelberger astrophysikalische Observatorium gebaut. Es hat eine eigenartige Aufstellung und soll hauptsächlich zu photographischen Zwecken dienen. Unsere Abbildung zw. S. 560 u. 561 zeigt es in der eigens für den Bau von großen Fernrohren errichteten Montagehalle. Außerdem besitzen die Zeißwerke noch eine Versuchssternwarte auf einer Anhöhe über Jena.

Ein außerordentlich ausgedehnter Fabriks-

zweig ist der der terrestrischen Fernrohre geworden, worin in Jena ganz Ungewöhnliches geleistet wird. Am bekanntesten sind die Zeiß-Feldstecher geworden. Durch die Anwendung von Prismen, deren total reflektierende Flächen die Eigenschaft von ebenen Spiegeln besitzen, ist ein relativ stark vergrößerndes und doch kleines Doppelfernrohr hergestellt, das die Handlichkeit eines Opernglases besitzt (Abb. 17). Die Strahlen werden darin dreimal hin und her geführt. Man konnte dadurch die Objektive weiter auseinander legen als die Okulare, das heißt, als den Augenabstand. Der Unterschied der Bilder, wie sie jedes Auge für sich sieht auf seinem von dem andern Auge verschiedenen Standpunkte, bedingt aber die Körperlichkeit, in der wir die Gegenstände auffassen. In diesen Feldstechern wird nun die Augenweite künstlich vergrößert, deshalb zeigen sie das Landschaftsbild plastischer, eindrucksvoller, schärfer als gewöhnliche Krimstecher. Trotz ihres relativ hohen Preises haben sich deshalb diese handlichen Instrumente außerordentlich schnell verbreitet. So fabrizierten die Zeißwerke 1903/4 allein 14 000 solcher Feldstecher.

Die plastische Wirkung wird nun noch wesentlich erhöht durch das „Reliefffernrohr“, bei dem durch ähnliche Prismenkombinationen der Abstand der künstlichen Augen des Fernrohrs noch weiter vergrößert wurde (Abb. 19 u. 20).

Diese Verschärfung des plastischen Sehens

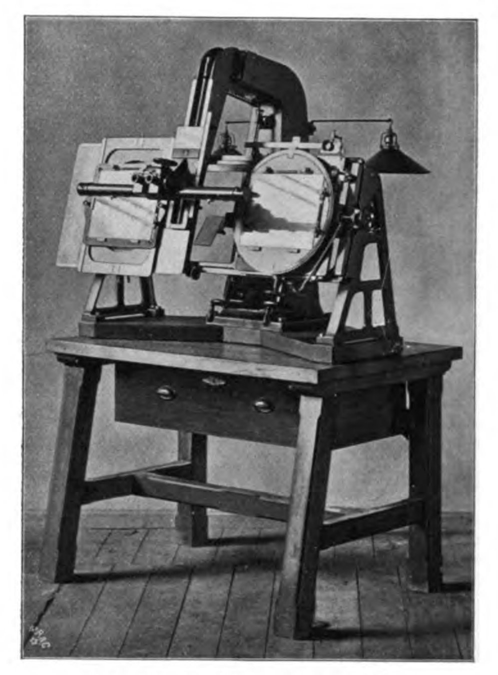


Abb. 22. Der Stereokomparator.

wurde in dem „Entfernungsmesser“ (Abb. 21) durch eine ingeniöse Anwendung des stereoskopischen Prinzips zur leichteren Bestimmung der wahren Abstände der gesehenen Gegenstände benutzt. Wie dies geschieht, wird der Leser ohne weiteres verstehen, wenn er das oberste der drei Doppelbilder auf dem nebenstehenden Einschaltbilde durch ein Stereoskop ansieht. Er erkennt dann, wie die Marken in verschiedenen Entfernungen über der Landschaft frei in der Luft zu schweben scheinen. Genau dasselbe sieht man nun in jenen Doppelfernrohren und kann unmittelbar durch die bei den Marken anzubringenden Zahlen die Entfernungen in Metern ablesen. Es ist ein wunderbarer Anblick, zum Beispiel ein Schiff aus einiger Entfernung zu beobachten, das gerade auf uns zukommt und

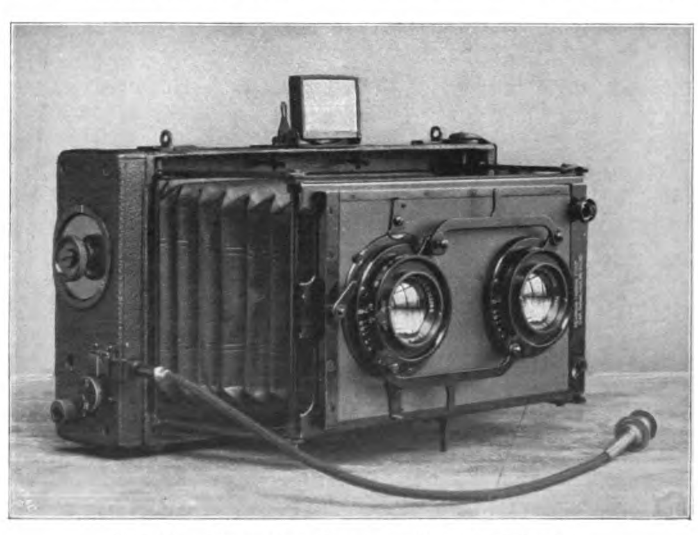
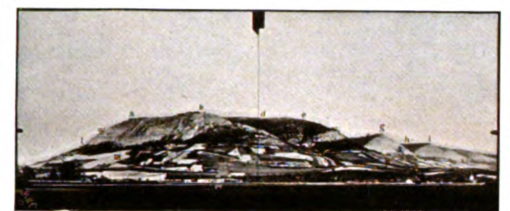
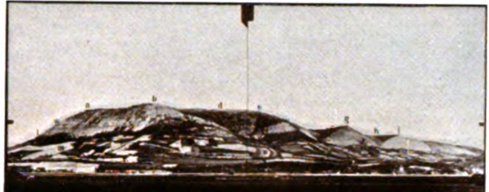


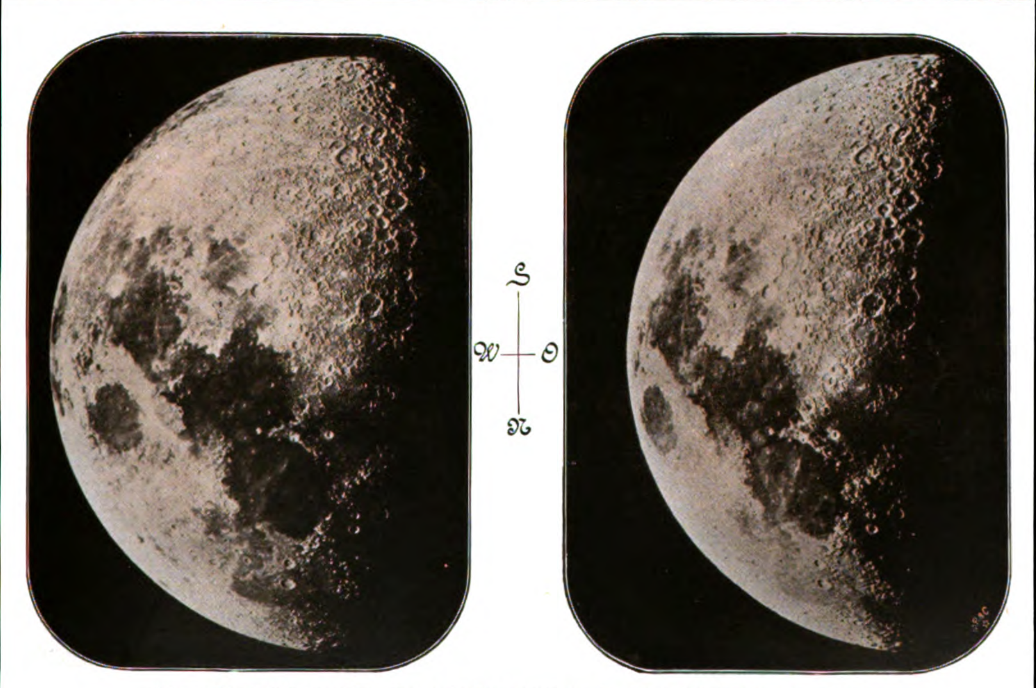
Abb. 23. Stereoskop-Camera (Minimum Palmos).

Kernberg bei Jena. Stereoskopaufnahmen mit 100 Meter Standlinie.



Der Elfer- und Zwölfer-Kofel in den Dolomiten mit 20 Meter Standlinie.



Stereoskopbild des Mondes nach Aufnahmen am 20. April 1896 und 7. Februar 1900.

in einem gewöhnlichen Fernrohr nicht von der Stelle zu rücken scheint, wie es eine Marke nach der andern nimmt. Man begreift, von welchem Wert diese Entfernungsmesser für militärische Zwecke sind.

Kommt es nicht darauf an, Entfernungen sofort zu bestimmen, so kann man jene Augenbasis, auf der die plastische Wirkung, d. h. das Sehen in die Tiefe, das Unterscheiden von Entfernungen, beruht, in beliebiger Weise vergrößern. Man braucht nur zwei Aufnahmen von derselben Landschaft, von zwei entsprechend voneinander entfernten Standpunkten aus zu machen. Unser zweites stereoskopisches Bild zeigt eine solche Doppelaufnahme auf großer Basis. Wie greifbar plastisch erscheinen im Stereoskop die Gebirgspartien, fast als hätte man ein Modell davon ganz in der Nähe vor sich! Der „Stereokomparator" (Abb. 22) ist nun ein Instrument, das gestattet, in einer solchen Doppelaufnahme eine bewegliche Marke scheinbar in die Tiefe wandern zu lassen, so daß man dann an einer Mikrometerschraube die Entfernung eines beliebigen Punktes ablesen kann, auf dem man die Marke eingestellt hat. Indem man diese Entfernungen auf eine Fläche aufzeichnet, kann man eine Karte des Gebietes entwerfen und sehr genaue Landesaufnahmen machen, selbst von den schwierigsten Gebirgsgegenden, die gar nicht einmal zugänglich zu sein brauchen. In jüngster Zeit sind photographische Einrichtungen auf Schiffen erfunden, mit denen man selbst bei ganz unruhigem Seegang durch nur eine Doppelaufnahme alles Material in den Händen hat, um mit für die meisten Zwecke hinreichender Genauigkeit die Karte eines Küstenlandes herzustellen, das man niemals betreten hat.

Man hat dieses Prinzip nun auch auf den Himmel angewendet, wo man über beliebig große Basislängen für die Raumwirkung verfügt. Unsere Erde bewegt sich sich ja im Raum weiter. Man macht an einem bestimmten Tage eine Aufnahme von einem Himmelsobjekt

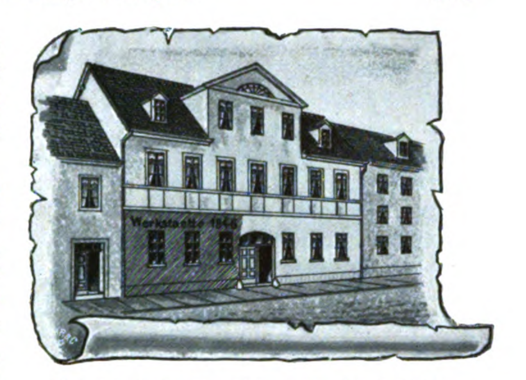


Abb. 24. Erste Werkstätte von Carl Zeiß.

und am nächsten Tage wieder; dann hat man eine ungeheuere Standlinie; unser plastisches Sehvermögen steigert sich, als ob wir so groß geworden wären, daß unsere beiden Augen um Millionen von Kilometern auseinander stehen. Ins unermeßlich Gigantische erweitert sich unser Blick und eine wahrhaft feierliche Stimmung ergreift den denkend Sehenden, wenn er im Stereoskop solche Doppelbilder betrachtet. Wir sehen frei im Weltraum, viel vor den unendlich entfernten Fixsternen, den Planeten Saturn schweben, umgeben von zweien seiner Monde; der eine davon steht ganz deutlich etwas hinter dem Saturn. Unser drittes Doppelbildnis zeigt unseren Trabanten, den Mond, in zwei Aufnahmen, die Jahre auseinanderliegen. Wir sehen ihn als plastischen Weltkörper, nicht mehr als Scheibe vor uns.

Das stereoskopische Prinzip wird in der Zukunft noch bisher ungeahnte Fortschritte in der Kunst des verschärften Sehens zeitigen. Wurde durch die Erfindung des einfachen Fernrohrs die Menschheit gewissermaßen erst sehend gemacht, so blieb sie seither doch immer noch einäugig. Es sind aber dem Menschen nicht umsonst zwei Augen gegeben. Man sieht mit ihnen wirklich mindestens doppelt so gut. Nur aus ökonomischen Gründen richtete man die optischen Instrumente bisher immer nur für ein Auge ein.

Die photographische



Abb. 25. Carl Zeiß.

Abteilung der Zeißwerke wollen wir schnell übergehen. Von einigen Objektiven habe ich ja bereits gesprochen. In den mechanischen Werkstätten werden seit einigen Jahren auch vollständige Cameras dazu gebaut. Eine moderne Stereo-Camera zeigt unsere Abbildung 23.

Die mikroskopische Abteilung war die erste. Ursprünglich machte Zeiß nur Mikroskope. Er hatte in dem hier in Abbildung 24 dargestellten Häuschen 1846 eine kleine mechanische Werkstätte errichtet und machte darin Mikroskope in der bis dahin allein möglichen Weise, indem er bei neuen Anforderungen ohne irgend welche wegweisenden theoretischen Erkenntnisse aufs Geratewohl neue Flächen kombinierte. Die ganze Optik beruhte damals auf recht hilflosen Versuchen. Carl Zeiß (Abb. 25) nun aber hatte das gar nicht hoch genug anzuschlagende Verdienst, nicht nur die Notwendigkeit anzuerkennen, daß hier die Theorie führend eingreifen müsse, sondern auch mit allen seinen Mitteln — wie bescheiden sie auch damals waren — an die Verwirklichung dieser Überzeugung zu gehen. Er verband sich mit dem damaligen Privatdozenten an der Jenaer

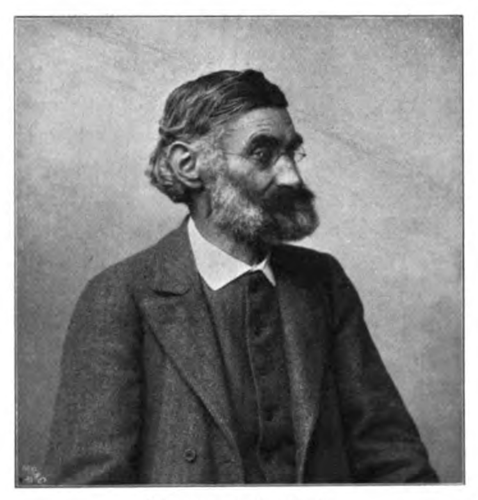


Abb. 26. Ernst Abbe.

Universität Ernst Abbe (Abb. 26), einem jungen Mann aus einfachsten Verhältnissen, der wohl ein bedeutender Theoretiker im allgemeinen, doch in optischen Dingen keineswegs besonders beschlagen war. Dieser begann nun zum ersten Male Mikroskop-Objektive zu berechnen und Zeiß suchte mit seinen Leuten die Wege, die theoretischen Forderungen praktisch auszuführen. Wir haben gesehen, daß das wahrlich kein leichtes Stück ist. Das ganze Unternehmen war eine recht gewagte Sache, denn man hatte bisher wenig gute Erfahrungen mit der Einführung der Theorie in die Praxis gemacht. Erstere ist meist gar zu anspruchsvoll. Hier aber zeigte es sich in der allereindrucksvollsten Weise, wie es doch stets die Wissenschaft ist, welche, wenn auch oft erst nach längerer Zeit, befruchtend, ja geradezu erlösend auf die Entwicklung der Technik wirkte. Die untenstehende Tafel (Abb. 27) gibt hiervon ein außerordentlich lehrreiches Bild. Sie stellt die in den Zeißwerken jährlich verkauften Mikroskopstative dar. Man sieht nach Abbes Eintritt 1866, in den Versuchsjahren, zunächst nur einen kleinen Aufschwung, bis der Gelehrte seine Ideen

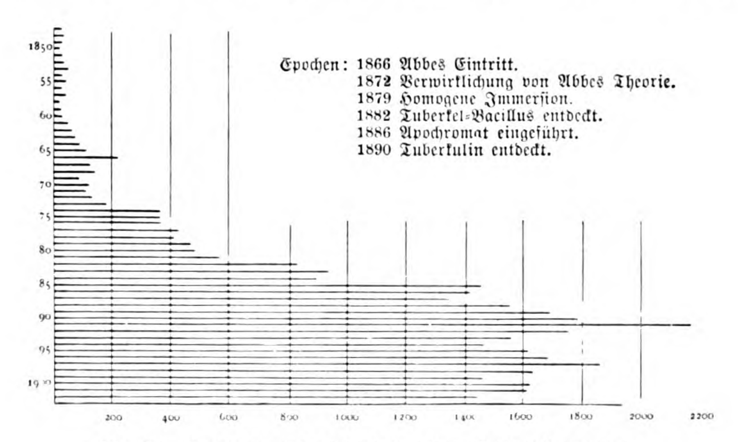


Abb. 27. Zahl der jährlich verkauften Mikroskopstative.

zur Verwirklichung bringen und namentlich 1879 seine „homogene Immersion“ auf den Markt bringen konnte, durch die es dann gelang, den Tuberkel-Bazillus zu entdecken. Da brauchten gleich viele Ärzte und Institute eben dieses ganz besondere nur mit Hilfe der Theorie aufgebaute Mikroskop und die Fabrikation wuchs in ungeahnter Weise. Heute haben die Zeißwerke (Abb. 28) einen Nettoumsatz von jährlich nahezu vier Millionen Mark. 1904 wurden 1355 Arbeiter dort beschäftigt, wozu, will man die ganze Ausdehnung der „Carl Zeißstiftung“ berücksichtigen, noch etwa 800 Arbeiter in der Glashütte von Schott und Genossen kommen. Rechnet man noch die Familienmitglieder dieser Arbeiter hinzu, so kann man sagen, daß heute jeder fünfte Einwohner von Jena von der Zeißstiftung seinen Unterhalt nimmt.

Aber nicht nur als Theoretiker, sondern ganz besonders auch als Mensch ragt Abbe in ganz eigenartiger Weise hervor. Er erhob sich nicht stolz über diejenigen, welche seine Ideen ausführten, er fühlte sich eins mit allen seinen Arbeitern. Er verzichtete zu ihren Gunsten auf alle die Reichtümer, welche ihm dies mächtig emporwachsende Werk brachte. Die Carl Zeißstiftung, die viel richtiger Ernst Abbestiftung heißen müßte, wurde geschaffen, jeder Arbeiter daran beteiligt, wie er es auch am Reingewinn des ganzen Unternehmens ist. Ein „Volkshaus“ (Abb. 29) wurde errichtet mit einer großen Bibliothek, Lesehalle, Vortragssaal, reichen wissenschaftlichen Sammlungen. Jeden Streit unter den Arbeitern suchte Abbe persönlich zu schlichten, der von jedem, dem geringsten bis zum wissenschaftlich ebenbürtigen Mitarbeiter geliebt wurde als der Vater dieser großen Familie, die seine besonderen Eigenschaften zu gemeinsamem Werk zusammengefügt hatte.*) Erst ganz vor kurzem, am 14. Januar 1905 (er wurde geboren am 23. Januar 1840) starb dieser Mann, der nicht nur zu den begabtesten, sondern auch zu den edelsten seiner Zeit zu zählen ist. Ungemein einfach in seiner Lebensführung hat er sein ganzes Leben seiner Aufgabe geopfert. Ganz unermüdlich denkend und wirkend nur für sie, begann er schon vor Jahren an Schlaflosigkeit zu leiden. Er

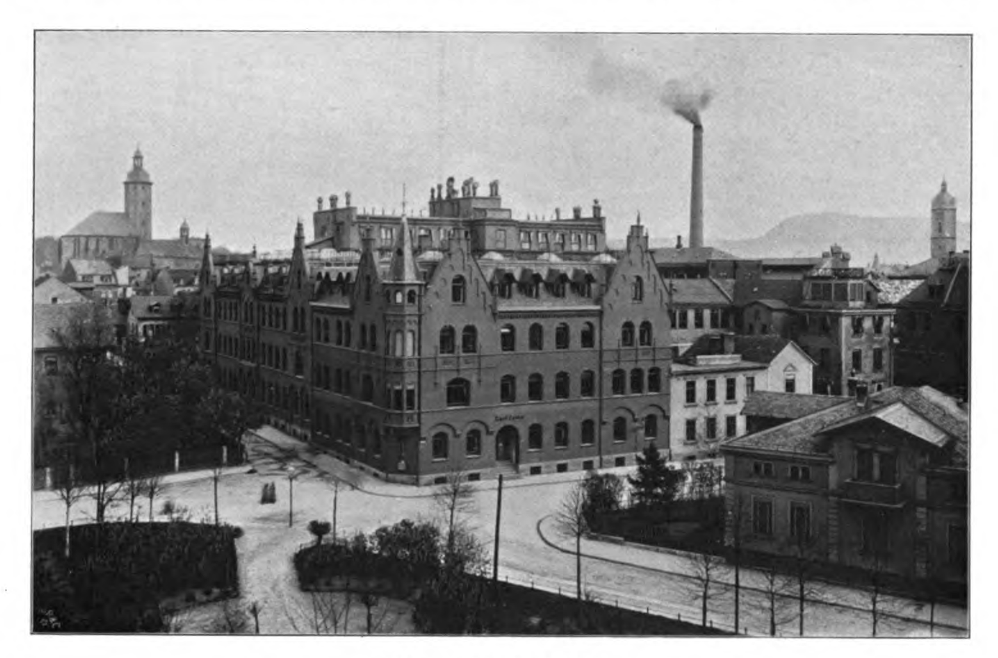


Abb. 28. Die Zeißwerke.

*) Näheres ist über die wissenschaftlichen und sozialen Einrichtungen der eigenartigen Anstalt in dem kürzlich erschienenen Buche von Auerbach „Das Zeißwerk“ zu ersehen.

mußte die Dosen der doch nur vorübergehend lindernden Mittel immer mehr erhöhen, bis sie schließlich seinen Organismus gänzlich zerrütteten; der Tod war ihm eine Erlösung. Beizeiten schon hatte er dafür gesorgt, daß würdige Nachfolger an seine Stelle traten. Die Zeißwerke werden weiter emporwachsen und Ungewöhnliches leisten, wie es nur eine so innige Vereinigung von Wissenschaft und Praxis vermag.

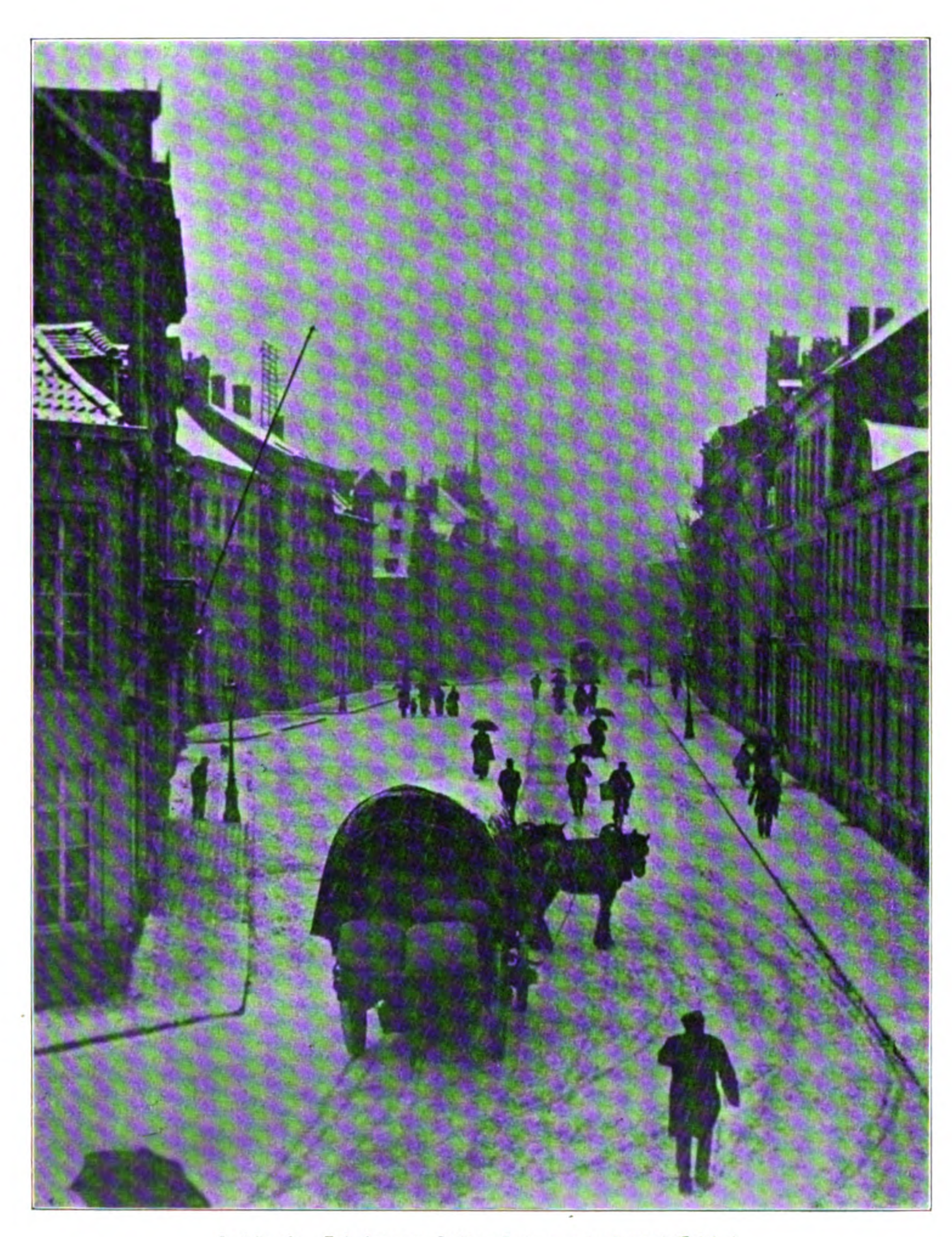


Abb. 29. Das Volkshaus.

Warten.

Nachmittag; schon schattig sind die Straßen
Und ich wandre froh, ich soll Dich sehen —
Steige Treppen — endlich bin ich oben!
„Nicht zu Hause?" — Soll ins Zimmer gehen, —
Also warten! — — — O die trauten Räume,
Bin seit Jahren nicht bei Dir gewesen.
Und mir ist's, als dürft' ich still belauschen,
Was Dein Walten ist und was Dein Wesen.
Dort die Bilder! Das sind Deine Lieben
Und Du selbst in Deiner Jugend Blüte,
Als noch frisch und klar Dir Stirn und Wange,
Ungetrübt Dein Auge strahlt voll Güte.
Und ich denke jener holden Tage
Da wir beide voll Begeistrung schwärmten
Uns die Welt so weit, so herrlich dünkte
Nichts uns drückte, wir um nichts uns härmten.
Daß Du immer noch dem wahrhaft Edlen
Nachgehst, zeigen mir ja Deine Zimmer.
Holde Ordnung waltet, und daneben
Freut das Auge sich der Schönheit immer,
Donatel's Johannes auf dem Simse,
Dürers Stiche, Raffaels Madonnen,
Über jener Tür ein Kranz von Tannen,
Der Balkon von wildem Wein umsponnen —
Auf dem Schreibtisch sieh, ein Strauß Maßlieben,
Die geordnet anmutsvoll im Glase,
Und die dunklen Zweige, roten Beeren
Auf der Säule in antiker Vase.
Draußen piept ein Vögelchen im Bauer,
Rote Pelargonien blühn in Töpfen,
Über bunte Gärten schweift das Auge,
Rein're Luft kann man hier oben schöpfen,
Nur ganz fern her klingt der Großstadt Brausen
In Dein stilles, liebes Heim herüber,
Auf dem Bücherbrett die alten Freunde
Locken in die Geisteswelt hinüber.
Und nun steh' ich sinnend — halb verbergen
Grüner Schlinggewächse luft'ge Ranken
Dort ein Kruzifix, ein edel schönes,
Weilst Du hier in betenden Gedanken?
Daß des wilden Lebensstromes Fluten
Dir verrinnen vor dem stillen Bilde,
Daß Du schöpfest aus den ew'gen Quellen
Neue Kraft und Liebe, neue Milde? —
Letzter Sonnenstrahl mit goldnem Finger
Malt die offne Tür, das Eisengitter
Und das zarte Blattwerk auf die Dielen,
Leise tickend mahnen mich die Uhren —
Ganz aus weiter Ferne tönt Musik —
Und Du kommst nicht! — endlich muß ich gehen,
Ach wie schade! Dennoch nicht vergebens
War ich hier, ich folgte Deinen Spuren
Und verstand die Seele Deines Lebens!

Helene von Krause.



Es schneit. Aufnahme von Julien Putmann in Courtrai (Belgien).
Von der Internationalen Ausstellung künstlerischer Photographien, Berlin 1905.

Neues vom Büchertisch.

Von

Carl Busse.

Gabriele Reuter, Wunderliche Liebe (Berlin 1905, S. Fischer). — Clara Viebig, Naturgewalten (Berlin 1905, E. Fleischel & Co.). — Wilhelm Hegeler, Flammen (Berlin 1905, E. Fleischel & Co.). — Ludwig von Ploetz, Das Jauchzen der Geigen (Berlin, E. Fleischel & Co.). Jakob Schaffner, Irrfahrten (Berlin 1905, S. Fischer).

Ein merkwürdiger Zufall will es, daß seit Jahr und Tag, als läge eine geheime Verabredung vor, die neuen Schöpfungen von Gabriele Reuter und Clara Viebig gleichzeitig erscheinen. Und immer wieder wird man dadurch gereizt, diese beiden Persönlichkeiten, die in der modernen Literatur eine so bedeutende Rolle spielen, zu vergleichen oder vielmehr nebeneinanderzustellen. Aus ihrer grundverschiedenen, ja direkt gegensätzlichen Wesensart ergeben sich Kontrastwirkungen, die mit aller Schärfe das Eigentümliche einer jeden hervortreten lassen. Und auf wessen Seite man sich am Ende schlägt, das ist im vorliegenden Falle weniger eine ästhetische Frage, als eine Sache der Persönlichkeit, der Weltanschauung.

Clara Viebig hat für ihre neuen Novellen einen ausgezeichneten Titel gefunden: „Naturgewalten". Dieses Wort könnte getrost über allen ihren Werken stehen; es trifft auch die Kräfte, die in ihr selbst tätig sind und schaffen. Gabriele Reuter dagegen sehen wir unter dem überwiegenden Einfluß der entgegengesetzten Mächte, die wir kurzweg als Kultur-, als Erziehungsgewalten ansprechen können. Auf die künstlerische Begabung und Darstellung bezogen heißt das: Clara Viebigs Kunst erwächst aus der reinen Anschauung, die Kunst Gabriele Reuters aus der Erkenntnis.

Hält man dies fest, so begreift man ohne weiteres, daß Gabriele Reuter viel stärker und direkter mit der großen Frauenbewegung unserer Tage verbunden ist, als Clara Viebig, die nur mittelbar davon profitiert hat. Als eine nicht zu unterschätzende Folge jener Bewegung sehen wir die Frauen in unserem heutigen Schrifttum wesentlich anders wirken als früher. Nicht dies ist das Wichtige, daß neuerdings etwa eine größere Anzahl weiblicher Talente auf den Plan tritt. Der entscheidende Unterschied liegt tiefer. Man muß sich vorstellen, daß, soweit wir überhaupt zurückschauen können, der Mann als Alleinschöpfer das Frauenideal literarisch bestimmt und festgelegt hat. Der Mann ist es gewesen, der nach seinen Vorstellungen und Wünschen das Weib in der Dichtung erschuf, der, indem er weiblichem Empfinden poetischen Ausdruck verlieh, auch gleichsam dekretierte, wie weibliches Empfinden beschaffen sein müsse. Ich erinnere nur etwa an Chamissos „Frauen-Liebe und -Leben". Und wie in der Lyrik, so war es auch in der sonstigen Poesie. Natürlich wirkte das so festgelegte weibliche Idealbild mit bestimmender Macht auf die Frauen selbst zurück — um so mehr, als Natur und jahrtausendlange Erziehung sie gelehrt hatten, alles auf den Mann zu beziehen und ihr Äußeres und Inneres möglichst seinen Wünschen anzupassen. Auch die selber schaffenden Frauen konnten sich davon nicht freimachen, sie erlagen unbewußt der allgemeinen Suggestion, während die stärkeren Naturen zum Teil sich herb und schamhaft verschlossen (— Annette von Droste —), zum anderen Teil in einem gewissen Empörerzorn, der selber sein Ziel nicht kannte, sich von einem unbestimmten Drucke zu befreien versuchten.

Damit soll natürlich nicht gesagt sein, daß dieser Druck den Durchschnittsfrauen der Vergangenheit stets fühlbar gewesen wäre oder daß sie sich bewußt in die ihnen zugeteilte Rolle hätten hineinschauspielern müssen. Sicher ist aber dies, daß viele eingeborene Kräfte in ihnen unausgebildet blieben oder unterdrückt wurden, und daß dies in den höchststehenden Individuen eine dumpfe Spannung auslöste. Um an ein größeres Beispiel anzuknüpfen: man denke an den Menschen des Mittelalters, der durch die Hoffnung auf den Lohn im Jenseits, mehr noch durch den Fluch der Erbsünde und die Furcht vor schauerlichen Höllenstrafen in einem derartig starren Aufblick zum Himmel erhalten wurde, daß alles andere ihm nichtig oder gar, weil es ablenkte, sündhaft erschien, und seine natürlichen Kräfte mehr oder minder nutzlos verkümmerten. Als in der Renaissance der furchtbare Bann, der doch nur wieder einzelnen fühlbar geworden war, sich mählich löste, als der Mensch, die Persönlichkeit, das Ich entdeckt wurde, kommt es wie Freiheitsrausch und Erlösung über die Menschheit, und das neue, durch nichts mehr beengte Streben, sich rücksichtslos auszuleben, die individuellen Gaben zu pflegen und auszubilden, alle Wege, wohin sie auch zielen mögen, zu begehn, führt auf allen Gebieten zu jenen gewaltigen Leistungen, die als lebendige Werte noch auf unsre Zeit einwirken.

Im kleinen, dünkt mich, erleben wir heut ähnliches. Wie der mittelalterliche Mensch auf den Himmel, so ist das Mädchen ewig nur auf die Ehe dressiert worden, und wehe denjenigen, die das Ziel nicht erreichten: sie hatten ein verpfuschtes, leise mißachtetes Dasein hinzuschleppen. Unter dem Druck der sozialen Verhältnisse beginnen nun immer mehr Frauen, sich von jener fraglos einseitigen Erziehung, die ihr ganzes Wesen und Können nur nach den Bedürfnissen und Wünschen des Mannes formte, zu emanzipieren und in steigendem Maße auch alle andern eigentümlichen Fähigkeiten in sich zu entwickeln, mit denen sie nötigenfalls allein eine soziale Position erreichen und ihrem Leben Ziel und Zweck geben können. Es ist verständlich, daß

im Anfang der Bewegung, als auch für das Weib das Evangelium des unsterblichen Rechtes auf Persönlichkeit proklamiert ward, die vorangehenden Frauen eine Art Rausch überkam wie die ersten Renaissancemenschen, als wäre ihnen alle Fülle der Erde nun erschlossen und jedes Tor des Lebens aufgetan. Es ist weiter verständlich, daß die jauchzend einem neuen Ideal Zustrebenden mit größtem Eifer das alte, vom Manne geprägte Frauenideal sich zu zerschlagen bemühten. Dabei wurde dann natürlich das Kind mit dem Bade ausgeschüttet, doch auch dies scheint in solchen Fällen unvermeidlich und notwendig zu sein. Denn Gerten, die zu lange nach der einen Seite verbogen waren, muß man erst entsprechend stark in entgegengesetzter Richtung biegen, ehe sie gerade werden. Auf die starre Kirchlichkeit des Mittelalters folgt im Anfang Genußgier und Zügellosigkeit. Und wie die ersten Renaissancemenschen sich etwas darauf zugute taten, Dinge auszusprechen, über die zu reden die vorhergehende Zeit für höchste Unsittlichkeit gehalten hätte, so setzten in der Gegenwart gewisse Feminina ihren ganzen Stolz darein, auf ähnliche Weise ihre neue Freiheit zu bekunden. Auch sie in ihrer Art Bilderstürmer, welche die alten Masken gründlich zerschlugen, mit fast wunderlicher Wut für die „Entgöttlichung" des Weibes sorgten und ihre eigenen höchst kitzligen Bekenntnisse als typische Dokumente ausgaben. Ich erinnere nur an Marie Madeleine, die Dolorosa und ihre Jüngerinnen, die alles enthüllten mit Ausnahme ihres bürgerlichen Namens. Was hier in der Verzerrung geboten ward und am krassesten den Unterschied zwischen einst und jetzt beleuchtete, fand sich in feinerer und richtigerer Spiegelung in den Werken der echten Talente. Nicht die Verschiedenheit der Begabung, sondern die des Geistes trennt in der Lyrik eine Agnes Miegel und Anna Ritter von ihren Vorgängerinnen. Man sehe, um nur auf eins aufmerksam zu machen, einmal an, wie stolz sie auf ihr Weibtum sind, mit welcher bewußten, manchmal fast koketten Freude sie sich als weibliche Persönlichkeiten genießen, mit welcher Kühnheit sie ihre fraulichen Confessions machen, während Annette von Droste sich noch gern in männlicher Verkleidung in ihren Dichtungen einführte und ihre minder berühmten Kolleginnen die Damenröcke am liebsten unter dem Mantel eines männlichen Pseudonyms verbargen. Unsern modernen Dichterinnen würde es nicht mehr einfallen, seufzend mit Annette von Droste zu singen: „Wär' ich ein Mann doch . . .", und fraglos hat mittelbar oder unmittelbar die große Frauenbewegung unserer Tage ihnen den Nacken gesteift und sie zum Selbstbewußtsein der Persönlichkeit gebracht. Mit den Erzählerinnen steht es natürlich ebenso, und hier dürfen gerade Gabriele Reuter und Clara Viebig, jede für sich und für ihre Art, auf typische Bedeutung Anspruch erheben.

Gabriele Reuter ist, wie gesagt, von den beiden diejenige, die weit direkter mit der Frauenbewegung verbunden ist, die, geistig und seelisch feiner organisiert als Clara Viebig, den Druck gefühlt, unter den alten Erziehungsgewalten gelitten, die schließlich klagend und anklagend aufgeschrien hat.

Dieser Aufschrei, diese Anklage durchgellt ihr berühmtestes Buch „Aus guter Familie", und auf Tausende von weiblichen Herzen hat diese Leidensgeschichte eines jungen Mädchens wie eine Offenbarung und Erlösung gewirkt, weil eben Tausende doch ähnliches gefühlt und in den gleichen Konflikten gestanden hatten, ob hier auch künstlerisch gesteigert und konsequent bis zum tragischen Ausgang geführt worden war, was im Leben meist heimlich verwunden wird. Schon der Titel ließ erraten, daß es sich in dem Buche um den Kampf natürlicher Kräfte gegen die sie unterdrückenden „Erziehungsgewalten" handelte — um einen Kampf, in dem die unglückselige Heldin jämmerlich zerrieben wird. Und nicht eigentlich der — fraglos vorhandene — künstlerische Wert, sondern hauptsächlich der zeitgeschichtliche und derjenige, den es als document humain besaß, hat diesem Werke der Anklageliteratur, dessen überzeugender Kraft sich kein Vorurteilsloser entziehen konnte, den großen Erfolg verschafft. In immer neuen Ausprägungen und mit immer größerer künstlerischer Feinheit hat Gabriele Reuter das Thema der stillen Tragödien, in denen so viele Frauen langsam zermahlen werden, seitdem gestaltet, und was selbst den vorsichtigsten und klarsten „Frauenrechtlerinnen" niemals ganz gelingen konnte, nämlich die von vornherein innerlich widerstrebenden Elemente für ihre Anschauungen zu gewinnen, das gelang, wenigstens zu einem Teil, der Dichterin dadurch, daß sie uns so tiefe Blicke in das Seelenleben jener „Sklavinnen der guten Familie", jener Märtyrerinnen einer einseitigen Erziehung tun ließ. Nach der Tragödie des jungen Mädchens kam in „Frau Bürgelin und ihre Söhne" die Tragödie der Mutter — auch dies eine Erziehungstragödie —, kam weiter die Tragödie der „unverstandenen" Frau in „Ellen von der Weiden", kam endlich — für mein Gefühl künstlerisch die schönste Leistung — dies wundervolle, unendlich zarte Gemälde der Frauenseele, das die Überschrift „Liselotte von Reckling" trägt. Daneben gingen Novellen her, die gleichfalls „Frauenseelen" (— so heißt auch einer der Novellenbände —) nachspürten, im ganzen jedoch wesentlich hinter den größeren Arbeiten zurückbleiben. Das erklärt sich auch leicht. Gerade eine Dichterin, deren Schöpfungen, wie ich es oben ausdrückte, aus der „Erkenntnis" geboren sind und dementsprechend die langsam und schmerzlich sich emporringende Erkenntnis in ihrem Wachsen und Werden am feinsten wiedergeben, eine Dichterin also, die besonders darin Meisterin ist, geistigen und seelischen Entwicklungen nachzugehen, die leisesten Regungen, vieles, was halb unter der Bewußtseinsschwelle liegt, in außerordentlicher Zartheit einzufangen — sie gerade braucht zur Entfaltung dieser Gaben einen größeren Spielraum. Und den gewährt ihr wohl der Roman, nicht aber die gedrungene, fast dramatische Konzentration erfordernde Novelle.

Wie in allem anderen, so ist auch darin Clara Viebig das Gegenstück zu Gabriele Reuter. Ihre Kunst, sagte ich, sei aus der reinen An-

schauung geboren. Sie ist eine Dichterin von gewaltiger Sinnenstärke. Eine Situation, eine Landschaft, Menschen, in denen das natürliche Triebleben vorherrscht, gibt sie schlechthin meisterhaft. Sie hat dann eine unwiderstehliche Wucht. Aber derartig sinnesgewaltige Poeten haben fast niemals — auch Detlev von Liliencron ist ein Beispiel dafür — eine im abgemessenen Verhältnis dazu stehende geistige Kraft. Sie fehlt auch der Viebig, und so bleibt ihr großes natürliches Talent immer zu ausschließlich an die Erde und die sinnliche Erscheinung gebunden. Im Augenblick wird sie unsicher, sowie sie einen Geistesmenschen erschaffen soll. Deshalb vermeidet sie es klug, ihre Stoffe aus höheren Gesellschaftsschichten zu wählen. Knechte und Mägde, Bauern und Bäuerinnen, Soldaten bis zum Feldwebel aufwärts, Handwerker und die sonstigen kleinen Leute in Stadt und Land — das sind ihre Helden, und da blüht ihr der Lorbeer. Wagt sie sich unter dem Zwange des Themas doch einmal an sozial und geistig höherstehende Individuen heran, so verläßt sie ihre instinktive Sicherheit. Ihr letzter großer Roman „Das schlafende Heer“ bot dafür ein lehrreiches Beispiel. Wie matt ist da der deutsche Baron, vor allem wie schablonenhaft die Vertreter der höheren polnischen Gesellschaft, der Edelmann und der Geistliche! Aber wie grandios sind die Volksfiguren, die Ciotka voran, die Ansiedler, Förster, Inspektoren, kurz, alle diese „subalternen“ Menschen mit den noch ungebrochenen Instinkten! Wäre es möglich, daß Gabriele Reuter einen ähnlicher Vorwurf ergriffe, so würden wir genau das Umgekehrte erleben. Ihr gelingen ja gerade die Geistes-, die „Kulturmenschen“, und weil in diesen eben das natürliche Triebleben durch Erziehungsgewalten schon stark gedämpft ist und in festen Schranken gehalten wird, weil leichtlich die Reflexion neben jedes Vollgefühl tritt und es auflöst, so erscheinen diese Menschen schwächer, zurückhaltender, verfeinerter, unter Umständen gebrochener. Es sind geistreiche Halbnaturen gegenüber den geistlosen Vollnaturen der Viebig, und ihnen kann natürlich nur wieder ein Künstler Leben verleihen, dessen inneres Wesen ähnlich geformt ist und der über die zartesten Tinten, über die Kunst der feinsten Nuancierung verfügt. Clara Viebig mit ihrer breiten und mächtigen Pinselführung wäre rettungslos verloren, wo Gabriele Reuter triumphiert. Kulturmenschen und Kulturgewalten also hier, Naturmenschen und Naturgewalten dort. Dementsprechend hat Gabriele Reuter einen gewissen Zug ins Internationale, d. h. sie ist unabhängig vom Boden und kann ebenso gut in die Berliner Salons führen wie nach Ägypten, Rom oder an die sonstigen Rendezvousplätze der internationalen Gesellschaft. Clara Viebig dagegen ist mit ihren Geschöpfen eng an den heimatlichen Bezirk gebunden, also an das Eifelgebiet und allenfalls noch an die Posener Landschaft. Erscheint ihr Horizont dadurch wesentlich beschränkter, so wirken ihre Menschen dafür weit bodenständiger, während die der Gabriele Reuter bei größerer Weite des Blickes doch manchmal daran kranken, daß sie Luftwurzeln haben.

Nach ihrer ganzen Wesensart sieht Clara Viebig natürlich auch die Frauenfrage durchaus anders an, als Gabriele Reuter. Für diese ist das eine „geistige“ Frage, eine Frage der Erziehung; der Kampf geht um einen geistigen Inhalt, um das Recht der Persönlichkeit. Eine nur materielle Lösung der Frage, also etwa dadurch, daß man allen Mädchen die Heirat garantierte oder ihnen neue Erwerbsquellen erschlösse, wäre keine Lösung für sie. Wohl aber würde sich das Weib, das Clara Viebig vor uns in ungezählten Ausprägungen hingestellt hat, damit zufriedengeben. Denn das verlangt einfach die Befriedigung der beiden Grundtriebe Hunger und Liebe. Deshalb führt es den Kampf um „Das tägliche Brot“ — so heißt ein großer Viebigscher Roman — und führt noch wilder, weil mit diesem Ziel meist auch jenes erreicht wird, den „Kampf um den Mann“ — diesen Titel trägt ein Viebigscher Dramenzyklus. Eine robuste, grobe, kaum durch das Gefühl geadelte Sinnlichkeit schlägt als „Naturgewalt“ aus diesen Mädchen und Frauen, und wenn sich auch nicht in jedem Buche wie im „Weiberdorf“ geradezu alles darum dreht, so gibt es doch auch keins von Clara Viebig, in dem diese kochende, unbezähmte Sinnlichkeit nicht irgendwo und -wie ihr Haupt erhöbe. Es wäre möglich, daß die Frauenrechtlerinnen, die Gabriele Reuter den Kranz flechten, mit heimlichem Groll an die Schöpferin des „Weiberdorfes“ dächten. Denn die von ihnen vertretene Sache wird sicherlich durch die Weibauffassung dieser Dichterin nicht gefördert. Auf der andern Seite hat Clara Viebig wie jede Frau doch sehr stark von der Bewegung profitiert, ohne deren vorbereitende Arbeit sie schwerlich kühn und frei genug gewesen wäre, mit ruhiger Selbstverständlichkeit auszusprechen, was ihren Kolleginnen aus früheren Zeiten zu sagen unmöglich erschienen wäre.

Die beiden neuen Novellenbücher brauch' ich nun kaum mehr zu besprechen. „Wunderliche Liebe“ von Gabriele Reuter (Berlin 1905, S. Fischer) ist mit der Dichterin selbst schon ebenso charakterisiert wie die „Naturgewalten“ (Berlin 1905, E. Fleischel & Co.) mit Clara Viebig. Es ward auch schon angedeutet, daß ich dem letztgenannten Novellenbuch den Vorzug gebe. Denn fehlt den großen Romanen der Viebig für mein Gefühl eine gewisse Höhe und Freiheit des Horizontes, die ich bei einem „Weltbild“, wie es der Roman doch geben soll, nicht gern entbehren möchte, so wirken in den kleineren Ausschnitten der Skizzen und Erzählungen ganz allein die großen Vorzüge der Dichterin, und ihre Anschauungs- und Darstellungskraft feiert Triumphe. Wer wissen will, was die Viebig kann, lese „Die letzte Nummer“; da wird, was in der Formung eines schwächeren Talentes direkt ekelhaft gewirkt hätte, allein durch die Macht ihrer Schilderung ins Grausige und Grandiose erhoben. Das Bild, wie der Kerl mit dem linnenen Lappen auf dem Kopfe da mäht, prägt sich unvergeßlich ein. Nicht ganz so glücklich ist sie in der Behandlung gewagter Anekdoten. „Ein Kriegsandenken“ z. B. würde man doch lieber von Maupassant lesen, sie hat

dafür zu viel schwerfällige Wucht und zu wenig leichte Grazie. Doch aber ist das kleine Ding durch die Zeichnung des Mädchens wieder charakteristisch für sie. Das halbblöde Geschöpf drängt sich mit heißer Sinnlichkeit dem kriegsgefangenen Franzosen auf, um schließlich ein kleines lebendiges Andenken an den großen französischen Krieg davonzutragen und strahlend und stolz jedem vorzuweisen. Nichts von Reue, Scham und Tränen — über das ganze Gesicht grient das Mädel, als sie das auf der Wiese unter dem weidenden Vieh geborene Knäbchen nach Hause bringt. Damit vergleiche man Gabriele Reuters Skizze „Solche, die geliebt werden"; sie steht in ihrem neuen Buche. Durch eine natürliche Veranlagung muß die junge Gräfin Kehlheim alles an sich reißen, doch verliert sie sich dabei immer selbst, so daß jeder sie nehmen kann. Aber auf den Rausch folgt hier der Katzenjammer. „Es ekelt mich, sobald ich zu mir selbst komme," sagt sie. Die Freundin antwortet: „Ich glaube, das spricht nicht Ihre Natur, sondern Ihre Erziehung. Ihnen wäre besser, Sie wären nur Natur." Die Gräfin sieht sie an: „Was wäre dann mein Los?" Sie erhält keine Antwort. Was die Freundin dachte, war nicht auszusprechen. —

Gutes läßt sich auch von dem neuen Roman Wilhelm Hegelers: „Flammen" berichten (Berlin 1905, Egon Fleischel & Co.), denn das Buch zeigt den Erzähler in einer menschlichen Klärung, die naturgemäß seiner Kunst zugute kommen muß. Gewiß war der vorhergehende Roman „Pastor Klinghammer" in seiner Art ein bedeutendes Werk, aber mir wollte immer scheinen, als hätte sich Hegeler da eine merkwürdige Vorliebe für einen wenig sympathischen Helden angequält. Es kann ihm selber unmöglich dabei so recht frei ums Herz geworden sein, weil gar zu viel niedrige Marter sich den großen Schmerzen, die er darstellte, beimischte und den tragischen Eindruck abschwächte und gleichsam herunterzerrte. Im „Ingenieur Horstmann" lag die Sache ähnlich. Und das mußte um so mehr auffallen und in Erstaunen setzen, als der Erzähler aus „sonnigen Tagen" und von „fröhlichen" Romanen plötzlich in so düstre, kaum von einem Lichtstrahl erhellte Reiche abgeschwenkt war. Unwillkürlich fragte man nach den psychologischen Gründen solcher Wandlung. Hatten schwere Schicksale über Herz und Auge des Dichters so tiefe Schatten geworfen, daß er mit einem Male die Welt so dunkel sah? Oder wuchs das Düster-Herbe nur aus dem zufällig ergriffenen Stoff? Jedenfalls, statt uns die Brust freizubaden, bedrängte und verengte sie uns Hegeler im „Pastor Klinghammer" durch zu viel Erdenqual. Da erhebt er sich in seinem neuen Roman wieder zu freierer Betrachtung. Und wenn wirklich Qual und Dunkel nur ein Übergang waren, wenn sich der Erzähler daraus emporreißt zum Licht, dann dürfen wir wohl doppelt auf ihn hoffen. Denn den Weg der Schmerzen durch Nacht und Finsternis, vorausgesetzt, daß er durch zu lange Dauer nicht zerstörende Wirkungen hinterläßt, ist noch niemals ein Dichter umsonst gegangen.

Der Stoff, den Hegeler in den „Flammen" behandelt, ist einfach, und einfach sind auch die verwandten Mittel. Man findet da kaum große Szenen und pointierte Abgänge. Der Privatdozent Heinrich Grabaus ist an eine Frau gekettet, die sich in der Ehe als kleinlich entpuppt und das ideale Bildnis, das ihr Gatte sich von ihr gemacht hat, selbst zerschlägt. Da lernt ihr Mann in Marie Luise, der jungen Frau eines alten Majors, die „Wahlverwandte" kennen, in ihr und ihm lodern die „Flammen" auf — Flammen, in denen Marie Luise sich verzehrt, in denen der Mann sich läutert. Wie diese beiden Menschen in der Leidenschaft zittern, wie sie kämpfen und siegen — das ist das Thema des Romans, und das ist schön und ergreifend durchgeführt. In Marie Luise vor allem, dann besonders auch in ihrem Gatten hat Hegeler reine, unbefleckte Menschenbilder darzustellen versucht, und daß ihm dies im ganzen gelang, spricht doch auch für seine eigene sich mehr und mehr läuternde Menschlichkeit. Der Tod der Geliebten, die im gewöhnlichen Sinne niemals Geliebte für ihn war, bricht den Helden auch nicht, sondern er fühlt, daß sie Unsterbliches sterbend ihm hinterlassen, eine Wärme, die wirksam und fruchtbar in ihm sein und bleiben wird. Wie singt Carolath?

> „Der Blitz, der irdisch Glück zerstört,
> Schlägt auch zum Streiter und zum Mann.
> Was der an Ew'gem hat, gehört
> Der weiten Welt, der Menschheit an."

So wird gewiß niemand bereuen, dem Buche ein paar Stunden gewidmet zu haben. Es übt eine Katharsis, eine gewisse „Reinigung" in uns aus, ob ich mir allerdings auch denken kann, daß das gleiche Werk noch viel wärmer wirken und eine viel stärkere Läuterungskraft ausstrahlen könnte. Das führt mich auf Wilhelm Hegeler selbst zurück. Der Dichter ist am Ende wichtiger als ein einzelnes Werk seines Geistes, und deshalb bemühe ich mich stets, erst den Mittelpunkt seines Wesens zu erfassen, um dann auf dessen reinere oder trübere Widerspiegelung in der gerade vorliegenden Schöpfung einzugehen. Ich gestehe, daß mir dies bei Wilhelm Hegeler nicht möglich ist, weil ich mir über den Mittelpunkt seines Wesens noch nicht klar bin. Ich könnte nicht einmal mit Bestimmtheit sagen, ob er innerlich eigentlich warm oder kalt ist. Man würde nach dieser oder jener Gestalt ohne weiteres für „warm" stimmen, wenn nicht irgendeine andere Figur, noch mehr die Tonlage der Werke und gewisse kleine, aber bedeutungsvolle Einzelheiten dawider sprächen. Ich mache z. B. auf einen Vergleich aufmerksam, der in den „Flammen" S. 143 steht und in dem der Chikagoer Weltausstellung gedacht wird — ein Vergleich, der etwa hier, in der Besprechung, Nacherzählung, Erklärung der Dichtung, ganz am Platze wäre, in der Dichtung selbst jedoch wunderlich kalt und unorganisch anmutet. Er machte mich so stutzig, daß mich im Augenblicke die Frage durchzuckte, ob nicht das Ganze ebenso wie dieses Teilchen nur ein Werk des Kunstverstandes sei. Eine andere Kleinigkeit fällt weiter auf. Hegeler spricht von seinem Helden Heinrich Grabaus immer nur



Bei der Lektüre. Aufnahme von C. Puyo in Paris.
Von der Internationalen Ausstellung künstlerischer Photographien, Berlin 1905.

in der Form: Grabaus tat dies, Grabaus tat das, gleichsam als fühlte er sich doch nicht innig genug mit ihm verbunden, um ihn mit dem Vornamen zu nennen. Vielleicht darf man aus den zwiespältigen Empfindungen, mit denen der Dichter uns oft entläßt, den Schluß ziehen, daß Wilhelm Hegeler selber noch nicht ganz ausgeglichen ist. Auch seine jähe Wandlung würde dazu stimmen. Jedenfalls möcht' ich ein abschließendes Urteil noch nicht aussprechen.

Durchsichtiger und minder schwerblütig ist Ludwig von Ploetz, der sich durch seinen Roman „Das Jauchzen der Geigen" (Berlin, E. Fleischel & Co.) als überaus flotter und sympathischer Erzähler ausweist. Er hat eine große Gewandtheit des Vortrags, den guten Wirklichkeitssinn des Offiziers, behält von vornherein sein Ziel fest im Auge und den Leser sicher in der Hand, und man merkt überall, daß er sich im Leben und in der Literatur wacker umgetan hat. Man kann nicht behaupten, daß unter seinen Fähigkeiten eine einzelne stark hervorstäche und zu besonderem Lobe reizte, daß seine Sprachbehandlung oder Charakterisierungskunst oder Psychologie den bessern Durchschnitt auffällig überragte. Wohl aber sind diese Fähigkeiten gut zueinander abgestimmt, so daß sich zwar kein hohes Meisterwerk ergeben kann, leicht jedoch ein frisches, harmonisches, liebenswürdiges Ganze. Das ist denn auch im „Jauchzen der Geigen" zustande gekommen, und ohne Frage wird der Roman alle, die ihn lesen, besonders die weiblichen Herzen, auf das angenehmste gefangen nehmen. Höchstens gegen den tatsächlich übereilten, nicht genügend vorbereiteten Schluß, der stärkere psychologische Unterlagen brauchte, werden sie heimlich rebellieren.

Ludwig von Ploetz, sagte ich, hätte sich im Leben und in der Literatur wacker umgetan. Man fühlt, daß er mit sicherem Schritt nicht nur über die pommerschen Felder geht, sondern auch durch Offizierskasinos und Berliner Ministerhotels. Minder erfreulich wirkt es, daß er daneben so viel Literatur mitschleppt. Gleich auf der ersten Seite erspart er sich eine eigene Schilderung, indem er von einem Landjunker vermeldet: „Er glich Björnstjerne Björnsons derbem Harald Kaas, nur daß er nicht sein Hemd zu öffnen liebte, um auf Narben von Bärenzähnen zu weisen." In einer Herbstschilderung sagt er, die Blätter starben einen „Tod in Schönheit, wie ihn Ibsens Hilde Wangel einst ihrem Baumeister wünschte". Ein anderes Mal: An einem solchen Tage (wie der geschilderte) „schritt einst Parzival ins Land ..., schritt einst der Mönch Ekkehard hinauf zu Frau Hadwigs Burg ...". Die Stimme eines ewigen Heiratskandidaten erinnert eine junge Dame „ganz an die eines Schauspielers, der einmal den ‚Pfarrer von Kirchfeld' spielte". Eine alte Dienerin sieht aus wie „Frau Sorge", und „Heine muß mit seinem berühmten Gedicht die alte Auguste gemeint haben". Das riecht etwas nach „Bildungsdichterei". Es ist klar, daß es ein unnaiver Zug und ein künstlerischer Mangel ist, sich auf Gestalten anderer Poeten zu beziehen, um die eigenen klarer hervortreten zu lassen. Aber natürlich sollen diese Anmerkungen niemanden davon abhalten, einem liebenswürdigen Talente Aufmerksamkeit zu schenken.

Eines kuriosen Buches sei zum Schlusse gedacht, des Romans „Irrfahrten" von Jakob Schaffner (Berlin, S. Fischer). Ich bin überzeugt, hunderte legen dieses Buch mit einem Achselzucken als läppisch aus der Hand und wundern sich, wie man heutigen Tages dergleichen schreiben kann. Die Verwunderung teile ich völlig. Im ganzen Zuschnitt seines Rockes erinnert dieser homo novus Jakob Schaffner an Großväterzeiten. Anders ausgedrückt: alles, was äußere Handlung an seinem Romane ist, ist für uns Heutige nicht mehr debattierbar. Besonders den Schluß, wo sich die Tochter eines Mannes nicht als seine richtige Tochter, dagegen ihr Bewerber als des Mannes richtiger Sohn entpuppt, empfindet man wirklich fast als läppisch. Für diesen Erzähler scheinen die letzten 50 Jahre deutscher Literaturgeschichte nicht existiert zu haben. Man steht wie vor einem Rätsel. Selbst der blutigste Dilettant würde dergleichen heut nicht mehr riskieren.

Und weshalb nenne ich das Buch trotzdem an dieser Stelle? Einfach, weil der Mann, der es geschrieben, doch ein Dichter ist. In diesen merkwürdigen „Irrfahrten" steckt so viel schöne deutsche Treuherzigkeit, schalkhafte Wärme, herzliche Gemütskraft, daß man alles andere darüber vergißt. An die Schicksale dieser Menschen und die romantischen Abenteuerlichkeiten der Handlung wird niemand glauben. Aber an die Menschen selbst glaubt man, und das ist doch am Ende das wichtigste. Unwillkürlich würde sich jedem der Gedanke an Ludwig Richter aufdrängen, auch wenn der Verlagszettel diese Weisheit nicht vorweg nähme. Ein Hauch der „guten alten Zeit" liegt traulich über dem Buche, ehrenfeste Meister, schöne Meistertöchter grüßen uns wie aus Uhlandschen Gedichten geschnitten, und die Sprache, in der uns dies alles vorgeführt wird, schwimmt bei aller Schlichtheit in einer schönen und heutzutage seltenen Fülle.

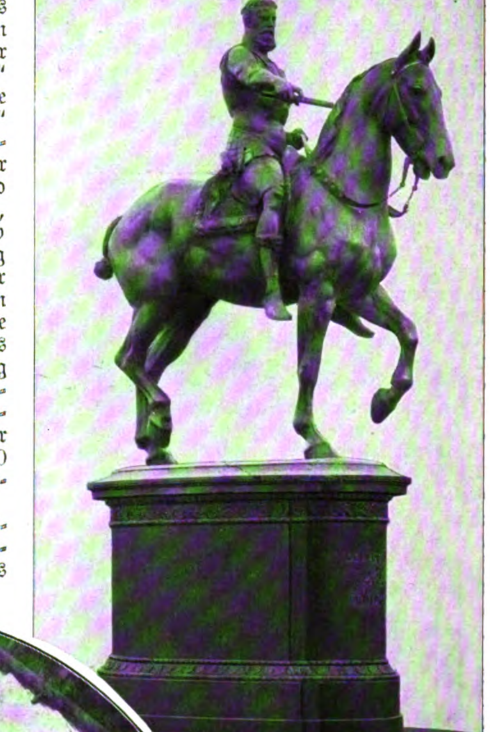
Jakob Schaffner ist ein Süddeutscher wie Hermann Hesse. Er hat die offene Innigkeit der Seele, wie man sie bei norddeutschen Poeten niemals findet. Seiner Wärme werden sich die Herzen öffnen. Aber darüber hinaus etwas zu sagen und bestimmte Hoffnungen an ihn zu knüpfen, ist vorläufig noch nicht möglich, denn sein Buch wird erst durch diejenigen, die ihm nachfolgen, seine sichere Stellung erhalten. Es ist und bleibt, literarhistorisch betrachtet, ein Rätsel, so daß ich manchmal fast daran zweifelte, daß es wirklich in unserer aufgeregten Gegenwart geschrieben sein könnte.

Illustrierte Rundschau.

Die „Heilige Familie“ von Botticelli. — Tuaillons Kaiser Friedrich-Reiterstandbild in Bremen. — Mausoleen des Architekten Johannes Baader. — Schillers „Wilhelm Tell“ mit Gemälden, Skizzen und Studien von Ernst Stückelberg. — Innenräume von Wilhelm Keppler-München. — Albert Reimann: Kleinplastiken. — „Frühlings Erwachen“ von Lily Finzelberg-Wislicenus. — Zu unseren Bildern.

Eine Erinnerung an weihevolle Stunden des Sichversenkens in die Kunstschätze der großen florentinischen Zeit ruft beim Italienkenner Sandro Botticellis Gemälde „Die heilige Familie“ hervor. Wer in den Uffizien von Florenz die herrliche „Anbetung der heiligen drei Könige“ gesehen hat, deren schwermütiger Zauber unvergeßlich ist, der erkennt in Antlitz und Gestalt der Madonna, des sinnend-verträumten Joseph und des Jesuskindes so viel verwandte Züge wieder, daß für ihn der neu sich entspinnende Streit, ob nicht Filippino Lippi, dessen Nachlaßwerke häufig mit Botticellis verwechselt werden, der Urheber sein dürfte, nur rein akademisches Interesse haben kann. In einer Liste der authentischen Werke Botticellis ist die „Heilige Familie“ allerdings nicht zu finden. Es stammt aus der Sammlung des Grafen Dudley. Gesprächsthema in Laien- und Künstlerkreisen und Gegenstand neuer kunstrichterlicher Betrachtung ward es soeben wieder durch den Wechsel seines Besitzers. Für 52 000 Kronen kaufte es vor wenigen Wochen die bekannte Firma T. Agnew & Son.

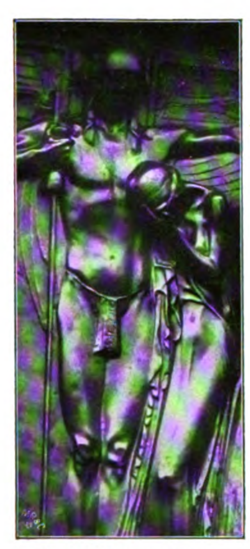
Rückhaltlose Bewunderung, Befremden, zögernden Beifall — jedenfalls aber allgemeine Aufmerksamkeit in weitesten Kreisen — hat Tuaillons Reiterstandbild Kaiser Friedrichs III. hervorgerufen. Der Künstler hat den ritterlichen Hohenzollernfürsten nicht wie herkömmlich in irgendeine seiner Lieblingsuniformen gesteckt, er hat vielmehr eine idealisierende Imperatorentracht gewählt, die den herrlichen Körper des unvergeßlichen Mannes und seinen edlen Kopf, das Charakteristische seiner Haltung und seines Wesens fraglos viel klarer und zwingender in die Erscheinung bringt, als es eine noch so peinliche Wiedergabe der Kronprinzkürassieruniform mit ihren modernen Zutaten im-



Das Bremer Kaiser Friedrich-Denkmal. Von Louis Tuaillon.



Die Heilige Familie. Von Sandro Botticelli.

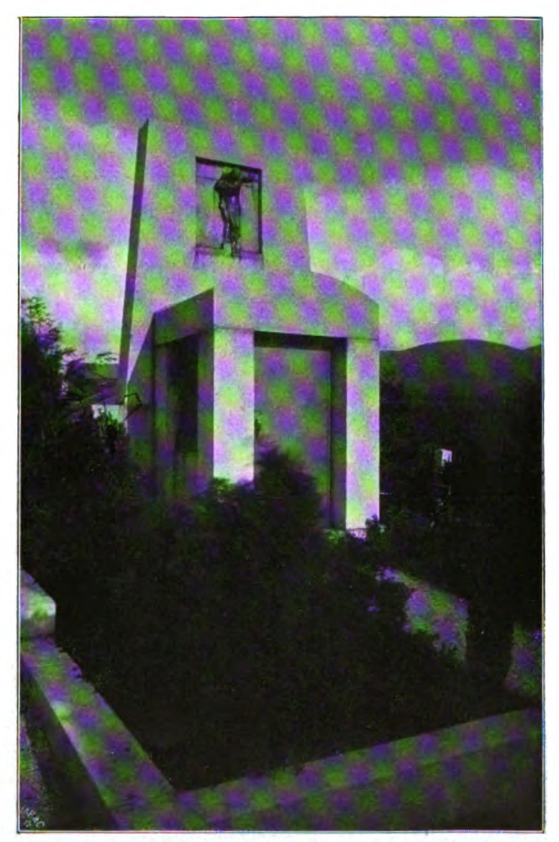


Detail der rechten Gruppe am Harzburger Familiengrab von Johannes Baader.

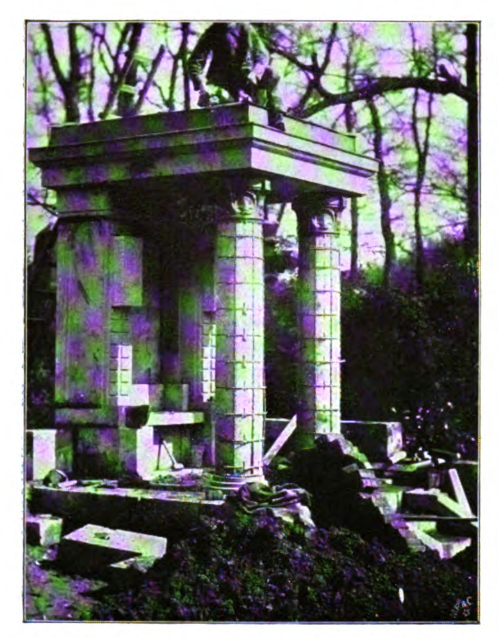
stande gewesen wäre. Bremens Bürgerschaft beweist ein sittlich-reines, künstlerisch-vornehmes Empfinden, indem es dieses reife, schöne Werk von Louis Tuaillon — trotz der Bedenken einzelner Splitterrichter wegen der Nacktheit — innerhalb seiner Mauern aufgestellt hat. Was den Kenner besonders entzückt, ist die feine, lebendige Darstellung des Ineinandergehens von dem idealisierten Gewand mit dem Körperlichen. Der römische Panzer, den der ritterliche Reiter trägt, ist nämlich im wesentlichen die Haut selbst: nur die geschmückten Umsäumungen am Hals, an den Schultern und den Lenden deuten die Idee der Feldherrntracht an. Das Bronzedenkmal Tuaillons ist in unserer Zeit der Überproduktion bis ins Kleinliche korrekter Standbilder eine wahre Erquickung. Es lag Mut in dem Beginnen. Nur ein echter Künstler vom Geist und vom Takt Tuaillons konnte es wagen.

Vom Architekten Johannes Baader-Dresden bringen wir eine Gruppe ganz eigenartiger Mausoleen. Er faßt seine Grabbauten als Denkmäler zur Ehrung der stolzen Gründer eines Hauses auf. Durchwandert man unsere modernen Friedhöfe, so fällt der Blick betrüblich oft auf Erzeugnisse der glatten Routine von geschäftsmäßigen Steinmetzen. Und ebensoviel Geschmacklosigkeiten in Marmor und Syenit erschrecken den ästhetisch Gebildeten. Es ist keine Frage, daß Johannes Baader, dessen ernstes Streben unverkennbar ist, auf einem arg vernachlässigten Gebiet wertvolle Anregungen mit seinen Entwürfen gegeben hat. Wir zeigen hier Monumente von dem jungen Künstler, die bereits — zum Teil als Ahnenhallen — in Harzburg, in Wiesbaden und in Eberswalde zur Ausführung gelangt sind, außerdem einen Entwurf größerer Form. Überall ist der Künstler bestrebt, die landschaftliche Stimmung der Umgebung mitsprechen zu lassen. Das Harzburger Denkmal z. B. liegt hoch über der Stadt auf dem Friedhof, umrahmt von den Bergen und Tälern des Harzes: von fern schaut der mystische Brocken zur Stätte des Schweigens und des Friedens hernieder. Die Familiengruft in Eberswalde ist ganz aus Granit geschichtet und wirkt imposant durch den großzügigen Rhythmus ihrer Linienführung. Für die bleigetriebene, messingumrahmte Tür hat der Künstler das Motiv des göttlichen Auges gewählt. Der obere Aufbau des Wiesbadener Grabmals besteht aus französischem Kalkstein mit Bronzeschmuck. Die Pfeiler der Rückwand tragen zwei plastische Figuren von Professor Metzner: „Kampf“ und „Leid“. In die Mitte ist das Mosaikbild Paul Rößlers „Das Leben“ eingefügt. All diesen Entwürfen liegt der Gedanke zugrunde, sie am liebsten in freier Gottesnatur, im stillen, lauschigen Hain, an blauem Seegestade oder auf der Spitze eines weitausschauenden, grünen Felsenhügels darzustellen. Aber auch inmitten eines der großen Totenfelder, wie sie sich an den Weichbildgrenzen unserer Großstädte zu immer mächtigeren Dimensionen ausdehnen, kommt das Baadersche Werk zu stimmungsreicher Geltung. Die selbständige Sprache des Künstlers entrückt den still Andacht übenden dem wirren Durcheinander stilloser Nachbarschaft.

Zu den Feiertagen des Nationaldanks für Friedrich Schiller fand sich eine Festgabe des Velhagen & Klasingschen Verlags ein: des Dichters „Wilhelm Tell“ mit 59 Abbildungen nach



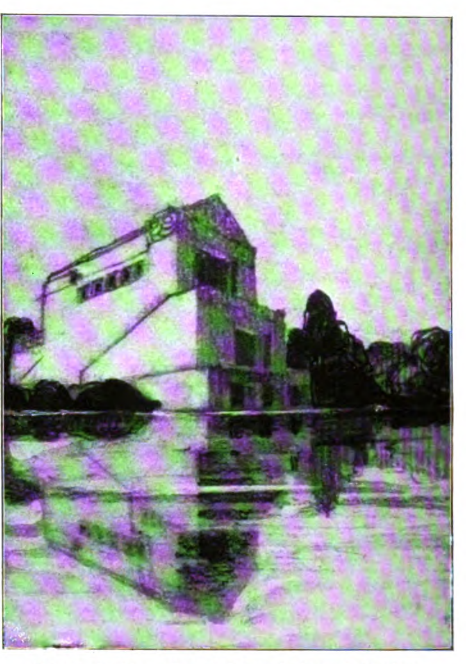
Familiengrab (Vorderansicht) in Harzburg von Johannes Baader.



In Wiesbaden im Bau befindliches Familiengrab von Johannes Baader in Dresden.

Gemälden, Skizzen und Studien von Ernst Stückelberg. Das Werk bietet sich in handlichem Format dar, es ist gediegen und kunstvoll ausgestattet. Was Ernst Stückelberg für den Tell und für die Schweiz bedeutet, weiß jeder, der schon einmal auf fröhlicher Alpenfahrt der Tellskapelle am Urner See einen Besuch abgestattet hat. Schmücken doch seine vier herrlichen Fresken, die die Höhenpunkte des Telldramas darstellen, die Wände des historischen kleinen Gebäudes. Ernst Stückelberg hat sich mit diesem Werk den Ehrennamen erworben: der Maler des Tell. Künstlerische Reproduktionen der Fresken sind in der neuen Wilhelm Tell-Ausgabe dem Text an sinngemäßer Stelle eingefügt. Ebenso sprechen die Studienköpfe zu sämtlichen Tellfiguren und die in der Dichtung dargestellten oder angezogenen Landschaftsbilder jeweils in Übereinstimmung mit dem Dichterwort zu dem, der sich in die Lektüre des Dramas vertieft. Es ist ein besonders feiner Genuß, die unvergängliche Schöpfung an der Hand eines Urschweizers wie es Stückelberg ist, eines so urwüchsig schaffenden, so hell in Welt und Kunst hineinblickenden Malers neu kennen zu lernen, das Drama gewissermaßen neu mit zu erleben. In Miniaturformat nur können wir hier zwei der charakteristischen Köpfe neben dem einfachen und vornehmen Bucheinband wiedergeben: den des Landvogts und den vom Helden des Dramas selber.

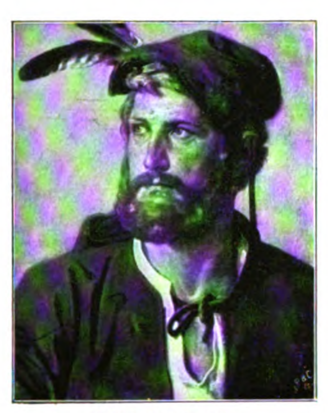
Die Bilder der „Innenräume" von Wilhelm Keppler wenden sich nicht wie die Mehrzahl der Wohnungsausstellungen an das Interesse prunkliebender Millionäre. Ein künstlerisch ausgeglichenes, behagliches Heim auch denen zu schaffen, deren Börse nicht imstande ist, ungezählte Tausende für die Einrichtung zu zahlen, ist Kepplers lobenswertes Beginnen. Zwischen der stimmungslosen fabrikmäßigen Dutzendware mit den aufgeklebten Muschelstücken und den von Künstlerhand entworfenen, aber gar zu oft ins Bizarre abschweifenden Neuschöpfungen der modernen Ateliers fehlte ein Mittelglied. Kepplers Ansicht von der so dringend notwendigen Lösung des Problems „Wohnungskultur" ist aus seinem hier gezeigten Werk leicht erkennbar: es soll der jungen bürgerlichen Generation, die sich ihr eignes Heim gründet und es modern — d. h. unseren heutigen Lebensgewohnheiten und unserem ästhetischen Empfinden angemessen — ausstatten will, ermöglicht werden, dies Mobiliar vor allem wohlfeil zu erwerben.



Ahnenhalle. Entwurf von Johannes Baader.



Familiengruft in Eberswalde. Von Johannes Baader.
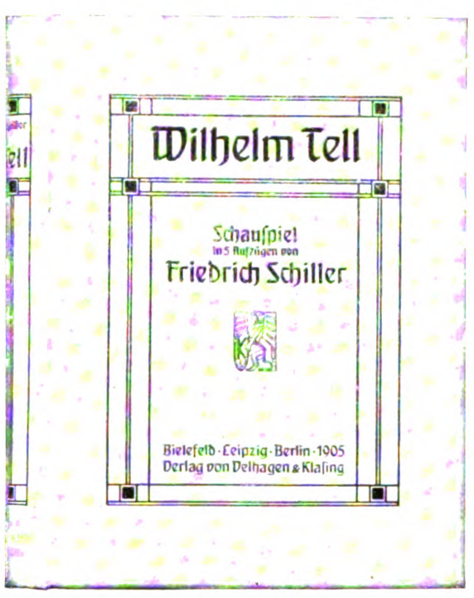


Wilhelm Tell.
Studie von Ernst Stückelberg.

Die Gesundung liegt in dem ehrlichen Willen, sich zu der Einfachheit zu bekennen, die dem Bürger zukommt, allen prätentiösen Schein, jeden Talmiluxus zu vermeiden und dafür schlichtes aber solide gearbeitetes Hausgerät zu wählen. Daß die Möbel dabei durchaus nicht plump oder dürftig zu sein brauchen, zeigen die Abbildungen. Sie sind einer aus vier Räumen bestehenden und den Erfordernissen der Mietwohnung angepaßten Einrichtung entnommen. Das gesamte Mobiliar soll bei solider Ausführung in gutem Material — obwohl mit der Zahl der Möbel durchaus nicht geknausert wurde — etwa 2000 Mark kosten. Das entspricht aber in den meisten Fällen der Summe, die die Väter des Mittelstandes der heiratslustigen Tochter zur Aussteuer bewilligen können. Die Arbeiten Kepplers, der aus der Praxis hervorgegangen ist, sind frei von allen Bizarrerieen, sinngemäß aus Material und Gebrauchszweck entwickelt und in allen Einzelheiten außerordentlich praktisch. In einem Wirkungskreis, der seiner schöpferischen Tätigkeit freie Entfaltung gewährte, würde Keppler die Lösung der Wohnungskulturfragen unserer Zeit wesentlich fördern können.



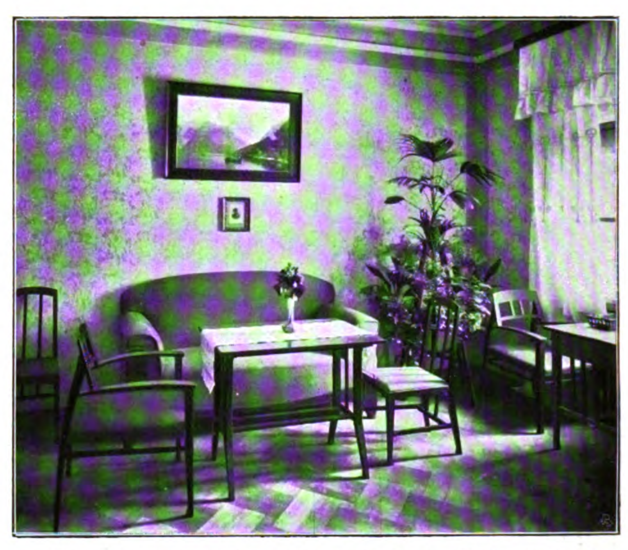
Geßler. Studie von Ernst Stückelberg.

Der Name des Berliner Bildhauers Albert Reimann, des Leiters der Schülerwerkstätten für Kleinplastik, von dem wir verschiedene Arbeiten zeigen, ist in der neuen Bewegung „Die Kunst im Leben des Kindes“ mit Auszeichnung zu nennen. So beifällig die Bestrebungen der verschiedenen Vereinigungen zu begrüßen sind, der heranwachsenden Jugend auch auf künstlerischem Gebiet immer nur das Beste zu bieten, aufzuräumen mit geschmacklosen Bilderbüchern, mit Spielzeug, das der Phantasie des Kindes kein Feld der Tätigkeit läßt: die wirklich greifbaren guten Neuerungen sind zu zählen. Innenarchitekten haben gesunde Kinderzimmer und praktische Spielzimmermöbel gebaut — freilich zumeist nur für die Sprößlinge von Börsenmagnaten — und ein paar humorbegabte Maler haben recht flotte, drollige Fries-Schablonen für die Tapezierung der Spiel- und Schlafstuben entworfen. Damit schienen die Anregungen erschöpft. Albert Reimann hat die hübsche Idee gehabt, den Kleinen und Kleinsten das Werkzeug seiner Kunst zur Verfügung zu stellen: und er hat damit unserer Kinderwelt ein neues, allerliebstes, unverwüstliches, der Phantasie keine Schranke setzendes Spielzeug geschenkt. Es war ein allerliebstes Bild, Sonntags in seiner Werkstatt die eifrige kleine Gesellschaft zu sehen, die da an den großen Tischen mit Plastellina arbeitete. Auch die Jüngsten, die drei- und vierjährigen Knirpse, wußten sofort, was sie mit der biegsamen Masse, die ihren kleinen Fingern so willig gehorchte, anfangen konnten: der Kugel folgte das Ei, dem Würfel wurde ein Schornstein aufgesetzt und er stellte ein Haus dar, ein verwegener Fünfjähriger



Einband der Jubiläumsausgabe von Schillers „Wilhelm Tell“.

beginnt einen Puppenkopf zu modellieren, eine stupsnasige kleine Sechsjährige versucht, dem nachgiebigen Ton die Form der Hand des Schwesterchens zu geben, und unter den Zehn- und Zwölfjährigen bilden sich in aller Stille schon die kleinen Talente. Ein eigentlicher Unterricht fand nicht statt, es wurden nur kleine Hilfen gegeben, dem kindlichen Verständnis angepaßt. In Tausenden von Spielzimmern herrscht heute aber eine besonders lustig-eifrige Bastel-Stimmung, wenn das auf Reimanns Anregung jetzt überall im Kleinhandel zu habende Plastellin den kleinen Modelleuren zum Spiel herausgegeben wird. In seinen Schülerwerkstätten für Kleinplastik zeigt Reimann das Bestreben, seine Schüler nicht rein akademisch, sondern durchaus praktisch auszubilden. Die hier vorgeführten Arbeiten sind großenteils in den Schülerwerkstätten ausgeführt worden. Bei der Vase ist die eigenartige Entwicklung der Henkel bemerkenswert, die die schlanke Gefäßform angenehm ergänzen. In der im unteren Fries angebrachten Seelandschaft besteht der Himmel aus mattblauer Emaille. Das Kaffeeservice ist in der Form flach oval und wirkt daher sehr apart. Das Ornament soll den Inhalt versinnbildlichen. Das Flüssige ist stilisiert, stilisiert sind auch die der heißen Flut entsteigenden Dampfwolken.



Wohnzimmer aus dunkelgrau gebeiztem Eichenholz mit blaugrünem Stoffüberzug. Von Wilhelm Keppler, ausgeführt von der Kunstschreinerei Albert Fockler in München.

Den freundlichen Abschluß unserer Rundschau bildet die Marmorgruppe „Frühlings Erwachen" von Lily Wislicenus-Finzelberg. Unter den jungen Berliner Bildhauerinnen nimmt die Künstlerin einen angesehenen Platz ein. In überraschend jungen Jahren mit einigen flotten Schöpfungen mehr kunstgewerblichen Charakters hervorgetreten, die schnell Aufnahme und Verbreitung fanden, zeigt Lily Wislicenus-Finzelberg mit jeder neuen Gabe ihres anmutigen Talentes einen bemerkenswerten Fortschritt. Die Gruppe der lebendig gewordenen, vom Hauch der Frühlingslüfte leicht bewegten Krokusblüten, durch entzückende Kinderkörper plastisch wiedergegeben, verrät in ihrer Anordnung einen wohltuenden Takt für das Zusammenfassen vieler Einzelheiten zu innerer Harmonie. Besonders glücklich sind die Reliefwirkungen. Es ist Fluß in den Linien, die dem Thema entsprechend weich und biegsam geblieben sind, ohne doch weichlich zu wirken. In den Reproduktionen aus Elfenbeinmasse gibt eine leichte, ganz diskrete Tönung der hübschen Gruppe „Frühlings Erwachen" einen besonderen Reiz.



Speisezimmer aus naturfarbenem Rüsternholz, Stühle mit Rückenlehne aus Rindsleder. Von Wilhelm Keppler, ausgeführt von der Kunstschreinerei Albert Fockler in München.

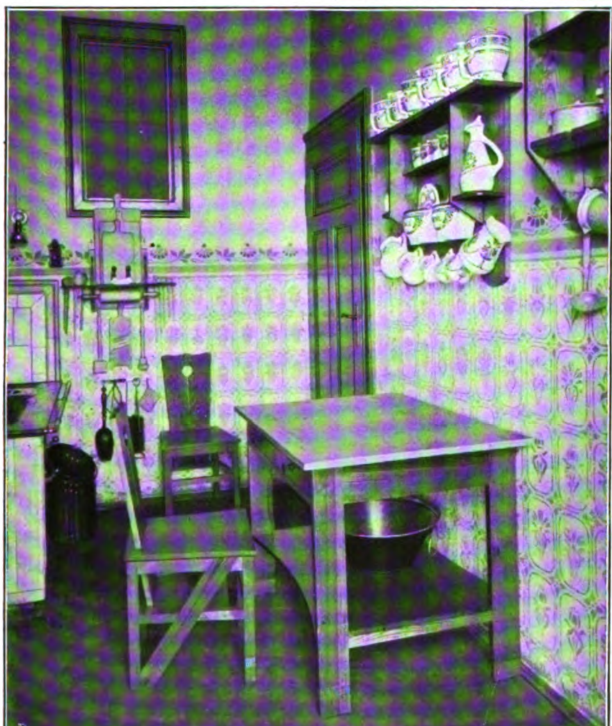
* * *

Nun zu den Bildern dieses Heftes.

Einem Führer der Worpsweder — Hans am Ende — sind die diesmaligen Dreifarben-Reproduktionen gewidmet. Es sind mehrere seiner stimmungsreichen Landschaften wiedergegeben, von denen einige durch die Behandlung des Lichteinfalls besonders interessant wirken. Der Studie „Auf der Landstraße“ folgt das „Gehöft im Sommer“. Der lichtgrüne, ganz von Sonne durchtränkte Wald auf diesem Bilde findet einen ungemein wirksamen Farbenkontrast in dem blaugemalten Bauernhaus mit dem roten primitiven Gebälk. In das „Waldesdunkel“ ist durch ein paar geniale Lichter eine überaus frisch anmutende Abwechslung gebracht. Nicht minder anziehend wirkt die bereits in der Farbenglut sterbenden Laubes im Vordergrund der letzten Skizze stehende Birke, durch deren Geäst das weite, lichtgelbe, den unbarmherzigen Sonnenglast wiedergebende Weizenfeld schimmert. Es ist deutsche Heimatskunst, die Hans am Ende



Kücheninneres aus naturfarbigem Lärchenholz. Von Wilhelm Keppler, ausgeführt von der Kunstschreinerei Karl Steger in München. Küchengeschirr, entworfen von Walter Magnussen, ausgeführt von J. Uffrecht & Co. in Neuhaldensleben bei Magdeburg.



Kücheninneres aus naturfarbigem Lärchenholz. Von Wilhelm Keppler, ausgeführt von der Kunstschreinerei Karl Steger in München. Küchengeschirr, entworfen von Walter Magnussen, ausgeführt von J. Uffrecht & Co. in Neuhaldensleben bei Magdeburg.

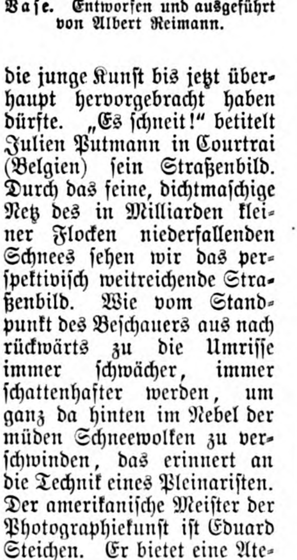
auch in diesen neuen Bildern bietet.

Wie es der Artikel dieses Heftes über die geniale Vervollkommnung der photographischen Werkzeuge nahelegt, bieten wir im übrigen die Reproduktionen künstlerischer Photographien. Die „Internationale Ausstellung künstlerischer Photographien“, die soeben im ehemaligen Konzertsaal der Berliner Hochschule für Musik stattgefunden hat, gab einen vollen Begriff von dem Aufschwung, den die Kunst zu photographieren gleichzeitig mit den Fortschritten der Technik von Linse und Apparat genommen hat. Unter den vorzüglichsten Arbeiten sind diesmal zu unserer Freude auch Leistungen deutscher Kunstphotographen zu nennen. Die reifste und schönste Technik besitzen ja anerkanntermaßen bis jetzt die Amerikaner. Von A. Gottheil zeigen wir eine prächtige Winterlandschaft „Aus Danzig“. Die eigentümliche Re-

flexwirkung der Schneeflächen unter dem melancholischen, seltsam bleiernen Winterhimmel ist vortrefflich gelungen. Die Blumenaufnahme von Edward Seymour in Parade-Watford (England) „Chrysanthemen" gibt den ganzen Reiz der japanischen Wunderblume wieder: die sich kräuselnden Blätter und Blättchen, die feine Zeichnung, die zarten Schattierungen der nach dem Kelch zu massiger werdenden Blütenbüschel. Frederick Hollyer-London hat in dem interessanten Kopf des Schriftstellers George Meredith wohl eines der schönsten photographischen Porträts geliefert, die die junge Kunst bis jetzt überhaupt hervorgebracht haben dürfte. „Es schneit!" betitelt Julien Putmann in Courtrai (Belgien) sein Straßenbild. Durch das feine, dichtmaschige Netz des in Milliarden kleiner Flocken niederfallenden Schnees sehen wir das perspektivisch weitreichende Straßenbild. Wie vom Standpunkt des Beschauers aus nach rückwärts zu die Umrisse immer schwächer, immer schattenhafter werden, um ganz da hinten im Nebel der müden Schneewolken zu verschwinden, das erinnert an die Technik eines Pleinaristen. Der amerikanische Meister der Photographiekunst ist Eduard Steichen. Er bietet eine Atelieraufnahme von dem Bildhauer August Rodin. Wir sehen den charakteristischen Schattenriß des Künstlers zur Linken. Ihm gegenüber das Original des „Denkers", der vielumstrittenen letzten Schöpfung Rodins, die soeben ihre Rundfahrt durch die großen Kunststädte Europas beendigt hat. Dr. Friedrich V. Spitzer, der Wiener Amateur, ist mit einer „Holländerin" vertreten. Die Aufnahme wirkt wie ein in gutem Ton gehaltenes Gemälde. Mit gutem Griff hat der Lichtkünstler die geeignete Stellung seines Modells gewählt; auch der Abschluß des Hintergrundes durch den eigenartig belichteten Bretterzaun ist günstig. Ganz als Pariser stellt sich uns C. Puyo mit seiner pikant-anmutigen Aufnahme „Bei der Lektüre" vor: in der Wahl des schmucken Persönchens, der originellen Tracht, der Haltung. Das Bildnis atmet Leben: man wartet jeden Augenblick darauf, daß die hübsche kleine Pariserin ihre koketten Glutaugen öffnet. Ganz meisterlich ist das Porträt Max Klingers von N. Perscheid, Berlin und Leipzig, der auf der Internationalen Ausstellung auch mit seinen weiteren Bildnissen berühmter Künstler — vor allem Max Liebermanns und Franz Skarbinas — berechtigtes Aufsehen erregt hat. H.




Kaffee- und Teeservice.
Entworfen und ausgeführt von Albert Reimann.

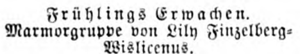


Vase. Entworfen und ausgeführt von Albert Reimann.



Stelen. Von Albert Reimann.





Frühlings Erwachen.
Marmorgruppe von Lily Finzelberg-Wislicenus.



Holländerin. Aquarell von Prof. Max Liebermann.

Velhagen & Klasings
MONATSHEFTE

Herausgeber:

Theodor Hermann Pantenius und Hanns von Zobeltitz.

XIX. Jahrgang 1904/1905. Heft 12, August 1905.

Dodi.

Roman von

Paul Oskar Höcker.

(Schluß.)

Wie stets in ihrem Leben, so hatte sich die arme Mia nun auch im Sterben als ein von Unglück verfolgtes Familienmitglied bewährt.

Der Umzug stand vor der Tür!

Noch während der Krankheit seiner Schwester hatte Alwin einen mehrfachen Telegrammwechsel mit dem Besitzer des Groß-Lichterfelder Grundstücks vornehmen müssen, da sich inzwischen auch andere Bewerber gemeldet hatten. Am dritten Tag nach Mias Bestattung mußte sich der Oberlehrer aus seiner Trauer also schon wieder losreißen, um den auf ihn einstürmenden Geschäften gerecht zu werden. Und Tante Lisbeth sah sich tausend wichtigen Haushaltssorgen gegenüber: der für den Umzug notwendigen Gardinenwäsche, einer Revision des Küchen-, Keller- und Bodenbestandes, einer Generalreinigung sämtlicher Möbel und Decken. Überall wurde geputzt, geklappert, sortiert und gepackt.

Auf diese Weise hatte auch das Sterbezimmer seinen düsteren Charakter schnell wieder verloren.

„Arbeit, Arbeit, — das ist das einzige, was die Trauer einigermaßen überwinden hilft!“ sagte die Oberlehrersfrau.

In einem Winkel ihres Herzens verdroß es sie — bei allem Mitgefühl, das sie für die Waise empfand — daß Ottilie sich noch immer von früh bis spät lediglich ihrem Kummer hingab, daß sie beim Packen völlig versagte, nicht einmal den Versuch machte, sich aufzuraffen, daß sie, wenn man ihr zusprach, nur um so erschütterter weinte, sich wohl auch leidenschaftlich losriß und sich dann für Stunden in ihr Zimmer einschloß. Sie waren doch gewiß alle sehr ernst und ergriffen, ja stark erschüttert, aber — lieber Himmel! — das Leben mußte schließlich wieder seine Rechte geltend machen!

Es kamen Kondolenzbesuche: Dodi wäre ihnen ausgewichen, wenn nicht Tante Lisbeth, die streng auf Einhaltung der guten Form bedacht war, sie gezwungen hätte, zu erscheinen.

Dodi empfand all die Versuche zu trösten — wo es doch keinen Trost gab — nur als Qual. Aber Elisabeth war der festen Überzeugung, daß der äußere Zwang zur Selbstbeherrschung dem Gemütszustand ihrer Nichte nur heilsam sein könnte.

Das erste Wort der Teilnahme, das Dodi wirklich zu Herzen drang, kam nicht aus dem Kreise ihrer Verwandten.

Ein wunderlicher Brief war es, der ihr dieses Wort brachte, ein Brief, der in ihr zugleich eine wehmütige Erinnerung an frühere Jugendzeiten weckte.

Das Schreiben stammte von Peter Proschwitz. Es lautete:

„Liebe Otti Olfers! Ich weiß nicht, ob Du Dich meiner noch entsinnst. Ich mich Deiner noch sehr gut. Gewiß bist Du jetzt schon viel größer geworden, trägst wohl gar schon lange Röcke, aber ich sage doch noch Du zu Dir. Denn wenn ich Sie sagen sollte, dann möchte ich überhaupt lieber gar nicht an Dich schreiben. Ich bin jetzt hier in Kiel. Wieso, das sollst Du auch noch erfahren. Gestern früh, wo ich auf der Werft Frühstückspause hatte (ich bin jetzt auf der Werft), da hab' ich wie immer mein Brot in einer Zeitung und die lese ich dann gewöhnlich, weil ich sonst ja gar nicht zum Lesen komme, und mit den Arbeitskollegen ist nicht viel los. Da lese ich nun plötzlich Deinen Namen, Otti Olfers, und den von Deinem Onkel, Herrn Mangelsdorff. Hallo, denke ich, und hab' mich riesig gefreut, das ist doch die kleine Otti, die famose Wasserratte aus Büsum von damals. Ja — aber es ist eine Todesanzeige. Und da finde ich also die Todesanzeige von Deiner Mama. Ach, liebe Otti Olfers, das hat mir aber mächtig leid getan, denn ich weiß doch, wie lieb Du sie gehabt hast. Einmal in Büsum hab' ich Dich mit ihr zusammen gesehen, und da hab' ich so bei mir gedacht: der Otti ihre Mama die hat aber mächtig gute Augen. Du hast nun wohl viel geweint, arme Otti, denn weil Du doch auch keinen Vater mehr hast, so bist Du jetzt eine Waise. Genau so wie ich. Hallo, sagte ich mir, da wirst du der Otti Olfers nun einen Beileidsbrief schreiben. Und das tue ich jetzt. Ich will Dir einmal erzählen, wie miserabel es mir inzwischen ergangen ist. Also eines schönen Tages, bald nachdem ich damals wieder nach Hamburg zurückgereist bin, da kommt unser Pensionslehrer und sagt, ich müßte schleunigst wieder nach Büsum zurück. Und so war es. In Büsum nämlich da sollte der Waisenrat über mich beschließen, weil dort mein Vater zuletzt ansässig war. Von meiner Mutter war mein Vater doch geschieden gewesen, das sagte ich Dir doch damals. Nach seinem Tod, wo er doch gar nichts hinterlassen hatte, war von ihr aber immer das Geld für meine Pension gekommen. Aber seit einem halben Jahr war es ausgeblieben und von ihr selbst fehlte jede Spur. Es hieß, sie sei gestorben, aber Steen sagte, das glaube er nicht, es sei nur, weil ich jetzt groß genug wäre, um ein Handwerk zu lernen und mir meinen Unterhalt selbst zu verdienen. Mit dem Offizierwerden war es also nichts mehr. Damals hab' ich natürlich auch mächtig geweint, das kannst Du Dir denken. Aber mit der Zeit bin ich ruhiger geworden. Mit dem Handwerk ist es auch gar nicht so schlimm. Wenigstens bin ich auf der Werft, da hat man doch das Wasser und die Schiffe ganz nahe bei. Und für später ist mein Plan fix und fertig. Ich werde als Matrose zur Kriegsmarine gehen und dann kapitulieren. So kann ich's noch immer bis zum Deckoffizier bringen. Wäre ich nicht schon zu alt gewesen, so hätte ich gleich als Schiffsjunge zur See gehen können. Denn unter den Arbeitskollegen ist's nicht immer schön, weil es sie ärgert, daß man das bißchen Lateinisch versteht. Aber das dauert ja nicht mehr lang. Zur zweitnächsten Musterung kann ich mich schon stellen. Und dann wirst Du sehen: sie nehmen mich sicher zur Marine. Mein Vater war ja auch Seemann, und das steckt einem im Blut, weißt Du. Und siehst Du, eben weil Du doch auch ein Seemannskind bist, darfst Du den Kopf nicht hängen lassen. Denkst Du, weil ich nun ganz allein stehe auf der Welt, ich weine nun immerzu? Ach, Otti Olfers, das hilft gar nichts. Es ist viel besser, man beißt die Zähne aufeinander und ist tapfer. Im letzten Winter da hatten wir eine mächtige Kälte, und wenn man so in dem luftigen Gestell draußen auf dem Schwimmdock hing, da froren einem die Nägel, und es pfiff nur so um die Nase. Hallo, sagte ich mir, nur nicht verzagen, und blies in die Hände. Ein rechtes Seemannskind kann nicht untergehen. Wenn ich Deckoffizier geworden bin, dann schreibe ich Dir wieder einmal. Aber dann bist Du schon eine erwachsene Dame geworden, und dann schreibe ich auch Sie. Heute schreibe ich Dir nur, damit Du Dich erinnerst, wie tapfer Du immer auf unserer ‚Möwe' gewesen bist. Da sei's nun auch am Lande. Halte bloß den Kopf oben, Otti Olfers, sage ich, und ich grüße Dich als Dein alter Peter Proschwitz."

* * *

Dodi mußte unter Tränen lächeln, als sie die krausen, gutgemeinten, jungenhaft derben Zeilen las.

Aber es lag etwas darin, das ihr sehr, sehr nahe ging, das in ihr dann geradezu eine innere Wandlung zuwege brachte. Das war's: das Beispiel des tapfern Burschen, der in seiner Verlassenheit den Mut keinen Augenblick lang sinken ließ, weckte den Ehrgeiz in ihrer Brust.

Es drängte sie nun mit einemmal zu einer Tätigkeit, zu einer Arbeit, die sie der Selbständigkeit näher brachte — vor allem der Unabhängigkeit von Onkel und Tante.

Auf alle Vorschläge ihres Onkels über ihre nähere und fernere Zukunft hatte sie bisher ganz apathisch geantwortet, es wäre ihr gleich, was über sie bestimmt würde. Nun richtete sie an die Tante aus eigenem Antrieb die Bitte, sie möglichst bald wieder nach Flensburg zurückzuschicken. In der Pension von Tante Noeldeke meinte sie am raschesten soweit zu kommen, um ihr Lehrerinnenexamen machen zu können.

Beide Mangelsdorffs waren mit dem Plane ihrer Nichte einverstanden, wenn es sie auch verletzte, daß Ottilie auf ihr Anerbieten, sie mit nach Groß-Lichterfelde zu nehmen, überhaupt nicht mehr zurückgekommen war.

Kurz vor seiner Abreise nach Berlin, die er in der Grundstücksangelegenheit Hals über Kopf antreten mußte, hatte Doktor Mangelsdorff noch eine Aussprache über seine Nichte mit dem Justizrat.

Auch Dröse billigte den Eifer der Kleinen.

„Lassen wir ihr Zeit, sich zu sammeln," sagte er. „Es gibt solche Naturen, die dafür völlige Einsamkeit brauchen. Je schneller sie aus den Räumen fortkommt, desto früher wird sie Herrin ihrer Gemütsstimmung werden. Neue, starke Erschütterungen stehen ihr bevor."

Der Oberlehrer seufzte. „Bei der Testamentseröffnung wird man sie natürlich über die Trennung ihrer Eltern und alles, was damit zusammenhängt, informieren müssen."

„Besser schon vorher," meinte Dröse. „Sobald ihre Nerven sich einigermaßen beruhigt haben, kann man wenigstens versuchen, sie vorzubereiten. Dabei muß uns Tante Noeldeke zur Hand gehen." Er überlegte. „Ich werde sie selbst nach Flensburg hinbringen und mit Mathilde alles besprechen."

Es war Alwin eine große Erleichterung, daß ihm diese unangenehme Aufgabe abgenommen wurde. „Hat Olfers übrigens auf die Todesanzeige, die Sie ihm durch Camphöven geschickt haben, schon von sich hören lassen?"

„Keine Silbe. An seine Entlassung aus dem Krankenhaus ist — günstigsten Verlauf vorausgesetzt — übrigens vor Wochen nicht zu denken."

„Ottilie könnte sofort abreisen. Bisher war sie meiner Frau beim Packen nur hinderlich."

„Von übermorgen ab stehe ich zu Diensten," schloß der Justizrat.

Dodis Abreise konnte dann aber doch erst für den Sonntag festgesetzt werden, weil man erst die Antwort von Tante Noeldeke abwarten wollte, Onkel Alwins Rückkehr aus Berlin auch erst am Sonnabend abend erfolgen sollte.

Trennungsweh von Kiel, vom kleinen Felix, von den Verwandten überhaupt hatte Dodi nicht. Was sie tief und schmerzlich empfand, das war nur die Vorstellung, daß sie nun auch vom Grab der Mutter Abschied nehmen mußte.

Während Tante Lisbeth am Nachmittag vor dem Reisetermin zum Bahnhof ging, um ihren Gatten abzuholen, gedachte Dodi den letzten Besuch auf dem Friedhof auszuführen.

Mit der fast wohligen Ruhe, die in der Wohnung immer einsetzte, sobald Tante Lisbeth die Korridortür hinter sich ins Schloß gedrückt hatte, fand auch Dodi eine gewisse seelische Harmonie — oder doch wenigstens Sammlung wieder.

Minutenlang konnte sie dann in ihrem Mädchenstübchen, das sie nun für immer verlassen sollte, in Gedanken versunken dastehen, ohne sich zu rühren, und der Stille ringsumher lauschen. Sie schloß die Augen und hob die Hände zu den Schläfen. Es war ihr doch so oft, so oft, als hörte sie die Stimme der Mutter ganz leise ihren Namen sagen: „Dodi!" — so wie nur die Mama sie noch genannt hatte.

Immer wieder packte sie der würgende Schmerz in der Kehle. Aber dann meldete sich ein seltsames Grauen in ihr, allein zu sein.

Augenblicklich befand sich sonst niemand in der Wohnung: die Bonne machte mit Felix den üblichen Nachmittagsspaziergang,

die Köchin war draußen in der Küche und sang bei der Arbeit einen melancholischen Choral.

Hastig langte Dodi nach ihrem schwarzen Hut, ihrem schwarzen Jackett, nur um rasch, rasch aus diesen Räumen, in denen ihre arme Mutter so schwer gelitten hatte, hinauszukommen — zu dem stillen, schweigenden Totenfeld, über dem gegen Abend immer so ein wunderbarer Friede lag. Der Gottesacker zeigte den letzten Schmuck der herbstlichen Pracht. Die leuchtenden, bunten Farben des sterbenden Laubes erfüllten die Luft mit einer festlichen, fast fröhlichen Stimmung.

Als sie die Korridortür öffnete, richtete sich gerade die Gestalt eines fremden Herrn vor ihr auf, der sich in der hier im Treppenhaus herrschenden Dämmerung bemühte, den Namen auf dem Wohnungsschild zu entziffern.

Er fragte nach Herrn Doktor Mangelsdorff.

Dodi vermutete in dem Besucher, da er schwarz gekleidet ging, einen Bekannten ihres Onkels, der kondolieren wollte. Der Gedanke, die ganze Qual eines so gezwungenen Gesprächs wieder durchmachen zu müssen, veranlaßte sie, sich selbst zu verleugnen und nur bedauernd zu erwidern, die Herrschaften seien ausgegangen.

„Es ist von der Familie — sonst gar niemand anwesend?“ fragte der Fremde, der vom Treppensteigen etwas erschöpft schien, indem er langsam den Hut abnahm. „Ich bin noch etwas leidend — es wird mir sehr schwer, wieder umzukehren —“

Irgend etwas in seinem Ton beängstigte sie — sie wußte selbst nicht weshalb — zugleich zwang es sie zum Mitleid.

„Wenn Sie eintreten und ein wenig warten wollen?“ Ihm in den Korridor vorangehend, öffnete sie die Tür zum Salon. „Und wen darf ich melden, wenn Tante zurückkommt?“ fuhr sie, drinnen angelangt, etwas zaghafter fort.

„Olfers!“ sagte der Fremde.

Sie hatte nie davon gehört, daß noch ein Verwandter dieses Namens existierte. Aufmerksamer huschte ihr Blick über ihn hin. Es war ein großer Mann mit etwas gelblichem, dabei blassem, wenn nicht krankem Teint und dunkeln Augen. Irgendeine entfernte Ähnlichkeit stieß ihr auf — und die schreckte sie — sie begann plötzlich zu zittern. Da der Fremde sie mit seinen großen Augen so forschend ansah, wich sie furchtsam zurück.

„Wollen Sie sich — nicht setzen?“ brachte sie schluckend hervor.

Der Besuch verwandte keinen Blick von ihr. „Lebt denn hier im Hause nicht — Ottilie Olfers?“ fragte er mit verschleierter Stimme.

„Das bin ich.“

In seinen Augen glühte ein ganz seltsames Feuer. Ungeduldige Erwartung stand in seiner Miene. Doch noch leiser als zuvor, nur mit tiefer Trauer im Ton sagte er: „Erkennst Du Deinen Vater nicht mehr, Dodi?“

Einen Augenblick stand sie ganz erstarrt da. Es lief ihr eisigkalt über den Rücken. Plötzlich drang ein halblauter Aufschrei aus ihrem Mund, und sie wich gegen das Fenster zurück. Furchtsam blieb sie hier stehen und preßte die Arme kreuzweis über der Brust zusammen. „Mein Vater — ist tot!“ stieß sie dann flüsternd aus.

Ein kurzes Schweigen folgte. Der Fremde schloß für eine Sekunde die Augen. Leise und weich, fast nur geflüstert, kam es dann noch einmal von seinen Lippen: „Dodi —!“

Noch immer war es ihr wie eine Halluzination — so wie im Alpdrücken. Sie zitterte am ganzen Leib. Schreien konnte sie nicht. Eine unsagbare Angst schnürte ihr die Kehle zu.

Aber der Klang des Koseworts, das sie zuletzt nur noch von ihrer Mutter gehört hatte, wenn sie ganz allein waren, weckte eine Bewegung in ihr — etwas wie ein innerliches Schluchzen. „Väterchen — ist doch — tot?“ stammelte sie, die Arme noch fester an sich pressend.

„Tot. So — so. Das hat man Dir gesagt?“ Traurig lächelnd schüttelte er den Kopf. „Nein, Dodi, Väterchen lebt. Väterchen hat all die Jahre nur für Dich gelebt. Um eines Tages heimzukommen, Dir seine Hand hinzuhalten und Dir zu sagen — —“

Er brach ab, denn es rang sich ein fast kreischender Laut aus ihrer Kehle. Sie preßte die Hände gegen ihren Mund. Voller Entsetzen starrte sie die Gestalt an — die ihr erschien wie aus dem Grabe auferstan-

den. Plötzlich begann sie zu schwanken. Olfers ergriff nun ihre Hände. Mit sanfter Gewalt drückte er sie auf den nächsten Stuhl und ließ sich ihr gegenüber nieder. Zärtlich bittend nannte er wieder ihren Namen. „Nun fühlst Du doch, daß ich noch lebe, wie?“ fragte er.

Dodi hatte die Augen geschlossen — sie fürchtete sich, ihn anzusehen —, aber sie verspürte den Druck seiner Hand, den Hauch seines Atems. Leise, noch immer zögernd, gab sie ihm dann Antwort.

Satz für Satz sich im Ton, im Tempo

„Ich war nur deshalb fortgegangen, Dodi, weil ich draußen in der Welt ein Plätzchen suchen wollte, wo wir glücklich miteinander sein könnten. — Haben sie Dir auch später niemals gesagt, daß Mutter und ich geschieden waren, Dodi?“

„Geschieden?“ fragte sie verwirrt.

„Du weißt, was das ist?“

Sie bejahte stumm.

„Dodi,“ fuhr er fort, „hat Mutter zu Dir denn schlecht über mich gesprochen?“

Sie schüttelte heftig den Kopf. Dabei weinte sie plötzlich „Niemals,“ flüsterte sie.

Aus unserer Studienmappe:



Studienzeichnung von Max Liebermann.

steigernd, erklärte er ihr: er war nur fern von Deutschland, in den Kolonien gewesen, sieben Jahre lang, und von ihrer Mutter hatte er sich trennen müssen, weil sie ihm nicht ins Ausland hatte folgen wollen. Nach seiner Landung hatte er des Fiebers wegen ins Krankenhaus gemußt, hatte es heute verlassen, weil ihm Muttis Tod mitgeteilt worden war. „Da drängte mich's doch, zu Dir zu kommen, Dodi! — Und niemand, niemand hat Dir je gesagt, in der ganzen Zeit, daß ich noch am Leben war? Und weshalb ich fortgegangen war?“

„Niemand!“ hauchte Dodi hin.

„Und erinnerst Du Dich denn noch ein bißchen an Väterchen?“ fragte er nach einer Pause, die Stimme wieder senkend.

Sie nickte wiederum, sah ihn aber nicht an.

„Erinnerst Du Dich auch, kleine Dodi, wie lieb wir einander gehabt haben?“

Vom Schluchzen fast geschüttelt, nickte sie noch heftiger.

„Ach, Dodi, seitdem ich von Euch fort war, ist mir's oft sehr, sehr schlimm ergangen. Weil Mutti nicht bei mir war. Weil Du nicht bei mir warst — meine kleine Dodi. Und ein paarmal war ich

schon drauf und dran, aus der Welt zu gehen. — Still, still, Dodi!“ Er nahm ihr die eine Hand vom Gesicht und hielt sie voll Zärtlichkeit zwischen den seinen. „Ja, siehst Du, der Gedanke an das liebe, kleine Ding mit den großen, blauen Augen hat mich immer wieder ans Leben gefesselt. Aber inzwischen ist aus der kleinen Dodi ein großes Mädel geworden — das Väterchen gar nicht mehr wieder erkennt. Hab' ich mich denn so arg verändert, Dodi?“

Er hatte eine Brieftasche gezogen, in der er blätterte. Dann hielt er ihr ein verblaßtes Kinderbild hin.

„Siehst Du, Dodi, so hast Du damals ausgesehen, als wir in Misdroy zusammen waren. Damals warst Du so fünf Jahr alt. Das Bild hier hab' ich immer auf dem Herzen getragen, und hab's hervorgezogen und abgeküßt, wenn mir das Leben nichts Gutes und Liebes mehr hat lassen wollen als diese eine einzige Erinnerung ... Du kannst Dich auf die Zeit in Misdroy wohl gar nicht mehr besinnen?“

Mehr und mehr hatte Dodi sich aufgerichtet. Mit großen Augen suchte und suchte sie in den fremden Zügen. Nach dem Bild, das sie der Mutter in den Sarg mitgegeben, hatte sie sich eine ganz, ganz andere Vorstellung von ihm gemacht, seitdem die Erinnerung an den Lebenden in ihr verblaßt war. In ihre Träume war er ja als ein Held übergegangen, der in Sturm und Wetter trotzig aufrecht stand, der armen Schiffsjungen, die nach ihren Müttern schrien, das Leben rettete, der mit seinem Kind im winzigen Boot hinaus auf die stürmische See fuhr und es so sicher durch alle Gefahren leitete ...

„Ja — darauf kann ich mich noch gut besinnen!“ brachte sie zögernd hervor.

„Wirklich? Wie wir immer zusammen hinausgeschwommen sind? Dodi — kleine Dodi! Und wie Du Dich an mich geklammert hast mit Deinen Kinderärmchen! — Aber geschrien hast Du nie!“

„Und dann hast Du mich im Boot mitgenommen —!“

„Dodi, das weißt Du noch?“

„Und dann — hernach — Mutti war auch noch dabei — in dem Stübchen, wo die Lampe brannte, die mit dem Schleier, — ach, ich seh's noch so deutlich! — da hast Du gelacht und hast uns auf den Schoß genommen — ja, uns alle beide, Mutti und mich!“

„Meine — liebe — kleine — Dodi!“

Nun zog er sie in seine Arme. Sie überließ sich ihm willig. Aber vor Schluchzen konnte keines mehr sprechen.

Max Olfers erhob sich endlich und trocknete seine Augen. Dabei lehnte er mit der freien Hand Dodis braunen Kopf an sich und pätschelte ihre Wangen. Es lag noch ein Zittern in seiner Stimme, als er dann endlich wieder zu sprechen begann.

„Und Mutti — ist tot. Ich werde sie nie wiedersehen. Wir können einander kein Wort mehr sagen. Kein Wort. — Ich lag im Krankenhaus in Bremen, als Camphöven mir's schrieb. Der hat Dich ein paarmal auf der Straße gesehen, Dodi, und mir ab und zu über Dich berichtet. Viel war's ja nicht, was ich über Dich erfuhr. Denn Mutters Verwandte ... Nun, Dodi, ich werde Dir jetzt alles erzählen. Wenn wir erst ruhiger geworden sind. Wie das damals kam, daß Mutter und ich auseinander gingen, daß wir geschieden wurden, daß ich allein in die Welt hinauszog, um das Glück zu suchen, — draußen zu suchen, wo ich es ja nicht finden konnte, weil es doch bei Euch war ... Und wie ich in den langen, bösen, furchtbaren sieben Jahren mit dem Schicksal gerungen habe bis zum heutigen Tag.“

Er hatte sich neben sie gesetzt. Dodis Kinderbild lag noch auf ihrem Schoß — eine verblaßte, nur noch unscheinbare Photographie, auf die es jetzt aus ihren blauen Augen langsam und heiß niedertropfte.

„Aber zuerst sprich Du, Dodi. Du mußt mir sagen, wie das so rasch mit der armen Mama zu Ende gehen konnte. Du mußt mir viel, viel, viel erzählen. Alles, alles aus Deinem Leben will ich wissen. Aus Deinem — und aus dem Leben von Mama. So viel Du weißt, so viel Du mir sagen kannst.“

Noch immer schluckte sie. Ihre beiden Hände lagen in denen ihres Vaters.

„Sprich, Dodi. Erzähl' mir von Mutti.“ Leise stöhnte er auf. „Von meiner armen Mia!“

* * *

Verbittert, vergrämt, vom Schicksal zerzaust und doch noch voller Trotz — so

war Max Olfers von seiner weiten Fahrt ums Glück in die alte Heimat zurückgekehrt.

So redlich er gestrebt, so ehrlich er gerungen hatte: auf seiner Arbeit war kein Segen gewesen. Seinem Hause hatte die Frau gefehlt — ihm selbst der Seelenfriede. Er hatte die Vergangenheit nie überwinden können, er war grüblerisch, damit unpraktisch geworden, er büßte seine persönliche Sicherheit ein, die Nackenschläge, die ihm das Schicksal erteilte, fanden ihn ohnmächtig, wo es eines entschiedenen Sichwehrens, eines kurz entschlossenen Zugreifens bedurft hätte.

Das einzige materielle Ergebnis seiner siebenjährigen Sturm- und Drangepoche bildete die Tantième, die ihm Myrach beim Weiterverkauf des Hotels zugewendet hatte. Nach Abzug der Übersiedelungskosten blieben ihm knapp elftausend Mark. Und dieses kleine Kapital mußte ihm — dem heute fast Vierzigjährigen — dazu dienen, sich eine neue Existenz zu schaffen.

Es war ja nicht das Goldfieber gewesen, was ihn damals in die Welt hinausgetrieben hatte. Dennoch empfand er's auf der Überfahrt als brennende Demütigung, in ohnmächtiger Verzweiflung, daß er so mit fast leeren Händen heimkehrte.

Wäre er gesund und in sicherer Position, als Kapitalist, so wie seinerzeit Myrach, in Europa gelandet, dann hätte er stolz vor Mia hintreten können, um ihr zu sagen: siehst Du, ich habe mein Lebensschiff allein gesteuert, ganz ohne Deine Hilfe, und bin doch ans rechte Ziel gelangt, allen Zweifeln Deiner Verwandten zum Trotz! — Und dann hätte er seine kleine Dodi wie eine verwunschene Prinzessin aus einem Bann erlösen, sie mit Glück und Licht umgeben können!

Nun blieb ihm nur die bittere Genugtuung, ihr zuzurufen: ja, sieh her, krank und elend kehre ich heim, Deine Verwandten können triumphieren, ich habe keine Reichtümer draußen erworben, ich stehe heute um keinen Deut anders da als vor sieben Jahren, — aber daran bist Du mitschuldig, Mia, und diese Gewissenslast sollst Du mit dir schleppen bis ans Ende Deiner Tage!

Allein auch dazu war es nicht mehr gekommen, der Arzt, den er nach seiner Landung in Bremen konsultierte, hatte ihn nicht mehr aus dem Krankenhaus weggelassen.

Und heute, da Mia im Grabe lag — da er die schmale Hand seines frühgereiften, ernsten, vom Schmerz um den Tod der Mutter abgehärmten Kindes in der Rechten hielt — heute wollte sich keine Anklage in seiner Brust mehr regen.

„Wir haben einander nicht verstanden, Dodi, Deine arme Mutter und ich," sagte er nur, trübe vor sich hinsinnend, „so oft, so oft, wo das Verstehen so leicht gewesen wäre!"

Noch ebenso unbezähmbar wie vor Jahren lebte in seinem Herzen aber der Haß auf Mias Verwandte. Er zwang sich nur zur Mäßigung, weil er dieses erste Wiedersehen mit seinem Kind nicht durch die Erinnerung an Alwin und Elisabeth entweihen wollte. Vielleicht auch, weil die ungeheure Kluft, die ihn von diesem Paare schied, nicht mit Worten zu schildern war. Das Verbrechen, das sein Schwager und dessen Frau an Dodis Eltern begangen hatten, das mußte allmählich — ganz allmählich und ohne sein Zutun — vor den Augen des Kindes emporwachsen, immer bestimmtere Gestalt annehmen, um schließlich dieselbe Verachtung in dem Herzen des Kindes auszulösen, die ihn gegen seine langjährigen Widersacher erfüllte.

Was ihm aber den bohrendsten, den quälendsten Schmerz bereitete, das war der Gedanke: auch Mia hatte ihrer Tochter gegenüber die Legende von seinem Tode aufrecht erhalten.

... Also war er für sie schon gestorben gewesen, als er draußen in der Fremde in strengem Fleiß und heißem Bemühen — noch immer mit einem Hoffnungsschimmer in der Brust — am Glücke ihres Kindes gearbeitet hatte! ...

Indem er den Platz neben Dodi verließ, fuhr er sich über die Augen. Mannhaft suchte er sich dann zusammenzureißen. Aber es lag doch eine unendliche Wehmut in seinem Ton, als er lächelnd sagte: „Ja, Dodi, ich kann Dich nicht mit mir in ein Zauberschloß führen — meine Luftschlösser sind in alle Winde zerstoben — und ich bringe keine Schätze mit aus der fremden Welt. Nur ein Herz, das für Dich schlägt, und den großen, starken, ehrlichen Willen, den bis zum heutigen Tage nichts, nichts hat brechen können. Hast Du zu beiden Vertrauen, Dodi?"

Sie war zu ihm getreten, ohne ein Wort darauf erwidern zu können. Das Wiedersehen hatte nicht lauten, erschütternden Jubel in ihr geweckt — nur eine wunde, fast schmerzliche Seligkeit. Und doch staunte sie zugleich über sich selbst, über die Fremdheit, die noch zwischen ihnen lag, obgleich sie's wie ein Traum, ein märchenhaft schöner Traum umfing: sie war nicht verwaist, Väterchen stand an ihrer Seite —!

Olfers sprach dann zu seinem Kind bestimmter über seine Zukunftspläne.

Schon von Swakopmund aus hatte er Verhandlungen über ein kleines Bootsbau-Unternehmen eingeleitet, das nach dem Tode eines Camphöven persönlich bekannt gewesenen Schiffszimmermanns veräußert werden sollte. Eine richtige Werft war es nicht, mehr ein Zimmerplatz, eine größere Ausdehnung ließ der Bootsbau, wenn er lukrativ bleiben sollte, auch gar nicht zu. Das kleine Anwesen war jedoch für vierzehntausend Mark Anzahlung zu haben, und einen sicheren Gewinn stellte es immerhin in Aussicht, sofern der Unternehmer sich nicht scheute, selbst mit Hand anzulegen. Da Camphöven Vollmacht von seinem Klienten besessen hatte, war das Geschäft perfekt geworden, während Olfers krank auf dem Wasser schwamm. Als Camphöven den ersten Bericht aus dem Krankenhaus bekam, hatte er den Kauf rückgängig machen wollen, da war es aber schon zu spät gewesen. Nachträglich war Olfers mit dem Abschluß indessen ganz zufrieden.

„Du mußt aber nicht erschrecken, wenn Du's siehst," sagte er lächelnd. „Das ganze Geschäft besteht aus einem Schuppen mit Holzvorrat und einem kleinen Bootszimmerplatz mit Werkstatt und einem Wohnhäuschen. Für sehr bescheidene Ansprüche, Dodi. Als ich die Zeichnungen drüben sah, da schämte ich mich zuerst ein bißchen. Ja, ja, ich schämte mich: daß es dem Schicksal möglich geworden ist, meine Ziele so winzig klein zu machen. Und ich fragte mich auch: ob mein Töchterchen denn nicht viel zu verwöhnt sein würde, als daß es mir in das kleine Haus am Bootsplatz folgen möchte."

„Väterchen —!" Dodi hielt noch immer seine Hände in den ihren. Sich innig umschlungen haltend, standen sie nebeneinander am Fenster und blickten in das müde fallende Herbstlaub der Allee hinaus. Plötzlich sah sie ihn voller Angst an. „Und wenn nun Mutti noch gelebt hätte —?"

Aus unserer Studienmappe:



Studie von Max Liebermann.



Wirtshausgarten. Pastellstudie von Max Liebermann.

„Ja — wie es dann geworden wäre!" Olfers seufzte tief auf. „Sie ist mir ja so fremd geworden in diesen langen Jahren. Vielleicht — hab' ich sie überhaupt nie gekannt."

Es tat Dodi weh zum Herzzerbrechen, ihren Vater so resigniert sprechen zu hören. In ihren Phantasien hatte sie sich ihn ja immer als Feuerkopf, trotzig, leidenschaftlich und lebensprühend vorgestellt. Und als ob sie instinktiv eine Pflicht zu versöhnen in sich fühlte, trieb sie's, ihm in leisem, fast werbendem Ton von den heimlichen, traulichen Gesprächen über ihn zu erzählen, die sie mit ihrer Mutter so oft geführt hatte — wenn sie allein gewesen waren.

Eine wachsende Nervosität bemächtigte sich des Rekonvaleszenten, während er ihr, halb abgewandt mit geschlossenen Augen und fest zusammengepreßten Lippen, lauschte. In sichtlicher Abspannung wehrte er ihr endlich. Es wäre Zeit für ihn zu gehen, sagte er, er müßte haushalten mit seinen Kräften, denn die nächsten Tage stellten schwere Anforderungen an ihn.

Die erste Begegnung mit Mias Verwandten sollte ihm ja endlich, endlich die so lang ersehnte Abrechnung bringen, — wenn es auch einen wirklichen Kampf um sein Kind jetzt nicht mehr zu bestehen galt, jetzt, wo Mia ihm in aller Stille das Feld geräumt hatte.

... Dodi wollte ihn in seinem seelisch und körperlich erschöpften Zustand nicht allein fortlassen; sie begleitete ihn, als er aufbrach, und schickte das Mädchen, das inzwischen mit dem kleinen Felix heimgekehrt war, nach einem Wagen voraus.

Langsamen Schrittes stieg sie mit ihm die Treppe hinunter, seinen Arm stützend; unterwegs blieb sie mehrmals stehen und wartete, wenn er ausruhen wollte. Sie sah es seinen bisweilen scharf werdenden Zügen an, daß er Schmerzen ausstand. Mit ängstlichen Fragen drang sie in ihn. Aber er beruhigte sie, sichtlich beglückt von ihrer behutsamen Sorgfalt. Das Fieber selbst hatte er überstanden, erklärte er ihr, es war nur eine Nierenaffektion zurückgeblieben, die noch längere Zeit aufmerksame ärztliche Behandlung notwendig machte.

Auf der Fahrt nach dem Hotel garni, worin er abgestiegen war, überließ er sich ganz ihrer zärtlichen Fürsorge. Sie hüllte ihn in die Decke ein, duldete nicht, daß er sich mit Sprechen anstrengte, sondern erzählte ihm, mehr und mehr auftauend, von Kindheitserlebnissen, Erinnerungen an die Reisen mit der Mutter, von der beginnenden Freundschaft mit ihr, der Büsumer Zeit — sie streifte sogar ihre „wilde Epoche" mit Peter Proschwitz — nur vom Professor sagte sie kein Wort. Die erste Fremdheit, die sie ihrem Vater gegenüber empfunden hatte, war überwunden. In der Erinnerung an kleine Züge aus den früheren gemeinsam verlebten Zeiten ward ihr Ton immer heller, immer vertraulicher.

Er lauschte ihr ganz verträumt. Seine beiden Hände lagen in denen seiner Tochter. Er hatte sich zurückgelehnt. Lange blickte er ihr in die Augen. „O, ich sehe schon, Dodi," sagte er endlich leise, „Du wirst mir all die Liebe geben, nach der ich mich in meiner Verbannung da draußen gesehnt habe. Es hat also doch gelohnt, auszuharren."

In einem plötzlichen Zusammenfluß von Schmerz und Seligkeit umschlang sie ihn. „Wie glücklich ich bin, Väterchen, daß ich Dich wieder habe!" flüsterte sie. Und noch leiser, noch inniger setzte sie hinzu: „Wenn doch Mutti noch lebte — ach, wenn Mutti das noch erlebt hätte!"

Max Olfers sagte nichts — aber ein Sturm ging durch seine Seele. Fest hielt er den Kopf seines Töchterchens an sich gepreßt.

In seiner Wohnung ward er von Camphöven erwartet. Die Wirtin meldete es ihm, als er, von Dodi geleitet, die Treppe emporkam.

Es war Dodi ganz unfaßbar, daß sie sich von dem kaum Wiedergefundenen nun wieder trennen sollte, um zu Onkel und Tante zurückzukehren. Am liebsten wäre sie gleich bei ihm geblieben. Von der Reise nach Flensburg wollte sie jetzt gar nichts mehr wissen. Aber ihr Vater sprach ihr zu: er mußte selbst erst Ordnung in seine Geschäfte bringen, den Umzug bewerkstelligen, sich nach ein paar tüchtigen Arbeitern umsehen, um ungesäumt den Betrieb auf der kleinen Werft aufzunehmen, auf der fortlaufend Bestellungen auszuführen waren.

„Inzwischen sind wir ja nicht mehr getrennt, Dodi," sagte er, „Du weißt Väterchen ganz in Deiner Nähe — und mir

wird's zumute sein, als hätte ich Dich immerzu an meinem Arm, als sähest Du mich mit Deinen lieben, blauen Augen an und erzähltest mir — aus der langen Trennungszeit!"

Sie atmete tief auf. „Manchmal ist mir's, als sei die ganze Zeit, in der Du fort warst, nur ein einziger, langer, banger, trüber Tag!"

„Meine kleine Dodi! — Ach, laß mich nur erst ein Stückchen weiter sein! Wie ich mich wieder jung und kräftig fühlen werde! Ich sehne mich nach Arbeit — und nach einem Heim, Dodi!" Er wiegte sie wieder zärtlich in seinen Armen, ihren Nacken umschlungen haltend. „Wenn ich erst das Häuschen bezogen habe, Dodi, dann kommst Du aus Flensburg zurück — und dann öffne ich weit, weit die Tür für mein Töchterchen — und dann wirst Du als meine kleine Hausfrau bei mir schalten und walten!"

Sie hing in seinen Armen — zitternd, wie glückestrunken. „Väterchen," flüsterte sie, „ach, weißt Du, und dann darf ich doch auch draußen auf dem Platz bei Dir sein und auf dem Wasser — ja, und auch selbst mitarbeiten — und in der Werkstatt Dir zur Hand gehn ... Ach, Väterchen, was möcht' ich nicht alles, um Dir zu helfen, Dir zu zeigen, wie lieb ich Dich habe — immer, immer gehabt habe! ... Gelt, und auf so einer Werft gilt's dann doch auch die Boote auszuprobieren, hinauszufahren, um zu sehen, ob sie seetüchtig sind? Und dabei muß man doch Mut zeigen, nicht wahr?"

Ihr kindlich-naiver Eifer machte ihn lächeln; aber gerührt war er doch. Er küßte sie auf die lebhaft blitzenden Augen. „Ja," sagte er ebenso leise, ebenso innig wie sie, „Du sollst wieder mein tapferer, kleiner Kamerad sein. Wie damals. Willst Du?"

Sie nickte heftig.

Elftes Kapitel.

Bei ihrem Eintreffen von der Bahn erfuhren Mangelsdorffs von dem Besuch des Fremden und der Ausfahrt ihrer Nichte.

Eine ungewisse Ahnung, die sie beängstigte, ergriff sie. Sie forschten nach dem Aussehen des Fremden und unterzogen das Mädchen einem strengen Verhör.

Es war schon stockdunkel draußen. Als es acht Uhr ward, halb neun, ohne daß sie sich einstellte, faßte das Ehepaar am Fenster Posto.

„Da ist sie — da kommt sie!" rief Alwin plötzlich.

Dodi kam langsam die Straße entlang. Sie sah sich nicht um — den Kopf hielt sie gesenkt.

„Statt daß sie sich jetzt wenigstens beeilte!" sagte Elisabeth gereizt. „Wo sie nur gewesen sein mag?"

Ihr Gatte suchte sie zu beschwichtigen: „Sie kommt wohl vom Friedhof; es ist ein ziemlich weiter Weg."

„Aber dort wird doch mit Dunkelwerden geschlossen. — Und warum fährt sie nicht?"

Jetzt stieß auch die Bonne, die unten vor der Haustür gewartet hatte, dazu, um der Herrschaft die Ankunft ihrer Nichte zu melden.

Die Türen hinter ihr waren aufgeblieben. Man hörte Dodi ins Haus eintreten und langsam heraufkommen.

Beide Mangelsdorffs hatten bleiche Gesichter. Es war ihnen mit einemmal ganz seltsam bang und feierlich zumute geworden. Als Alwin etwas sagte, zitterte seine Stimme.

Dodi war noch am Grabe ihrer Mutter gewesen. Aber von dort aus hatte sie eine Wanderung durch Vorstadtstraßen, die sie nie zuvor betreten, vorgenommen, um sich zu sammeln. Und sie fühlte, sie war in der kurzen Zeit ein völlig reifer, erwachsener Mensch geworden.

Vor dem hohen, schwarzen Gitter, das die Familiengruft abschloß, stand sie lange, ohne wie sonst die Hände zu falten, ohne zu beten. Sie las nur immer wieder die goldne Inschrift in der mächtigen Marmorplatte, die das letzte Ruheplätzchen ihrer Mutter bedeckte: „Hier ruht in Gott meine innig geliebte Mutter, unsere teure Schwester und Schwägerin, Tante, Großnichte und Nichte Maria Olfers, geb. Mangelsdorff. Friede ihrer Asche."

Mit keiner Silbe war auf dem Grabstein davon Notiz genommen, daß der Gatte der zur ewigen Ruhe Gebetteten noch lebte.

... Die goldene Inschrift im Marmor verschwieg es absichtlich. Sie log! ...

Wie auf der Flucht verließ Dodi plötzlich den Friedhof. Auf ihrer ziellosen Wanderung durch die Vorstadt schossen dann

in wirrer Folge hundert nur noch unklare Erinnerungen durch ihr Hirn.

Dunkel tauchte vor ihrem geistigen Auge eine schmale, teppichbelegte, mit braunen Tapeten versehene und mit Tabaksqualm erfüllte Stube auf, sie sah Onkel Alwins strenges, blasses Gesicht über dem Schreibtisch, und sie entsann sich einer drolligen, zerfledderten Negerpuppe, die mit jenem bedeutsamen Moment in irgend einem Zusammenhang stand ... Aber da zerstob das Bild wieder, und sie sah sich in einem stillen, kleinen Garten, in einer Laube, auf deren Dach der Regen niedertroff, sie roch den scharfen Duft von frischgebranntem Kaffee und hörte Tante Lisbeth jene schrecklichen Worte sprechen von dem scharf geschliffenen Messer, das man in Mutters Brust stieß mit jeder Silbe, die man zu ihr über Vater sagte.

Da schluchzte sie laut auf. Wenigstens war ihr's, als hätte sie sich selbst weinen hören.

Als sie daheim den obersten Treppenabsatz erreichte, sah sie das Mädchen in der geöffneten Tür stehen — sie hörte auch Rufen und Fragen, das an sie gerichtet war. Eine Sekunde lang hielt sie inne, das Mädchen ganz fremd anblickend. Sie wollte sprechen, schüttelte dann aber hastig den Kopf.

Ohne das schwarze Jackett und den Hut mit dem schwarzen Florschleier abzulegen, trat sie ins Speisezimmer ein, aus dem Onkel Alwin, nervös an der Serviette herumfaltend, ihr entgegenrief: „Na endlich — was soll denn das heißen — wo warst Du denn, Ottilie?"

Sie schloß die Tür hinter sich und blieb dicht dabei stehen.

„Ihr habt mich belogen!" sagte sie dann atemlos.

Beide waren so verdutzt über dieses Wort, daß sie nichts erwiderten, sondern sie nur starr ansahen.

„Ja. Seit sieben Jahren. Vater lebt. Mein Vater lebt. Er war hier. Ich habe ihn gesprochen. Und ich verlasse Euch. Ich gehe zu meinem Vater."

Mangelsdorffs mußten sich von dem Druck, der auf ihnen lastete, erst allmählich erholen. Geahnt hatten sie es beide, daß sich eine Art Katastrophe vorbereitet hatte.

Elisabeth lehnte sich steif im Stuhl zurück und verharrte stumm und bleich.

Auch Dr. Mangelsdorff wußte zunächst kein Wort der Erwiderung. Er zuckte die Achsel, darauf seufzte er, schüttelte den Kopf und fuhr fort, seine Serviette zu glätten. Währenddem überlegte er aber: er hätte sofort aufspringen und seiner Nichte streng einen solchen Ton verbieten sollen.

Ottilie ließ sich, da die Knie ihr zitterten, auf das Sofa sinken und stützte das Gesicht in die Hände, nur noch in halben Sätzen, fast zusammenhanglos, sich ihre Anklage vom Herzen wälzend.

Erst nach einer längeren Pause erwiderte ihr Onkel Alwin — langsam, bedächtig, mehr ermahnend als verweisend.

„Wir haben es gewußt, Ottilie, daß Dein Vater wieder in Deutschland weilte. Wir haben es auch vorausgesehen, daß er versuchen würde, Dich zu sprechen. Daß wir's bis jetzt unterlassen hatten, Dich in alles einzuweihen, das entsprang nur unserm Mitleid mit Dir. Wir wollten Dich so kurz nach dem Tod Deiner armen Mutter nicht einer neuen starken Gemütserschütterung aussetzen. Dein Vater lebt, gewiß. Aber für uns ist er trotzdem tot. Mit dem Augenblick, da Deine Mutter das Gericht anrief, um eine Scheidung von ihm für immer und ewig zu erreichen, hat er für uns zu leben aufgehört. Für uns alle. Auch für Deine Mutter, Ottilie. Denn sie hat ihn verachtet."

„Das ist nicht wahr!" fuhr Dodi auf. „Mutti hat ihn lieb gehabt — noch immer — ja, das weiß ich. Wir haben oft von ihm gesprochen. Das wußtet Ihr nur nicht. — Und Ihr — Ihr seid ganz allein daran schuld, daß es so traurig gekommen ist!"

Alwin machte gegen seine Frau eine beschwichtigende Handbewegung. „Ich will Deiner begreiflichen Erregung die häßlichen Ausdrücke, die Du gebrauchst, zu gute halten, Ottilie. Aber ich werde Dir beweisen, daß Du Dich in den Tatsachen irrst."

Er ging in sein Zimmer und suchte dort in seinem Schreibtisch. Elisabeth folgte ihm, da er sie bat, ihm zu leuchten. Als er zurückkehrte, hielt er ein Bündel Akten in Händen.

„Das richterliche Erkenntnis ganz allein soll zu Dir sprechen. Lies das Urteil, Ottilie, das damals im Scheidungsprozeß erfolgt ist, und lies hier — von Seite 32 ab — die Urteilsbegründung. Was in

diesen Blättern kraft des Gesetzes und im Namen des Königs ausgesprochen ist, das gilt doch wohl auch Dir als unanfechtbare, über jeden Zweifel erhabene Wahrheit. Dein Vater hat seine Familie böswillig verlassen — bitte, unterbrich mich nicht, Ottilie, — und das Gericht hat ihn für den allein schuldigen Teil erkannt. Das ist die nackte Tatsache. Wir lassen Dir Zeit, Ottilie, damit Du Dir in Ruhe alles überlegen

Aus unserer Studienmappe:



Studienzeichnung von Max Liebermann.

kannst. Bevor Du die Lektüre nicht beendigt hast, hat es keinen Zweck zu debattieren. Später wirst Du die Vorwürfe, die Du gegen uns erhoben hast, von selber ehrlich bereuen."

Er hatte zu Ende gesprochen, ohne den Ton irgendwie schärfer zu erheben.

Dodi blieb allein zurück. Auf dem noch unabgedeckten Speisetisch lagen die Akten. Onkel und Tante hatten das Zimmer verlassen.

Eine dicke Schwüle schien in dem Raum zu herrschen. Dodi war unzufrieden mit sich. In ihrer Erregung hatte sie gar nicht die rechten Worte zur Hand gehabt, um ihre ganze leidenschaftliche Empörung zum Ausdruck zu bringen. Wären Onkel und Tante ihr zornig und streng entgegengetreten, so hätte sie's leichter gehabt. Aber diese sachliche Ruhe, diese scheinbar völlige Objektivität entwaffnete sie.

Als sie am Tisch stand — den großen Aktenbogen gegenüber —, überkam sie wieder ein ängstliches Zittern.

Es kam ihr vor, als stünde sie im Begriff, ein Verbrechen an ihrem Vater zu begehen.

* * *

Inzwischen hatte Doktor Mangelsdorff ein paar Zeilen an den Justizrat geschrieben, worin er ihm die neueste Wendung mitteilte und ihn um seinen Beistand in dieser schwierigen Lage bat.

Dröse folgte dem Mädchen, das ihm den Brief gebracht hatte, auf dem Fuße, obwohl es schon gegen zehn Uhr war, die Stunde, zu der er gewöhnlich schlafen zu gehen pflegte.

Nachdem er mit den Verwandten in Alwins Zimmer Rücksprache genommen hatte, stellte er sich als erster bei Dodi ein. Er war väterlich, herzlich, viel weicher als sonst, klopfte seiner Nichte vertraulich auf die Schulter und sagte, auf das Urteil weisend:

„Da siehst Du nun, kleine Otti, was für ein Martyrium Deine arme Mama hat durchmachen müssen, ohne daß ihr Töchterchen je eine Ahnung davon gehabt hat. Das war Liebe, das war Selbstaufopferung. Denn wenn sie ihr Leid vor Dir verborgen hat, dann geschah es, um Dich zu schonen, nicht um Dich in ein Lügennetz einzuspinnen ... Still, still, Otti, Du hast von Onkel Alwin und Tante Lisbeth behauptet, sie hätten gelogen."

„Und das haben sie auch!" stieß sie in einem neuen Verzweiflungsanfall aus. „Belogen und betrogen haben sie mich!"

Der Justizrat schüttelte den Kopf. „Immer bei der Logik bleiben, Otti. Deine Mutter hat doch selbst keinen anderen Ausweg aus dem Dilemma gewußt: sie mußte es schließlich billigen, daß man Dir sagte, Dein Vater wäre tot."

Dodi sprang gequält auf. Am Fenster blieb sie wieder unschlüssig stehen.

„Siehst Du, Kindchen, heute bist Du über Deine Jahre hinaus verständig. Aber was für einen Eindruck hätte es auf Dich, als Du noch ein Kind warst, gemacht, wenn man zu Dir gesagt hätte: Dein Vater hat sich von Dir und Deiner Mutter losgesagt, er hat sie treulos und widerrechtlich verlassen, weil die tolle Abenteurerlust ihn in die weite Welt hinaus trieb?"

Da sie wie in körperlichem Schmerz zusammenzuckte, die Hände flehend ineinander schlang, fuhr er fast polternd fort:

„Ja, Liebchen, deutsch muß jetzt schon gesprochen werden, da es einmal soweit ist. Und auf deutsch die Wahrheit sagen, das ist oft grad so schmerzhaft wie sie hören."

„Aber ich — — liebe doch Väterchen!" sagte sie leise. „Ja, ich hab' ihn immer lieb gehabt. Und Mutti hat ihn auch geliebt."

„Deine Mama? Ach, Otti, was willst Du mir da weis machen."

„Ich würde es nicht sagen, wenn es nicht wahr wäre, Onkel Dröse, bei Gott nicht."

„Hm." Der Justizrat setzte sich und ließ die gefalteten Hände zwischen seinen Knieen hinabhängen. „Sie war eine gute, treue Seele, Deine arme Mama. Und sie war weich. Viel zu weich für diese rauhe Welt. Drum hat sie auch Mitleid mit ihrem geschiedenen Manne gehabt, inniges Mitleid, ja, das glaube ich wohl. Aber geliebt haben **kann** sie ihn nicht mehr. Denn er hat sie doch unbarmherzig, ja mit kühler Überlegung ins Unglück gestoßen."

„Onkel Dröse!" flehte sie.

„Ich kann Dir nicht helfen, Herzchen, so ist es. Die innere Ursache, an der sie verblutet ist, war ihr Eheunglück, war Dein Vater."

Jedes Wort war ein Dolchstoß für Dodi. Aber die sichere Ruhe des ihr überlegenen, mit väterlichem Wohlwollen, mit herzlichem Mitleid zu ihr sprechenden Mannes machte ihr's unmöglich, sich zur Wehr zu setzen.

„Und an Dir, Otti," fuhr er fort, „an Dir hat er geradezu schimpflich gehandelt. Still, still, Herzchen, das muß gesagt sein. Er hat Dich um das Beste betrogen, was das Schicksal einem kleinen Weltbürger in die Wiege legen kann: um das Anrecht auf eine glückliche Jugend. Und er hat Dir die Mutter geraubt. Ja, Otti, er hat sie langsam in den Tod getrieben."

„Ach, mein Gott, mein Gott!" stöhnte sie, ihre Augen bedeckend.

Der Justizrat nickte. „Jetzt bist Du schon fast ein junges Weib geworden — und wie schmettert es Dich nieder. Ja, da überlege einmal: wie hätte man's damals einem Kind beibringen sollen? — Merkst Du jetzt, Otti, wie bitter unrecht Du Deinen Verwandten getan hast? Sie haben Dich in Liebe und Sorgfalt vor allem Schlimmen und Häßlichen behütet und bewahrt — während Dein Vater sich sorglos draußen in der Welt herumgetrieben hat."

Die Tür zum Nebenzimmer war nicht wieder geschlossen worden. Mangelsdorffs hörten Wort für Wort. Noch während Dröse sprach, war Elisabeth wieder einge-

treten. Auch ihr ganzes Wesen war jetzt viel milder, viel ruhiger. Sie gebrauchte ein paarmal sogar, um ihre Nichte zu beschwichtigen, Zärtlichkeiten, die in ihrem Munde ganz fremd klangen.

„Und wie denkst Du Dir denn die Zukunft überhaupt, Ottilie? Du willst zu Deinem Vater. So. Das könntest Du dem Andenken Deiner armen Mutter wirklich antun? Hauptsächlich, um Dich vor ihm zu schützen, hat sie doch damals den Prozeß angefangen. Überlege Dir das doch, Ottilie."

„Schon rein äußerlich," fiel Doktor Mangelsdorff ein, „wäre es ja ein Unding. Sieh mal, Dein Vater hat in diesen sieben Jahren, solang er gesund war, nicht einmal die Erziehungsgelder regelmäßig aufbringen können, die er zu zahlen verurteilt war. Was sollte da jetzt, wo er krank ist, aus Dir werden? Denn Deine Erziehung ist doch noch nicht abgeschlossen. Du hast Pläne, denk' ich, willst Dein Lehrerinnenexamen machen, vielleicht gar studieren. Ja, und das alles kostet Geld. Woher wollte er's nehmen? Hier — Onkel Dröse kennt die Finanzen Deines Vaters aufs genaueste. Der mag Dich darüber aufklären."

Erst zögernd, dann von neuem wieder mit fortgerissen, berichtete Dodi über die Zukunftspläne ihres Vaters.

Den Namen der kleinen Werft, den sie nannte, hatte noch keines von ihnen gehört. Es mußte ein ganz kleiner, untergeordneter Betrieb sein. Die Stimmung der Herren verlor allmählich die Bitterkeit und Gereiztheit. Sie behandelten das neueste Olserssche Projekt, als wäre es überhaupt nicht ernst zu nehmen.

„Glaube mir, Ottilie," sagte Onkel Alwin, „es wird mir sehr schwer, Dich der letzten Illusion zu berauben, die Du Dir über Deinen Vater machst. Aber hier handelt sich's ja um die Gestaltung Deines ganzen künftigen Lebens. Ausdauer und die Energie, die zum Ziele führt, die hat Dein Vater bisher noch niemals, noch nirgends, noch auf keinem Gebiet bewiesen."

Sowohl Tante Lisbeth als auch der Justizrat pflichteten ihm bei.

„Er hätte als junger Mann die glänzendste Karriere als Seeoffizier machen können — seine ewige Unruhe und Veränderungssucht, eine Schrulle, eine fixe Idee treibt ihn, urplötzlich zu quittieren. Er nimmt Studien auf der Technischen Hochschule in Charlottenburg auf — führt sie aber nicht zu Ende. Er geht in eine praktische Stellung nach Holland — kaum ein Jahr hält er's aus, dann schnürt er sein Bündel wieder. Darauf kommt der ungeheuerliche Einfall, mit Sack und Pack, mit Kind und Kegel nach Afrika auszuwandern. Kein gütiges Zureden hilft, kein strenges Abmahnen: was schiert ihn Weib, was schiert ihn Kind, er reißt sich von allem los und jagt seinem Phantom nach! Und abermals erleidet er Schiffbruch. Krank, fast mittellos kehrt er nun zurück, um wiederum auf einem neuen Gebiet als blutiger Anfänger sich zu versuchen. Und da sollen wir Dir nicht aus ehrlich besorgtem, nein, von Schreck und Entsetzen erfülltem Herzen abraten, ihm in die neue Ungewißheit zu folgen?"

Dodi war schon fast erschöpft. Es lag jetzt auch längst kein Zorn mehr in ihren Einwürfen, ihren Erwiderungen, es klang mehr wie ein halb verzagtes Bitten, wie ein kindliches Flehen: daß man ihr das Letzte, woran sie sich klammerte, nicht auch noch nehmen möchte.

Der Justizrat saß in der Sofaecke. Er war müde geworden, sah auch stark abgespannt aus und bat Elisabeth, sich eine Papyros anzünden zu dürfen.

„Siehst Du, Kleinchen," mischte er sich wieder ein, ein paar lange Züge aus seiner Zigarette nehmend, „wenn ein Versuch nicht aus bestimmten Gründen ausgeschlossen wäre, so würde ich sagen: Ottilie empfindet es als ihre Kindespflicht, gut, mag sie zu ihm ziehen, wenigstens die Probe anstellen. — Aber die Sache hat einen bösen Haken, mein armes Kind. Du weißt, daß Deine Mutter vom Geld der Großmama Kaupisch gelebt hat, nicht wahr? Und auch Du selbst verdankst fast alles, was Du heute bist, der Güte Deiner Großmama. Die gute Frau hat aber von dem Tage an, da Deine Mutter sich verlobte, nur Kränkungen — schwere Kränkungen — von Deinem Vater zu erdulden gehabt. Die schwerste dadurch, daß Dein Vater seine Familie, nur um sie ihrem Einfluß zu entziehen, aus ihrem behaglichen Heim herausreißen wollte. Sie hat sich natürlich dagegen zur

Wehr gesetzt — im eigensten Interesse Deiner Mutter. Und um Dich und Deine Mutter auch nach ihrem Tod dem Einfluß des ihr von jeher feindlich gesinnten Mannes zu entziehen, hat sie in ihrem Testament besondere Bestimmungen über die Vererbung ihrer Kapitalien getroffen." Er atmete auf, strich sich über die Stirn und fuhr fort: „Der Passus nun, liebe Otti, der Dich betrifft, lautet folgendermaßen: Ottilie Olfers ist nach dem Ableben ihrer Mutter in den Genuß der Zinsen von den 180 000 Mark, die ihrer Mutter zustanden, einzusetzen; doch fällt diese Rente, die dann auf unten näher bezeichnete Weise zu verteilen ist, weg, falls Ottilie Olfers die häusliche Gemeinschaft mit dem geschiedenen Gatten ihrer Mutter wieder aufnehmen sollte."

Onkel Alwin hatte, sobald er sah, worauf der Justizrat abzielte, nebenan in seinem Schreibtisch herumgestöbert. Als Dröse zum Schlußpassus gelangte, hatte er bereits die betreffende Seite der Urkundenabschrift aufgeschlagen und las den Artikel laut mit. Er stimmte fast wortgetreu mit dem überein, was der Justizrat aus dem Kopf hersagte. Dr. Mangelsdorff legte das Dokument neben das richterliche Urteil, das noch auf dem Tisch lag, und zeigte mit dem Finger auf die Stelle, die seine Nichte lesen sollte.

Darauf gab es eine längere Pause. Dodi war so linkisch geworden, sie fühlte sich so befangen unter den Blicken, die sie auf ihrem Antlitz ruhen wußte, daß ihr das Blut in die Wangen trat. Sie fand sich in dem Aktenstück ebensowenig zurecht wie vorher in dem Scheidungsurteil.

Der Justizrat erhob sich und blickte in das Dokument mit ein, mit dem Kopfe nickend und trotz der düstern Stimmung, die augenblicklich herrschte, sichtlich erfreut, daß er den Satz noch fehlerfrei im Gedächtnis gehabt hatte.

„Na ja. Das mag ein wenig hart klingen, wenn man's so aus dem Zusammenhang heraus liest. Großmama Kaupisch war aber eine Seele von einer Frau, das kannst Du mir glauben, Otti. Daß sie zu einer solchen Gewaltmaßregel ihre letzte Zuflucht genommen hat, das geschah nur in ihrer Herzensangst. Denn Deinem Vater mißtraute sie eben."

Vor Dodis Sinnen schwankte alles. Diesen Gründen und Vorstellungen war sie nicht gewachsen. Wie sollte sie in ihrer Weltunerfahrenheit gegen die vernünftige, sachliche, logisch entwickelte Rede von drei Erwachsenen aufkommen?

„Er hat — den besten Willen — den ehrlichsten Willen!" stieß sie aus, zitternd, schon beträchtlich kleinlauter als zuvor.

„Den Willen bestreitet ihm niemand," sagte Onkel Alwin kühl. „Aber Du erzähltest uns doch selbst: er ist noch krank, fast hinfällig. Solche Fieberanfälle, vielmehr die Nachkrankheiten, dauern oft jahrelang. Frage den Arzt. Stell' Dir doch nur das eine vor: wenn er das kleine Geschäft wieder aufgeben muß — was dann? Ihr würdet das Leben von Proletariern führen müssen."

Bis jetzt hatte Elisabeth nur ab und zu ein Wort eingeworfen. Nun rückte sie die Angelegenheit in eine ganz neue Beleuchtung.

„Vorläufig denkst Du nach Kinderart natürlich weniger an die materielle Seite, Ottilie. Aber welcher höhere Gedanke hat Dich bisher geleitet? Nicht wahr, Du meinst, so sei es im Sinne Deiner guten Mutter gehandelt?"

„Ja!" hauchte Dodi hin.

„Nun, mein liebes Kind, aber gerade da gibt's eine Klippe, über die Du nicht hinwegkommst. — Dein Vater glaubt, Deine arme Mama habe ihm ein bitteres Unrecht angetan damals, als sie ihm nicht nach Swakopmund folgen wollte. Nicht wahr, darüber beklagte er sich heute doch auch bei Dir?"

Sie zuckte mutlos die Achsel.

„Heute sagte er's vielleicht noch nicht. Aber glaube mir: er ist aus keinem andern Grunde nach Europa zurückgekehrt, als um es Dir beizubringen — und um sich damit an Deiner Mutter und an uns allen zu rächen."

„Nein — Tante Lisbeth, das — das sollst Du nicht sagen!" Flehend, ganz angstvoll stieß sie das aus.

Dr. Mangelsdorff warf sofort ein: „Wir haben Briefe von ihm, Ottilie, worin er es uns mit dürren Worten angedroht hat. Du sollst sie zu lesen bekommen. Auf der Stelle, wenn Du willst."

Er machte eine Bewegung, als wollte

er wieder auf seinen Schreibtisch los. Dodi preßte die Hände ineinander, ratlos, fassungslos.

Auch der Justizrat nickte ernst mit dem Kopf. „Es ist die Wahrheit, Otti."

„Wenn er Dich erst bei sich hätte," fuhr Tante Lisbeth fort, „dann würde er versuchen — nur Schritt für Schritt, allmählich, fast unmerklich — alles aus Deinem Herzen herauszuholen, was Dich mit Deiner unglücklichen Mutter verbunden hat. Ja, das ist es: er würde nicht eher ruhen, als bis der letzte Rest Liebe und Achtung, die Du für Deine arme Mama im Herzen trägst, vergiftet ist."

Dodi hielt sich die Ohren zu. „Sagt das nicht — ach, sagt das doch nicht!" Und voller Verzweiflung, wie fliehend, stürmte sie ins Nebenzimmer, warf sich im Winkel beim Ofen auf den Stuhl und brach von neuem in Schluchzen aus.

Die Zurückbleibenden verhielten sich eine Weile schweigend. Man hörte nur das Summen des Gases — dazwischen das leiser werdende, schließlich nur noch wimmernde Weinen des jungen Mädchens aus Alwins Studierstube.

Dem Justizrat war es eine Qual, noch länger zuhören zu müssen.

„Nun laßt uns aber Schluß machen!" unterbrach er endlich das Schweigen. „Ich halte das einfach nicht mehr aus. — Otti, potzblitz, so wein' doch nicht so schrecklich, das geht einem ja durch Mark und Bein. Herr meines Lebens, man meint es doch nur gut mit Dir."

„Ich habe — gar niemand — auf der ganzen — der ganzen Welt!" brachte sie unter Schluchzen hervor.

Dröse stampfte leicht auf. Er zog das Taschentuch und schnaubte sich mehrmals hinter einander in langgezogenen Tönen. „Jemine, jemine, jemine!" stöhnte er.

Als Elisabeth ihrer Nichte ins Nebenzimmer folgen wollte, hielt er sie zurück.

„Kinder, jetzt kein Wort mehr. Das ist ja eine solche — Quälerei!"

Dr. Mangelsdorff zuckte die Achsel. „Sie muß sich entscheiden. Ich habe die Pflicht als ihr Vormund —"

„Herrje ja!" Der Justizrat blieb, als ob er den Zugang zum Nebenzimmer verteidigen müßte, auf der Schwelle stehen. „Gut. Sie soll sich entscheiden. Aber dazu muß man ihr doch Zeit lassen." Er wandte sich nach Dodi um. „Also nun höre mal vernünftig her, Kleine. Du marschierst jetzt zu allernächst in Dein Zimmer, trocknest Dir die Augen, schließest hinter Dir die Tür ab und legst Dich zu Bette. Da bleibst Du bis morgen früh liegen — beschläfst die Geschichte — und wenn es Tag geworden ist, dann siehst Du sie schon viel ruhiger und klarer an als jetzt. — Hörst Du, Otti? — Na also. Und das mit der Abreise morgen früh, das unterbleibt vorläufig. Übrigens geht ja auch noch mittags der neue Schnellzug, der um zwölf Uhr, der eventuell in Betracht käme. Jedenfalls finde ich mich vormittags, so um zehn etwa, hier ein. Und dann sagst Du uns in aller Ruhe, wofür Du Dich entschieden hast. Gehst Du zu Deinem Vater — basta, dann hast Du für uns eben aufgehört zu existieren wie er. Entschließest Du Dich aber, bei uns zu bleiben, getreu dem Andenken Deiner Mutter —"

„Sie würde sich sonst im Grabe umdrehen!" warf Elisabeth ein.

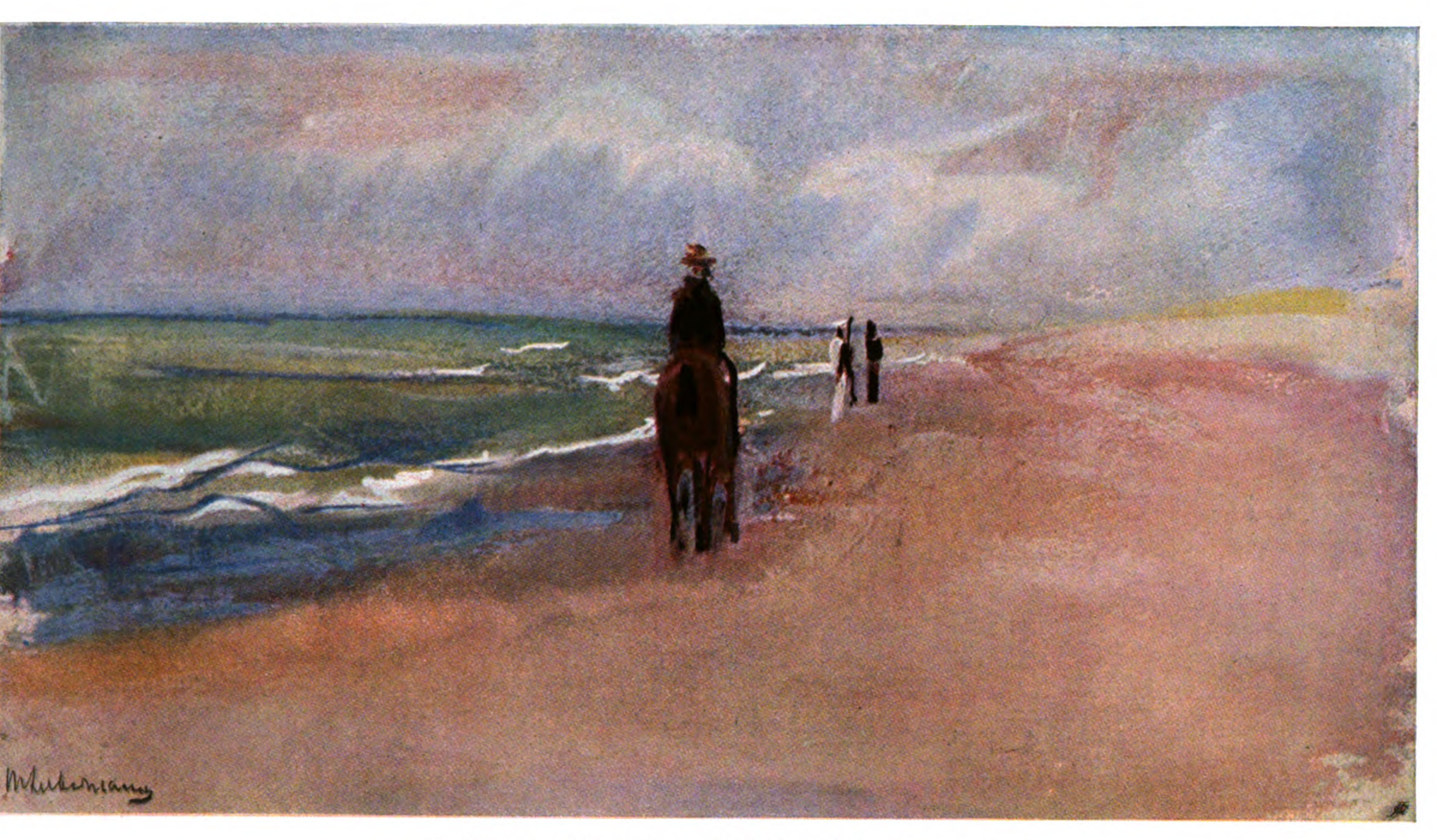
„Stille doch! — Bleibst Du bei uns, Otti, dann nehm' ich Dich zunächst für ein paar Wochen auf Reisen mit, damit Du Dich erholst, auf andere Gedanken kommst. Nach dem Süden, dem Genfer See, Gardone, irgendwohin. Und wir erklären Deinem Vater: so und so, das und das. Aber Klarheit muß jetzt geschaffen werden. — Bitte, kein Wort mehr. Quält sie doch nicht, potzdonnerwetter!"

Er wandte fast ein wenig Gewalt an, um Alwin und Elisabeth mit sich ins Speisezimmer zurückzuführen.

Dodi saß noch eine Weile still vor sich hinweinend am Ofen — dann schlich sie, die Hände vor den rotgeweinten Augen, nach ihrem Zimmer.

* * *

Der Zauber, mit dem ihr kindlicher Sinn die Gestalt des Vaters umkleidet hatte, war mehr und mehr dahingesunken. Man hatte sie bei ihrer Liebe zur Mutter zu packen gewußt, man hatte ihr's wie ein Verleugnen der Mutter hingestellt, wenn sie zu ihrem Vater hielt. So eindringlich klang die Warnung: nur um sich an ihrer Mutter zu rächen, wäre ihr Vater zurückgekehrt, nur deshalb machte er seine Ansprüche an sie geltend!



Am Strande von Scheveningen. Pastellstudie von Max Liebermann.

Und auch eine ungewisse Bangigkeit vor der Abenteurerlust und Unbeständigkeit ihres Vaters hatten die Vorstellungen ihrer Verwandten in ihr geweckt.

Bis zum Eintreffen des Justizrats am andern Vormittag hatten weder Alwin noch Elisabeth mit ihrer Nichte gesprochen. Das Frühstück war ihr aufs Zimmer geschickt worden; sie hatte aber kaum etwas angerührt.

Ihrem Hinundhergehen, Schranköffnen, Kastenaufundzuschieben war aber zu entnehmen, daß sie ihre Siebensachen packte.

„Will sie nun wirklich zu ihrem Vater?" fragte Onkel Dröse kopfschüttelnd.

Man rief sie endlich, um ihr die entscheidende Frage vorzulegen.

Sie war blaß, übernächtig, hatte verweinte Augen, in dem schwarzen Kleid wirkte ihre erst halb entwickelte Mädchengestalt geradezu dürftig.

„Mein Himmel, sie ist ja noch das reine Kind!" murmelte der Justizrat mitleidig, als sie sich furchtsam hereinschob.

Die Aussprache, die in Alwins Zimmer stattfand, nahm nicht lange Zeit in Anspruch.

„Nun komm einmal her, meine liebe Ottilie," redete Dr. Mangelsdorff sie väterlich an, „sieh uns freundlich ins Auge, glaube uns, daß wir's alle von Herzen gut mit Dir meinen, und sage uns: Hast Du inzwischen einen Entschluß gefaßt?"

Sie hob nur die Schultern.

„Nicht wahr, Du willst Dich doch nicht am Andenken Deiner armen guten Mutter versündigen?"

Schwer seufzte sie auf.

„Willst Du mit dem Onkel Dröse verreisen? Nach Montreux? Oder Bozen? Wie?"

Sie schüttelte den Kopf.

„Also sag', Kleinchen, was denn?"

„Ich will noch — noch Zeit haben um — um mir zu überlegen!" kam es leise und zaghaft von ihren Lippen.

„Na also, das ist doch ein Wort," sagte der Justizrat. „Und willst Du solang bei Onkel und Tante bleiben? Oder vielleicht doch lieber nach Flensburg? Wie? Sag', Otti. Ganz wie Du Lust hast. Wenn Dir's recht ist, bring' ich Dich gleich heute noch hin. Damit Du wenigstens nicht mehr in Kiel bist."

Sie preßte die Finger ineinander und schluckte. Den Blick hielt sie nach wie vor gesenkt. „Ja, am liebsten möcht' ich gleich fort, nach Flensburg oder — es ist mir ganz gleich wohin."

„Bon. Also nehmen wir den Mittagszug. Gepackt hast Du schon, Otti?"

„Ja."

Sie wollte darauf das Zimmer wieder verlassen, aber Onkel Alwin rief sie noch einmal an.

„Hör' mal, Ottilie, und Deinem Vater schreiben wir dann, Du hättest Dir eine Bedenkzeit ausgebeten, nicht wahr, Du brauchtest noch eine kleine Frist —"

„Nein, Ihr sollt ihm nicht schreiben!" unterbrach sie ihn ängstlich.

„Willst Du ihm lieber selbst schreiben? Ganz wie Du willst." Alwin erfaßte ihre eiskalte Hand und zog sie einen Schritt weit zum Schreibtisch. „Oder weißt Du was? Am besten, Du setzest Dich gleich her und schreibst auf der Stelle. Da hast Du Tinte und Feder — hier einen Briefbogen ..."

„Jemine, drängt sie doch nicht!" wehrte der Justizrat.

Dodi blickte sich hilfeflehend um.

„Es ist doch nur, damit sie's endlich hinter sich hat." Onkel Alwin übte einen sanften Druck auf ihre Schulter aus, so daß sie Platz nahm, und gab ihr den Federhalter in die Hand. „Du kannst ganz einfach schreiben: ‚Lieber Vater —!'" Er pätschelte sie auf die Wange. „Na, schreib doch, Ottilie."

Das Wasser machte ihre Augen schwimmen, aber sie schrieb: „Lieber Vater!" Dann schüttelte sie den Kopf und ließ die Feder fallen. Es gab einen Tintenklex — der Bogen war unbrauchbar geworden.

Onkel Alwin machte eine scherzhafte Bemerkung und gab ihr ein neues Blatt.

Niemand sprach.

Dodi setzte wieder die Überschrift hin. Allein diesmal lautete sie: „Liebes Väterchen!"

Der Oberlehrer begann zu diktieren: „Nach reiflicher Überlegung bin ich zu dem Entschluß gekommen —"

Mißbilligend unterbrach Elisabeth ihren Gatten: „Nein, nichts vorsagen. Sie soll ganz selbständig schreiben. — Weißt Du, Ottichen, schreibe doch: ‚Ich habe die ganze Nacht nicht schlafen können, lieber Vater,

habe immerzu an meine gute Mutter denken müssen —'"

„Nein, ich kann nicht, ich kann nicht!" stieß Dodi aus. Und damit zerriß sie den Bogen, vom Schreibtischstuhl aufspringend.

Aufs neue nahm sich ihrer nun der Justizrat an. „Na natürlich, das hat doch noch Zeit. Das Mädel braucht jetzt Ruhe und Einsamkeit. Mach' Dich fertig, Kleine, wir fahren zunächst ein wenig in der schönen Herbstluft spazieren, dann frühstücken wir irgendwo ganz gemütlich miteinander, inzwischen kommen Deine Sachen zur Bahn, und dann dampfen wir selbander nach Flensburg. Einverstanden? Jemine, ganz erstarrte Hände hat das Mädel!"

Während sie in ihrem Zimmer weilte, um sich zur Abfahrt zu rüsten, ward zwischen den Zurückbleibenden nur wenig gesprochen. Elisabeth folgte ihrer Nichte dann, um ihr beim Verschnüren des Reisekorbs behilflich zu sein.

„Ein Resultat haben wir ja immerhin," meinte Alwin.

Und der Justizrat schnaubte sich wieder und brummte: „Ei, schwerebrett, sie tut mir aber doch höllisch leid, die kleine Krabbe!"

Zwölftes Kapitel.

Der Oktober brachte noch eine Reihe sonniger Tage. In der kernigen Luft erholte sich Max Olfers sichtlich. Lange hinter einander gehen oder stehen konnte er ja noch nicht — der Arzt meinte auch, die alte Rüstigkeit würde er, vorausgesetzt, daß er kurgemäß lebte, erst nach Monaten wieder erlangen — aber die geschäftige Tätigkeit auf seinem kleinen Besitztum tat ihm überaus wohl.

Etwas wehmütig war für ihn freilich die Erkenntnis, daß das Anwesen so gar keine weitere Ausdehnung zuließ. Die Bootswerkstatt selbst, das mit übernommene Holzmaterial, das vorhandene Werkzeug, kurz, die ganze Einrichtung ermöglichte kein Abweichen von der einmal gegebenen Norm: man konnte kleine einsegelige Lustjachten bauen, sonst nichts, an dem vom Vorgänger eingeführten Typ mußte festgehalten werden.

Übrigens konnte Olfers ohne weiteres in einen nicht ungünstigen Lieferungsvertrag eintreten: es handelte sich um die feste Verbindung mit einer großen Stettiner Agentur. Das Glück fügte es, daß auch der Vorarbeiter, dessen sich der frühere Besitzer lange Jahre hindurch bedient hatte, zurzeit frei und gern bereit war, auf der kleinen Werft wieder einzutreten.

Gleich vom ersten Tage an arbeiteten sie gemeinsam in der Werkstatt und auf dem kleinen Zimmerplatz. Die Lehrzeit auf dem Vulkan, die praktische Arbeit, die er in Amsterdam geleistet hatte, kam ihm nun zu statten. Und noch eines, was er sich in den Kolonien draußen erworben hatte: die Eigenschaft, überall sogleich mit eigener Hand zuzugreifen, wo Not am Mann war.

Camphöven warnte ihn eindringlich vor einem Zuviel, er war es auch, der in ihn drang, gerade für die doppelte Arbeit der Wiedereinrichtung des Betriebs eine zweite Hilfe anzunehmen. Olfers war auch schon vom Arzt auf die Folgen einer Überlastung hingewiesen, also erklärte er sich schließlich damit einverstanden und schrieb im Tagesanzeiger, der für die Angestellten seiner Branche in Betracht kam, die Stelle aus.

„Wie fühlen Sie sich sonst, Olfers?" fragte der Rechtsanwalt, als er ihn so an einem sonnigen Mittag — hemdsärmlig gleich dem ersten Gehilfen — bei der Zimmerarbeit auf dem nach Teer riechenden Stätteplatz traf, der mit nur wenigen Metern Rückfront ans Wasser stieß.

„Körperlich leidlich — seelisch prima!" lautete die Antwort. „Größenwahn hat ja niemals in mir gesteckt. Ich bin auch damals nicht als wilder Eroberer in die Welt hinaus gezogen. Nicht mit tausend Schiffen vollgeladen mit unmenschlichen, unberechtigten Wünschen. Ich hab nur mein kleines Schicksalsboot, dessen Segel eine einzige, liebe, ganz menschliche Hoffnung schwellte, aufs Meer hinaus treiben lassen. Vielleicht etwas zu früh — vielleicht bei zu starkem Gegenwind." Er atmete tief auf. „Aber fahrtüchtig bleibt das Schifflein doch, alter Freund, wenn sich's künftighin auch nicht mehr auf den Ozean hinauswagt."

Die Resignation, die in diesen Worten lag, ging Camphöven nahe. Doch fühlte er auch den guten Rest Selbstvertrauen heraus, der dem ehemaligen Seemann in allen Schicksalsstürmen geblieben war.

Nicht immer indessen war Olfers so guten Muts. Es beunruhigte ihn, daß er noch keine Nachricht aus Flensburg bekam. War Dodi von Kiel abgereist, ohne ein

Wort über die Begegnung mit ihm zu ihren Verwandten zu sagen? Oder war es bereits zu einer Auseinandersetzung mit den Verwandten gekommen, worin die ihre Überredungskünste ins Treffen geschickt hatten, dieselben Künste, gegen die Mia immer so machtlos gewesen war?

In größerer Hast suchte er neben seinen Geschäften seine kleine Junggesellenhäuslichkeit zu ihrem Empfang zurecht zu machen.

Sein Heim, das drei Stuben zählte, wies bis jetzt nur den bescheidenen Hausrat seiner Vorgänger, eines alten, kinderlos gestorbenen Ehepaares, auf.

Die Werkstatt mit der Drehbank und der Schlossereieinrichtung lag im Erdgeschoß des kleinen Hauses. Auf der anderen Seite befand sich das Wohnzimmer mit der Küche. Die beiden oben nebeneinander liegenden Giebelstuben sollten als Schlafzimmer für Dodi und ihn dienen. Er nahm eine Aufwartefrau aus der Nachbarschaft, die ihm bei der Einrichtung zur Hand gehen mußte. Ihm selbst hatte jahrelang ein Feldbett, ein primitiv aus einer großen Kiste hergerichteter Waschtisch und der Schiffskoffer als einziges Mobiliar seines Schlafraums gedient. Den Begriff eines Wohnzimmers hatte er in Swakopmund ganz verlernt gehabt.

Auch hier erhielt sein Schlafzimmer einen kasernenmäßig bescheidenen Anstrich: der Spiegel, der Schrank, die ehrwürdige, geschweifte Kommode, der hübsch gepolsterte Korbsessel wanderten in den für Dodi bestimmten Raum, der mit den frisch gewaschenen Gardinen und dem wenn auch groben Hausleinen des mächtigen Betts bald einen schmucken und freundlichen, vor allem blitzsauberen Eindruck machte. Danach war es seine abendliche Lieblingsbeschäftigung, das kleine Zimmer neben der Küche herauszuputzen. In Bremen lagerte noch eine Anzahl Kisten mit tropischen Erwerbungen, die er nun kommen ließ, Trophäen, die ihm von Jägern geschenkt worden waren, Andenken, die ihm Bekannte von der Schutztruppe mitgegeben hatten. Seltsam fügten sich diese fremdländischen Raritäten in den kleinbürgerlichen, soliden, „ehrpußlichen" Rahmen der alten Häuslichkeit.

Als Camphöven ihn besuchte, sah er sich erstaunt und voll lebhafter Anerkennung in dem originellen Heim um. Er berichtete ihm, daß Mangelsdorffs tags zuvor die schon vor dem Tod von Frau Maria geplante Übersiedelung nach Groß-Lichterfelde ausgeführt hatten. Die Wohnung des Oberlehrers war geräumt, sämtliche Jalousien waren geschlossen.

Nun vermochte er's kaum mehr zu erwarten, endlich, endlich seinem Töchterchen schreiben zu können: ihr neues kleines Heim wäre fix und fertig zu ihrem Empfang gerüstet. Er freute sich wie ein Kind auf Weihnachten im Gedanken an Dodis Herkommen.

Aber mit der letzten Post — gleich nachdem Camphöven ihn verlassen hatte — erhielt er da ein Schreiben von Dr. Mangelsdorff aus Groß-Lichterfelde, ein Schreiben, dessen Inhalt ihn geradezu niederschmetterte.

Es lautete folgendermaßen:

„Geehrter Herr! — Unsere Nichte Ottilie hat uns über ihre Begegnung mit Ihnen pflichtgemäß Bericht erstattet und uns auch von Ihrer an sie gerichteten Aufforderung, zu Ihnen zu ziehen, Kenntnis gegeben. Nachdem wir — durch diese Umstände früher als gedacht dazu gezwungen — Ottilie einen Einblick in das gerichtliche Scheidungsurteil gegeben, nachdem wir sie des ferneren auch mit der testamentarischen Bestimmung unserer verstorbenen Großmama Kaupisch bekannt gemacht haben, wonach sie ihrer gesamten Erbansprüche verlustig gehen würde, falls sie die häusliche Gemeinschaft mit Ihnen wieder aufnehmen sollte, hat unsere Nichte Ottilie sich zu unserer lebhaften Genugtuung entschlossen, von einer Rückkehr zu Ihnen abzusehen. Sie wird Ihnen, sobald sie sich gesammelt hat, die inneren und äußeren Gründe ausführlich darlegen, die sie zu diesem Entschluß bewogen haben. Mich hat sie bei ihrer Abreise von Kiel ermächtigt, Sie in geziemender Weise vorläufig hiervon in Kenntnis zu setzen. Mit vollkommener Hochachtung Dr. Mangelsdorff, Oberlehrer."

* * *

Seiner Tochter selber grollte er nicht. Es war ja so menschlich, daß die Argumente, die ihre Umgebung ins Treffen geführt haben mochte, ihr kindliches Gemüt mit Angst und Bangigkeit erfüllt hatten.

Aber der Haß gegen Mias Verwandte, der beim Wiedersehen mit seinem Kind schon fast aus seinem Herzen entschwunden

war, lebte von neuem in ihm auf. Er hatte persönlich jahrelang unter ihrer Herrschsucht, ihrer Überhebung gelitten — er hatte auch nicht die Macht gehabt, seine Gattin ihrem Einfluß zu entziehen, weil deren Furcht größer war als ihre Liebe, — aber in diesem Kampf, im Kampf um sein Kind, sollten sie nicht die Sieger bleiben!

Er wäre noch in derselben Nacht nach Berlin gefahren, wenn nicht Camphöven, dem er in seiner ersten Bestürzung nacheilte, ihm energisch zugesprochen, ihm vorgestellt hätte, daß er solange noch die volle Ruhe bewahren müßte, als die Geschäfte seine Anwesenheit hier so dringend erforderten.

Die endgültige Regelung der hypothekarisch aufzunehmenden Beträge mit den Erben des bisherigen Besitzers der Werft stand nahe bevor — nach Feierabend hatte er zudem gerade heute die ersten Meldungen auf sein Gehilfengesuch entgegenzunehmen.

Olfers kehrte in bitteren, quälenden Zweifeln nach Hause zurück. Als er das Stübchen betrat, das er für Dodi nach seinen schwachen Kräften herausgeputzt hatte, rang sich ihm ein schweres Stöhnen von der Seele. Er war wie gebrochen, er fühlte sich so ohnmächtig, so entmutigt wie noch nie in seinem Leben.

Eine Begegnung noch am selben Abend schuf dann eine seltsame Wandlung seiner Gemütsstimmung.

Es war ein helläugiger, blonder, kerngesunder junger Bursche von etwa achtzehn Jahren, der sich bei ihm als erster für die Gehilfenstelle auf seiner kleinen Werft meldete.

Der junge Mann hatte seine Lehrlingszeit auf dem großen Trockendock von Rüsteren & Co. soeben beendigt. Sein Zeugnis war gut. Eine noch größere Empfehlung aber als der tote Buchstabe schien Olfers, dem Mann der Praxis, der persönliche Eindruck. Alles, was der Bewerber um die Stelle aus seiner bisherigen Tätigkeit, auch aus seiner Schulzeit berichtete, interessierte Olfers aufs lebhafteste: der junge Werftgehilfe war Waise, er hatte früher die Realschule besucht, war dann aber, weil keine Mittel mehr für ihn verfügbar waren, mitten aus seinen Studien herausgerissen worden. Sein Plan war, später bei der Kriegsmarine als Freiwilliger einzutreten.

„Und weshalb verlassen Sie Ihre bisherige Arbeitsstelle?“ fragte Olfers.

„Unser Werkführer meinte, in einem kleineren Betrieb könnte ich eher die Abende frei bekommen als bei uns, wo es fast alle Tage Überstunden gibt.“

„Wollen Sie abends tanzen gehen, wie?“

Der junge Mann schüttelte den Kopf. „Aufs Examen arbeiten.“

„Auf welches Examen?“

„Ich will als Einjähriger dienen. Mit dem Schiffszuschuß werde ich schon auskommen — der Lohn bis dahin wird gespart — und hernach hab' ich bessere Chancen.“

„Potzblitz, und was Ihnen fürs Examen noch fehlt, wollen Sie in den Abendstunden einholen, wenn Sie immer ein ganzes Tagewerk hinter sich haben? Das trauen Sie sich zu?“

„Ich will. Also muß ich.“

„Hm. Wie weit sind Sie denn damals gekommen auf der Schule?“

„Bis Obertertia. Aber zwei Jahre habe ich ja noch immer Zeit.“

„Haben Sie Geld, um Unterricht nehmen zu können?“

„Nein. Aber meine Bücher hab' ich noch.“

„Nun, hören Sie, das ist ja alles äußerst lobenswert. Ich bin der letzte, der Sie hindern wird. Die Abende sollen Ihnen ungeschmälert für Ihre Studien bleiben.“ Olfers sah dem helläugigen Burschen freundlich ins Gesicht. „Sie gefallen mir — und ich nehme Sie. Wer Ehrgeiz hat, der taugt immer was. — Wie heißen Sie?“

„Peter Proschwitz.“

„Gut. Also hier nehmen Sie das Handgeld, Peter Proschwitz. Ihre Papiere behalte ich. Und morgen früh um sechs Uhr sind Sie zur Stelle.“

Nachdem der neue Gehilfe fröhlich in die Hand seines Prinzipals eingeschlagen hatte, fragte Olfers: „Haben Sie Verwandte bei der Marine gehabt, Peter Proschwitz, oder in den Kolonien drüben? Mir ist so, als sei mir der Name schon irgendwo einmal begegnet.“

„Mein Vater war Lotse in Büsum.“

„In Büsum. So. Dort hab' ich freilich nie Beziehungen gehabt.“

Auf Peter Proschwitz's Zügen tauchte ein sonniges Lächeln auf. „Aber eine Olfers ist vor drei Jahren einmal in Büsum gewesen."

„Eine Olfers?"

„Ja. Im Seebad. O, das war fein. Drum, wo ich am Sonntag in der Zeitung den Namen las, da sagt' ich mir gleich: hallo, dort mußt Du's einmal probieren!"

„War das eine Frau Olfers — hier aus Kiel?" fragte er zögernder.

„Ja — mit ihrem Töchterchen."

„So. Mit ihrem Töchterchen. Etwa — Ottilie Olfers?"

Peter Proschwitz nickte lebhaft. „Ja, damals waren wir gute Freunde, wir zwei, die kleine Olfers und ich. Ich hab' ihr noch vor ein paar Wochen geschrieben. Da hat sie nämlich ihre Mutter begraben."

„Erzählen Sie nur weiter, Peter Proschwitz. Alles was Sie von ihr wissen. Das sind nämlich Verwandte — das ist..." Er brach ab, sein Gesicht abwendend, ermunterte den jungen Mann dann aber durch eine lebhafte Geste.

„Sie kam da also immer so am Strand entlang damals, die kleine Olfers, immer so einsam, und guckte uns so sehnsüchtig zu, wie wir auf den Krabbenbooten Seeräuber und Soldaten spielten. Ein paar Kadetten waren auch dabei. Und Schneid hatte das Mädel, das muß man sagen. Sie ist dann auch mit mir an Bord gewesen. Ja. Fast alle Tage, die ganzen Ferien über. Einmal kam ein Sturm, und es wär' uns beinah' an den Kragen gegangen. Aber tapfer hat sie sich gehalten, die kleine Olfers. Das macht — sie sagte nämlich, sie wäre auch ein Seemannskind. Hei, was die für Augen machen konnte!"

Sonnige Kindheitserinnerungen stiegen vor dem Seeräuber auf.

Olfers hatte sich auf die Bank gesetzt, die an der efeubesponnenen Hauswand stand. Er lehnte die Stirn in die Hände und lauschte. Nun wußte er, woher ihm der Name des jungen Burschen bekannt gewesen war: Dodi hatte ihm bei jenem denkwürdigen Wiedersehen ja so viel aus ihrem Leben erzählt, auch aus ihrer Büsumer „wilden" Epoche und von ihrem einzigen Jugendfreund!

„Und hat sie denn auch manchmal noch von ihrem Vater gesprochen?" fragte er dann.

„O, das will ich meinen. Das war ja immer ein Fest für sie." Er lächelte. „Wenn sie so im Zuge war, dann schüttete sie einem das Herz aus. Denn zu Hause durfte sie nicht davon sprechen, sagte sie. Zwischen ihr und ihrem Vater da wäre das eine ganz eigene Freundschaft gewesen, ja, schon damals, als sie noch ein ganz kleines Ding war. Sie hatte so eine Art zu sprechen, daß mir's später noch oft durch den Kopf ging. So zärtlich, so leidenschaftlich, möcht' ich sagen . . ." Er brach ab, weil er sich genierte: bei seinen Arbeitskollegen hatte es ihm immer Demütigungen eingebracht, wenn er sich in seinen Worten, im Ausdruck etwas höher erhob, als es unter ihnen Sitte war.

Allein sein neuer Prinzipal hatte keinen Spott für das bißchen Rührung, das mit ihm durchging. Traurig nickte Olfers vor sich hin; nach einer längeren Pause sagte er: „Ihrem toten Vater hat sie also immer ein treues Andenken bewahrt, die kleine Olfers. Aber vom lebenden — will sie nichts wissen. Es ist nämlich nicht wahr gewesen, daß ihr Vater gestorben war. Er lebte damals — er lebt auch heute noch. Ihre kleine Jugendfreundin, Peter Proschwitz, ist mein Kind. Ja — mein einziges Kind."

Schon eine geraume Weile über hatte Peter Proschwitz eine gewisse aufregende Ahnung nicht los werden können. Mit großen, erstaunten Augen musterte er nun den ernsten, blassen, an den Schläfen leicht ergrauten Mann.

Es war schon dunkel geworden. Olfers begann zu frösteln. Er nahm den Jugendbekannten seines Töchterchens also mit in die Wohnstube. Am Fenster ließ er sich nieder — an dem behaglichen Arbeitsplätzchen, das er für Dodi geschaffen hatte — und Peter Proschwitz mußte ihm gegenüber Platz nehmen.

Wohl eine Stunde saßen sie da noch beieinander. Beiden war es, als ob noch immer ein heller, warmer Sonnenstrahl über dem Zimmerchen läge — denn sie sprachen ja von Dodi!

Als die Rede auf die Verwandten der kleinen Olfers kam, sagte der Seeräuber voller Trotz: „Nein, nein, nein, Herr Olfers, und das will und das kann ich nicht glauben, daß die sie festhalten könnten,

wenn ihr Väterchen wieder im Lande ist! — ‚Väterchen', so sagte sie immer. ‚Väterchen' war ihr Freund, ihr Alles, das war ihr ganzer Schwarm, ihr Ideal! — Hallo, Herr Olfers, ich kenne das Mädel besser! Die haben sie nur eingeschüchtert — oder vielleicht halten sie sie mit Gewalt . . ." Er sprang plötzlich in einer Erinnerung an sein früheres Piratentum gewalttätig auf, und seine Augen blitzten. „Wenn ich an Ihrer Stelle wäre, Herr Olfers —" Erschrocken darüber, daß das Temperament so mit ihm durchging, was sich seinem neuen Brotherrn gegenüber doch gar nicht schickte, brach er wieder ab.

Olfers nahm dem jungen Burschen mit dem offenen Sinn, dem trotzigen Ehrgeiz und dem warmen Herzen seinen Übereifer, sein Feuer nicht übel.

„Vorwärts, Proschwitz, frei von der Leber weg," ermunterte er ihn, selbst kampflustig geworden, „was würden Sie tun?"

„Hingehn und sie holen!"

„Topp," fiel Olfers lächelnd ein, „das ist akkurat das, was ich selbst vorhabe." Er stand jetzt am Fenster und sah über den dunkeln Hof nach dem Wasser, auf dem die langen Bahnen vereinsamter Lichter zitterten. „Wenn sie nur erst hier ist, wenn sie sich nur erst von all dem freigemacht hat —!" Er erhob die Arme und schlang die von der Arbeit schon rauh und braun gewordenen Hände im Nacken ineinander. „Das soll dann ein Leben hier im Hause werden! Was, Peter Proschwitz? Wir zimmern und hämmern da draußen am Wasser und in der Werkstatt — und hier im Haus singt's und trällert's — da ist die Jugend — die kleine Dodi erfüllt die Wirtschaft mit Licht und Wärme . . ."

Ein paar Sekunden lang stand er ganz verträumt da — und der Seeräuber atmete tief auf.

Nachdem sie sich mit einem Handschlag getrennt hatten, zündete Olfers die Hängelampe im Wohnzimmer an, schickte die Aufwärterin, die ihm das bescheidene Abendbrot brachte, nach Hause, und setzte sich mit dem Brief, den sein Schwager ihm geschickt hatte, an den Tisch, der vor dem ehrwürdigen Ledersofa stand.

Er las und las. Aber jetzt lockten die nüchternen, geschäftsmäßigen Zeilen nur ein verächtliches Lächeln aus ihm heraus. Sobald sein Unternehmen hier im vollen Gange war, sollte ihn sein erster Weg nach Groß-Lichterfelde zu den Verwandten seiner Frau führen.

Sie mußten ihm Dodi Aug' in Aug' gegenüberstellen — und dann wollte er selbst noch einmal an sein Kind die entscheidende Frage richten.

Die Stunde der Abrechnung war da — und er ging frohgemut in diesen letzten Kampf. Nicht der Haß gegen Mias Verwandte führte ihn mehr. Das Bewußtsein, daß Dodis Herz ihm gehörte, daß das Herz seines Kindes ihm in all diesen Jahren des Zweifels gehört hatte, gab ihm die Siegessicherheit.

* * *

Nun ging die dritte Woche ins Land, seitdem Dodi ihren Vater wiedergesehen hatte. Blaß und scheu und verhärmt, vom schlechten Schlaf abgemagert, schlich sie tagüber durchs Haus. Oft wachte sie mitten in der Nacht auf und weinte — so zerquält und hilflos wie in den ersten Nächten nach Mutters Tod. Und dabei wußte sie nicht einmal, ob die Tränen dem Vater oder der Mutter galten.

Ein schmerzliches, die Kehle wundmachendes Heimweh hatte sie erfaßt.

Als sie sich dann klar machte, daß sie ja überhaupt kein Heim mehr besaß, weinte sie über sich selbst.

Wohl ein halbdutzendmal versuchte sie, an ihren Vater zu schreiben. Aber sie kam nie über die erste Seite hinaus. Sobald sie das Wort an ihn richtete, sah sie ihn wieder so greifbar deutlich vor sich, sah seine forschenden, schwermütig forschenden Augen, hörte seine warme Stimme, fühlte seine zärtlich über ihr Haar hinstreichende Hand, — sie hörte ihn das eine einzige Wort „Dodi!" sagen, das ihr den ganzen Zauber ihrer Kindheit wieder erschloß, — und da kam es ihr ganz ungeheuerlich vor, daß sie seinem Ruf nicht folgen sollte.

Und doch wieder tauchten Zweifel in ihr auf: ihre eigene Mutter hatte sich durch ein richterliches Urteil von ihm scheiden lassen, sie hatte sich für immer und ewig von ihm abgewendet, es war ihm schlecht ergangen, er war krank gewesen, er hatte auf einem andern Erdteil in bitterem Kampf um seine Existenz gerungen, — und ihre Mutter war ihm nicht zu Hilfe ge-

eilt, er war tot für sie alle, ja, auch für ihre Mutter gewesen!

Wie groß mußte das Unrecht gewesen sein, das er ihr angetan hatte, daß sie, die das liebste, beste, mitleidigste, weichste Herz besaß, dies über sich gebracht hatte?!

Sie sann, sie rang mit sich, sie zweifelte — verzweifelte.

Als Tante Lisbeth ihr schrieb, daß sie jetzt den Umzug nach Groß-Lichterfelde glücklich überwunden hätten und sie gern bei sich aufnehmen würden, falls sie ihren Plan, das neue Mädchengymnasium zu besuchen, ausführen wollte, trat zum erstenmal auch die materielle Frage an sie heran: denn entschloß sie sich, zu ihrem Vater zu ziehen, so hieß es, allen großen Zukunftsplänen entsagen.

Sie war vermögend, nach den Begriffen ihrer Pensionsgenossinnen sogar reich, wenn sie bei den Verwandten ihrer Mutter blieb; sie ward arm, bettelarm, wenn sie dem Ruf ihres Vaters folgte.

Wachsende Angst erfaßte sie. Mit jedem Tage quälte sie's mehr, daß ihr Vater nun vielleicht schon längst auf sie wartete, ihrer wohl gar bedurfte, ohne daß sie von sich hören ließ.

Ausführlich schreiben konnte sie ihm nicht. Aber sie wollte ihn wenigstens in ein paar Zeilen — ohne daß ihre Verwandten davon erfuhren — um eine neue Zusammenkunft bitten, in der sie sich mit ihm aussprechen konnte.

... Ein langer, eintöniger Sonntag lag hinter ihr.

Die andern Pensionärinnen hatten gegen Abend Tanzunterricht im großen Saal. Dodi saß allein mit einem englischen Buch am Fenster des Schlafzimmers, das sie mit drei Mitschülerinnen teilte. Man hörte den spitzen Anschlag des Zweivierteltaktes auf dem Klavier, dazu von Zeit zu Zeit einen Melodieteil, den die Geige des Tanzmeisters markierte, und das leichte Schurren der Mädchenschuhe, ein Kichern, ein Kommando.

Sie las nicht. Im Kopf hatte sie wieder mehrere Briefanfänge entworfen. Keiner indessen sprach das aus, was sie sagen wollte.

Gequält legte sie endlich das Buch weg und begann in ihrem Gepäck nach den Schreibutensilien zu suchen.

Während ihre Finger die paar persönlichen Andenken, die sie vom Schreibtisch der Mutter mitgenommen hatte, berührten, mußte sie wieder an die schwere Leidenszeit der Ärmsten denken, und jener Augenblick fiel ihr dabei ein: wie sie der Sterbenden Väterchens Bild in die Hand gegeben hatte.

In plötzlichem Schreck fuhr sie zusammen.

War ihre Mutter mit Haß im Herzen gegen den Vater aus der Welt geschieden?

Aber hatte sie nicht manchmal — wenn sie allein waren — mit ihrer leisen, lieben, zärtlichen Stimme von ihm gesprochen?

Langsam begann sie in den Papieren zu blättern, die die Schreibmappe der Mutter füllten.

W a r u m hatte ihre Mutter Väterchens Bild aufbewahrt?

Hier hatte es gelegen — in dem verschließbaren Teil, in dem sich ihr erstes Schulzeugnis, ein paar Erinnerungen, ältere, fast vergilbte Briefe befanden — zumeist Briefe mit ausländischen Marken, in kleine Päckchen geordnet.

Die kindliche Scheu wollte sie abhalten, in Mutters Geheimnisse einzudringen. Aber da traf ihr Blick auf eine Überschrift, die sie seltsam überraschte.

„Meine liebe kleine Dodi!" — hieß es auf dem einen Blatt. Und dieselbe Anrede befand sich auf einem zweiten.

Die Briefe waren an sie gerichtet. Die Handschrift kannte sie nicht; die Unterschrift sagte ihr dann, daß es die ihres Vaters war. Das Datum des ersten lautete: „Amsterdam, 13. Mai 1894." Der zweite war fünfzehn Tage später geschrieben.

Bei diesen beiden Briefen lag ein dritter, der zur gleichen Zeit entstanden war. Es war jener verhängnisvolle Brief, worin ihr Vater in mahnenden, flehenden, dabei klar und vernünftig vorstellenden Worten seine Gattin aufforderte, ihm in die Kolonien zu folgen.

Sie las unter Herzklopfen, erst zaghaft, dann immer erregter, gespannter, ergriffener.

Mitten in der Lektüre sprang sie auf.

Es war noch ziemlich hell im Zimmer, aber vor ihren Blicken schwankten Schatten. Sie eilte zum Fenster. Dann schoß sie angstvoll — als ob mit dem Dazwischenkommen eines andern eine unabsehbare Gefahr verbunden wäre — auf die Tür zu und riegelte ab.

Darauf las sie weiter.

„Meine liebe kleine Dodi!

Ich weiß nicht, ob diese Zeilen je in Deine Hände gelangen werden. Und ich weiß nicht, ob Du sie wirst entziffern können. Es sind meine Abschiedszeilen, die letzten, die ich in Europa schreibe. Morgen geht das Schiff, das mich in die Welt hinausführt. Es nimmt einen unglücklichen Mann mit. Wiederkehren wird er, wenn er sich durch eisernen Fleiß, harte Arbeit und ein ehrenhaftes Leben das Recht erworben haben wird, in die blauen, treuen, forschenden Augen seines Kindes stolz und aufrecht und ohne Erröten zu blicken. Bis dahin, kleine Dodi, bewahre ihm ein treues Andenken. Halte Liebe und Stolz in Deinem Herzen, kleine Dodi, damit auch Du Deinem Vater, wenn er Dir wieder gegenübertritt, rein und klar ins Auge schauen kannst. Gott sei mit Dir, meine kleine Dodi. Ich küsse Dich zum letztenmal zärtlich und heiß, lege meine Hände auf Deine Stirn und seh' Dir lange, lange, lange in Dein gutes, kluges, treues Kinderauge. Und sage zu Dir: Auf Wiedersehen, meine kleine Dodi!" ...

* * *

Was Dodi in dieser Stunde innerlich durchkämpfte, das machte einen reifen Menschen aus ihr.

Das Ringen und Hoffen des Vaters lag klar vor ihr da: damit der entscheidende Wendepunkt im Leben ihrer Eltern.

Die herzbewegenden Zeilen an sein kleines Töchterchen, das ihm Fürsprecherin sein sollte bei seiner entschlußunfähigen, immer schwankenden, ihr ganzes Dasein lang abhängigen Frau, hatte man ihr nie gegeben.

Warum?

Sie war ja noch ein Kind gewesen damals, aber sie hätte ihre Mutter gewiß mit so innigen, zärtlichen, aufrichtigen Worten gebeten, Väterchen zu folgen!

Und wie war es nur möglich — wie war es nur möglich — daß ihre Mutter damals hatte widerstehen können?!

Ja, es half nicht, dagegen anzukämpfen: sie schämte sich für die Mutter, ihre eigene Mutter, die damals den Mut nicht gehabt hatte, auf diesen ernsten, verzweiflungsvollen Mahnruf hin dem Gatten zu folgen, der die Liebe nicht das Vertrauen gegeben hatte, die den zaghaften Bedenken ihrer Verwandten vor der Ungewißheit ihres Loses unterlegen war.

O in welch garstigem Licht sie nun plötzlich Onkel und Tante sah! Und auch Großmama Kaupisch, die engherzige, kleinliche Frau, die mit ihrem Geld die Schicksale ihrer ganzen Umgebung bestimmen wollte!

Sie raffte die Briefe zusammen und legte sie hastig wieder in die Mappe, denn drüben schwieg die Tanzmusik, man hörte lautes Schwatzen und Lachen, die Pensionärinnen kamen den Korridor entlang.

Ein paar Sekunden lang hielt sie die Mappe an sich gepreßt, indem sie mit großen Augen durchs Fenster zum Abendhimmel emporsah.

... Wenn *sie* damals vor die Wahl gestellt worden wäre — sie wäre ihrem Vater mit Freuden gefolgt! ...

Gleich darauf lief ein Frösteln über sie hin. Über sich selbst entsetzt fragte sie sich: Warum hatte sie dann *jetzt* gezögert?!

Man pochte stürmisch an die Tür. Sie mußte öffnen. Die lachenden, leicht erhitzten Gesichter der Mitschülerinnen erschienen ihr wie Masken. Sie hörte kaum, daß zu ihr gesprochen wurde. Und doch war ihr's wieder, als hätte sie geantwortet, rein mechanisch.

Es dunkelte. Die Gaslampen wurden angezündet. Dann ging es zum Abendbrot. Später wurde musiziert.

Dodi stahl sich, während man eine lange Sonate spielte, in eines der Schulzimmer, um ungestört die Lektüre fortzusetzen.

Je mehr sie sich in Väterchens Briefe vertiefte, desto heller, desto leuchtender trat ihr sein Bild vor Augen — aber immer kleiner, immer trübseliger, immer ärmlicher wollte ihr die Gestalt der Mutter erscheinen.

Angstvoll suchte sie Schutz vor dieser Vorstellung.

Hier — in dieser Schulbank, auf der jetzt die Schreibmappe der Mutter mit Väterchens Briefen lag — hatte sie vorgestern erst im Religionsunterricht bei der Repetition dem Geistlichen die zehn Gebote aufsagen müssen. Sie war gelobt worden, weil sie sie noch fehlerfrei gewußt hatte.

‚Ehre Vater und Mutter!' wiederholte sie im Geiste.

Verletzte sie jetzt das vierte Gebot nicht?



Bildnis. Aquarell von Max Liebermann.

Sie preßte die Stirn in die Hände.

Ach, sollte sie sich selbst belügen, sich nicht eingestehen, daß sie nie, nie, niemals so gehandelt haben würde wie ihre Mutter?

Ihre arme Mama! Sie war ja so schwach gewesen — ein willenloses Werkzeug in den Händen ihrer Verwandten!

Und dieselben Menschen forderten nun im fast gleichen Falle dieselbe Fahnenflucht von ihr? Und suchten sie mit demselben Geld zu verlocken, das ihr Vater verschmäht hatte? O wie sie dieses Geld haßte!

Eine unbezwingliche Sehnsucht nach ihrem Vater erfüllte sie. Es hielt sie hier nichts mehr. Sie wollte alles hier im Stich lassen, die Verwandtschaft, die lockenden Versprechungen, das Geld der Großmama Kaupisch, alles, alles, und wollte zu ihrem Vater eilen, sich ihm in die Arme werfen, ihn bitten, daß er ihr das Zögern verzieh, ihm vorstellen, weshalb sie damals nicht seine kleine Fürsprecherin hatte sein können, als seine Briefe so innig, so herzbewegend, so zwingend zu ihr gesprochen hatten.

Sie hatte seine Briefe ja nicht bekommen.

Und mit all ihrer Kraft wollte sie ihm nun beistehen. Ja — so beistehen, wie es ihre Mutter hätte tun müssen.

Auch ihre Mutter war ihr ganzes Leben lang tätig gewesen. Mit tausend mühsamen Stickereien und Häkeleien hatte ihre Mutter, gebückt am Fenster oder bei der Lampe sitzend, ihre Tage hingebracht. Wieviel Eifer war da nutzlos aufgewendet, wieviel Kraft vergeudet. Und gerade dem Einen, dem ihr Fleiß, ihr Eifer, ihr Geschick hätten helfen können, gerade dem Einen hatte sie ihre Hilfe versagt.

... Warum?! ...

Im Morgengrauen des folgenden Tages, während ihre drei Zimmergenossinnen noch schliefen, legte sie leise, auf bloßen Füßen hin und her huschend, einen Teil ihrer Habseligkeiten in den kleinen Handkoffer, mit dem sie damals nach Kiel gereist war. Die Schreibmappe der Mutter kam oben auf.

Später, um sieben Uhr, als geweckt wurde und man beim Schein der Lampe Toilette machte, wunderte sich ihre Nachbarin darüber, daß sie gleich früh ihre Straßenstiefel anzog. Dodi antwortete ganz ruhig darauf: „Ja, ich muß fort, ich gehe heute nicht mit Euch in den Unterricht.“

Die Mitschülerin glaubte, Fräulein Noeldeke hätte es so bestimmt.

Aber als Ottilie Olfers bei der Morgenandacht an ihrem Platze fehlte, fragte die Pensionsvorsteherin verwundert nach ihr.

Man suchte; sie war im ganzen Hause nicht zu finden.

Später erst hörte man von der Zeitungsfrau: sie war auf der Treppe einem jungen Mädchen aus der Pension, das in Trauerkleidern ging und einen Handkoffer trug, begegnet und hatte dem Fräulein geholfen, das Gepäck nach dem Bahnhof zu bringen.

Fräulein Noeldeke meldete den Vorfall sofort telegraphisch nach Groß-Lichterfelde. Um diese Stunde hatte der Frühzug, mit dem Dodi zu ihrem Vater abgereist war, die Kieler Föhrde indessen schon erreicht.

* * *

Über dem Hafen lag dicker Nebel. Aber die landschaftliche Stimmung hatte trotzdem nichts Düsteres. Die Nebelwolken waren weiß, sie verbreiteten ein fast blendendes Licht, denn der Himmel selbst war wolkenlos, und die Sonne beschien den Nebel.

Ein Dienstmann trug Dodis Koffer und das Bücherpaket. Sie selbst hatte sich mit ihren beiden Schirmen und der Hutschachtel beladen.

Es sah sich eher so an, als ob sie bloß für ein paar Tage eine Vergnügungsreise unternähme.

Von der Hauptstraße, die zum Hafen führte, mußte man in eine ungepflasterte Nebengasse einbiegen. Eine Strecke weit ging's an dem dunkeln Zaun eines Holz- und Kohlenplatzes entlang, dann kam eine große Werft, abermals eine Anzahl Holzschuppen, darauf ein niedriges, grüngestrichenes Bretterstaket, über dessen Spitzen hinweg man den Zimmerplatz der kleinen Bootsbauerei, das Wasser und das efeubewachsene Giebelhaus mit der Werkstatt sah.

In dem weißlichen Nebel bemerkte Dodi ein paar dunkle Gestalten, sie hörte auf dem Zimmerplatz hämmern, pfeifen und sprechen. Dahinein mischte sich das dumpfe Gedröhn, das von der Kaiserlichen Werft, von den Trockendocks und vom großen Hafen herübertönte.

Ein junger blonder Bursche, der in Hemdsärmeln ging und eine blaue Arbeitsschürze trug, kam vom Stätteplatz her auf

die Werkstatt zu. Er hielt den Hammer in der Rechten und pfiff fröhlich vor sich hin.

Plötzlich blieb er mitten auf dem Wege stehen und starrte das junge Mädchen im Trauergewand überrascht an.

„Hallo —!“ entfuhr es ihm. „Das ist doch die kleine Olfers?“

Dodi erkannte Peter Proschwitz. Sie wunderte sich gar nicht, ihn hier zu sehen. Sie nickte ihm nur flüchtig zu, dann suchten ihre Blicke ängstlich in dem weißlichen Nebel.

„Wo ist mein Vater?“ fragte sie fast atemlos. „Ist denn — Väterchen nicht hier?“

Noch immer starrte Peter Proschwitz sie an. So groß hatte er sie sich nicht vorgestellt: sie war ja schon geradezu eine Dame. Mit einem Male aber riß er sich von seinem Erstaunen los und stürmte aufs Haus zu, in eine Art Triumphgeschrei ausbrechend.

„He, Herr Olfers! Hallo! Sie ist da!“

... Was von dieser Sekunde ab geschah, daran vermochte sich Dodi späterhin nur noch ganz dunkel zu entsinnen.

In der Werkstattür erschienen zwei Gestalten — die des Vorarbeiters, daneben die des Hausherrn.

Einen Augenblick lang hielt Dodi noch mit zitternden Knien mitten auf dem Hofe. Dann rang sich ein halb unterdrückter, schluchzender Aufschrei aus ihrer Brust, und sie lief auf ihren Vater zu.

Er nahm sie zwischen seine Arme, wiegte sich mit ihr hin und her, küßte ihr die tränenden Augen und zog sie mit sich in das kleine Wohnzimmer.

„Also bist Du doch noch gekommen, Dodi!“ sagte er.

Sie brauchten beide lange, bis sie sich wieder einigermaßen gefaßt hatten. Dodi fühlte sich noch immer wie auf der Flucht. Während sie ihrem Vater berichtete, was sie durchgemacht hatte seit jenem unvergeßlichen Abend, sah sie sich mehrmals angstvoll um.

Schließlich holte sie die Briefe aus ihrem Gepäck, das Peter Proschwitz dem Träger abgenommen und bei der Tür niedergesetzt hatte, die Briefe, die sieben Jahre gebraucht hatten, um an die Adressatin zu gelangen.

Olfers hatte sich am Fenster niedergelassen, die Stirn in die Rechte stützend. In wehmütigem Gefühl las er das nun wieder, was er in den Tagen seiner heißen Seelenkämpfe voll leidenschaftlicher Hoffnung, voll bitterer Resignation geschrieben hatte.

Mit nervös ineinander geschlungenen Fingern, angstvoll harrend, fast zitternd, beobachtete Dodi ihren Vater, während er den zweiten Brief las, jenen, den er damals an ihre Mutter geschrieben hatte.

Ihre Verwandten hatten ihr gedroht: Zug um Zug würde er die Liebe und Ehrfurcht, die sie der Mutter entgegengebracht hatte, aus ihrem Herzen reißen.

Sie wußte, daß nun ein schmerzliches Wort zwischen ihnen ausgesprochen werden mußte, sie wußte, daß jetzt der schwerste Augenblick ihres Lebens kam.

Langsam erhob sich Olfers, nachdem er zu Ende gelesen hatte. Er fuhr sich über die Augen und ging ein paar Schritt weit durchs Zimmer. Dann hielt er wieder inne und atmete tief auf.

„Dodi,“ sagte er leise, „gelt, Du wärst gekommen damals, wenn ich Dich so sehnsüchtig gerufen hätte wie meine arme Mia?“

„Ja, Väterchen!“ hauchte sie hin. Und plötzlich drängte sich's unter Schluchzen auf ihre Lippen: „Väterchen, ich weiß — Mutter hat unrecht getan —!“

Er zuckte zusammen. „Still, Dodi, still!“ wehrte er ihr. Er schloß sie in seine Arme und lehnte ihren Kopf an sich. Eine tiefe Bewegung ging durch ihn. Seine Brust hob sich langsam in einem schweren Aufatmen. Es war, als sollte sie ihm gesprengt werden. „Still, still!“ sagte er dann noch einmal leise, fast flüsternd. „Wir zwei, Dodi, wir wollen nicht richten —!“

Lange standen sie so in fester Umschlingung. Sie sprachen nur flüsternd. Dodi hatte die Augen geschlossen. Eine wunderbare Lindigkeit kam über sie, während sie den schlichten Worten ihres Vaters lauschte. Die Zeit und das Leid — und das Mitleid! — hatten den Streiter in ihm bezwungen. Er klagte Mia heute nicht mehr an bei ihrer Tochter — er suchte ihre Schwäche, ihre Unselbständigkeit aus den Verhältnissen zu erklären — er suchte sie zu entschuldigen. Statt Haß und Rachsucht klangen aus seinen Worten Verstehen und Verzeihen.

„Es ist mir so feiertäglich zumute, Dodi.

Aller Groll ist von mir gewichen. Weil ich Dich jetzt wieder habe, kleine Dodi. Nein, sei getrost: das gute Bild, das Du von Deiner Mutter im Herzen trägst, werde ich Dir nie trüben. Siehst Du, das Leben hat mich eine hübsche kleine Weisheit gelehrt: Recht haben ist gut — aber recht tun ist besser!"

Er gab sie endlich frei, und sie ließen sich nebeneinander am Fenster nieder.

„Drum wollen wir auch über ihrem Grab mit ihren Verwandten keine Fehde mehr führen!" setzte er nach kurzem Schweigen hinzu. „Die mögen ihre Bahn ziehen — die unsere werden wir durch sie nicht mehr stören lassen. Ist Dir's recht so, Dodi?"

Sie verstand wohl, trotz ihrer Jugend, was für eine stolze Selbstüberwindung ihn an diesen Punkt geführt hatte — wo er nach aller Qual und Demütigung und Entbehrung sich den Triumph versagte, den er jetzt endlich über Onkel Alwin und dessen Anhang hätte feiern können. Aber sie fühlte zugleich: sie liebte ihn nur um so mehr deshalb!

„Väterchen!" flüsterte sie, sich voller Dankbarkeit an ihn hängend.

Und plötzlich beugte sie sich nieder und preßte ihre Lippen auf seine wettergebräunte Rechte.

* * *

Für beide kamen nun Tage innerlicher Genesung. Es war ein Erwachen der besten, reinsten Gefühle.

Vom Parteienstreit war kaum mehr die Rede zwischen ihnen, trotzdem die Verwandten nichts unversucht ließen, um auf Dodi einen Einfluß auszuüben: in einem langen Schreiben hielt Onkel Alwin seiner Nichte noch einmal alle Konsequenzen vor Augen.

Die Gelder, die Olfers im Lauf der Jahre für Dodi eingezahlt hatte, bildeten ihr einziges Vermögen. Viel war es nicht, es reichte nicht aus, um Dodi den Besuch teurer Schulen zu ermöglichen wie bisher. Ihr Lehrerinnenexamen sollte sie aber trotzdem machen. Freilich erforderte das Privatstudium doppelten Fleiß und starke Energie von ihr.

„Beides hab' ich, Väterchen, sei also nicht bange um mich!" sagte sie blitzenden Auges.

Als gutes Beispiel konnte ihr Peter Proschwitz dienen, der alte Seeräuber, mit dem sie nun wieder neue Freundschaft schloß. So anstellig er sich tagüber auf dem Zimmerplatz bewährte, so unermüdlich er in der Werkstatt tätig war — die Abende gehörten seinem Studium. Daran hielt er mit eiserner Konsequenz fest.

Oft unterhielt sich Olfers mit seinen Gehilfen bei der Arbeit über dies und das aus dem Lehrstoff, den Proschwitz bis zu seinem Examen zu bewältigen hatte. Lobte Olfers den Seeräuber, dann sagte Dodi: „Was Peter Proschwitz kann, das kann ich auch. Ich bin ja ein Seemannskind wie er."

Der erste Feierabendspaziergang, den Vater und Tochter gemeinsam unternahmen, führte sie zum Friedhof.

Hand in Hand standen sie an dem stillen Hügel. Keines sprach. Aber ein Sturm ging durch beider Seele.

Auch auf dem Heimweg blieb es schweigsam zwischen ihnen.

Erst als sie in dem kleinen Wohnzimmer saßen, sagte Olfers sinnend: „Wenn sie uns nun hier so sähe — ob sie's nicht verlangen müßte, mit unter uns zu sein?"

Dodi hielt seine Hand in der ihren. „Väterchen," sagte sie leise, „ich glaube — sie *ist* unter uns!"

Stumm nickte er darauf. Ja, sie mochte recht haben, seine kleine Dodi. Mit dem Herzen war sie vielleicht immer bei ihm gewesen, seine arme, verzagte Mia.

„Ach Dodi," sagte er mit einem neuen Aufschwung, tief aufatmend, „Du mußt ein großer, stolzer, freier Mensch werden! — Ja, das soll mein Lebensziel sein, Dir dazu zu helfen, kleine Dodi! — Du sollst der Welt trotzig die Fäuste zeigen, wenn sie Dich demütigen will. Aber es soll auch Sonnenschein genug in Deiner Seele sein, um Licht und Wärme zu verbreiten, wo Dich Liebe und Sehnsucht erwarten."

„Väterchen — ich *freue* mich jetzt so des Lebens!" sagte sie, sich an seinen Arm hängend.

* * *

Fünf Wochen nach Dodis Einzug ins väterliche Haus konnte das erste Boot, das an die Stettiner Firma abzuliefern war, die Werkstatt und den Zimmerplatz verlassen, um vom Stapel zu gehen.

Es war eine scharfgebaute, schlanke Jacht für Sportszwecke mit mäßigem Tiefgang, das ganze Fahrzeug so schmuck und leicht wie ein Spielzeug.

Der Vorarbeiter empfand die Fertigstellung des Bootes nicht weiter als etwas Besonderes. Im Verlauf seiner Arbeitsjahre beim früheren Besitzer hatte er einige hundert solcher Fahrzeuge die kleine Werft verlassen sehen.

Aber für Olfers und seine Tochter war es ein Fest. Auch für Peter Proschwitz, der an dem Schicksal seiner Jugendgespielin, an allem was das Haus Olfers betraf, mehr und inniger Anteil nahm, als er sich für gewöhnlich merken ließ.

Man hatte einen strahlend hellen Wintertag. Das Sonnenlicht lag schimmernd auf der blauen Föhrde, man sah den Atem in der Luft. Die trockene, kalte Witterung bekam Olfers ausgezeichnet. Er hatte in der kurzen Zeit schon bedeutend bessere Farben angenommen. Nur vor körperlichen Strapazen sollte er sich noch in acht nehmen. Im Ruder- oder Segelboot aufs Wasser hinaus hatte er sich noch nicht gewagt. Die Überführung des Bootes zur Filiale der Agentur, die sich weiter abwärts an der Föhrde befand, mußte er daher Peter Proschwitz überlassen.

Dodi wollte gar zu gern mit. Schließlich erlaubte es Olfers.

Als das schmucke kleine Fahrzeug ins Wasser bugsiert worden war, rief Peter Proschwitz munter: „Hallo, Herr Olfers, aber das Ding muß doch einen Namen haben!“

„Ja — wie soll es heißen?“ fragte Dodi, die vor Eifer und Aufregung ganz rote Backen bekommen hatte.

„‚Die Hoffnung‘ wollen wir's taufen, Kinder!“ sagte Olfers.

„Hurra —, ‚die Hoffnung‘!“ riefen die beiden wie aus einem Munde.

Peter Proschwitz schwenkte die Mütze und sprang mit beiden Füßen zugleich ins Boot. Das schwankte beträchtlich. Aber als der Seeräuber sie lachend und gespannt ansah, folgte Dodi ihm ohne Zögern. Nein — Furcht kannte sie nicht!

‚Die Hoffnung‘ segelte dann im frischen Wind zum Kieler Hafen hinüber.

Olfers stand noch lange am Strand und sah dem kleinen Boote nach.

Eine neue Zukunft zog an Bord der ‚Hoffnung‘ da draußen auf dem blauen Wasser ihre Bahn im fröhlichen Sonnenschein.

Unwillkürlich faltete Olfers die Hände.

Würde er noch lang genug am Leben bleiben, um seinem Kind Richtung und Weg zu weisen? Wie mochte ihr Dasein sich gestalten? War es vielleicht kein Zufall, daß gerade heute, an diesem bedeutsamen Tag, der die letzte Epoche seines sturmreichen Erdenwallens einleitete, der wackere blonde Bursch mit dem heißen Ehrgeiz, dem stolzen Jugendmut und dem zärtlichen Herzen am Steuer seiner ‚Hoffnung‘ saß? Wünsche und Träume zogen durch seine Seele.

In der Ferne sah er das schmucke Segel stolz in den Hafen einlaufen: ‚die Hoffnung‘ war am Ziele.

Da wandte er sich der Werkstatt zu, griff nach dem Hammer — und Schulter an Schulter mit seinem Gehilfen nahm er fröhlich die Arbeit wieder auf.

Julikinder.

Wir Kinder im Juli geboren
Lieben den Duft des weißen Jasmin,
Wir wandern gern an den Zäunen hin
Still und in schwere Träume verloren.

Unser Bruder ist der scharlachene Mohn,
Der brennt in flackernden roten Schauern
Im Ährenfeld und auf heißen Mauern,
Dann treibt seine Blätter der Wind davon.

Wie eine Julinacht will unser Leben
Traumbeladen den Reigen vollenden,
Träumen und heißen Erntefesten ergeben,
Kränze von Ähren und Mohn in den Händen.

Hermann Hesse.



Vom Schreibtisch und aus dem Atelier.

San Stefano und der Berliner Kongreß im Jahre 1878.

Von

v. Lignitz,

General der Infanterie z. D.

Ende Februar 1878 traf eine schwache russische Avantgarde bei San Stefano vor Konstantinopel ein, unmittelbar gefolgt von dem Hauptquartier des Oberkommandierenden, des Großfürsten Nikolaus, welches die Strecke von Adrianopel per Eisenbahn zurücklegte. Seit dem 1. Februar war Waffenstillstand, und der Sultan hatte, einer Pression nachgebend, den Großfürsten eingeladen, in San Stefano nahe bei Konstantinopel Quartier zu nehmen, unter dem Schutz eines Detachements von nicht mehr als 10000 Mann.

Die Türken, des Kampfes müde und scheinbar von den Engländern im Stich gelassen, wollten Frieden schließen, um die Hauptstadt vor der drohenden Okkupation zu retten. Die Russen verlangten aber zu viel. Die in Adrianopel schwierig gewordenen Unterhandlungen sollten in San Stefano, wenig über eine Meile von Konstantinopel entfernt, fortgesetzt werden.

Russischerseits wollte man den fortwährenden Verzögerungen ein Ende machen, da die türkischen Unterhändler öfters Mangel an Instruktion vorschützten, und man hoffte auch durch Heranführung der Spitzen der Armee einen wirksamen Druck auf den Sultan, sowie auf die einflußreichen und besitzenden Leute in Konstantinopel ausüben zu können. Hierzu hätte man allerdings stärker und kampfesfrischer sein müssen.

In den ersten Tagen nach unserer Ankunft erschien das Unternehmen des Großfürsten, vom Sultan die Besetzung von San Stefano zu ertrotzen und durch die türkischen Linien hindurchzumarschieren, als ein kühner und wirkungsvoller Coup, aber wenige Wochen später sollte man erkennen, daß es besser gewesen wäre, weiter rückwärts, etwa in der verschanzten Linie von Tschatalja, fünf Meilen westlich von Konstantinopel, zu bleiben. Von hier aus konnte man stets mit einer Offensive und mit Stärken drohen, deren Effektivstand nicht eingesehen werden konnte. Dicht vor Konstantinopel vermochte man nur mit der Macht zu imponieren, welche wirklich in Reih und Glied stand. Den zahlreichen Beobachtern aus Konstantinopel, die sehr bald zu Schiff und per Bahn in San Stefano eintrafen, konnte nicht verborgen bleiben, wie wenig Bataillone hier standen, wie gering ihre Kopfstärke und wie mangelhaft ihre Ausrüstung war.

Durch die Schlauheit der türkischen Diplomaten und die Tüchtigkeit des Truppenbefehlshabers, des Pascha Mehemed Ali*), sollte die alte Stadt, welche oft belagert, aber nur zweimal erobert wurde, dem Griff des russischen Eroberers entgehen.

Großfürst Nikolaus hatte vor seiner Abreise von Petersburg gegen Ende des Jahres 1876 den Kaiser gefragt, welches das Ziel des Krieges sei, und die kurze Antwort erhalten: „Konstantinopel!" Als nach Abschluß des Präliminarvertrages von San Stefano durch den Einspruch Englands und Österreichs eine erste Krisis eintrat, soll der Kaiser an den Großfürsten Nikolaus ein Chiffretelegramm abgesandt haben mit dem Befehl, Konstantinopel zu besetzen. Wegen Unterbrechung der Telegraphenlinie am Schipka mußte das Telegramm über Konstantinopel gehen. Die Türken ahnten, daß diese Chiffren etwas Wichtiges enthielten, und verzögerten die Übergabe nach San Stefano um ein paar Tage. Als diese verstrichen waren, schien den Russen die Truppenzahl der Türken vor Konstantinopel schon so hoch zu sein, daß mit den verfügbaren Kräften ein Angriff aussichtslos gewesen wäre.

In dem sogenannten Testamente Peters des Großen — dessen Echtheit allerdings bezweifelt wird — heißt es unter Punkt 7: „Sich soweit möglich Konstantinopel und Indien zu nähern. Wer da herrscht, ist der wirkliche Beherrscher der Welt."

Es ist wohl nicht zu bezweifeln, daß die Russen in ihrem letzten Kriege gegen die Türken Konstantinopel zu erobern suchten und dies auch erreicht hätten, wenn sie den Abschluß eines Waffenstillstandes in Adrianopel unterließen und

*) ein geborener Deutscher, namens Detroit.

nur mit den allernötigsten Ruhepausen weiter marschierten. Die Armee war aber kriegsmüde geworden. Als der Großfürst am 1. Februar im Konak von Adrianopel den zahlreich versammelten Offizieren den unter günstigen Bedingungen abgeschlossenen Waffenstillstand mitteilte, brachen alle in lauten Jubel aus. Ich dachte im stillen, was wohl die Geister Peters des Großen und Katharinas II. zu solchem Halte nahe vor dem Ziel sagen würden, und Fürst Schachowskoi, Schwiegersohn Katkows, flüsterte mir zu: „Sie sehen, daß wir keine Chauvinisten sind." —

Am 24. Februar morgens lag die schöne Stadt vor uns, etwa acht Kilometer entfernt, in der Morgensonne mit ihren schlanken Marmorminarets und goldglänzenden Kuppeln, ein herrlicher Anblick, eine Belohnung nach den schweren, düsteren Wintertagen! Aber zwischen uns und der 1500jährigen Metropole sah man die Zelte der türkischen Truppen auf den flach gewölbten Höhen östlich und nordöstlich San Stefano, weiter rückwärts ragten die großen Kasernen von Daud Pascha über die Höhen, und dahinter mußten die alten Mauern der Stadt eine dritte Verteidigungslinie ermöglichen. Gegenüber an den schönen Prinzen-Inseln, nur drei Meilen entfernt, lagen drohend vier große englische Panzerschiffe. Man konnte vom Gestade aus deren Schießübungen sehen und hören. In Reserve lagen außerdem noch zwei andere in der Besikabai am Eingang der Dardanellen.

Auf den Gefilden zwischen San Stefano und Konstantinopel hatten sich in früheren Jahrhunderten so manche kriegerisch-wilde Völker getummelt. Von hier hatten Bulgaren, Slawen, Avaren und Araber, weniger bescheiden wie wir, mit beutegierigen Blicken hinübergeschaut nach der schönen und reichen Stadt, berühmt durch ihre herrlichen Paläste und ihre schönen Frauen.

Lange Jahrhunderte hindurch schien die Stadt unbezwinglich hinter ihren doppelten, starken Mauern, bis sie im Jahre 1204 durch christliche Eroberer und Plünderer, französisch-italienische Kreuzfahrer, ihren Hauptglanz verlor und einen Schlag erlitt, von dem sie sich nicht wieder erholen konnte. Nur noch ein Schatten der früheren Pracht und viel weniger volkreich, erlag sie im Jahre 1453 dem großartigen Angriff des Sultans Mohammed II., nachdem sie schon fast 100 Jahre lang durch die Eroberungen der Türken isoliert gewesen war. Die Türken hatten bereits im Jahre 1361 Adrianopel genommen, brauchten also nahe 100 Jahre, um das Endziel zu erreichen. Die Russen wurden in ihrem Vormarsch nur wenig über 14 Tage in Adrianopel angehalten, dieser Zeitverlust genügte, um die Chancen der türkischen Verteidiger soweit herzustellen, daß ein Angriff auf die Höhen jenseits San Stefano den Russen bedenklich erschien. Die Türken hatten Zeit gehabt, einen großen Teil der bisher nicht geschlagenen Ostarmee per Schiff von Varna heranzuziehen.

Auch für die Türken — soweit sie hierfür Sinn hatten — waren ihre Stellungen historisch interessant. Bei der dreißig Jahre nach der Eroberung von Konstantinopel gebauten Moschee Daud Pascha wurde die Fahne Mohammeds aufgepflanzt, wenn ein Kriegszug in Europa bevorstand. Hier sammelte sich das Heer, der Sultan begleitete die Truppen zum Auszuge und führte sie nach der Rückkehr von der Moschee in die Stadt. —

Zu historischen Betrachtungen sollten wir reichlich Zeit haben, denn des Grafen Ignatiew diplomatischer Coup, der Präliminarfrieden von San Stefano, ging an äußeren und inneren Mängeln zugrunde. Der Abschluß am 3. März war übereilt, eine Folge höfischer Rücksichten, denn man wollte an dem Thronbesteigungstage dem Kaiser das ersehnte Telegramm übersenden. Inhaltlich waren die Friedensbedingungen unmöglich: Bulgarien ohne Rücksicht auf die griechische und türkische Bevölkerung ausgedehnt bis zur Küste des Ägäischen Meeres und über ganz Makedonien, durch die Feder sollten erobert werden starke Festungen und weit über tausend Quadratmeilen Land, in denen noch kein russischer Soldat erschienen war. Einer der türkischen Unterhändler hatte einmal zu den Russen gesagt: „Vos conditions sont si insensées, qu'il faut les accepter sans discussion." In der Eile hatte man unterlassen, für die Räumung der wichtigen Festungen Varna und Schumla einen Termin zu vereinbaren, hierdurch sollte das Friedensinstrument zu einem Blatt Papier von nur noch historischem Wert herabsinken. Es fehlte an genügenden Garantien, mittels deren man von den Türken den schweren Frieden erzwingen und von den interessierten Großmächten ein Einverständnis erlangen konnte. Nur nach Besetzung von Konstantinopel und Sperrung des Bosporus wäre dies möglich gewesen. Von einer so vorteilhaften, strategischen Situation war man aber weit entfernt, geriet vielmehr sehr bald in eine ungünstige Lage gegenüber der verschanzten Stellung eines numerisch überlegenen Feindes.

Beim Oberkommando herrschte anfangs noch eine etwas naive Vorstellung von der Wirkung des Stefanoer Friedens. Der Großfürst äußerte, „wenn die Türkei sich uns anschließt, wird sie wirklich stark sein," beklagte sich aber, daß er keinerlei politische Mitteilung aus Petersburg erhalte. Dies war am 17. März; kurz vorher war der Befehl eingetroffen, die Garde und die Grenadiere, fünf Divisionen, per Schiff nach Rußland zurückzusenden. Da auf der sehr flachen Reede von San Stefano eine größere Einschiffung kaum möglich war, wurden sogleich Vorbereitungen getroffen, im Bosporus bei Bujukdere eine Division einzuschiffen. Es waren hier schon russische armierte Dampfer eingetroffen, zuerst zwei, dann folgten noch zwei. Die Türken und Engländer hatten erfahren, daß 850 Garde-Marinematrosen auf dem Landwege zur Armee herangeführt waren, man hatte auch beobachtet, daß die russischen Dampfer im Bosporus loteten. Die Engländer vermuteten nicht mit Unrecht, daß an Bord der russischen Dampfer Torpedos seien, und daß die beabsichtigte Truppenverschiebung nach Bujukdere nur Vorbereitung sei für eine Torpedosperre. Die englische Botschaft ließ auf der Hohen Pforte erklären, sobald russische Truppen nach Bujukdere gelangten, würde sie die vier Panzer dorthin

senden. Safret Pascha kam nach San Stefano, um die Einschiffung bei Bujukdere aus verschiedenen Gründen als unmöglich zu bezeichnen. Der Großfürst sagte ihm sogleich: „Die Engländer verhindern Sie wohl, Ihre Zustimmung zu geben," und als der Türke mit der Antwort zögerte: „Mais dites-le donc, accouchez seulement!" Safret antwortete: „Il y a du monde qui nous effraye." — Kurz darauf erschienen 16 türkische Bataillone mit Artillerie auf den Höhen westlich Bujukdere. Die Erkundigungen der russischen Marineoffiziere hatten ergeben, daß der Bosporus in der Enge oberhalb Bujukdere, wo die Sperre geplant war, eine Tiefe von 40 Metern hatte, und daß die sehr starke Strömung das Anbringen von Torpedos ziemlich unmöglich machte. Das im geheimen vorbereitete Unternehmen war also mißglückt.

Der Großfürst hatte schon gleich nach Abschluß des Präliminarfriedens den Wunsch ausgesprochen, dem Sultan einen Besuch machen zu dürfen; es wurde ausweichend geantwortet — wie die Russen glaubten, auf Betreiben des englischen Botschafters, Mr. Layard.

Am 17. März war dem Großfürsten bekannt geworden, daß sich die rumänische Armee bei Plojeschti konzentriere; er vermutete, daß dies eine Vorbereitung zum Anschluß an Österreich sei. Als nun am 18. aus Petersburg der Befehl eintraf, die Garde und die Grenadiere nicht zurückzusenden, fragte der Großfürst telegraphisch an, ob dies bedeute, daß man es mit Österreich doch nicht zu tun haben werde. Er erhielt vom Kaiser die Antwort: „Englands Haltung ist äußerst feindselig, es sucht einen Vorwand zum Kriege. Wird es möglich sein mit der Türkei zusammenzugehen? Andernfalls suche den Bosporus zu sperren und schicke mir Deinen Operationsplan." Es folgte der Befehl, an der Donau eine Nordarmee zu formieren und ein kleines Korps zur Unterstützung der Serben gegen Österreich bereitzustellen.

Noch nicht drei Wochen waren vergangen seit dem Jubel über den großartigen Friedensschluß in San Stefano, und schon befand man sich in einer recht ernsten Lage. Für die gegenüberstehenden Türken trafen fortgesetzt Truppen von Varna her ein und auch große Rekrutentransporte aus Anatolien. Die vordere Linie der russischen Truppen wurde zwar verstärkt, man war aber durchaus nicht auf einen neuen kriegerischen Konflikt vorbereitet, um so mehr, als infolge der übermäßigen Strapazen des Winterfeldzuges und der unzureichenden Ausrüstung Krankheiten begannen, welche einen außerordentlichen Umfang nehmen sollten, zunächst Dysenterie, dann schwerere Typhen und Wechselfieber.

Am 24. März wurden Befehle an die Truppen erlassen, welche auf die Möglichkeit eines neuen Krieges hindeuteten und entsprechende Maßregeln anordneten. Bei dem allgemeinen Friedensbedürfnis in der Armee wurde dies nicht angenehm empfunden.

Der kurz darauf erfolgende Besuch des Großfürsten beim Sultan in Dolma-Bagtsche hatte nunmehr keinerlei politische Bedeutung.

Die Situation schien noch ernster zu werden, als die türkischen Truppen am 4. April früh begannen, auf der ganzen Linie Verschanzungen aufzuwerfen, ebenso westlich von Bujukdere. Bald erschien auch ein türkischer Panzer, etwa 6 Kilometer östlich San Stefano, als Stütze für den linken Flügel der bis an die Küste ausgedehnten Befestigungen. In San Stefano wohnte man zweifellos in dem Bereich der türkischen Geschütze und hatte im Rücken nur drei Kilometer entfernt einen mit dem Meere zusammenhängenden großen Binnensee.

Der Befehlshaber der uns gegenüber stehenden beiden türkischen Armeekorps, Mehemed Ali, hatte schon Ende März gesagt: „Wenn die Engländer losschlagen, so müssen wir mitgehen. Wenn der Sultan nicht will, so wird es zu einer Revolution kommen. Ich selbst, ich würde revoltieren. Wir haben jetzt Soldaten genug. England braucht nur Geld zu schicken. Wenn wir Offizieren und Soldaten sechs Monate rückständigen Sold auszahlen können, werden sie mit Freuden losschlagen."

Die Russen suchten inzwischen durch Ersatztransporte und Sendung von neuen Uniformen nebst Ausrüstungsstücken ihre Armee möglichst kriegsbereit zu machen, es rissen aber die Krankheiten immer neue Lücken, so daß die Bataillone nicht stärker wie 500 bis 600 Mann wurden.

Nachdem in den türkischen Linien immer mehr Artillerie, auch etwa 30 schwere Geschütze aufgestellt waren, wuchs das Zutrauen der Türken außerordentlich. Mehemed Ali drohte mir gegenüber in der zweiten Hälfte des April direkt mit einer Offensive. Ich erwiderte ihm mit leichtem Hohn, er selbst habe mir erzählt, die tapferen türkischen Truppen seien leicht einer Panik ausgesetzt, wenn nach ein paar Stunden Kampf der Erfolg nicht eintrete, denn es fehle an Offizieren, welche verständen, die Truppe in einer solchen Situation festzuhalten. Eine derartige Krisis könne doch auch bei einem Anrennen gegen die russischen Truppen eintreten, und dann würde er mit dem Gefecht ganz gewiß auch die Hauptstadt verlieren. Ich war zwar tatsächlich anderer Ansicht und befürchtete, daß die Russen unter den obwaltenden Umständen von der Übermacht zurückgeworfen werden würden, ich erreichte aber, daß der Pascha nachdenklich und in seinem Entschluß wankend wurde. Eine Fortsetzung des Krieges und ein voraussichtlich für Rußland ungünstiger Ausgang konnte damals nicht in unserem Interesse liegen. —

Am 23. April, dem Jahrestage der Kriegserklärung, hatte Großfürst Nikolaus dem Kaiser telegraphiert, hoffentlich würde es nicht noch einmal zum Kriege kommen, und erhielt am 24. folgende Antwort: „Möge Gott uns einen neuen Krieg ersparen." Der Großfürst, welcher mir dies Telegramm vorlas, setzte hinzu: „Nichts weiter, nichts Neues ist gute Nachricht."

Die nachgiebige Stimmung der Regierung wurde von der öffentlichen Meinung in Rußland, namentlich in Moskau, nicht geteilt, man war vielmehr der Ansicht, daß zur Gewinnung von Makedonien mit der Bahnlinie Mitrowitza-Salonichi für Bulgarien ein neuer Krieg geführt und für alle Fälle eine Expedition nach Indien vor-

bereitet werden müsse.*) Man dürfe auch vor einem finanziellen Bankerott nicht zurückschrecken, der Hauptreichtum Rußlands, der Grundbesitz, werde davon nicht berührt werden. Rußland könne es ertragen, wenn die mit fremdem, namentlich deutschem Gelde gebauten Bahnen die Zinszahlungen einstellen sollten. Die kriegerischen Aspirationen im Heimatlande wurden von den Panslawisten durch das Argument gestärkt, daß Österreich wegen seiner slawischen Provinzen nicht wagen könne, gegen Rußland Krieg zu führen.

Am 27. April traf General Totleben ein, um den angeblich leidenden Großfürsten Nikolaus im Oberkommando abzulösen. Das Hauptmotiv der Abreise war aber, daß der Großfürst es nicht hatte mit seinem Gewissen vereinigen können, die zuletzt aus Petersburg eingegangenen Befehle zu befolgen. Auf seine Gegenvorstellungen war dort kein Gewicht gelegt worden.

General Totleben kam nicht mehr mit Offensivgedanken an. Er hatte das Bestreben, durch Androhung einer Okkupierung der Hauptstadt die Räumung von Schumla und Varna herbeizuführen. Nach Erkundung der feindlichen Stellungen und Prüfung des Zustandes der eigenen Armee mußte er erkennen, daß eine ernsthafte Bedrohung von Konstantinopel sachlich jetzt nicht mehr möglich war. Er versuchte daher sein Ziel dadurch zu erreichen, daß er die Freigabe der 60000 Gefangenen in Rußland**) in Aussicht stellte, wenn die beiden so wichtigen Festungen geräumt würden. Als dies nach mehrfachen Verhandlungen zu keinem Ergebnis führte, versuchte der General die Entfernung der englischen Flotte aus dem Marmarameere und auch die Sperrung der Dardanellen dadurch herbeizuführen, daß er versprach, in solchem Falle mit der Armee bis in die Linie Enos, Demotika, Midiah, d. h. bis dicht vor die Befestigungen von Adrianopel, zurückzugehen.

Ein solcher Rückzug wäre angesichts der numerisch überlegenen türkischen Armee, sowie der drohenden Haltung Englands im Interesse der russischen Armee gewesen, denn — wie mir General Totleben selbst sagte — im Falle eines bewaffneten Konfliktes hätte er gegenüber Konstantinopel nur 65000 Mann zur Schlacht stellen können, wenn er die letzten südlich des Balkan verfügbaren Truppenteile heranzog. 50000 mußten nördlich des Balkan gegenüber Schumla und Varna verbleiben. Die Türken in den Stellungen außerhalb Konstantinopels zählten damals etwa 80000 Mann, in der Stadt noch 10- bis 15000, in Gallipoli, d. h. in der rückwärtigen Flanke der Russen, 20000, in Schumla und Varna 35000. Die Chancen waren also für die Russen recht ungünstig. Die Türken wußten dies und hielten es jetzt für vorteilhafter, daß die Russen unter ihren Kanonen stehen blieben.

Mit Beginn der warmen Jahreszeit, im Monat Mai, nahmen die Erkrankungen an Typhus und Klimafieber enorm zu, im Sommer wurden 61000 Kranke per Schiff nach Odessa gebracht.

Allen orientierten und aufrichtigen Persönlichkeiten in Rußland war es klar, daß man sich eine Revision des praktisch undurchführbaren unvernünftigen Präliminarfriedens gefallen lassen müsse, wenn man nicht erleben wollte, daß die Armee auf der Balkan-Halbinsel abgeschnitten wurde. Mit den im Reiche noch verbliebenen zwölf Infanterie-Divisionen und vier minderwertigen Reserve-Divisionen wäre man der österreichischen Armee nicht gewachsen gewesen.

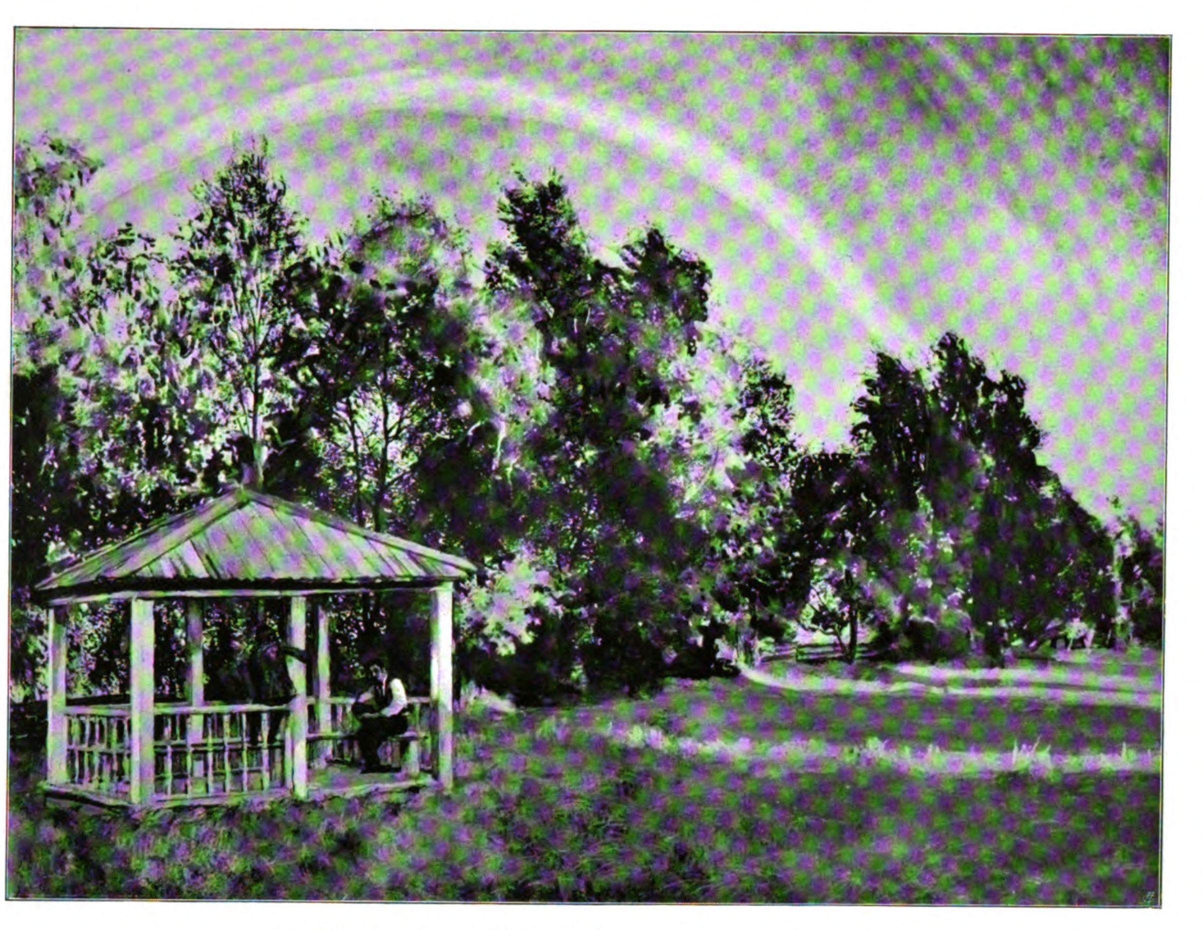
Es gab aber Leute in Rußland, und zwar nicht wenige, welche in slawischer Überschwenglichkeit oder orthodoxem Hochmut der Ansicht waren, daß die Siege über die türkische Armee, d. h. nur über die größere Hälfte derselben, zu Forderungen berechtigten, welche weit über die Ignatiewschen Abmachungen in San Stefano hinausgingen. Es hieß, man hätte die Übergabe der türkischen Flotte fordern sollen und auch die Rückgabe der Sophien-Moschee für den orthodoxen Kultus. Die Engländer hatten bereits vorbereitet, die türkischen Panzer sofort zu besetzen, wenn die Russen in Konstantinopel einrücken sollten. Das Erscheinen von russischen Priestern in der Sophien-Moschee hätte zu einem wütenden Volksaufstand geführt und wäre auch von den Griechen keineswegs gern gesehen worden.

An der Verkennung der tatsächlichen Verhältnisse bei einem großen Teil der russischen Bevölkerung ist allerdings die Kriegsberichterstattung mit ihren vielen Übertreibungen schuld gewesen. Wenn dem Publikum andauernd von den unvergleichlichen Heldentaten der russischen Soldaten vorerzählt wird, dann ist dieses natürlich geneigt, Rückschläge und Mißerfolge der militärischen Führung, der politischen Leitung oder gar fremdem Einflusse zur Last zu legen. Die Chauvinisten wollten den Schwächezustand der russischen Armee auf der Balkan-Halbinsel nicht zugeben und, da sie gegen die eigene Regierung nicht opponieren durften, lenkten sie die allgemeine Unzufriedenheit auf Deutschland, welches zum Schaden von Rußland den Berliner Kongreß arrangiert habe. Tatsächlich ist aber Fürst Bismarck im Auftrage der russischen Regierung von dem Grafen Peter Schuwalow persönlich darum gebeten worden, einen Kongreß nach Berlin zu berufen zur Herbeiführung eines definitiven Friedens mit der Türkei. Am 13. Juni 1878 fand in Berlin die erste der zwanzig protokollierten Sitzungen des Kongresses statt. Das erste Protokoll beginnt mit den Worten:

Les puissances signataires du traité du 30 mars 1856 ayant décidé d'examiner en commun, dans une même pensé d'intérêt général et dans un même esprit de conciliation et de paix, la situation qui résulte en Orient des derniers événements, les plénipotentiaires de l'Allemagne, de l'Autriche-Hongrie, de la France, de

*) Dies ist auch in geringem Umfange tatsächlich geschehen. Am 25. April erzählte mir General Skobelew, er habe vom General Kauffmann, Generalgouverneur in Turkestan, einen Brief erhalten, nach welchem derselbe für eine solche Expedition schon fleißig vorarbeite, er habe bereits 12 Bataillone und 18 Kosakenregimenter Verstärkungen erhalten.

**) Eigentlich sollten dieselben nach Ratifizierung des Präliminarfriedens von San Stefano freigegeben werden.



Der Regenbogen. Gemälde von Constantin Somoff in St. Petersburg.

la Grande-Bretagne, de l'Italie, de la Russie et de la Turquie se sont réunis à Berlin en congrès sur l'invitation qui leur a été adressée par le gouvernement de Sa. Majesté l'Empereur d'Allemagne.

Nachdem auf Vorschlag des ersten österreichischen Bevollmächtigten, Grafen Andrassy, dem Fürsten Bismarck die Präsidentschaft übertragen und das Bureau konstituiert war, wurden von letzterem die Vollmachten der Mitglieder geprüft.

Fürst Bismarck las sodann folgende einleitende Rede vor:

Il est avant tout mon devoir de vous remercier au nom de l'Empereur, mon maître, de l'unanimité avec laquelle tous les cabinets ont bien voulu répondre à l'invitation de l'Allemagne. Il est permis de considérer cet accord comme un premier gage de l'heureux accomplissement de notre tâche commune.

Les faits qui ont motivé la réunion du congrès sont présents à la mémoire de tous. Déjà, vers la fin de l'année 1876, les cabinets avaient combiné leurs efforts en vue de rétablir la paix dans la péninsule des Balkans. Ils avaient cherché en même temps des garanties efficaces pour améliorer le sort des populations chrétiennes de la Turquie. Ces efforts n'ont pas abouti. Un nouveau conflit plus redoutable a éclaté, auquel les arrangements de San Stefano ont mis fin.

Les stipulations de ce traité sont en plusieurs points de nature à modifier l'état des choses tel qu'il se trouve fixé par les conventions européennes antérieures, et c'est pour soumettre l'œuvre de San Stefano à la libre discussion des cabinets signataires des traités de 1856 et 1871, que nous nous trouvons réunis. Il s'agit d'assurer d'un commun accord et sur la base de nouvelles garanties la paix dont l'Europe a tant besoin.

Schon in der ersten Sitzung trat eine Differenz zwischen den Bevollmächtigten Englands und Rußlands hervor, welche Fürst Bismarck in geschickter Weise auszugleichen verstand.

Im weiteren Verlaufe des am 13. Juli abgeschlossenen Kongresses stellten sich noch weitere, zeitweise ernste Schwierigkeiten ein. Es ist zweifellos das Verdienst des Fürsten Bismarck, durch persönliche Intervention bei dem ersten Bevollmächtigten Englands, Lord Beaconsfield, einen Bruch verhindert zu haben, unter voller Wahrung der Würde und auch der Interessen Rußlands, wie sie von dem russischen Bevollmächtigten Grafen Schuwalow vertreten waren.

Trotzdem ist lange Jahre hindurch und bis in die neueste Zeit in Rußland die künstlich geschaffene Fiktion aufrecht erhalten worden, Rußland sei durch den Berliner Kongreß und im besonderen durch den Fürsten Bismarck gedemütigt und um die besten Früchte seiner Siege betrogen worden. Diese Fiktion ist hauptsächlich durch den Fürsten Gortschakow und seine Presse-Inspirationen geschaffen worden. Der alte Reichskanzler suchte seine durch den Ausgang des Krieges bedrohte Popularität als nationaler Staatsmann zu erhalten, indem er sich in Gegensatz stellte zum Fürsten Bismarck und auch zu dem eigentlichen Träger der russischen Vollmacht, dem Grafen Schuwalow. Den wichtigen Sitzungen Nr. 4—6, in denen über die russischen Konzessionen verhandelt wurde, war er fern geblieben, damit seine Autorität nicht mit denselben in Verbindung gebracht würde. —

Die vorstehenden Blätter können mit ihrem aus dem Jahre 1878 stammenden Detailmaterial dazu beitragen, jene irrige Ansicht zu beseitigen. Sie werden erkennen lassen, daß die russische Armee sich vor Konstantinopel in einer sehr gefährlichen Situation befand, welche zu einem neuen und in seinem Erfolge äußerst zweifelhaften Kriege führen mußte. Auf Antrag Rußlands ist es dann der deutschen Regierung, im besonderen dem Fürsten Bismarck gelungen, die vorhandenen Gegensätze soweit auszugleichen, daß ein Appell an die Waffen nicht mehr notwendig wurde. Es wird nicht möglich sein, im einzelnen nachzuweisen, daß Rußland zu der Hoffnung berechtigt war, mehr zu erlangen, als ihm der Berliner Vertrag vom 13. Juli 1878 auf Kosten der Türkei zuerkannte.

Die Mutter.

Ich habe sieben Töchter gehabt.
Es sind alles nussbraune Mädchen gewesen,
Nur die eine nicht.

Ich habe sieben Töchter gehabt.
Sie sind alle gut und brav geblieben,
Nur die eine nicht.

Ich hab' alle sieben gleich lieb gehabt.
Nur die eine, die nie meinen Willen getan,
Die den leichten Sinn ihres Vaters hat,
Nur die eine, die ich verloren hab',
Hab' ich lieber gehabt als die andern.

Lüning.



Vittore Pisano: Lionello d'Este.

Die Medaille der Renaissance.

Von

Hans Mackowsky.

Mit zwei Einschaltbildern und siebenundzwanzig Textabbildungen.

(Abdruck verboten.)

Die Medaille ist eine originale Schöpfung der italienischen Renaissance. Wunderbar und märchenhaft erscheint ihr Auftreten um die Mitte des Quattrocento. Wie Zaubergold erglänzt sie in der Hand ihres ersten und größten Meisters, und vergebens mühen sich alle nachfolgenden Künstler die hohe Vollendung der ersten Stücke noch einmal zu erreichen. In hundert Jahren legt die Medaille den Weg vom Kunstwerk zum industriellen Fabrikat zurück. Ihre Geschichte ist lehrreich gerade wegen ihrer Kürze.

Alles Vorbereitende, Entwicklungsgeschichtliche fehlt. Umsonst sucht man nach Vorbildern in der Antike. Was aus dem Altertume bekannt ist: die Contorniaten mit ihren auf die Zirkusspiele bezüglichen Darstellungen, die Kaisermünzen mit ihren Bauten, Triumphen und denkwürdigen Ereignissen, die Spielmarken (tesserae) und die großen Goldmedaillons der späten römischen Imperatoren — all dies sind nur Analoga, nicht Vorstufen. Mögen sie dem Äußeren nach manche Eigentümlichkeit mit der Schaumünze teilen, sie sind ihr sozial unterlegen: man schätzte sie nach ihrem Kurswert und stellte sie in plebejischer Vielzahl her. Auch im Mittelalter ist die Medaille eine ganz vereinzelte Erscheinung. Und wenn sie auftritt, hat sie technisch nichts mit der Renaissancemedaille gemein. Sie ist ein Erzeugnis mehr oder minder geschickter Stempelschneider.



Vittore Pisano: Rückseite der Medaille des Lionello d'Este.

Die Schaumünze der Renaissance aber wird nicht vom Prägestock gefühllos herausgestanzt, sondern geht unter dem liebevoll besorgten Blick des Künstlers aus dem Schmelztiegel hervor. Sie wird nicht wie das Goldstück in lang auszählbarer Reihe hergestellt. Sie ist eine aristokratische Einzelerscheinung, und jedes Exemplar verlangt eine besondere Mühewaltung. Gerade die Unvollkommenheit des Prägeverfahrens gereichte ihr zuerst zum Heile. Die Vervollkommnung und Verfeinerung der technischen Hilfsmittel beschleunigte ihren künstlerischen Niedergang. Und das ist das Nachdenkliche und Lehrreiche dieser nur hundertjährigen Geschichte.

Dem mächtigsten Beweggrunde in der Seele des Renaissancemenschen verdankt auch die Medaille ihre Entstehung. Sie ist ein Ausdruck des Ruhmsinns wie der Kirchenbau, die Spitalstiftung, das Grabmal. Sie bewahrt das Andenken an manche jener berückend prächtigen Feste, wie man sie nur in der Renaissance zu feiern verstand; durch sie ist die Erinnerung an stolze, nie ausgeführte Pläne gerettet, die Fürsten hegten und Künstler gestalteten; sie führt auf den Schauplatz großer historischer Ereignisse, erschütternder Katastrophen.

Unter den Erlauchten und Ebenbürtigen vermittelt sie die höfischen Artigkeiten, den Untergebenen überbringt sie den Huldbeweis. In den gelehrten Kreisen übersendet man sie sich zur Versicherung gegenseitiger Hochachtung, wie eine Photographie. Sie dient aber auch als historisches Dokument. Als 1606 beim Umbau von San Pietro in Rom das Grab Innocenz' VIII. übertragen wurde, fand man seine Medaille darin aufbewahrt. Neuerdings ist sie aus den Kellermauern des Palazzo di Venezia in Rom hervorgeholt, in den Fundamenten des Palazzo Strozzi, in den Grundmauern des Turmes von Sta. Croce zu Florenz entdeckt worden.

Der Sammeleifer der Renaissance hat sich früh dieser kostbaren plastischen Miniaturen bemächtigt. Päpste, weltliche



Vittore Pisano: Sigismondo Pandolfo Malatesta.

Machthaber und künstlerische Amateurs wetteiferten um ihren Besitz. Wir hören von der Sammlung Papst Paul II. (1464—1471), von denen der Este, der Gonzaga, der Sforza, des Königs Alfons von Neapel, der Herren von Rimini und von Urbino. Der Bildhauer Gian Cristoforo Romano († 1512) erwähnt in seinem Testament 34 Bronze- und 87 Silbermedaillen. Am reichsten versehen, wie immer, war die Mediceische Sammlung. Das Inventar von 1492 zählt bereits 1844 Stück. Unter den Großherzögen wurde die Sammlung, methodisch geordnet, im großen Prunksaal des Palastes der Via larga aufgestellt, in dem noch heute die leeren vergoldeten Holzschränke zu sehen sind. Ihr Inhalt, der weltberühmte Medagliere Mediceo, kam ins Museo Nazionale.

Von den vierthalbtausend Medaillen, die wir kennen, sind weitaus die meisten Bronzegüsse. Vielfach besitzen sie noch die alte künstliche Patina, die von einem warmen leuchtenden Braun ins Grünliche hinüberspielt, und nur manchmal dick, schwarz und wie geronnen, sehr zum Nachteil der Deutlichkeit, erscheint. Von Stücken in Gold und Silber ist wenig erhalten; die Kostbarkeit des Materials ward ihnen verhängnisvoll. Auch auf Bleiausgüsse stößt man, einige so scharf und rein darunter, daß mit Recht vom Künstler selbst durchziselierte Modelle darin erkannt worden sind.

Das Gußmodell wurde regelmäßig in Wachs hergestellt, in jenem schönen, festen, harzgetränkten Wachs, das die reinen Erzausflüsse der Renaissance gewährleistet hat. Im Gegensatz zu der heut üblichen Verkleinerungsmethode, wodurch das künstlerische cachet verwischt wird, wurde das Originalmodell gleich in der beabsichtigten Größe für die Ausgüsse angefertigt. Wohl in der Größe, nicht aber in der Ausschmückung der Vorder- und der Rückseite herrscht Verschiedenheit. Der Avers der runden Metallscheibe zeigt ein Bildnis, der Revers eine Allegorie oder eine Inschrift. Das Bildnis erscheint vielfach in Profilstellung. „Das



Vittore Pisano: Rückseite der Medaille des Sigismondo Malatesta.

Profil faßt die Gesichtszüge in die einfachste Formel der Linie, es ist vornehm, denn es ist jeder zufälligen Beziehung, vor allem der zum Betrachter, entrückt; es ist die Abbreviatur, in der der bedeutende Mensch auf die Nachwelt kommt.“ (Carl Justi.)

Die Schönheit dieser Vorderseite beruht nicht zum wenigsten auf der Art, wie flach oder wie hoch das Reliefporträt aus dem Grunde auftaucht, wie viel es von dem Rund ausfüllt, und wie die Schrift den Hintergrund belebt oder die Peripherie erahmen hilft. Auf den Rückseiten ergeht sich die dichterische Phantasie der einzelnen Meister von poetischer Zartheit bis zu scholastischer Gewundenheit. Viele Medaillen sind mit dem Namen ihrer Verfertiger bezeichnet. So ist eine feste Grundlage für die Geschichte dieser Kunst gewonnen. Aber diese Geschichte geht keineswes parallel mit der Entwicklung der monumentalen Kunst. Sie hat nicht, wie diese, ihren Mittelpunkt in Florenz, und kein Florentiner Meistername glänzt, wie sonst, über den Meisterwerken dieser Kunstgattung.

In Oberitalien, an den kleinen Fürstenhöfen, entsteht die Medaille, und Vittore Pisano, genannt Pisanello, ist ihr erster und größter Meister. Von Fürstengunst getragen, bis ins Alter immer auf der Wanderschaft, ein Fahrender ohne stete Heimat, kehrte er als Gast bei den großen und kleinen Tyrannen der Zeit ein und hinterließ als kostbare Gastgeschenke die Medaillen mit den Bildnissen seiner erlauchten Wirte und ihrer berühmten Umgebung. Nachdem die Mehrzahl seiner Gemälde untergegangen ist, sichern diese Schaumünzen ihrem Meister einen Ehrenplatz unter den größten Bildnern der Renaissance.

Unter den drei Dutzend Schaumünzen, die Pisanello zugehören, hat der Meister 24 in berechtigtem Stolze mit der Inschrift OPVS PISANI PICTORIS versehen. Die Musterung dieser glänzenden Reihe lehrt das stürmische Leben der Renaissance großarti-

ger und vielseitiger kennen, als es dem sonst zu sehr auf Florentiner Verhältnisse gebannten Auge möglich ist. Profile von Männern tauchen auf, in denen die Eroberungslust und die wilde Entschlossenheit dieser Condottierezeiten mit herben und großen Linien geschrieben steht, deren kühner und freier Blick weiter die Welt überfliegt, als nur von Florenz nach dem Kontor in Lyon oder in Brügge. Diese machtvoll Emporsteigenden, die eine so merkwürdige Mitte zwischen Raubritter und Kunstmäcen, zwischen Abenteurer und Schöngeist halten, sind die eigentlichen Begründer der Renaissancekultur. Das Leben, in dem sie stehen, hat einen helleren Klang, einen froheren Glanz, als das Krämerwesen in der schachernden Stadt am Arno.



Vittore Pisano: Malatesta Novello.

Viel Zeitgeschichte und großes Menschenschicksal ist auf Pisanellos Schaumünzen verewigt. Seine erste Medaille mit dem Bildnisse des byzantinischen Kaisers Johann VIII. Palaeologus führt in das bunte Treiben des ferraresischen Konzils, auf dem das Abendland sich über die Türkengefahr beriet. Dann kommen wir an den mailändischen Hof und lernen den schon alternden Herzog Filippo Maria Visconti, seinen Schwiegersohn Francesco Sforza, seinen Generalissimus Niccolo Piccinini und seinen Hofhumanisten Pier Candido Decembrio kennen. 1444 ist Pisanello in Ferrara bei den Este: „Italien nennt keinen großen Namen, den dieses Haus nicht seinen Gast genannt.“ Fanfaren schmettern zur Hochzeitfeier. Lionello, der Stolze, viel Umschmeichelte, führt Maria d'Aragon, die natürliche Tochter König Al-



Vittore Pisano: Rückseite der Medaille des Malatesta Novello.



Vittore Pisano: Cecilia Gonzaga.

fonsos von Neapel, heim. Immer wieder bestellt der Fürst sein Bildnis. In dem kurzen Zeitraum eines Jahres macht Pisanello sieben Schaumünzen auf Lionello. Beim herrisch-leidenschaftlichen Pandolfo Malatesta in Rimini scheint es dem Künstler nicht behagt zu haben; auch gehört die schönere der beiden dort 1445 entstandenen Medaillen dem träumerischen Bruder Malatesta Novello, dem Herrn von Cesena, an. Am fruchtbarsten ist Pisanello in Mantua bei den Gonzaga. Dort entsteht auch das einzige Frauenbildnis, das auf seinen Medaillen vorkommt. Es stellt die unglückliche Cecilia Gonzaga dar, die, um der Heirat mit einem ungeliebten Manne zu entgehen, schon in jungen Jahren den Schleier nahm. Mit glänzenden Geistesgaben ausgestattet, ward sie ein Muster an Frömmigkeit und theologisch-philologischer Gelahrtheit. Auch ihren Erzieher und Lehrer Vittorino da Feltre zeigt uns Pisanello, als alten Mann mit scharfen Zügen und der großen bis über die Ohren gezogenen Tuchkappe. Seine letzte Tätigkeit kam Alfonso, dem Könige von Neapel, zu statten. Viermal hat Pisanello diesen klugen, großherzigen Herrscher dargestellt in immer neuem Glanz seiner ritterlichen Tugenden: als majestätisch Freigebigen, als unerschrockenen Waidmann, als den Obsieger Siziliens und endlich in der Apotheose als divus triumphator.

Alle diese Arbeiten fallen in die zwölf letzten Jahre der Tätigkeit Pisanellos († 1451). Vielleicht verdanken wir der vollen Reife seiner künstlerischen Phantasie die rätselhafte Vollendung dieser ersten



Vittore Pisano: Rückseite der Medaille der Cecilia Gonzaga.

Proben einer neuen Kunstgattung. Ein Höhepunkt der Bildniskunst ist in ihnen erreicht. Diese wenig erhaben aus dem Grunde herausmodellierten, groß umrissenen und scharf geschnittenen Profile sind Meisterwerke eindringender Charakteristik. Man bestaunt die Sicherheit, mit der das seelisch Entscheidende herausgefunden und betont ist. Und der große Blick, der sich in diese Physionomien vertiefte, hat auch bei der Durchmodellierung der Einzelheiten nicht versagt; die Freude an dem Individualistischen verführt niemals den Künstler zu kleinlichem Detail.

Die sicher treffende Bildniskunst der Vorderseiten wird aber von der dichterischen Gestaltungskraft in den Allegorien der Rückseiten oft noch überholt. Bei den schönsten ist der allegorische Gedanke zu einem Stimmungsbild von zartestem Reiz umgedichtet. Das Liebesglück des stolzen Lionello d'Este ist symbolisiert in dem machtvollen Löwen (lionello), den Amor aus einem Notenblatt singen lehrt:

So beschwören, fest zu bannen
Lieben Sohn ans zarte Knie,
Ihn, des Waldes Hochtyrannen,
Frommer Sinn und Melodie.

Die Entsagung Cecilias Gonzaga drückt ein halbentschleiertes Mädchen aus, das träumerisch im Weben der Mondnacht seine Unschuld dem Einhorn, dem Wächter der Keuschheit, anvertraut, jenem Fabeltier, das, nach der Sage, lebend nur von einer Jungfrau eingefangen werden konnte. Inbrünstig umklammert in felsiger Wildnis Malatesta Novello das Bild des Erlösers, das sich ihm wie dem seligen Giovan Gualberto huldvoll herniederneigt. Was für ein Landschafter, der in dem farblosen Material auf so bescheidener Fläche diese Hochlands- und Waldstimmungen erzeugen kann!. Und dann die Tiere! Man sehe auf Alfonsos Medaille die liberalitas augusta jenes Adlers, der in seinem Felsenhorst seinen Raub, ein Reh und eine Taube, den gierigen Kröpfen der Geier großmütig überläßt. Vor allem auch erregen Pisanellos Pferde Bewunderung, wie er sie in prachtvoller Rüstung mit ihrem schwer geschienten Reiter vor den Mauern des Kastells mit kräftigem Hufschall einhertraben läßt oder sie, rastend, an einen Baumstamm gebunden, in kühner Verkürzung in den Grund hineinschiebt. Die Zeichenblätter des in Paris im Louvre aufbewahrten Codex Vallardi zeigen den ungemeinen künstlerischen Ernst, mit dem Pisanello diese kleinen Werke vorbereitete. In den Marställen und in den sorgfältig gehaltenen Lust- und Tiergärten seiner Besteller, deren Bestände so manches Geschenk aus Asien und Afrika bereicherte, hat er die fleißigsten Studien gemacht. Und sein Gefühl



Matteo de' Pasti: Rückseite der Medaille des Sigismondo Malatesta. Entwurf von San Francesco in Rimini.

Matteo de' Pasti: Isotta degli Atti.



Sperandio.
Vorder- und Rückseite der Medaille des Giov. II. Bentivoglio.

für die Landschaft hat sich gewiß lebendig erhalten und vertieft durch seine eigene Wanderlust und auf manchem kühnen Jagdausflug, auf dem er seine huldreichen Herren begleiten durfte.

Ähnlich wie Giotto die Historienmalerei durch ganz Italien verbreitete, hat Pisano seine Kunst überallhin verpflanzt. Doch tritt die Zahl seiner Schüler ganz zurück vor der seiner Nachahmer. Ein direkter Schulzusammenhang läßt sich nur bei Matteo de' Pasti nachweisen, einem jüngeren Landsmann des Pisano, der, wie es scheint, nicht erfolglos mit ihm konkurriert hat. Denn gleich nach dem Fortgang Pisanellos von Rimini erscheint dort 1446 der jüngere Matteo und bleibt in Pandolfos Diensten bis 1463 daselbst tätig. Die größere Anzahl seiner Schaumünzen ist während dieser Zeit entstanden und die meisten von ihnen stellen den genius loci, Pandolfo Malatesta selbst dar. In Matteos Kunstweise liegt mehr Artistisches als Divinatorisches, mehr Freude an sauberer Durchführung als die Inspiration des geweihten Künstlers. Von Pisanello hat er nur die Anlage und das Arrangement übernommen; der große Blick in die Seele blieb ihm versagt. Die Genauigkeit im Zufälligen, diese Errungenschaft und zugleich Begrenztheit quattrocentistischer Kunstweise, war seine Stärke, und damit traf er den Geschmack der Zeit, der immer aufs Elegante und Zierliche gerichtet war. Kein Dichter lebte in ihm, wie die Rückseiten seiner Schaumünzen beweisen. Aber die Treue seiner Wiedergabe hat uns viel Zeitstimmung bewahrt.



Matteo de' Pasti: Guarino da Verona.

Pandolfos Herrschersitz, das castellum Ariminense, wie es immer wieder auf den Kehrseiten der Schaumünzen erscheint, gibt in seiner massigen Schwere, mit den dicken Ecktürmen und dem reichen Zinnenkranz das treueste Abbild einer Tyrannenhochburg der Zeit. Und die Kirche, die der Signore von Rimini durch L. B. Alberti errichten ließ und die noch heute unvollendet dasteht, wäre ohne die Schaumünze Matteos nicht mehr zu rekonstruieren. Mit diesem Kirchenbau gab Pandolfo den Orthodoxen, vor allem seinem Feinde, Papst Pius II., schweres

Ärgernis. Und wirklich nicht so sehr an Gott und das Heil seiner Seele als an die große Leidenschaft seines Lebens hatte Pandolfo dabei gedacht. Sein stolzes Herz gehörte Isotta degli Atti. Die Initialen der Liebenden schlingen sich wie eine leicht deutbare Geheimschrift durch das architektonische Gerüst des Bauwerks. Das Fräulein gehörte dem besten Adel des Landes an; vielseitig gebildet, wußte sie sogar ihren schlimmsten Widersachern Anerkennung abzutrotzen. Pandolfo war noch an Ginevra d'Este gekettet, als seine Leidenschaft zu Isotta entbrannte. Durch den frühen Tod Ginevras frei geworden, zog er es vor (wahrscheinlich aus politischen Rücksichten) mit Isotta die illegitimen Sprossen seines Stammbaums zu mehren, und vertraute Polixena Sforza die Pflege der legitimen an. Erst 1456, nach dem Hinscheiden dieser zweiten Gemahlin, hob er Isotta auf den Herrscherstuhl, der, nach seiner Devise, über dem Nacken zweier Elefanten errichtet stand. Nie hat die seltene Frau dieser Erhöhung Unehre gemacht. Ihre Frauentugenden söhnten allmählich mit der regellosen Leidenschaft ihrer Hingabe aus. Und als Pandolfos Stern zu trübem Untergange neigte, hat sie treu in der Finsternis neben ihm ausgehalten. Sein Tod (1468) zog den ihrigen nach sich: sie erlag 1470 dem Gift ihres grausamen Stiefsohnes Roberto. Sieben Medaillen mit ihrem Abbild kennen wir von Matteo; sie scheinen alle aus der Zeit, da das Liebesglück am wildesten blühte (1446). Immer wieder staunt man, wie wenig schön nach unserem Geschmack die gepriesenen Frauen der Renaissance waren. Die Bezauberung, die von ihnen ausging, erwies sich wohl deshalb so kräftig und anhaltend, weil sie größerenteils intellektueller Natur war. Und diese Reize Isottas rühmen die Inschriften der Medaillen, rühmen auch die Kehrseiten, wo einmal ein Buch mit dem Titel Elegiae abgebildet ist. Es waren jene Dichtungen, in denen Isotta namentlich vor dem erzürnten Vater ihre Verletzung der Frauenkeuschheit zu rechtfertigen suchte.

Unter Matteos Medaillen stößt man auf einen charaktervollen Gelehrtenkopf der Zeit, auf jenen Guarino von Verona, dessen Urenkel der Dichter des berühmten Pastor fido ist. Guarino selbst war einer der besten griechischen Grammatiker. Der Markgraf Niccolò III. berief ihn 1429 an seinen Hof nach Ferrara, um dort den ältesten Bastard Lionello zu unterweisen, eben jenen, dessen Hochzeit Pisano verherrlicht hat. Uralt ist Guarino erst 1460 gestorben. Schärfe des Geistes und ein ausgesprochener Hang zum Wohlleben läßt Matteos Medaille erkennen; um den feisten Nacken ist die antike Toga geknüpft. In diesem Porträt kommt der Schüler dem Meister in der Menschendarstellung am nächsten.

Aus Ferrara bezieht auch das naheliegende Bologna den Künstler, der die gelehrten Zierden der berühmten Universität in der Schaumünze verewigt hat. Es ist Sperandio aus Mantua. Wenig wissen wir von seinem Leben, wir lernen ihn in einigen großen Arbeiten als einen ziemlich handwerksmäßigen Bildhauer, in gelegentlichen brieflichen Überbleibseln als einen Mann von nur bescheidener Geistesbildung kennen. Beides verrät sich auch auf seinen besonders zahlreichen Medaillen. Oft scheint es, als habe er viel und schnell auf Kosten der Sorgfalt und der Sauberkeit gearbeitet. Seine Ausführung streift manchmal ans Rohe; auch hält er sich wenig mit Ziselieren auf. Viel stärker als Pisanello und Matteo de' Pasti trägt er das Relief auf; doch erreicht er mit seiner energischeren Schattenwirkung nicht jene koloristische Wirkung, die Pisanello bis zur farbigen Illusion zu steigern vermag. Seine Charakteristik ist derb und deutlich, und in ihr gibt er meist sein Bestes; dabei gelingen ihm die klugen Gelehrtenköpfe mit den schlau zusammengekniffenen Lippen noch besser als die Herrscherphysiognomien. Auf seinen Reversen beliebt er öfters Anlehnungen an Pisanello. So reitet z. B. Giovanni II. Bentivoglio, der Tyrann von Bologna, ganz ähnlich auf seinem Turnierroß daher wie Sigismondo Malatesta bei Pisanello. Pisanellos Revers der Malatesta Novello-Medaille hat Sperandio inspiriert für die Kehrseite seiner Schaumünze des Carlo Grati. Zu seinen besten und eigensten Erfindungen gehört die Kehrseite der Denkmünze auf Niccolò da Correggio, den würdige Eidam Bartolommeo Colleonis und einen der frühsten dramatischen Dichter Italiens. Wenn er auf seinem Waldritt in voller Rüstung mit dem einsiedlerischen



Sperandio: Niccolò da Correggio.

frommen Bruder zusammentrifft, so denkt man gleich an den beliebten Zusammenstoß der vita activa und contemplativa. Vielfach aber ist Sperandio plump oder dunkel in seinen Inventionen. Auch scheint es, als habe ihn des öfteren die geistreiche Spitzfindigkeit seiner gelehrten Besteller oder Ratgeber hilflos dastehen lassen. So hat er gelegentlich einen Schriftsteller, der vorgab die Eitelkeit zu verachten, unter einem Manne dargestellt, der mit Schreibfeder und offener Papierrolle über einem platt zu Boden getretenen Pfau steht. Weit besser gelangen ihm Architekturen, deren Nachbildung ein reifes baumeisterliches Verständnis erkennen läßt. Seit Goethe an der Spitze der W(eimarer) K(unst) F(reunde) in Sperandios Denkmünzen „die Schranken zwischen Kunst und Leben niedergeworfen“ fand, hat sich das Urteil sehr zu ungunsten des Meisters geändert.

Bolognas gelehrte Rivalin in Oberitalien, Padua, ist arm an Medailleuren. Dies erregt um so eher Verwunderung, als Padua durch Donatellos langen Aufenthalt die Stätte einer eifrigen bildnerischen Tätigkeit geworden war. Nur zwei, aus der Großskulptur bekannte Namen, Bellano und Riccio, kommen für das ausgehende Quattrocento dort in Betracht. Erst mit dem XVI. Jahrhundert breitet sich der Betrieb dieser Kleinkunst mehr aus. Als Vertreter des neuen cinquecentistischen buon gusto sei Valerio Belli erwähnt, dessen etwas süßlicher Theaterkopf den idealen Künstlertypus der Zeit Michelagniolos darstellt.

Rückkehrend zur Heimat Sperandios finden wir uns unter den Mantuaner Medaillen durch einen anmutigschönen Mädchenkopf gefesselt, der Bartulus Talpa zugeschrieben wird. Die Inschrift lehrt uns in diesem melancholisch reizvollen, noch



Sperandio: Rückseite der Medaille des Niccolò da Correggio.



Valerio Belli: Selbstbildnis.

ganz kindlichem Geschöpf Julia Astalla kennen, jene unglückliche Jungfrau, deren Schmach und freiwilligen Tod der Novellendichter Bandello erzählt. So jung sie war, fiel sie der Gier eines Dieners des Bischofs Lodovico Gonzaga zum Opfer. Unfähig die Entehrung zu überwinden, ging sie den Weg der Ophelien und ertränkte sich in ihrem heimatlichen Flusse, dem Oglio. Da sie nicht in geweihter Erde ruhen durfte, ließ der Bischof sie auf der Piazza ihrer Vaterstadt Gazzuolo bestatten und errichtete ihr dort ein Denkmal.

Die bedeutendste Stadt Oberitaliens, Venedig, mit ihrer reich gegliederten Beamtenschaft, ihren von Liebhabern des Altertums schon seit dem XIV. Jahrhundert zusammengetragenen Kunstschätzen, namentlich den umfangreichen Sammlungen antiker Münzen und Gemmen, mit ihrem Stamm kunstreicher Stempelschneider, die in der heimischen Münze arbeiteten, bot die glücklichsten Vorbedingungen für einen besonderen Flor der Medaillistik. Und in der Tat rechtfertigen die venezianischen Schaumünzen diese überaus günstigen Voraussetzungen allenthalben. Ihre Vorderseiten zeigen das ganze venezianische Patriziat mit dem Dogen und den Senatoren an der Spitze; die festlichen Empfänge, Aufzüge und Erinnerungstage boten immer wiederholte Gelegenheit die Bildnisse der Amtierenden anzufertigen. Auf den Kehrseiten merkt man die Einwirkung der Antike. Viel Nacktes erscheint, teils in Göttergestalt, Apollo, Minerva, Merkur, Saturn, teils sogar als Künstlerporträt. Die Nähe des gelehrten Padua macht sich in der Vielsprachigkeit der Inschriften bemerkbar: neben Latein kommt Griechisch und Hebräisch vor. Aus dem Orient bringt 1479 Gentile Bellini Porträt und Medaille des Sultans Mahomed II. mit. Giovanni Boldu ist der Verherrlicher der Künstler und der Gelehrten, Guidizano überliefert das Bildnis des gewaltigen Feldherrn der Republik Bartolommeo Colleoni, dessen Züge Verrocchio in dem Reiterdenkmal vor S. Giovanni e Paolo bis zur Unkenntlichkeit idealisiert hat. Die Beamtenschaft findet ihre besten Porträtschilderer in Fra Antonio Brix.(ianus) und Vittor Gambello, der sich selbst antikisierend Camelius (nach dem Arzte Kaiser Augustus') zeichnet. Er gehörte zu den Hauptstempelschneidern der Münze und hat daher auch geprägte Medaillen angefertigt.

Die Arbeiten aller dieser Künstler, die bis ins erste Drittel des XVI. Jahrhunderts hinein leben, zeichnen sich durch hohe technische Vollkommenheit aus. Das Relief ist flach, an den Rändern leicht in den Grund verschwimmend. In immer engerem Anschluß an die Antike kommt eine kalligraphische Linienschönheit auf; das Nackte hat schon praxitelische Schwellung und Weichheit. Die Porträts (besonders bei Fra Antonio Brix.) zeigen die nüchterne Treue römischer Münzvorbilder; die Erfindung auf den Rückseiten ergeht sich ebenfalls gern reproduzierend in dem Bekenntnis antiker Vorbilder. Eine



Bartulus Talpa (?): Giulia Astalla.

stattliche Anzahl anonymer Meister mehrt den Reichtum an venezianischen Schaumünzen nicht nur quantitativ, sondern auch künstlerisch.

In Florenz, dem zweiten großen republikanischen Gemeinwesen, lagen die Verhältnisse für eine reiche Entfaltung der Medaillenkunst noch günstiger als in Venedig. Hier beanspruchte jedermann seine Medaille. Den zusammenschmelzenden alteingesessenen Adel überholte schnell ein emporkommender Reichtum. Dieser Kaufmannsaristokratie mit den Medici an der Spitze haftete etwas Parvenümäßiges an. Den selben Zug, sich rücksichtslos emporzubringen, findet man in der ehrgeizigen und unter sich eifersüchtigen Gesellschaft der Humanisten, aus der so viele Staatsmänner hervorgegangen sind. Hier in Florenz emanzipiert sich auch die Frau von dem orientalischweichen Haremsdasein der venezianischen Damen. Und so erscheint das Frauenbildnis auf den Florentiner Schaumünzen häufiger als auf denen irgendeiner anderen Stadt. Die Erschütterung der Medicimacht durch die Pazzi-Verschwörung, die religiöse Gärung unter Savonarola, der Einmarsch der Franzosen unter Karl VIII. werden als historische Ereignisse schärfer empfunden als die Feste, zu denen die düstere Stadt nicht jene unvergleichliche Kulisse bot wie etwa Venedig. Und derselbe historische Sinn verlangt auch die Verherrlichung der Vergangenheit, hält das Gedächtnis frisch an „jene wunderbaren Sonnen, welche diese Sprache erleuchtet haben“, wie Lorenzo Medici schrieb, an Dante, Petrarca, Boccaccio.



Niccolò di Forzore Spinelli: Lorenzo de' Medici.



Niccolò di Forzore Spinelli: Revers der Medaille des Lorenzo de' Medici.



Niccolò di Forzore Spinelli: Giovanna Albizzi.

Die früh erreichte hohe Blüte der Florentiner Skulptur, die technische Vollendung des Bronzegusses, unter Meistern wie Ghiberti, Michelozzo, Pollaiuolo, Verrocchio hätte nun auch, wie man meinen sollte, die Florentiner Medaillistik auf eine besondere Höhe heben müssen. Dem ist aber keineswegs so. Die Großen scheinen überlegen und geruhsam die Pflege der Kleinplastik geringeren Kräften anheimgestellt zu haben. Die neueste Kritik hat alle hellklingenden Namen aus der Liste der Florentiner Medailleure gestrichen. Als Chorführer der übrigen, von einer Zahl anonymer Meister fast erdrückend umdrängt, steht Niccolò di Forzore Spinelli da. In Antwerpen von Memlings Hand ist sein Bildnis zu sehen. Sein vielgliedriges Werk ist typisch für das, was Florenz im letzten Drittel des Quattrocento auf dem Gebiete der Medaille leisten konnte. Die bildliche Wiedergabe zeigt die rücksichtslose Schärfe der Naturbeobachtung, die der Florentiner Plastik eigen ist; stark tritt das Relief aus dem Grunde heraus. Aber, wie vielfach in jener Zeit, bleibt auch hier der Künstler an der Oberfläche, der Haut haften. Die Steigerung ins Heroische, die Verklärung zum Poetischen, wozu die Frauenbildnisse wohl auffordern konnten, wird vermißt. Und vollends zeigen die Kehrseiten einen geringen Aufwand an Phantasie, der sich bis zu nachlässiger Gleichgültigkeit steigern kann. Man hält sich nicht mit Gruppenkompositionen auf, und trifft man gelegentlich darauf, so hat man Nachbildungen der Antike vor sich. So ist z. B. auf der Medaille der Giovanna Albizzi die Gruppe der drei Grazien dem antiken, im Dom zu Siena befindlichen Marmor nachgebildet. Auch Erinnerungen an zeitgenössische Meister werden übernommen; der Herkules auf der Bentivoglio-Schaumünze geht auf Antonio del Pollaiuolo zurück. Manche der beliebten Einzelfiguren zeigen nahe Stilverwandtschaft mit Botticelli und Filippino. Die Beziehung von Avers und Revers ist so gelockert, daß die gleiche Kehrseite für ver-



Niccolò di Forzore Spinelli: Rückseite der Medaille der Giovanna Albizzi.

schiedene Vorderseiten verwandt worden ist. Dem geringen Aufwand an Phantasie entspricht eine derbe, oft flüchtige Modellierung. Mit Nacharbeiten und Ziselieren hält man sich nur in seltenen Fällen auf.

Der Versuch, den überraschend großen Rest anonymer Stücke dem Niccolò Fiorentino zuzuschreiben, ist nicht in allen Teilen gelungen. Die Stildifferenzen wollen sich nicht überall ausgleichen lassen. Keine Entwicklungslinie ist zu finden, die von der derben Kraft der Lorenzo Medici-Medaille zu der zierlichen Anmut der auf Filippo Strozzi führte. Ungefähr in demselben Jahre 1490 entstanden, müßten sie weit geringere prinzipielle Unterschiede der technischen Behandlung aufweisen, um für Guazzalotti, von Geburt ein Pratese, war kein eigentlicher Zünftler. Lange Jahre versah er das Amt eines päpstlichen Skriptors und zog sich endlich, behaglich seiner Kunst lebend, in die einträgliche Sinekure eines Kanonikats nach Prato zurück. Dort richtete er sich eine Gießhütte ein, in der er auch für andere z. B. für Bertoldo nachweislich Güsse ausgeführt hat. Ihm danken wir die Porträtgalerie der großen Frührenaissance-Päpste von Nicolaus V. bis Sixtus IV. Nur einmal, mit Paul II. ist die Reihe unterbrochen. Ein Blick auf Guazzalottis zehnteiliges Werk belehrt, wie wenig man ihn sich etwa als einen künstlerisch dilettierenden Protégé der Kurie vorzustellen habe. An äußerer Wucht der





Andrea Guazzalotti: Avers und Revers der Medaille Papst Sixtus IV.

einen und denselben Meister in Betracht zu kommen.

Neben Niccolò Spinelli ist noch Bertoldo, der Donatello-Schüler, tätig. Ihm verdanken wir u. a. die beiden Gedenkmünzen, die Lorenzo zur Erinnerung an die Pazziverschwörung (1478) herstellen ließ. In absonderlicher, unorganischer Komposition zeigt der Künstler die Porträtköpfe des Lorenzo und des ermordeten Giuliano frei im Raume über den alten Chorschranken des Domes, vor denen der Überfall und das Gemetzel stattfand.

Ein dritter Meister der Schaumünze in Florenz hat früh seine Tätigkeit nach Rom verlegt und seine Kunst fast ganz in den Dienst der Päpste gestellt. Andrea Charakteristik dem Forzore nicht gleich, teilt er mit ihm doch die Merkmale der Florentiner Schulherkunft. Er verzichtet gelegentlich auf Originalität und macht frischweg Entlehnungen bei Pisanello und bei Sperandio. Er antikisiert wie Bertoldo und wagt sich, sehr zum Unterschiede von Niccolò Forzore, an umfängliche und schwierige Kompositionen, bringt eine antike Opferdarstellung, einen figurenreichen Triumphzug. Sein Bestes gibt er in der Medaille Sixtus' IV. mit der in zierlicher Nacktheit über Waffen, Galeeren und Gefangenen auf eine Säule gestützten Constantia. Die Ornamentik des päpstlichen Ornats, die Durchbildung des Nackten auf der Kehrseite zeigen seine sorgfältige und




Caradosso: Vorder- und Rückseite der Medaille des Bramante.

geschickte Hand, verraten zugleich etwas von der zärtlichen Liebe dessen, der über das Berufsmäßige hinaus der Kunst als ein wahrer Liebhaber, ein Dilettant im Sinne der italienischen Kultur, ergeben ist.

Die gute Tradition der Gußmedaille hat Florenz im Cinquecento länger zu wahren gewußt, als die übrigen Städte. Das Beste in dieser späten Zeit stammt von Francesco da San Gallo. Benvenuto Cellini ergeht sich auch in den Schaumünzen mit oberflächlicher Eleganz; das schöne Greisentum des Kardinals Pietro Bembo gelang ihm besser als der auf den römischen Imperator in kleinlicher Weise stilisierte Kopf des Herzogs Ercole II. von Ferrara. Aber die Rückseite mit dem munter anspringenden Pegasus symbolisiert doch gar zu dürftig die poetischen Verdienste des Kirchenfürsten. Eine besonders üppige Nachblüte erlebte die Florentiner Medaille noch in dem aus Sienas Umgegend stammenden Pastorino de' Pastorini. Ein Liebling der vornehmen Gesellschaft seiner Zeit, kommt er der Diskretion der Vornehmen weit entgegen und versteckt nicht selten in dem reichen Kostüm vieles, worauf historische Neugier gerechten Anspruch erheben darf.

Weit steht Rom hinter Florenz und Venedig zurück. Der stolze vielgliedrige, römische Adel verhielt sich ablehnend gegen die Medaille, und ihre Pflege blieb allein der päpstlichen Kurie vorbehalten. Hier in Rom entwickelte sich die Medaillistik im engsten Anschluß an die Goldschmiedekunst und an die päpstliche Münze. Aber „das Paradies der Goldschmiede", wie Rom im Künstlermunde damals hieß, verstand wieder einmal nur herbeizuziehen und zu zentralisieren, nicht selbst hervorzubringen. Aus dem alten Stammlande der Schaumünze, aus Oberitalien, wanderten die Künstler zu, und Caradosso ist der Name, der den größten Glanz um sich verbreitet hat. Der Zusammenbruch der Sforza-Herrlichkeit in Mailand führte Cristoforo Foppa, wie er eigentlich hieß, mit seinem Freunde, dem Architekten Bramante nach Rom. Hier entfaltete er um die Wende des Jahrhunderts, vornehmlich unter den beiden großen Renais-




Leone Leoni: Vorder- und Rückseite der Medaille des Michelagniolo.



Florentiner Meister um 1490.
Vorder- und Rückseite der Medaille des Filippo Strozzi.

sancepäpsten Julius II. und Leo X., eine vielseitige Tätigkeit, in der seine Schaumünzen nicht an Schönheit, wohl aber an Masse sehr hinter seinen geprägten Münzen zurückstehen. Caradosso hat wohl das beste Bild des papa terribile, Julius II., aus den ersten Jahren seines Pontifikats, 1506, überliefert, das den gewaltigen Kopf in seiner gedrungenen Rundung zeigt, ehe noch der eisengraue Vollbart die Silhouette umgestaltete. Seine antikisierende Geschmacksrichtung verrät Caradosso besonders auf der Schaumünze Bramantes, wenn er das nackte



Gaspare Mola: Großherzog Cosimo II. von Florenz.

Brustbild des Freundes vorführt. Auf dem Revers ist die Architektur dargestellt und im Hintergrunde San Pietros Bau, wie ihn Bramante schaffen wollte: als Zentralkirche mit einer flachen, in Stufenringen aufsteigenden Kuppel und zwei mächtigen Ecktürmen. Ohne diese Rückseite, die auf der Giuliomedaille, noch größer wiederholt ist, hätten wir keine so deutliche Vorstellung von dem ersten Entwurf, den Michelagniolo „die Wahrheit" bewundernd genannt hat.

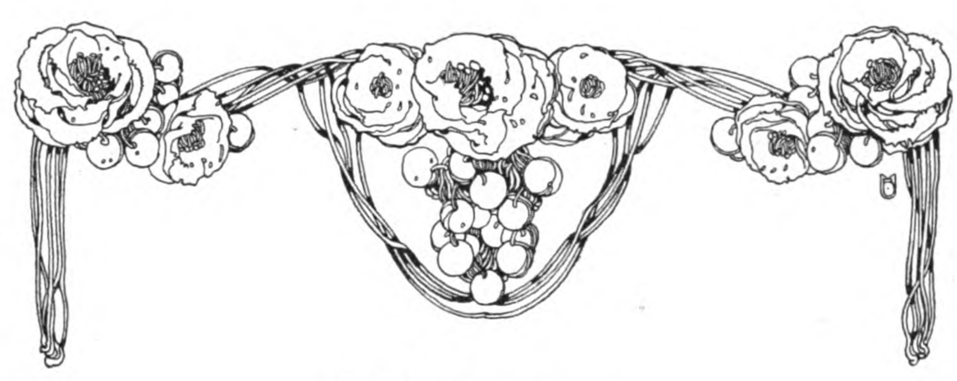
Mit den geprägten Medaillen, die Caradosso schuf, tritt seine Person schon unter die zahlreichen Figuranten, die der Epilog der Geschichte der Schaumünze vorführt. Hundert Jahre nach Vittore Pisano, etwa von 1530 ab, verschwindet die gegossene Medaille aus der Kunstgeschichte. An der Geschicklichkeit der Prägemeister, Münzwardeine und Stempelschneider geht mit schnellen Schritten die gute Tradition zugrunde. Wohl wetteifert das Negativ, das dem Prägestock eingegraben wird, an Weichheit der Übergänge, an Genauigkeit der Formen, an differenzierter Stofflichkeit erfolgreich mit dem bisher geübten Bossieren in Wachs. Aber für den empfindlichen Geschmack ist der Umriß zu genau, die Form zu präzis, und das Beste, das unbeabsichtigt Persönliche, verwischt. Etwas Maschinenmäßiges haftet diesen Kunstwerken an, und ihre Meister scheinen alle in der gleichen Werkstatt zu gleicher Vollkommenheit ausgebildet. Man merkt auch hierin, wie die Zeit sich gewandelt hat. Das Leben dieser Künstler ist oft fesselnder als ihre Arbeiten, während es früher, im Quattrocento, umgekehrt war. Man traut

ihnen auch nicht unbedingte historische Treue mehr zu. Leone Leonis Schaumünze des achtundachtzigjährigen Michelagniolo, zu der der Meister selbst die Rückseite, den blinden, von seinem treuen Hunde begleiteten Greis, angab, zeigt noch nichts von Manieriertheit oder von Verfall. Das ergreifende Bild des weltabgewandten Alten, der nur noch lebte „wie eine Hummel in eines Kruges Höhle brummt", ist Leoni freilich schuldig geblieben. In den Fürstenbildnissen macht sich allenthalben die zeremonielle Versteifung des Hoflebens bemerkbar. Den beiden mediceischen Bildnissen des Gasparo Mola gegenüber ist schon ein sicherer Geschmack vonnöten, um sich nicht von den koketten Virtuosenkünsten in der Behandlung alles Äußerlichen, der Frisur, der Spitzenkragen, des Harnisches verblüffen zu lassen.

Der Schwankende wird immer wieder den Blick zurückwenden müssen zu dem ersten und einzigen Großmeister dieser Gilde, zu Vittore Pisano. Seine Arbeiten werden stets den Maßstab abgeben für die Beurteilung aller andern. Freilich genügt es nicht, etwa wie in Museen, durch die spiegelnden Vitrinen hindurch diese Meisterdinge anzuschauen. Man muß mit ihnen verkehren können, wie die alten Sammler, wie noch Goethe es getan hat. Erst in freier Hand, je nach den Erfordernissen des Reliefs dem Lichte mehr oder weniger zugewandt, erhalten diese Kostbarkeiten ihr starkes und frohes Leben. Es ist ein eigenes beseligendes Gefühl, sie zu halten, zu wenden, sie unter immmer neue Beleuchtungsbedingungen, zu stellen, bis die günstigste gefunden ist, die alle Schönheit offenbart.



Gasparo Mola: Maria Magdalena von Österreich, Gemahlin Cosimo II. von Florenz.



Indisches Leben.

Von

W. Fred.

Man hat nicht nur jenen geographischen Wendekreis, die gewissen 23 1/3 Grade überschritten und sich allmählich dem berühmten Strich des Äquators bis auf etwa ein halbes Dutzend Grade genähert, wenn man nach Indien und Ceylon gekommen ist. Man ist auch dem Reiche mehr oder weniger gleichförmiger Lebensgewohnheiten entronnen, und das Leben, das der Reisende, der Beobachter in den ersten Wochen wenigstens, spürt, ist nichts als ein großes Staunen über eine fremd geheimnisvolle Welt. Wohl geht er in Bombay oder in Calcutta noch an einigen Luxusläden vorbei, in denen europäische Waren verkauft werden, wohl begrüßt ihn derselbe Hoteldirektor, den er zwei Jahre früher an der Riviera gesehen hat, aber zwanzig Schritte von der Hauptstraße fängt ein Leben an, dessen treibende Kräfte ebensogut wie dessen naive Äußerungen von dem unseren eine weit größere Distanz haben als irgendein Klassenunterschied innerhalb des europäischen Lebens sie bringen könnte, sie je gebracht hat. Hier ist nicht ein Zustand, dem man durch die Vergegenwärtigung der Vergangenheit unserer Rassen näher kommen kann, hier ist ein anderer Kreis der Taten und Gefühle.

Alles ist anders. Diese Menschen atmen anders, sie essen anders, sie arbeiten anders, die Wurzeln ihrer Sprache haben nirgends eine Berührung mit denen der unseren, die Windungen ihrer Gehirne scheinen anders gebaut, ihre Sinne geben andere Reflexe, und man muß sich von Zeit zu Zeit einen gewaltigen Ruck geben, um überhaupt noch das gemeinsame Band des Menschentums zwischen ihnen und uns anzuerkennen. Wie das überhaupt mit der Humanität und den gleichen Rechten aller Rassen im indischen Leben ist, davon wird man später einiges in aller Ruhe und ohne alle ethische Prätentionen anhören müssen. Man sieht also den Inder ein Leben führen, das fürs erste überhaupt unbegreiflich ist und für das wir auch später — dann, wenn wir seine Einzelheiten wissen, Zusammenhänge allmählich erfaßt haben — doch das eine Gefühl haben, daß wir es nie führen könnten. Es sind Menschen unserer Zeit Japaner geworden, weil sie die Kultur dieses Landes im Bereich ihrer Möglichkeiten und die Zustände dieses Landes in der Verlängerung ihrer eigenen Daseinsperspektive erkannten. Aber es ist unmöglich, daß je ein Europäer ein Inder wird. Nichts vermag ihn dazu zu reizen, aber was wichtiger ist, keine Begierde, kein Wunsch, kein äußerer Vorteil wäre stark genug, um ihm einfach die Möglichkeit dazu zu geben. Und diesem Verhältnis entspricht es auch, daß der Hindu bis hinauf zu recht hohen Entwicklungsstufen das Leben des Europäers nicht zu erfassen vermag. Es interessiert ihn allerdings nicht sonderlich, oder doch nur soweit es seine kommerziellen Vorteile berühren kann. Eher verachtet er's. Aber selbst in einem Verhältnis, wie es zum Beispiel ein Diener zu seinem Herrn hat, wird man immer wieder die Beobachtung machen, daß es der Natur dieser Menschen einfach versagt ist, irgendwelche Grundzüge und bestimmende Motive unserer Art zu leben, zu

verstehen. Der Hindu wird immer nur wissen, und auch das nur im besten Falle, was man ihm positiv gesagt hat.

Indien ist dicht bevölkert von den dunklen Menschen, es leben zwischen 300 und 400 Millionen Eingeborene da, und dieser Riesenziffer steht die geringe Zahl von etwa 150 000, höchstens 200 000 Europäern — die Garnisonen inbegriffen — gegenüber. Und doch gilt in diesem Lande offiziell nur, was der Weiße gesagt hat. Gilt, soweit es sich um Verfassung und Gesetz handelt, gilt, soweit es sich um die Gegenden handelt, in denen weiße Menschen leben. Denn man darf sich nicht vorstellen, daß ganz Indien sozusagen kolonisiert ist; es gibt große Landstriche, in die der Engländer nie seinen Fuß gesetzt hat, in denen sein Leben jederzeit gefährdet wäre und in denen vermutlich selbst jene, von uns barbarisch genannten Religionsgebräuche, Witwenverbrennung und Kinderermordung, gelegentlich noch weiter geübt werden, die in dem europäisch durchsetzten Indien ebensogut durch die Staatsgewalt wie durch die allmählich fortschreitenden ökonomischen Änderungen, also durch Zivilisation doch verdrängt worden sind. Neben diesem Komplex von Gesetzen und offizieller Kultur herrscht aber heute wie vor vielen Jahrhunderten ein Leben, ein Kreis von Gebräuchen, der unveränderlich das festeste und wirkungsreichste Besitztum einer großen Rasse ist und der ihr Schicksal so gut wie ihre Zukunft bestimmt. Dieser Kreis von Gebräuchen ist gegeben durch die Religion. Indien ist das Land, wo Religion noch gelebt wird. Hier ist sie keine Angelegenheit der Weltanschauung, keine Furcht geringer Menschen in unglücklichen oder entscheidenden Stunden ihres Lebens, die man dann beiseite schiebt, um ein praktischeres Dasein zu führen, das mit dem lieben Gott wenig zu tun hat; hier ist sie keine Theorie, keine Stärke und keine Schwäche, sondern einfach jene bestimmende Kraft, die alles auf seinen Platz rückt. Religion ist hier Rasse. Hindu kann ja in der Tat niemand werden. In unserer Zeit der Entwicklungen kann schließlich jeder ein Christ, ein Jude, ein Buddhist werden: aufrichtig, aus innerer Überzeugung heraus, ebensogut wie äußerlich, um einem Vorteil nachzulaufen, einem Schaden zu entrinnen. Als Hindu muß man geboren sein. Für jenen Teil der Bevölkerung also, der den Hinduglauben hat, gibt es, solange er nicht zum Christentum oder Atheismus kommt, eine von vornherein gegebene Weltanschauung, die fast nuancenlos ist, einen von vornherein gegebenen Beruf, einen Stand und nur eine Möglichkeit der Entwicklung, nämlich die, herabzukommen, zu sinken, ein Paria zu werden. Denn man wird mit seiner Kaste geboren. Wenn einer nach Indien kommt, dann weiß er aus der Schule, aus den Grubeschen Geschichtsbildern, oder, um ernsthaft zu sein, aus irgendeinem wissenschaftlichen Buche, daß es bei den Hindus Kasten gibt. Vier Kasten: die Priester, die Krieger, die Kaufleute und die Arbeiter. Und man hat das im Gefühl als eine theoretische Sache, irgendein Überbleibsel, das vielleicht noch fortwirken mag. Aber im Lande selbst spürt man dann, spürt es an der eigenen Haut, daß die Kaste durchaus nichts Oberflächliches, nichts Äußerliches und nichts Theoretisches ist und daß es weit mehr als vier Kasten gibt. Diese vier Kategorien sind nur die großen Einteilungen, die für die Religionsbräuche und für gewisse Lebenstätigkeiten wichtig sind, aber innerhalb jeder dieser vier Kasten gibt es unzählige Zwischenabteilungen; zurzeit rechnen die Gelehrten über 2000 verschiedene Kasten aus, die jede eine feste Körperschaft bilden, von ihren Anhängern ein gewisses Niveau verlangen und jedes Herabsinken unter dieses Niveau mit dem Verlust der Kaste bestrafen. Das klingt nun für uns etwas leer. Ja, man verliert also seine Kaste, was geschieht dann? Für den Hindu ist das eine sehr ernsthafte Sache, nicht nur etwas, was unserem „aus der Gesellschaft ausgestoßen werden“ entspräche. Erstens bedeutet die Kaste in den meisten Fällen den Beruf, die Ausscheidung, um nationalökonomisch zu sprechen, oft genug Aussperrung, Boykott. Man nehme ein Beispiel. Eine Kaste, sagen wir die der Wasserträger, verbietet nach Religion und Tradition ihren Angehörigen jegliches Berühren unreiner Dinge, also z. B. des Unrats, unreiner Flüssigkeit auf der Straße oder im Hause. Irgendein Wasserträger, von einem Europäer angestellt, berührt nun einmal solchen Unrat, weil ihm das aufgetragen worden ist und er seinen guten Platz nicht verlieren will.

Er wird dabei gesehen, und von diesem Tage an kennt ihn kein Wasserträger mehr, reicht ihm niemand die Hand, ißt niemand mehr mit ihm an einem Tische, verlangen oft genug die übrigen Hindudiener seine Entlassung oder erschleichen sie; es heiratet niemand mehr seine Tochter, ja der Brahmine verbietet ihm, seinen Gott anzubeten. In Wirklichkeit ist noch heute ein Hindu in dem Augenblick, wo er seine Kaste verloren hat, ein ausgestoßener Mensch, es bleibt ihm nichts anderes übrig, als den Versuch zu machen, sie wieder zu erwerben, was in den allermeisten Fällen für ihn den materiellen Ruin bedeutet; denn die Brahminen gestatten ihm die Wiedererlangung seiner Kaste nur gegen Geldzahlungen, die ihn auf Jahrzehnte den Wucherern ausliefern. Was die Kaste bedeutet, zeigt nicht allein die Arbeitsteilung, die ja dem Europäer das Einleuchtendste ist. Man hat eine gewisse Zahl von Dienern und findet sofort heraus, daß jeder etwas anderes tun darf, und daß es nur zum Teil Faulheit, Trägheit ist, in der Hauptsache aber doch tatsächlich die Angst, die Kaste zu verlieren, die das eine erlaubt und das andere verbietet. Der Hindu darf, er mag noch so hungrig sein, nichts essen, was nicht zu mindest von einem Mann seiner Kaste zubereitet ist. Nur was die Brahminen, also die Priester, kochen, darf das ganze Volk essen. Man findet deshalb überall da, wo Nahrung verkauft wird, daß ein Brahmine der Koch ist, und ich habe nie meinen Diener auf der Reise das Zuckerzeug oder die Reiskörner, die meine Nahrung waren, annehmen sehen, bevor er sich vergewissert hatte, daß ein Brahmine die Dinge bereitete. Ja mehr als das. Wenn zwei Hindu sich treffen, fragt einer den anderen: „Wer bist Du?“ Eigentlich so wie die alten Griechen bei Homer, nur daß die Frage nicht nach dem Geschlechte geht, dem Vater, den Ahnen, sondern was im wesentlichen dasselbe ist, nach der Kaste. Und wenn es auch in unserer Zeit, wo die äußeren Notwendigkeiten selbst in Indien gelten, in den meisten Fällen dahin kommt, daß die Leute der verschiedenen Kasten dennoch weiter miteinander reden, so ist es jetzt doch auch die Regel, daß ein Gespräch, wenn es sich nicht klar und einfach um ein Geschäft handelt, zwischen Indern der verschiedenen Kasten nach dem Abstande zwischen beiden deutlich nuanciert vor sich geht. Die modernen Dinge, die Eisenbahnen vor allem, haben da natürlich manches geändert. So bestimmt die Religion, daß man nicht auf einer Bank sitzen darf mit dem Manne einer niedrigeren Kaste, ebenso verlangt sie natürlich, daß die Männer und Frauen hermetisch voneinander abgeschlossen sind. Das alles geht aber in einem Lande nicht mehr, das die Eisenbahn kreuz und quer durchzieht, und unter einem Volke nicht, das bei aller seiner Trägheit eine seltsam starke Lust an der Veränderung hat. Die III. Klasse der Eisenbahn ist immer überfüllt von Hindus, sie ernährt den ganzen Betrieb, und da ist es nun selbstverständlich, daß auf derselben Bank, in dasselbe enge Coupé zusammengedrängt Brahminen und Arbeiter, Kaufleute und Parias sitzen. Ja, Parias, das muß man nämlich ganz deutlich betonen, das ist die fünfte Kaste, denn der Arbeiter, das Glied der vierten Kaste, hat noch ein aristokratisches Lebensgefühl, er hat noch etwas zu verlieren, er kann noch ausgestoßen, ein Paria werden.

Die Moral der Kaste wird man bald verstehen. Sie heißt: „Du kannst nur fallen und nie steigen.“ Denn niemand vermag, weder durch gute Taten, noch durch Erwerben von Reichtümern, noch durch seine persönlichen Qualitäten aus einer Kaste in eine andere aufsteigen. Menschen können Fürsten werden, Rajhas, Maharajhas, aber sie behalten jene Kaste, die ihr Geschlecht seit Hunderten von Jahren gehabt hat. Der Fürst eines Staates, dessen Einkommen nach vielen Millionen zählt, kann — und das ist ein gar nicht vereinzelter Fall — in Indien sozial viel tiefer stehen als irgendein bettelnder Brahmine, und sein Sohn, der Prinz, der in London im Eton College erzogen wird, erhält zu Hause von dem Brahminen, an dem er vorbei geht, einen Blick, der ihm seinen Platz tief unten anweist. Alle Versuche, das zu ändern, die von manchen reichen Fürsten natürlich gemacht worden sind, mußten bisher mißglücken, weil zwar irgendeine äußerliche Verordnung, eine Abmachung mit einem Brahminen bestimmen kann, daß die Kaste gewechselt worden ist, das Gefühl des großen Volkes aber ein solches Avancement nicht zugibt. Nur verlieren mag man seine Kaste, ver-

lieren, wenn man eine der unzähligen Vorschriften aus uralter Zeit vernachlässigt, deren Sinn zumeist das Errichten einer chinesischen Mauer um diese Rasse gewesen ist. So verliert der Hindu seine Kaste, wenn er übers Meer fährt, verliert sie also, wenn er nach England geht. Nun hindert das natürlich nicht, daß so und so viele Fürsten, Großkaufleute, vor allem aber die große Zahl der Hindus, die Beamte werden wollen, nach England gehen, aber sie müssen sich immer äußerst merkwürdigen Zeremonien bei ihrer Rückkehr unterziehen und vor allem ordentlich dafür zahlen, daß sie die Kaste behalten dürfen. Diese ganze Kastengesetzgebung ist, wie man sieht, als ein Staatssystem nach den Wünschen der herrschenden Klassen, vor allem aber der ersten, der Brahminen, entworfen. Zwanzig Millionen Brahminen gibt es in Indien, und mit verhältnismäßig natürlich ganz wenigen Ausnahmen, die von der neuen Zeit erweckt worden sind, arbeitet kein Brahmine etwas. Er sitzt im Tempel, er stellt für seine Gemeindekinder das Horoskop, gibt ihnen Ratschläge und läßt sich ernähren. Es ist seiner Religion nach sein Recht, in der Tat die Pflicht jedes Hindus, den Brahminen zu füttern und zu kleiden. Was immer er tut, muß teuer bezahlt werden, und er ist es, der mit eiserner Gewalt das Kastensystem aufrecht erhält. Die englische Regierung hat zu diesen Dingen sowie eigentlich zu allen, die Herrschaft und den Handel nicht tangierenden Angelegenheiten des Landes dieselbe Stellung: sie kümmert sich nicht um sie; d. h. sie läßt die Leute auf ihre Art selig werden und mischt sich, soweit nicht die politischen Interessen gestört werden, in nichts, was mit Religion, Tradition, Sittlichkeit zu tun hat. Ein paar Brutalitäten sind verboten worden, aber im übrigen dürfen die Parsis ihre Leichen von den Geiern fressen lassen, die Hindus soviel lebende Tiere opfern, als es ihnen Spaß macht, und die Brahminen das Land solange auswuchern, als trotzdem die Steuern an die englische Regierung pünktlich eingehen. Ja in den meisten öffentlichen Einrichtungen wird auf diese Dinge Rücksicht genommen: in der Eisenbahn gibt es besondere Verschläge für Frauen; bei Quarantänevorschriften ist vorgesehen, daß kein weißer Mann eine schwarze Frau berühren darf, und in den Gefängnissen sind die Menschen der verschiedenen Kasten voneinander getrennt, wird kein Mensch gezwungen, Nahrung zu sich zu nehmen, die er nach dem Gebrauche seiner Kaste nicht genießen darf. Und auch bei der Aushebung des einheimischen Militärs nimmt die englische Regierung auf die Kaste soweit acht, daß sie fast ausschließlich Männer aus der Kriegerkaste — soweit es sich um Hindus handelt — einreiht. Natürlich nicht um einem Gefühl der Hindus zu schmeicheln, sondern weil diesen Menschen der Fleischgenuß erlaubt ist und sie deshalb im Gegensatze zum übrigen Volk muskulös und widerstandsfähig sind. In diesem einen Falle ist die in Indien sehr akute Frage gelöst, wie sich die Kasten, deren Berufe aufgehört oder den Sinn gewechselt haben, neu ordnen sollen.

Die Wirkung des ganzen Systems ist der Verfall der Rasse. Da keiner in die Höhe kann, strengt sich niemand an; keiner hat das Bedürfnis zur Entwicklung, da die äußerste Energie, die überhaupt aufgewendet wird, höchstens dazu dienen könnte, auf demselben Niveau zu bleiben, auf dem man bisher gewesen ist. Deshalb hat England Indien erobern können, deshalb vermag es diese 300 Millionen fest zu halten und deshalb geht die sogenannte nationale Propaganda nicht über den geringen Kreis der wissenschaftlich Erzogenen hinaus. Gewiß, durch die Schulen und Universitäten, die England mit nicht leichtem Herzen, von Tag zu Tag immer zögernder errichtet, durch den ständigen Wechselverkehr mit weißen Menschen schleifen sich allmählich, aber doch mit einer zähen Langsamkeit gewisse Dinge ab. Vor allem ist das Korrektiv gegen die niedrige Kaste gefunden worden. Was Reichtum, persönlicher Besitz früher nur in ganz unzulänglichem Maße dem Tiefgeborenen vermitteln konnte, nämlich Ansehen, das gibt nun eine Anstellung bei der Regierung, jenes ominöse C. S., Civil Service, das man dem Namen vorsetzt. Mag es nun der Posten eines Bureaudieners oder der eines Postbeamten, die Stellung als Verwaltungsbeamter oder als Richter bei dem höchsten Gerichtshofe sein — „C. S." gibt dem Hindu zwei Möglichkeiten: soweit er korrupt ist, und neun Zehntel sind es, Summen zu verdienen, die bei anderen Be-

rufen gar nicht im Bereiche seiner Möglichkeit liegen und in jedem anderen Falle doch immer einen Nimbus, der oft genug und in Städten immer dem des Brahminen gleichkommt. Im Civil Service zu stehen, ist für die meisten Hindus der größte Traum, nicht nur weil diese Posten sehr gut bezahlt sind, sondern vor allem, weil so der Paria der Verachtung ausweicht, die ihm sonst nie erspart bliebe. Zwar hört die Kaste auch im Amt nicht auf; der Chef eines Postbureaus, der aus der dritten oder vierten Kaste kommt, steht im Augenblick, wo er sein letztes amtliches Wort gesprochen hat, weit tiefer als irgendein Briefträger, der Brahmine ist. Aber mit diesen Stellungen ist doch dem Hindu ein Ziel gegeben, das die Entwicklung der Geisteskräfte und die Anspannung der Energie verlohnt und deshalb reizt und erfordert. Der Drang der Bevölkerung zu den Schulen, die zu solcher Stellung führen, ist denn auch ungeheuer. Bis zu Undergradutes kommen fast alle, mit M. A. kann man durch das ganze Land jeden kleinen Posten besetzen, den man will. In Agra hat mir ein College Director gesagt, wenn ich als Stubenfeger einen Magister Artium haben will, so ist da nicht die geringste Schwierigkeit. Weiter als bis zum M. A. kommen nicht mehr viele. Aber immerhin für jede Stellung, für die eine gewisse Prüfung als Bedingung verlangt wird, gibt es eine große Zahl von Bewerbern unter den Hindus. In den Schulen hört man immer wieder, daß im Alter zwischen 12, 16 und 17 Jahren kein Weißer so befähigt zum Lernen ist wie die Hindus, aber das schneidet plötzlich ab, wenn diese Zeit einer jähen Entwicklung vorbei ist, und was bedenklicher ist, die Hindus können mit dem, was sie erlernt haben, meist nichts anfangen. Es fehlt ihnen die Fähigkeit, erworbene Kenntnisse in praktische Tätigkeit umzusetzen. Die einen sagen, daß sie der Initiative ermangeln, die anderen, daß es am Charakter liegt, an der mangelnden Festigkeit, am fehlenden Rückgrat. Die einen deuten es ins Sittliche um, die anderen ins Physische, aber sicher bleibt, daß nur ein geringer Teil der Beamten zu ganz selbständigen Stellungen vorrücken kann, was allerdings zum Teil auf die englische Politik, zum Teil jedoch auch auf die persönlichen Fähigkeiten dieser Menschen zurückgeht. Man muß ja allerdings sagen, daß es die Engländer den Hindus nicht allzu leicht machen. Dem Gesetz nach sind sie alle gleichberechtigt, dem Gesetz nach ist jede Stelle einer öffentlichen Konkurrenz zugänglich, wird jeder nach Maßgabe der freien Plätze angestellt, wenn er die nötigen Prüfungen abgelegt hat, aber der Zutritt zu den höchsten Posten ist eben nur nach Prüfungen möglich, die nicht in Indien selbst, sondern nur in England abgelegt werden können, und nicht zu viele haben die Mittel, ein bis zwei Jahre in London zu leben, auf die Hoffnung hin, daß sie die Prüfung bestehen werden. Dazu kommt, daß in den Jahren, in denen die Prüfungen abgelegt werden, die intellektuelle Blüte des Hindus allzu oft vorbei ist. Das Bestreben der nationalen Partei in Indien geht nun dahin, den fünf Universitäten, die das Land schon besitzt, das Recht zu geben, alle Prüfungen abzunehmen, weil sie sich dadurch leichtere Möglichkeit des Zutritts zu den höchsten Ämtern versprechen. Schon jetzt gibt es aber eine ganz stattliche Anzahl von Hindus, die in den Gelehrtenberufen tätig sind, große Ärzte, hohe und hochgeachtete Richter sind, was nicht hindert, daß eine starke Kluft zwischen ihnen und ihren weißen Kollegen besteht und wohl noch auf lange Zeit hinaus bestehen wird.

Trotz aller dieser gebildeten Menschen, bleibt der Gesamteindruck doch der eines noch ganz unzivilisierten Volkes, sowohl was das geistige als auch was das materielle, vor allem aber das moralische Leben betrifft, nämlich von uns aus gesehen. Denn trotz des Zulaufes zu den Schulen und Universitäten muß der Prozentsatz der Gebildeten zu den Ungebildeten ein sehr geringer bleiben. Die Statistik gibt an, daß unter 1000 Hindus 53 lesen können, natürlich nur ihre eigene Sprache, und daß unter 10000 68 Männer und sieben Frauen englisch, oder etwas, was man annähernd englisch nennen kann, sprechen und schreiben. Zu diesem Prozentsatz, der unter Hindus die ganze Bevölkerung meint, also auch die Muhammedaner, muß noch gesagt werden, daß in ihm auch die Parsis einbegriffen sind, die ausnahmslos englisch sprechen und schreiben können und deren Ausnahmestellung eigentlich diesen Prozentsatz erst hergestellt hat, der sonst

noch weitaus niedriger wäre. Was nun das Materielle betrifft, was ja eigentlich noch viel wichtiger ist als die Frage, ob die Leute englisch reden können oder nicht, so erstaunt man täglich von neuem über die unsägliche Primitivität aller Werkzeuge, über die Naivität, mit der noch heute Felder bestellt, handwerksmäßige Arbeiten ausgeführt werden. Nur ein einziges Werkzeug moderner Art ist in Indien eingedrungen, die Nähmaschine, die man allerdings in unzähligen Exemplaren und überall, selbst in den kleinsten Orten des Landes, in jenen Basaren sieht, wo Kleidungsstücke hergestellt werden. Sonst hat sich der Zivilisationseinfluß eher darauf beschränkt, alte Techniken vollständig aussterben zu lassen, vor allem jene, in denen es sich um den Luxus handelt, um kunstgewerbliche Gegenstände. Der größte Teil jener Stoffe, die das Volk benützt, wird einfach aus England oder auch aus Deutschland und Österreich durch den Export beschafft, weil das billiger ist als die im Lande traditionelle Herstellung mit der Hand und weil die grellen Farben, die gewöhnlichen Muster in der Fabriksherstellung dem Volke besser gefallen als ihre alten, schönen Dinge, die heute im Antiquitätenladen teuer bezahlt werden. Gewisse Gewerbe bleiben allerdings noch streng national, vor allem die Töpferei, weil sie eben so intensiv und unlöslich mit den Gebräuchen der Menschen zusammenhängt. Ein Volk, das kein Fleisch, keine Eier ißt, das sich von Zuckerzeug, wenigen Reiskörnern und vielen Arzneien ernährt, und das von der ganzen europäischen Kost nur das Sodawasser und das Eis angenommen hat, kann natürlich mit unseren metallenen und emaillierten Kochgeschirren ebensowenig etwas anfangen, wie mit unseren Herden. Man bleibt bei dem Tongeschirr, das in mannigfachen Formen vom Töpfer hergestellt wird, von jenem Töpfer, den auch das kleinste Dorf besitzt und der eine Art Gemeindebeamter ist, mehr oder weniger mit einem festen Einkommen angestellt, weil er eine Unzahl von Gefäßen tagaus, tagein herzustellen hat; denn es entspricht dem Wesen dieses Volkes, dem nichts verhaßter ist als die Dinge zu reinigen oder in Ordnung zu bringen, daß ein einmal gebrauchtes Tongefäß nur so lange bewahrt wird, als es noch Speisereste enthält. Dann wird es einfach zerbrochen und weggeworfen. Allerdings wird ja auch die Nahrung kaum je für einen Tag allein hergestellt, sondern in größeren Massen in dem Geschirr bewahrt und dann höchstens für den Gebrauch des einzelnen Tages etwas hergerichtet.

Das gewöhnliche Einkommen eines Arbeiters, also Taglöhners, Handwerkers, Dieners, Wasserträgers usw. wird auf 1 Anna täglich, d. h. auf etwa 8 bis 9 Pfennige geschätzt. Davon kann er leben. Eine Familie von 5 bis 6 Personen lebt von 3 Annas, also etwa 30 Pfennigen. Für 15 Rupees den Monat, d. h. für etwa 21 Mark kann man einen Buchhalter im Geschäft haben; der graduierte indische Doktor der Medizin, der dieselben Prüfungen abgelegt hat wie jeder Europäer, ist mit einem Monatsgehalt von 75 Rupees, also etwa 105 Mark vollständig zufrieden und baut auf dieser Basis sein Familienleben auf. Das sind nun nicht exotische Ziffern, die Mindestverhältnisse charakterisieren sollen, sondern der gute Durchschnitt. Diesen Summen entsprechen ja allerdings ganz ungeheuerliche Einkünfte der Fürsten und auch auf der anderen Seite Vermögen einzelner Leute, die auf 100 000 oder 150 000 Rupees geschätzt werden, deren Ausgabe aber weit unter den Zinsen dieses Vermögens zurückbleibt. (Schon hier muß angemerkt werden, daß die Verhältnisse bei Hindus und Muhammedanern ungefähr gleich sind, während sie bei den Parsis vollständig abweichen und sich immer mehr denen der Europäer annähern.) Man glaubt nun, nachdem man diese Einkommensziffern gelesen hat, daß die Armut des Volkes eben durch die Geringfügigkeit seines Erwerbes erklärt wird, und die Berichte über die Hungersnot, die alle paar Jahre eintritt, oder die Erinnerung an ganz verdorrte Menschen, die man gesehen hat, scheint einem mit dieser elenden Bezahlung menschlicher Arbeit zusammenzuhängen. In Wirklichkeit liegen die Gründe anderswo. Sein tägliches Leben kann der Hindu mit den paar Pfennigen seines Einkommens vollständig bestreiten, denn er hat ja keinerlei Bedürfnisse, wohnt in uneingerichteten Hütten, verbringt den größten Teil des Jahres im Freien, schläft auf armseligen Gestellen, kleidet sich

Waldwiese bei Tölz. Gemälde von O. Goebel †.

in lose Tücher und nährt sich von ein paar Reiskörnern oder fettem Zucker. Daß er ein Bettler ist, daß das ganze Land in der unglaublichsten Weise verschuldet ist und daß Wucherer eigentlich die wichtigsten Personen eines indischen Gemeinwesens darstellen, das hat seine Gründe in Ausgaben, die mit dem täglichen Leben eigentlich gar nichts zu tun haben. Diese täglichen Ausgaben sind die Feste, die man veranstaltet, die Geschenke, die die Götter und die Priester verlangen, die Wettleidenschaft, die das ganze Volk durchsetzt, die ganz persönliche Beziehung, die der Hindu überhaupt zum Geld hat, der bis in hohe Stände hinauf an ein Verzinsen nicht denkt, sondern das harte Metall in der Erde vergräbt, vor allem aber zwei sehr wichtige Verhältnisse des ganzen Landes, nämlich die Art des Grundbesitzes und die Ansprüche der Familie. Der Grundbesitz ist nämlich fast überall Landpacht. Der Hindu zahlt eine bestimmte jährliche Summe für die Benutzung des Erdbodens, und diese Summe steht in den meisten Fällen in keinem Verhältnis zu dem wirklichen Ertrag. Außerdem ist er bald gezwungen, Hypotheken auf den Besitz oder auf das Pachtrecht aufzunehmen, und arbeitet nach kurzer Zeit lediglich für seine Gläubiger. Dazu kommt der Generationenwucher. Ein Hindu hat sich im Jahre 1800 Geld geliehen und seine Ur-Urenkel zahlen heute für dieses Geld die Zinseszinsen, wie dieses ganze Jahrhundert hindurch die Zinseszinsen gezahlt worden sind, so daß das Kapital längst vielfach zurückgezahlt ist. Und zwar geschieht das nicht auf Grund irgendwelcher rechtlichen Verpflichtung, auf Grund der englischen Gesetzgebung, sondern einfach, weil sich die Kinder und Enkel verpflichtet fühlen, die Schulden ihrer Väter zu bezahlen. Aus den Familienzuständen aber wird man begreifen können, wie diese Schulden zustande kommen. Der Hindu verarmt, und sein ganzes Geschlecht geht zugrunde, wenn ihm eine Tochter geboren wird. Kein Mensch will infolgedessen Töchter haben und bis zum Eindringen der europäischen Zivilisation wurden gewiß drei Viertel aller weiblichen Kinder umgebracht, summarisch und öffentlich umgebracht. Heute, wo das Gesetz derlei verbietet, läßt ein Teil des Volkes die Kinder verkümmern, zu Krüppeln werden, und der Todesfall eines Mädchens ist in den meisten Fällen ein glückliches Ereignis. Denn während Knaben als Arbeiter dienen und sich ihr Leben irgendwie herausschlagen können, sind die Eltern verpflichtet, ein Mädchen bis spätestens zu ihrem 12. Lebensjahre verheiratet zu haben. Dazu bestimmt das Gesetz der meisten Kasten, daß Mädchen in eine höhere Kaste hinaufheiraten müssen, der Mann der höheren Kaste aber nimmt dieses Mädchen nur, wenn ihm eine stattliche Mitgift gegeben wird. Nun überlege man sich, was es für einen Mann, der mit seiner Familie von etwa 30 Pfennigen den Tag lebt, bedeutet, seine Tochter, wenn er eine hat, seine Töchter, wenn er mehrere hat, mit einer Mitgift, sagen wir nur von je 100 Rupees, auszustatten. Das bedeutet einfach das Einkommen von mehreren Jahren. Er besitzt es nicht und muß infolgedessen zum Wucherer gehen, der es ihm gegen Prozentsätze leiht, die bei uns kaum für Kavalierwechsel gezahlt werden.

Die indische Ehe, die ganze Beziehung dieses Volkes zum Erotischen, zur Frau, wird dem Europäer wahrscheinlich überhaupt nie ganz klar werden, man muß sich daher begnügen, ein paar Dinge davon aufzuschreiben. Der indische und muhammedanische Gebrauch gestattet die Vielweiberei; man darf bis zu vier Frauen haben. Man weiß nun, daß in ganz frühen Kinderjahren geheiratet wird. Jetzt, wo das englische Gesetz die Altersgrenze mit 12 Jahren festgesetzt hat, ist an die Stelle der wirklichen Verehelichung ein Verlöbnis getreten, das dem Gefühl des Hindus aber vollständig dasselbe bedeutet. Das Vollziehen der Heirat gab es ja früher de facto auch kaum vor dem 11. oder 12. Lebensjahre. Die Knaben blieben im Hause ihrer Eltern bis zu dieser Zeit, aber die verheirateten Kinder gehörten sich für ewig an, und das ist jetzt beim Verlöbnis ebenso geblieben. Ein 7- oder 8jähriger Bub wird also mit einem 4- oder 5jährigen Mädchen verheiratet, und von diesem Tage an ist die Frau sein Eigentum. In manchen Fällen zieht sie ins Haus der Schwiegermutter und wird von ihr erzogen, jedenfalls aber ist sie von der Familie ihres Vaters losgelöst und hat mit dem Augenblick, wo sie die Mitgift empfangen hat, keinerlei Ansprüche mehr. Man

weiß, was sich ereignet, wenn der Ehemann oder der 10jährige Bräutigam vor oder nach vollzogener Ehe stirbt. Früher wurde die Witwe einfach verbrannt, jetzt, wo das nicht mehr gestattet ist, hat sie ein fast noch ärgeres Schicksal. Man nennt den Zustand der Witwen jetzt Cold Suttee, also ungefähr eine kalte Verbrennung, weil ihr Leben nach dem Tode ihres Mannes noch weit ärger ist, als irgendein Tod wäre, der übrigens früher oft genug freiwillig war. Selbst wenn der Mann lebt, ist sie im Hause des Gemahls so lange die letzte Sklavin, als ältere Frauen der Familie existieren; alle Frauen aber sind von vornherein dem Mann untertan, keine Frau darf sitzen, während ihr Mann sitzt, keine Frau essen, während ihr Mann ißt. In jenen Häusern, in denen ein größerer Wohlstand eine Zenana, also einen Harem, gestattet, wo sie also Kurwah, eine Haremsfrau, ist, mag es ihr ja etwas besser gehen; dort ist sie mehr Luxus-, weniger Arbeitstier, lebt mit anderen Frauen zusammen, führt ein blödes aber immerhin nicht niedriges Dasein. Ist aber die Armut groß, so ist sie einfach die Dienerin des Mannes, ob sie Kinder hat oder nicht. Aber immerhin, ihr Leben ist noch erträglich, solange der Mann auf der Welt ist, oder wenn er stirbt, nachdem sie ihm Kinder geboren hat; ist beides nicht der Fall, dann ist sie die ärmste Kreatur der Welt. Sie mag ein 10jähriges Mädchen sein, das noch keines Mannes Auge erblickt hat, man wird ihr die hellen Gewänder vom Leibe reißen und sie wird ihr Leben lang nur noch in schmutzigen, dunklen Kitteln herumlaufen, wird fernab von den anderen die ärmliche Nahrung zu sich nehmen, die man ihr mit Schimpf und Schande hinwirft, wird im Hause des Mannes, wo sie erhalten werden muß, als die überflüssigste Last und die immer noch zu teuer bezahlte Sklavin betrachtet werden und dennoch nie den Weg zu ihren Eltern zurückfinden. Denn selbst während der Mann lebt, wird der Vater die verheiratete Tochter nie mehr als zu seiner Familie gehörig ansehen. Es gilt direkt als eine Schande, irgendeine Beziehung zu einer verheirateten Tochter zu haben, und ein indisches Sprichwort, das in dem gescheiten Buch von Compton über indisches Leben aufgezählt ist, spricht aus, daß es ein Glück ist, nie aus demselben Brunnen des Dorfes trinken zu müssen, in dem eine verheiratete Tochter lebt. Eine Unzahl von Frauen erliegt in Indien Jahr um Jahr diesem Schicksal. Selbst jetzt, wo die englische Regierung das Verbrennen ein für allemal untersagt hat, wo die große religiöse Reformbewegung der Brahma-Somaj die Wiederverheiratung der Witwen einzuführen bemüht ist, und wo zweifellos die Verhältnisse etwas besser geworden sind, haben von den 23 Millionen junger Witwen, die es in Indien gibt, in den letzten Jahren durchschnittlich 25 wieder geheiratet, ein Prozentsatz, der genau ausspricht, wie elend sich die Witwe selbst vorkommt. Denn in diesem Gefühl, in dem ungerechten, unethischen, kindischen Gefühl, das aber doch wieder eines der tiefsten der Menschennatur ist, daß die Frau auf der Welt keinen Sinn mehr hat, wenn ihr Mann, der einzige, dem sie angehörte, gestorben ist, muß man die Erklärung für einen jahrhundertealten Gebrauch, den auch ein paar Menschenalter Europäerleben nicht schwächen konnten, erkennen. Natürlich haben auch hier wiederum die Brahminen schuld an dem Fortbestehen dieses Gebrauches, von dem sie sich Vorteile versprechen und von dem sie Vorteile erhalten; denn eine große Zahl der jungen Witwen, vor allem der Mädchenwitwen, werden von den Brahminen in die Tempel gelockt und werden jene Art von Priesterinnen und Bajaderen, die den Ruf indischer Erotik so groß gemacht haben.

Die hier angedeuteten Zustände sind in erster Linie nach Beobachtungen über das Leben der Hindus gemacht. Die 60 bis 70 Millionen Muhammedaner, die in Indien leben und deren Wohlstand meist etwas größer ist, haben sich trotz des heftigen Antagonismus der beiden Schichten in sehr vielem den Hindus assimiliert. Was bei den Hindus aber auf Religionsvorstellungen zurückgeht, fehlt meist bei den Moslim, bis auf einige Kastenvorurteile, die von den Muhammedanern übernommen worden sind. Dem Gefühle nach ist der Muhammedaner um ein geringes weniger demütig; sonst aber scheinen Klima, Umgebung und ökonomischer Zustand so ähnliche Bedingungen geschaffen zu haben, daß unter dem niederen Volke scharfe Unterscheidungen der Lebensgewohnheiten nicht ins Auge fallen — dem flüchtigen Blick natürlich nur. Hier sei übrigens bemerkt,

daß sich die Schilderungen mehr auf Indien als auf Ceylon und Burma beziehen. In beiden Provinzen ist vieles, besonders die Stellung der Frau, anders.

Wohin soll das nun alles führen? Jeder Reisende fragt tausendmal danach auf seinem Wege durch die großen Städte, übers Land, vor Tempeln, in Teeplantagen, in den Häusern der Europäer. Er fragt so, wenn er sieht, daß den gebildetsten und reichsten Hindus vom Europäer fast nie die Hand gereicht wird, daß kein dunkelfarbiger Mann, keiner, in dessen Geschlecht je ein farbiger Blutstropfen war, in den Klub gelassen wird; er fragt danach, wenn er die ungeheueren Massen dumpf dahinlebender, schwächlicher, von Jahr zu Jahr mehr degenerierender Bettler sieht und neben ihnen einzelne Individuen, die sich mit einer unerhörten betriebsamen Energie in die Höhe arbeiten. Er wundert sich, wie dieses Volk von vielen Hundert Millionen sich kaum zu einer nennenswerten nationalen Agitation aufrafft und sich begnügt, einen dumpfen und verschwiegenen Haß gegen die Weißen in manchen seltenen jähen Wallungen zu verraten, während es in einem ständigen Kampfe mit den Muhammedanern lebt, die seine Kameraden im Elend sind. Diesem Antagonismus zwischen den 60 Millionen Muhammedanern und den 180 Millionen Hindus hat die weiße Rasse zum großen Teil ihre Herrschaft zu verdanken. Eine Ausnahme von allen diesen Zuständen macht das kleine Gastvolk der Parsis, das kaum 50 000 Menschen zählt. Es besteht aus jenen Abkommen der alten Perser, Anbetern des Feuers, die mit einem großen Fleiße, mit biegsamen Rücken und einer behenden Intelligenz einen großen Teil des Handels in Bombay und Kalkutta an sich gerissen haben, die unter sich keinen Bettler dulden und die meist reiche Leute sind, die in schönen Häusern wohnen, mit ihren Equipagen durch die Städte fahren und die im Grunde ihres Herzens nur die eine Trauer haben, daß sie keine weißen Menschen sind. Die aber trotzdem an den Bestimmungen ihrer Religion fast alle festhalten, weil sie wohl mit Recht in der Kraft ihrer Rasse die Ursache ihrer Erfolge erkennen.

In dieser ungeheuren Masse von Menschen nun, von Menschen der verschiedensten Religionen, denn es sind auch Buddhisten da, Sains, Sikks und Araber, leben 150-, wenn man will 200 000 Europäer, zumeist Engländer. Sie leben ein von allen anderen abgetrenntes Dasein mit eigenen Bedingungen und entwickeln das Land. Ja, trotz allem sie entwickeln es, nicht in der Richtung einer humanen Zivilisation, die ihnen gleichgültig ist, nicht zum Christentum, sondern zum Arbeitsfelde des Imperialismus. Sie haben seit dem Jahre 1870 25 000 Meilen Eisenbahnen in diesem Lande gebaut. Sie haben in der kurzen Zeit ihrer Kolonisationstätigkeit die Bedeutung der Städte verschoben, aus Kalkutta, das im XVII. Jahrhundert 12 000 Einwohner hatte, die größte Stadt mit einer Einwohnerschaft von mehr als einer Million gemacht. Sie haben ein Postwesen eingerichtet, das nicht nur innerhalb des Landes tadellos funktioniert, sondern auch jene Brücke zur Heimat darstellt, die aus Indien eine Provinz Englands macht, in der der weiße Mensch überhaupt nur eine Art Neuigkeiten außer denen seines Geschäftes kennt, die aus der Heimat. Das ist nämlich das Wichtigste in dem Leben, das die Europäer in Indien führen: Sie siedeln sich nicht eigentlich in Indien an, „Home“ ist für sie immer England. Sie zählen die Tage bis zu jenem vierten Jahr, in dem jeder für einen sechs bis zwölfmonatigen Urlaub nach Hause kann. Die Beamten zählen ihre Dienstjahre, um dann das Land zu verlassen, und ich glaube, die Kaufleute zählen jeden Abend ihr Geld, um zu wissen, an welchem Tage sie endlich genug haben werden, um die paar Möbel, die sie besitzen, zu versteigern, ihre Pferde zu verkaufen und mit dem nächsten Dampfer der P. und O. Linie nach England zu fahren.

Sie erlernen auch nur genau so viel von der Sprache, als sie für den geschäftlichen Verkehr und für den Umgang mit ihren Dienern unbedingt brauchen. Sie kennen nach zwanzigjährigem Aufenthalt im Lande auch nur eine Art von Coolie-Indisch, das der gebildeten Sprache des Bengali oder Guzarati gerade so fern ist wie das Englisch der indischen Diener der Sprache Macaulays oder der Times. Ich habe Engländer in Bombay und Kalkutta getroffen, die in fünfzehnjährigem Leben in diesen Städten kaum fünfmal im „native quarter“ gewesen waren, deren Leben sich

einfach zwischen ihrem Office, dem Klub und den zwei oder drei europäischen Hotels abspielte, die nie die großen Stätten altindischer Kultur besucht hatten. Im Innern, wo die gesellschaftlichen Möglichkeiten des Lebens immer beschränkter werden, erzwingt der Aufenthalt im Freien, die Jagd, ein etwas intensiveres Verhältnis zu den Indern. Viele Freuden haben die Europäer in diesem Lande ja nicht: Häuser, Pferde, Sport und Jagd. Theater von einigem Betracht gibt es nicht, die literarischen Interessen verkümmern, und das ganze Leben ist auf die Erwartung des Sonntags oder des Montags gestellt, an dem die Post von England kommt. Telegramme melden jede Woche, wann der Postdampfer von Brindisi abgegangen, in Port Said, Suez und Aden gelandet ist, man diskutiert die Stunde, wo er endlich im Hafen von Bombay sein wird, und nur wenige Minuten nachdem das Schiff endlich da ist, verlassen Expreßzüge nach allen Richtungen die Stationen, um so rasch als möglich die Briefe und Zeitungsblätter abzuliefern, die, im besten Falle vierzehn Tage alt, die letzten Neuigkeiten bringen.

Man darf die klimatischen Verhältnisse nicht vergessen, wenn man beurteilen will, wie die Europäer sich ihr Leben in Indien eingerichtet haben. Es ist gewiß jetzt nicht mehr so fürchterlich wie es vor Jahren war, als noch weniger sanitäre Vorrichtungen als jetzt für das Erhalten der Gesundheit sorgten, und selbst in ganz bösen Gegenden wie in Burma vermag eine große Zahl von Deutschen und Engländern den Aufenthalt bis zu fünfzehn und zwanzig Jahren auszudehnen, wenn sie es nie versäumen, jedes vierte oder fünfte Jahr für einen sechs- bis zwölfmonatigen Urlaub nach Europa zu gehen. Es ist nicht allein die Hitze, die berüchtigte, in ganz unerhörte Grade hinaufsteigende Hitze, die die Gefahr des Landes ausmacht. Die Regenzeit, in der keine Faser am Leibe trocken bleibt, sich die Kleider so gut wie alle Geräte in wenigen Minuten mit Schimmel überziehen, in der man nicht mehr gehen und zumeist auch nicht mehr ausreiten kann, wird von den Engländern in Indien als das weitaus größte Übel empfunden. Denn da geht den Menschen jenes Korrektiv verloren, das sie sich als hygienischen Schutz gegen die Hitze mit einer großen, oft bewunderungswürdigen Energie abgerungen haben. Es ist wirklich bewundernswert, wie Männer und Frauen trotz der erschlaffenden Schwüle den Sport, ob er nun in Reiten, Jagen, Tennis, Golf oder Polo besteht, ausüben, mit welcher Gelenkigkeit, mit welchem Eifer; und es ist keine Frage, daß sie nur durch diese Lebensweise allmählich ihre Körper zum Widerstande gegen die Tropen, soweit das überhaupt geht, befähigen. Der Sport bildet in den kleinen Stationen das einzige Zentrum des Lebens, und an den vielen Plätzen, wo die Zahl der Europäer überhaupt an den Fingern einer Hand abzuzählen ist, wo jeder auf sich selbst angewiesen bleibt, die einzige Art, wie man über die langen Tage, Monate und Jahre hinwegkommt. Ob sich's nun um Kaufleute, um Beamte oder Offiziere handelt, das Pferd, auf dem man in den Dschungeln reitet, oder das Pony zum Polospiele, das sind zumeist die einzigen Freuden, die man hat. Dazu ein paar Hunde, die rasch genug sterben, weil sie das Klima nicht vertragen können, und die Bridge Partie am Abend im Klub. Denn der Klub spielt in diesem Lande eine noch viel größere Rolle als in England selbst. Jeder weiße Mensch, der auf sich hält, gehört einem Klub an, in den kleineren Orten dem Klub, und hier wird aufs ängstlichste darauf gesehen, daß kein irgendwie, wenn auch nur leise dunkel gefärbter Mann die Türschwelle überschreitet. Der Klub gehört auch den Frauen, hier wird Tennis gespielt, werden Bälle und Gesellschaften gegeben. Society Life ist überall sehr stark entwickelt. In Bombay und Kalkutta gibt es während der Season an jedem Tag ein Diner, einen Empfang, ein Supper, und den Frauen geht es in einem Lande glänzend, in dem die Zahl der Männer immer weitaus größer ist und in dem schließlich jeder, der sich darauf einrichtet, länger dazubleiben, in der Ehe die einzige Möglichkeit zu einem erträglicheren Dasein sehen muß. Es gibt ja natürlich auch Junggesellen aus Grundsatz, und man versteht auch deren Argumente sehr gut, wenn man sieht, was so eine indische Ehe bedeutet. Die meisten Frauen halten das Klima noch weniger aus als die Männer. Ihnen fehlt die Ablenkung der Arbeit, und wenn sie nicht ungemein intensiv Sport

treiben, hält ihr Körper das schlaffe Leben nicht aus; selbst die energischsten müssen von Zeit zu Zeit, viel öfter als die Männer, in die Heimat oder doch wenigstens in die Hill Stations, in jene höher gelegenen Luftkurorte, in denen man sich an einem Kaminfeuer und einem scharfen Schneewind laben kann. So sind die Männer mit ihren Frauen nicht allzuviel zusammen. Beide Geschlechter aber beten, beten ernsthaft und inbrünstig, und nicht aus Bequemlichkeit, sondern aus einer tiefen und unerschütterlichen Erkenntnis heraus, daß sie keine Kinder bekommen mögen. Kinder, das bedeutet im besten Falle die jahrelange Trennung der beiden Ehegatten. Man kann Kinder in diesem Lande nicht aufziehen, sie welken rasch, und wenn man ihr Leben über die ersten gefährlichsten Jahre hinwegbringt, muß man sie dann sechs-, siebenjährig eilig wieder wegschicken, weil ihre Seele noch weniger als ihr Körper das Tropenleben verträgt. Hier und da gibt es Ausnahmen, aber in der Regel bedeutet der Ausdruck „country bred", also im Lande aufgezogen, als Urteil für einen jungen Europäer, ebensoviel als verkommen, verderbt, unbrauchbar. Er ist meist nicht viel besser als ein Mischling oder gar ein Schwarzer. Was soll man also tun? Man schickt die Kinder nach Hause ins College und sieht sie alle drei, vier Jahre wieder, bis sie erwachsene Menschen sind, die ihre Eltern nie gekannt haben und ihr eigenes Leben führen. Oder die Frau verläßt den Mann, der als halber Junggeselle nun in Indien ein ganz verkehrtes Leben weiter führt. Das ist vielleicht die ärgste Seite im Leben des Europäers in Indien, denn hier hilft auch das Geld, das verhältnismäßig leicht erworbene Einkommen nicht, das sonst vieles bessert. Die Manier, in der man sein Haus führt, ist ja wirklich in der Regel eine sehr schöne, vornehme und großzügige. Man hat immer Gäste, hat einen großen Garten, versteht es zu empfangen. Die Natur gibt eine Menge Reize her, und eine große Schar von Dienern gibt fürs erste das Gefühl einer fürstlichen Lebensführung. Dazu hat man Pferde und Wagen, kutschiert selbst, und ein Abendkorso in Kalkutta, eine Fahrt durch die Royal Lakes in Rangoon macht den Eindruck eines largen und herrschaftlichen Daseins. Die Arbeitstage sind kurz, vor 10 Uhr öffnet keine Bank, kein Geschäft und um 5, im Sommer um 4 Uhr wird geschlossen; nur jener Posttag, an dem die Briefe nach England gehen, bringt etwas mehr Arbeit. Im Geschäft selbst ist die Tätigkeit des Europäers auf das Geistige und Organisatorische, auf die Initiative beschränkt. Alle mechanische Arbeit, Buchhalterei und ähnliches wird von Eingeborenen besorgt, für die kein Gehalt zu gering ist, und auch die kleinste physische Anstrengung wird vermieden. Im Bureau wie im Hause sind immer ein oder zwei Diener im Zimmer, Klingeln kennt man fast gar nicht, weil der stereotype Ruf „boy" sofort einen dunklen Mann in die Nähe bringt, dem man befiehlt, die Zeitung vom Kamin zum Tisch zu bringen, einem das Glas aus der Hand zu nehmen, eine Zigarre anzuzünden oder ähnliche Dienstleistungen zu tun, die bei uns kein Mensch von einem anderen verrichten ließe. Kein Herr denkt daran, in Indien sich selbst anzuziehen. Die Weißen verlernen es nach einer Weile und werden in physischen Dingen, soweit es sich nicht um Sport handelt, unbeholfen wie Kinder. Ganz ohne Rücksicht auf das Einkommen des Einzelnen hat jeder Weiße einen Kammerdiener, der ihm in der Früh aus dem Bett hilft und die Strümpfe anzieht, das Hemd hält, in das er nur hineinkriecht, beim Weggehen den Hut und den Stock in die Hand gibt; und sobald es etwas warm wird, müssen tagaus tagein Punkah-Coolies die Fächer ziehen, die etwas Luft bringen. Jetzt sind's manchmal elektrische, die sich immerfort drehen; wo aber die Zivilisation noch nicht so weit ist, stehen draußen vor dem Zimmer ein Diener oder zwei und ziehen an einer Schnur den Fächer hin und her. Schläft der Mann in der Nacht etwa ein, so wacht der Herr selbst in demselben Augenblick auf, wo der Luftzug aufhört, und eine eigene sinnreiche Mechanik dient dazu, um dem Coolie vom Bett aus in dem Flur einen Stoß versetzen zu können, der ihn erweckt. Manchmal bringen diese Punkah-Coolies ihre ganze Familie zum Ziehen mit, denn ohne Unterlaß muß durch die 24 Stunden des Tages Luft gefächelt werden. Das ist nun nicht Luxus, das ist einfach Lebensnotwendigkeit, sowie man auch den Genuß der unzähligen „Pegs", so nennt man dort den Whisky und Soda,

nicht als Alkoholmißbrauch, sondern einfach als Erfordernis des Klimas betrachten muß. Im allgemeinen wird übrigens nicht so viel getrunken, wenigstens jetzt nicht mehr, wie man glaubt, die Quantitäten des Whisky werden immer geringer, die des Soda immer größer; nur die Unmengen von Eis, die Weiße sowohl wie Schwarze das ganze Jahr hindurch verzehren, sind der Gesundheit schädlich und verursachen die vielen Magenkrankheiten und leichten Fieberanfälle, denen kein Europäer in Indien auf die Dauer entgeht. Im übrigen gewöhnt man in diesem Lande es sich überhaupt ab, gegen Annehmlichkeiten oder Vergnügen, die irgendeiner sich herausgefunden hat, ein Wort zu sagen. Es ist wenig genug, was die Leute haben. Eine Kartenpartie am Abend, ein recht langweiliges, und wenn man ehrlich sein will, leeres Gesellschaftsleben, das doch die einzige Abwechslung ist und die persönliche Freiheit sehr einengt, Höflichkeit und gute Manieren, etwas Champagner zu dem elenden Essen, wenn man Gesellschaft hat, wieder die Karten, und wenn nicht, jener Longchair, in dem man sich auf der Terrasse des Bungalow ausstreckt und die Beine auf den langen Armlehnen läßt, um so eine Stellung zu erzeugen, bei der einem die Hitze am wenigsten antun kann und nicht allzu viel Insekten aus dem Boden auf den Körper kriechen. Ja, diese Insekten, die Moskitos, Ameisen, und dann die größeren Tiere, Mäuse, Ratten, Moschusratten, das sind die Qualen, die unausrottbaren Plagen des indischen Hauslebens. Die machen das Leben schwerer als die Schlangen, die auch häufig genug sind. Der Gefahr gegenüber bekommen der weiße Mann, Frau und Kind in Indien ein ganz besonderes, fast schon fatalistisches Gefühl. Mir hat eine dreiundzwanzigjährige junge Frau auf einer Teeplantage in Ceylon eine Momentaufnahme gezeigt, die sie wenige Wochen vorher mit ihrem Kodak von der Schlafzimmertür aus gemacht hatte und die eine große aufgerichtete Kobra, also die gefährlichste Schlange auf der Welt zeigt. Diese junge Frau, die im ganzen drei Jahre in Indien gewesen war, trat aus ihrem Bett ans Fenster, wollte in einem jener leichten Kleider, die man dort trägt, in den Garten hinausgehen und erblickte die aufgerichtete Natter. Statt kreischend davon zu laufen, was schließlich jeder von uns getan hätte, holte sie ihren Kodak und knipste. Und auch die großen Tiere, Tiger, Leoparden und Hyänen sind noch häufig genug. Wer nicht gerade in Bombay und Kalkutta lebt, weiß ohne zu lügen, oft genug zu erzählen, daß in der Nacht plötzlich ein Tier aus dem Hause hinweggeholt worden ist, daß ein hungriger Tiger um die Hängematte schlich, wo man nächtlich im Garten, weil es dort doch etwas kühler war, schlief. Allen diesen großen Gefahren gegenüber, die in jedem Augenblick das Leben enden können, wie die Pest, die unaufhörlich wütet, das Nervenfieber, die Cholera werden die Leute hart. Aber es erleichtert ihnen die Lebensstimmung doch nicht. Und was haben sie schließlich von alledem? Geld, ein Einkommen, wie sie es zu Hause nie erreichen würden. Der kleine Kommis, der in Europa 100 oder 200 Mark hätte, bekommt dort 500 oder 600, der Arzt erteilt keine Konsultation unter 20 Mark, der Kaufmann mit einem Einkommen von 50 000 oder 60 000 Mark ist nur ein Durchschnitt. Die Minimumpension im Civil Service, also in der englischen Verwaltungskarriere, ist 25 000 Mark, und man erreicht sie etwa nach einundzwanzig Jahren. Dazu kommt für die Witwe, wann immer der Mann stirbt, eine Pension von mindestens 8000 Mark, für jedes Kind von 2000 bis 3000 Mark, für Töchter auf Lebenszeit.

Dementsprechend sind auch die Gehälter der aktiven Beamten, die Gagen der Privatbeamten. Trotzdem ersparen die wenigsten in Indien etwas vom Gehalt, das Leben des Europäers ist teuer, und man muß viele Opfer bringen, um überhaupt einige Bequemlichkeit zu haben; und wenn die Beamten nach ihrer Dienstzeit nach Europa zurückkehren, sind sie an eine Lebensführung gewöhnt, die wir paschamäßig nennen, und die sie mit dem unseren Begriffen nach sonst stattlichen Einkommen von 20 000 Mark kaum aufbringen können. In dem Comptonschen Buch über Indien, das den großen Vorzug hat, daß sein Verfasser viele Jahre hindurch das Kolonialleben mitgemacht hat, wird sehr hübsch erzählt, wie einem solchen englischen Beamten zumute ist, der in Indien nie anders als mit Vorreitern und einem großen Gefolge ausgeritten ist, der gewöhnt war,

Fürsten Anweisungen zu erteilen, und der nun mit dem Omnibus, oben auf dem Verdeck, in seinen kleinen Londoner Vorort hinausfahren soll. Und auch die Kaufleute müssen lange erwerben, bis sie so viel zurückgelegt haben, daß sie von den Zinsen zu Hause wenigstens ungefähr das Leben weiterführen können, an das sie gewöhnt sind. Aber dortbleiben will niemand. Kaum daß ein paar Junggesellen, die gar keine Beziehungen mehr haben, oder Eheleute, die so lange dort geblieben sind, daß ihre ganze Familie weggestorben ist, bis zum letzten Atemzug in der Kolonie bleiben. Die ziehen sich dann auf irgend eine Höhe zurück und vegetieren, freuen sich an den Palmen, reiten auf die Jagd und nehmen alle Schrecken der Tropen dafür in Kauf, daß sie weiterhin die Herren sind. Die Herren sein, das ist für viele Weiße im Lande der große Reiz. Sie gebieten, sie dürfen ungerecht sein, und eine Art von Tropenkoller hat jeder nach kurzer Zeit. Die Hand sitzt leicht im Gelenk, und wenn auch das Gesetz das Schlagen verbietet, so bestraft das Gericht milde genug. Die kriecherische und widerliche Demut der meisten Hindus ist ebenso gut ein Grund für das Verhältnis des Weißen zum Native wie die unausrottbare Antipathie der Weißen gegen jede dunkle Rasse, die man nach verblüffend kurzer Zeit in sich entdeckt. Dazu kommt, daß in dem Verkehr mit dem Weißen der Hindu eigentlich zumeist seine elendesten menschlichen Eigenschaften hervorkehrt. Er lügt, ist unterwürfig und verbirgt nicht einmal jene moral insanity, die vorläufig wenigstens eine durchgehende Eigenschaft ist. Die Kultivierteren ihres Volkes wissen selbst, daß dem so ist, und als Lord Curzon, der Vizekönig, vor einigen Monaten bei einer Universitätsansprache den Hindus sagte: „Es ist ja ganz schön, daß Ihr so viel lernt und Euch so bilden wollt, vor allem aber müßtet Ihr Euch alle das Lügen abgewöhnen", konnte man in den Wutausbrüchen der nationalen Blätter trotzdem das Geständnis finden, daß der Vizekönig die Wahrheit gesagt hatte.

Es mag nun von einigem Interesse für unsere Leserkreise sein, ganz kurz einige Tatsachen darüber zu hören, wie sich das Alltagsleben eines Europäers in Indien darstellt. Manches ist ja darüber schon gesagt worden, und es erübrigt nur noch ganz kurz das Haus eines Europäers in Indien zu charakterisieren, seine Bewohner und seine Kost. Ein Ehepaar von einigem Einkommen bewohnt ein Bungalow, das ist ein zumeist einstöckiges, oft aber auch nur ebenerdiges Haus mit sehr großen Zimmern, die sich überall ins Freie öffnen und in dem die Veranden des Klimas wegen die Hauptsache sind. Diese Häuser kosten natürlich, je nach den Orten, in denen sie stehen, ganz verschiedene Summen, sind aber durchwegs sehr teuer. Der Europäer ist auf das Wohnen in ganz engbegrenzten Vierteln angewiesen, die primitivsten Anforderungen an Reinlichkeit müssen schwer bezahlt werden, und niemand will ein Haus besitzen. Zumeist mietet man eins, und man muß rechnen, daß in den kleineren Städten und Ansiedlungen die monatliche Miete etwa 200 bis 300 Mark, in Bombay und Kalkutta oft genug aber das Doppelte und mehr beträgt. Um in solch einem Haus dann leben zu können, muß man zwischen zwölf und zwanzig Diener haben. Es ist schon früher auf die Schwierigkeiten hingewiesen worden, die dem Europäer durch die Kasten entstehen, und in der Hauswirtschaft drückt sich das durch eine Unmenge von Menschen aus, die man angestellt haben muß. Die einzelnen Gehälter sind ja nun allerdings sehr klein. Ein Diener bekommt zwischen 6 und 12, höchstens 15 Rupees, die Rupee ist 1,40 Mk., Gehalt monatlich und muß dafür sich selber verköstigen. In keinem Haus wird für die Diener gekocht, und in keinem Haus gibt es Wohnungen für die Diener. Sie schlafen, soweit sie die Leibdiener der Herrschaft sind, vor ihren Türen, die übrigen gehen zu ihren Familien, denn von den sieben oder acht Rupees Monatslohn erhält der Hindu eine ganze Familie. Man hat also als Ehepaar ohne Kinder ungefähr zwanzig Diener. Vor allen den Sirdar, den Majordomus, der zugleich der Privatdiener des Herrn ist, also die persönlichen Dienstleistungen tut, Gäste anmeldet, Briefe trägt usw. Dann hat man den Bearer, das ist der Leibdiener, der ankleidet, die Wäsche in Ordnung hält, und sein Seitenstück, die Aja, die dasselbe für die Frau tut. Man hat weiter zur Bedienung bei Tisch den Kitmegah und seinen Gehilfen,

die auftragen, das Geschirr, das Silber in Ordnung halten und die vom Khansamah, der die Vermittlung mit der Küche aufrecht erhält und den Verkehr mit der Hausfrau hat, beaufsichtigt werden. In der Küche sind der Koch, Köchinnen kennt man nicht — Barotschi — und zumindest ein, meistens aber zwei Gehilfen. Man hat dann mindestens zwei Punkah-Coolies, einen Gärtner, einen Pferdediener, einen Kutscher und wenn man den Cüprassi, das ist ein Faktotum, auch als Diener auf den Bock setzt, so ist das eigentlich bis auf den Wäscher, den Sweeper, der die grobe Fegarbeit im Hause macht, und den Paria, der den Unrat wegschafft, alles was ein kleines und eigentlich bescheiden geführtes Haus an Dienerschaft braucht. Nun rechne man sich einmal aus, was selbst bei ganz kleinen Gagen diese zwanzig Diener in einem Monat an Gehalt bekommen, schlage dazu, was jeder einzelne von ihnen an kleinem Profit macht und auf welche Bezüge von Lieferanten jeder von ihnen ein verbrieftes Recht hat, das natürlich auch wieder von dem Hausherrn bezahlt werden muß, so wird man rasch genug sehen, daß eine jährliche Ausgabe von 4 bis 5000 Mark das Minimum für die Dienerschaft ist. So kommt man dahin zu sehen, daß man noch gar keine Sprünge machen darf, wenn man für das nackte Leben als Europäer in Indien etwa 20 000 Mark im Jahre ausgibt. Da sind eigentlich noch die Kosten für kleine Reisen, für den Sport, für Pferde und ähnliches ebensowenig gerechnet wie die Anschaffungen für die Toilette und die natürlich nach den persönlichen Verhältnissen ganz verschiedenen Anforderungen, die das gesellschaftliche Leben an den Geldbeutel stellt. Vom Ökonomischen aber ganz abgesehen, muß man in Indien gewesen sein, es selbst mitgemacht haben oder es sich von Hausfrauen haben erzählen lassen, was eine solche Unmenge von Dienerschaft für eine Unordnung in einem Hause anrichten kann, welche Kämpfe man Stunde für Stunde mit ihnen führt, welcher Tratsch daraus entsteht, daß man nie auch nur eine Sekunde allein ist. Und wie glücklich die meisten Engländer in Indien für den Augenblick wenigstens wären, wenn sie sich ihre Stiefel selber putzen und in einem erträglichen Restaurant Mittag essen könnten. Aber derlei amerikanische Lebensführung ist für Indien ausgeschlossen. Selbst der Junggeselle, der einigen Komfort haben will, hat ein eigenes Haus und muß dann zumindest zehn Diener haben Und wenn sich, was sehr häufig ist, zwei oder drei Herren zu einer Chumroe (abgeleitet von chum, der Kollege, Freund) zusammentun, so sind ihre Ausgaben nicht geringer als die eines Ehepaares. Ja selbst jener Junggeselle, der all diesen Lasten entrinnen will und im Hotel, im Boarding-House wohnt, muß drei, mindestens aber zwei Diener haben. Einen Leibdiener, einen, der ihn bei Tisch bedient — denn die Boarding-Häuser geben fast nie Bedienung — und einen Mann, der sein Pferd oder seinen Wagen in Ordnung hält, wenn er nämlich selbst kutschiert.

Bei solchen Überlegungen kommt einem dann plötzlich der Gedanke: Wie fürchterlich muß nun das Leben des armen Europäers in Indien sein. Des armen, d. h. jenes weißen Mannes, dem es in der Heimat eine unerhörte Summe dünkt, wenn man ihm 4, 5, 6000 Mark Gehalt für eine Beschäftigung anbietet, für die er zu Hause mit 2—3000 Mark vergeblich alle Kräfte ins Werk gesetzt hat. Ach, ein schreckliches Dasein hat dieser Mensch in Indien, zumal in den großen Städten, wo ihm der Verkehr mit den anderen Europäern nur bei einem großen Aufwand möglich ist und der Verkehr mit Nichteuropäern der Rasse wegen geradezu ausgeschlossen bleibt. Bei Beamten, Offizieren geht's noch eher, da sorgt die Gemeinschaft für eine Verbilligung des Lebens, Privatpersonen bleibt aber dann nur übrig, weit draußen auf dem Lande zu leben und auf alles zu verzichten. Den Weißen mit dem ganz kleinen Einkommen, mit dem, was man bei uns ein anständiges Arbeiter- oder Handwerkereinkommen nennen würde, den gibt es in Indien aber fast gar nicht. Auch der weiße Bettler ist selten genug, ist einer unter Hunderttausenden und dann gewöhnlich das Verkommenste vom Verkommenen, auf einer Bahn, für die den andern selbst das Begreifen fehlt.



Vor Ankunft des Dampfers. Gemälde von Prof. Hans Herrmann-Berlin.



Gesamtansicht von Schloß Schönbrunn von der Straße aus.

Schönbrunn.

Spaziergänge durch Schloss, Park und Geschichte.

Von

Carl von Vincenti-Wien.

Mit sechzehn Originalaufnahmen.

Ein kleiner, von Junglaub umschimmerter Rokokotempel im Schönbrunner Park. Drinnen rieselt's heimlich. Grüngolden durchleuchtetes Strauchwerk vergittert den offenen Nischenbogen rückwärts. Ein leiser Wind haucht weiße Blüten auf den weißen Marmorleib einer schönen Najade. Erschauert sie nicht unter den Blütenküssen? Still lächelnd lehnt sie auf einer gestürzten Urne, die ihr kühles Naß in eine Muschel strömen läßt. Liebliche Egeria! Wächterin und Spenderin des „Kaiserbründels“ seit bald fünf Menschenaltern, nichts vermag dich zu entzaubern. Weder die geschwemmten Gläser in der Muschel, noch die gemeinen Bänke nebenan, weder der grobe Anrichtetisch mit dem angeschnittenen Laib Brot, noch die rundliche Brunnennymphe selbst, welche jenen höheren Jahrgängen angehört, aus denen sich die Wiener Blumenmadeln zu rekrutieren pflegen. Göttlich wohlgebildeten, schlanken Leibes bleibst du, ovidisch verzaubert, ewig jung. Deine Brunnenmagd hat jetzt ihre nachdrückliche Leiblichkeit auf eine Bank gelagert und ist, wie ich glaube, in den Mordprozeß Klein vertieft. Sie schmunzelt und aus ihren Äuglein zwinkert gruselndes Entzücken. Ich spüle mir selbst ein Glas. Da fährt sie empor und kredenzt verblüffend flink: „Fünf Grad, Ew. Gnaden, weicher als Hochquelle.“ Köstlich in der Tat. Kaiser Matthias,



Kaiserbrunnen.



Eingang zum Schloß.

der auf Jagdrast diese Quelle entdeckte, hatte recht: Es ist ein „schön Brunn". Das Wort ward 1619 gesprochen und blieb am zukunftsreichen Sommerschlosse der Habsburger haften.

Schon lange vorher, 1570, hatte Kaiser Max II. in diesem Forst, der südlich von Lainz auf dem rechten Wienufer als Tiergarten die Anhöhen überzog, ein Jagdschlößchen gebaut, welches zwanzig Jahre später Rudolf II. seinem Kriegszahlmeister Egid Gattermaier schenkte. Im Volksmunde hieß es dann das „Gatterschlößl" und sein Gehege das „Gatterhölzl". Anfang des XVII. Jahrhunderts kommen Bocskays raublustige Scharen über das Land und legen die Ortschaften Hietzing, Penzig, Lainz und Speising in Asche. Auch das „Gatterschlößl" wird verwüstet. Matthias läßt es wieder aufbauen. Dann wird es Sommersitz zweier Italienerinnen als Kaiser-Witwen, der frommen Eleonora von Mantua und Marias von Gonzaga. Sie waren die Gemahlinnen jener beiden Ferdinande gewesen, welche die Geschichte unter den unerbittlichsten Feinden der Gewissensfreiheit verzeichnet. Es kommt der 1683er türkische Wirbelsturm angebraust, der alles rings um Wien niederfegt. Auch das Schönbrunner Schloß wird in einen Trümmerhaufen verwandelt, um erst dreizehn Jahre später auf Befehl Leopolds I. als Sommersitz Josephs I. neu zu erstehen. Kein geringerer als Fischer von Erlach entwirft den Plan zu Schloß und Park, welch letzterer sich in seiner ursprünglichen Gestalt erhalten hat. Es ist die erste Arbeit des berühmten Baukünstlers und trägt ihm den Oberlandbaumeister ein. Joseph I. hat eine große Vorliebe für Schönbrunn, obwohl er die Vollendung des Baues nicht erleben soll. Er gibt hier prächtige Reiterspiele und Karussells und feiert die Hochzeit seines Bruders Karl, damaligen Königs von Spanien, der als Kaiser Karl VI. Schönbrunn niemals besuchen wird.

Um so stärkere Liebe wendet seine große Tochter Maria Theresia Schönbrunn zu. Die theresianische ist Schönbrunns große Zeit. Nach dem Hinscheiden Josephs I. ist das Schloß in den Besitz seiner Witwe Amalie Wilhelmine gekommen, die es 1728 dem Hofe für 450 000 Gulden abtritt, um sich in das von ihr gestiftete Salesianerinnen-Kloster am Rennweg in Wien zurückzuziehen. Maria Theresia ist die eigentliche Schöpferin von Schönbrunn. Anton Pacassi liefert den Plan zu Um- und Ausbau, welchen Valmagini von 1744 bis 1750 ausführt. Die Kaiserin verbleibt die ganzen sechs Jahre draußen, um die Arbeiten zu überwachen. Ihr Gemahl Franz I. erneuert und verschönert den Park, errichtet die Menagerie und läßt den holländischen (botanischen) Garten durch Adrian van Steckhoven anlegen. Diese Bauten, Anlagen, Verschönerungen und Erweiterungen verschlingen in

den nächsten zwanzig Jahren ungeheure Summen, aber weder die Kaiserin noch ihr Schönbrunner „Bautenminister“, Fürst Kaunitz, lassen sich dadurch die Freude am Werk verderben. Nachdem ein portugiesischer Jude, Diego d'Aguila, Pächter der Wiener Tabakgefälle, die ersten 300 000 Gulden vorgestreckt, fließen die Mittel unversieglich aus der Kaiserin Privatschatulle. Maria Theresia knausert nicht; Beyer, der Bildner der Egeria, erhält für jede Statue im Park 2000, für jede Gruppe 4000 Gulden. Die Bildhauer für die Neuwiener Hofbauten haben billiger gearbeitet. Freilich verbrannte die splendide Kaiserin alle Schönbrunner Rechnungen, vor denen ihr schließlich vielleicht selber bange wurde. Wie sehr ihr die Schönbrunner Anlage mit ihrer prächtigen Behaglichkeit am Herzen lag, beweist folgendes Kodizill aus ihrem vom 29. Mai 1767 datierten Testamente: „Was meine wenige habschaft betrifet, offerire meinem Sohn, des Kaisers liebden, deren 3 Schlösser, Lachsenburg, Belveder und Schönbrunn samt einrichtung gantz wie Ich solche eingerichtet und meubliret habe, mit der Bitte, solche in dem nemlichen Stand, wie Sie dermalen Sich befinden, bei Unserem Haus beständig zu lassen.“

Am 29. November 1780 schließt die große Kaiserin die Augen, und Schönbrunn verödet. Joseph II. bevorzugt Laxenburg und den Augarten. Leopold II. und Franz II. hingegen fühlen sich in Schönbrunn wohl. Dann branden die hochgehenden Wogen der Zeit an seine Mauern. Napoleonische Adler durchfunkeln seine Geschichte. Hier schlägt Erzherzog Karl sein Hauptquartier auf, nachdem der Unglückstag von Hohenlinden den Franzosen unter Moreau den Weg nach Wien geöffnet; hier unterzeichnet der Kriegskaiser zwei Friedensdokumente, zwei Demütigungen Habsburgs; hier erläßt Napoleon seinen berüchtigten „Generalpardon“ — wie für Ausreißer — an die österreichischen Landwehrmänner; von hier ruft er die Ungarn auf, befiehlt er die Einverleibung des Kirchenstaates, die Gefangennahme des siebenten Pius. Hier verrauschen die glänzendsten Kongreßfeste; hier spielt, tollt, träumt, bangt, sehnt, welkt und stirbt eine müde Blüte, der „König von Rom“ — der Herzog von Reichstadt. Isabeys Aquarellbildnis des Knaben, ein Lockenkopf mit dunklen, großen Augen, hängt heute im Schlafzimmer Franz Josephs ...

* * *

Die Schönbrunnliebe der Wiener ist fast so stark wie die Praterliebe und ernster als diese. Sie wendet sich ganz besonders dem Park im Le Nôtreschen Geschmacke zu, der allezeit für alle Welt offen steht. Seit Großwien Schönbrunn in seine Arme geschlossen, ist dieser Park nicht viel weiter als der Prater und der Ausflug von früher ein Spaziergang. Gar anmutend schön ist dieser Schönbrunner Garten, ob ihn der Frühling mit Blüten durchwirkt, oder der Herbst seinen purpurgoldenen Mantel um das Kaiserschloß schlägt. Man hat die Wahl: Stadtbahn oder Elektrische, eine gute halbe Stunde Fahrt. Neuerdings wurde ein reizender Vorpark angelegt, der einen guten Blick auf Schönbrunn gestattet. Da liegt es, das große, gelbe Schloß mit den weitgestreckten Flügeln, den unzähligen grünen Fensterladen, die seine etwas langweilige Feierlichkeit angenehm abmildern. Im Hintergrund, wie von Geisterfittichen emporgetragen, hellschimmernd: das Gloriett. Sphinxe und Löwen lagern am Wege, Adlerobelisken schießen auf am Eingangsgitter



Die Schloß-Allee.

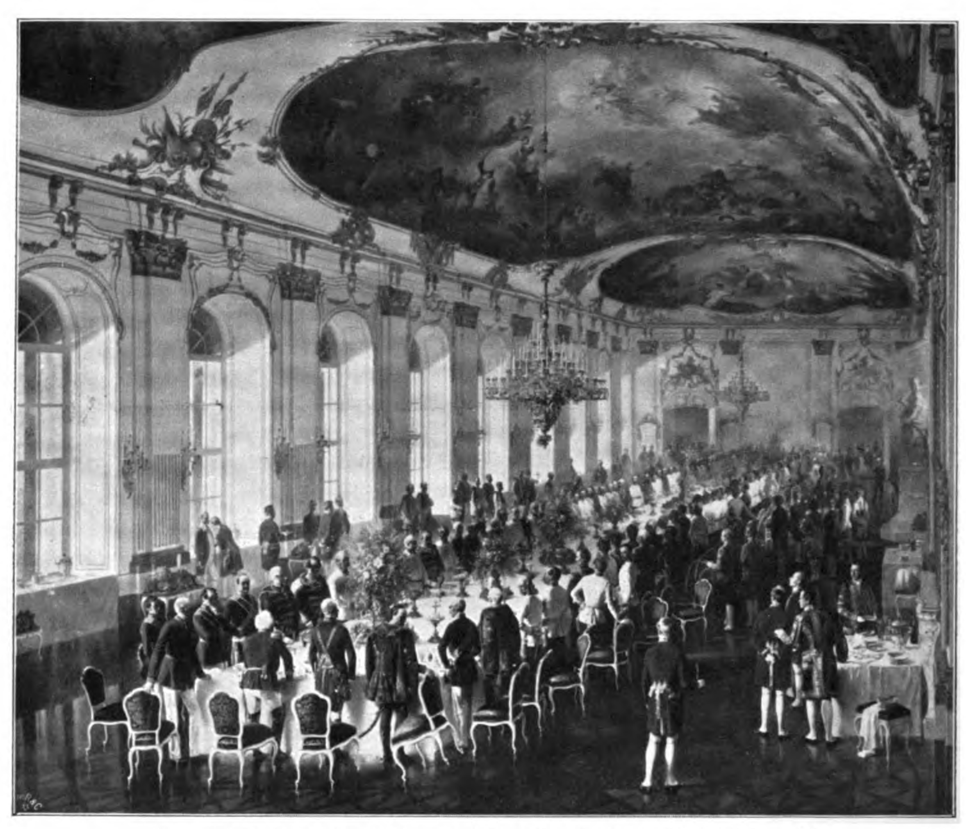
zum weiten, fontänenbelebten Vorhof, wo die Kavaliere Josephs I. turnierten und die Garden Napoleons paradierten. In der Tat ein prächtiger Karussell- und Paradeplatz. Eine ausführliche „Relation" entwirft ein farbenreiches Bild von dem großen Turnierspiel, das anfangs Juli 1706 in zwei Squadronen vom Kaiser und vom Prinzen Max von Hannover geritten wurde. Des Kaisers Kavaliere sind die Grafen Martinitz, Lamberg, Dietrichstein, Serini, Colloredo, Kinsky, Althan, Hatzfeld, Starhemberg und Sternberg. Die erste Squadron erscheint in Rot, die Kleider reich in Gold gestickt. Blau und Gold ist die Farbe der zweiten Squadron, welche der Prinz von Hannover befehligt. Seine Kavaliere sind die Grafen Salm, Gundacker Popo Dietrichstein, Herberstein, Zierotin, Trautmanstorff, von der Wall, Collalto, Paar, Lengheim, Rosenberg. Als Planrichter fungieren der venezianische Botschafter Delfino, Oberhofmeister Fürst Salm, Obrist-Kämmerer Graf Trautson, Oberhofmarschall Graf Waldstein. Sie verteilen die Gaben. „Wegen der Pistolen" erhält der Kaiser ein großes silbernes Waschbecken und wegen der Menge der gestochenen „Köpfe" ein kostbares Nachtzeug.

Ein ander Bild: 11. Oktober 1809, drei Tage vor dem Preßburger Frieden. Auf dem großen Balkon der auf dorischen Säulenpaaren ruhenden marmornen Schloßhoftreppe steht der Sieger von Wagram von einem glänzenden Gefolge umgeben. Unten harren Blessierte mit Bittschriften. In einer schattigen Ecke hält der Schlachtschimmel Ali. Langsam defilieren die Truppen unter dem scharfen Auge des Kaisers. Da plötzlich packt General Rapp einen jungen Mann mit verwirrten Zügen, der sich an Napoleon heranzudrängen sucht. Er fühlt einen Dolch in der Tasche des Zudringlichen. Dieser gesteht: sein Name ist Friedrich Stapß aus Naumburg; er hat die weite Reise gemacht, um den Feind des Friedens, der Welt und des deutschen Vaterlandes zu töten. Er bleibt gefaßt bei des Kaisers Fragen, er hat keine Mitschuldigen, eine Stimme Gottes hat ihn, den Predigersohn, zur Tat getrieben. Napoleon ist sichtbar bewegt und meint, als Stapß allen seinen Versuchungen gegenüber kalt und standhaft auf seinem Vorsatz, ihn zu töten, verharrt, der Mensch müsse wahnsinnig sein. Leibarzt Corvisart überwacht den Gefangenen eine Zeitlang, keine Spur von Geistesstörung. Stapß wird in Meidling erschossen. Am selben Abend tanzt das Kärntnertor-Ballett im Schönbrunner Theater, während in der Wiener Oper die ob der abgesagten Vorstellung erbitterten französischen Offiziere das Orchester demolieren...

Reizend sind die Parkeinblicke vom Hof aus. Frühling lockt. Doch wir widerstehen und betreten zuerst das Schloß. Es enthält mit den Seitengebäuden bloß 1441 Gemächer und 139 Küchen. Da wollen wir uns denn sehr beschränken und müssen es auch, denn nur die Fremdenappartements, allerdings die weitaus sehenswertesten, sind für die Besichtigung offen, die von der kaiserlichen Familie und speziell vom Kaiser bewohnten für gewöhnlich nicht. Allenthalben herrscht weißgoldenes Rokoko der Theresianischen Zeit mit stark orientalischem, besonders chinesischem Einschlag und einer unglaublichen Gobelinverschwendung. Man hat sogar Türen durch Bildergewebe geschnitten. Gemälde, Büsten, Bronzen, Miniaturen, Chinaporzellan, kostbare Spiegel, Raritäten, Reliquien die schwere Menge. Auf Schritt und Tritt glaubt man die Klopfgeister der Geschichte zu vernehmen, als wären all die Gestalten auf den vielen Bildern den verschnörkelten Rahmen entstiegen und trieben hinter den Lackschirmen und in den lauschigen, vergoldeten Winkeln ihr trügerisches Spiel. Um jede Monotonie zu vermeiden, wollen wir nicht die Räume hintereinander durchwandern, sondern nur hie und da einen Blick hineinwerfen. Im Parterre sind zwei Gemächer auf den Garten hinaus, grau in grau: Maria Theresia verbrachte hier das Trauerjahr nach dem Tode Franz' I. Eine Zimmerflucht bewohnten Rudolph und Stephanie... Einfach sind die „Gisela"-Zimmer gehalten, welche die älteste Tochter des Kaisers während ihres Wiener Aufenthaltes inne hat. Die weiße Haupttreppe nach dem Hauptstock ist raumausgiebig, doch eben kein Prunkstück. Wir stehen im Antichambre. Ein junger Livländer wartet hier — man schreibt 1740 — auf eine Audienz. Er hat mit den Russen gegen die Türken gekämpft. Ein stattlicher Mann schreitet zufällig durch das Gemach und fragt den Wartenden nach seinem Begehr: Er will in österreichische Dienste treten. Der Stattliche bemerkt, er wolle ihn bei



Kaiserin Maria Theresia.
Gemälde von Martin van der Meytens im Schloß Schönbrunn.



Das Maria Theresia-Fest im Jahre 1857. Gemälde von L'Allemand d. Ä.

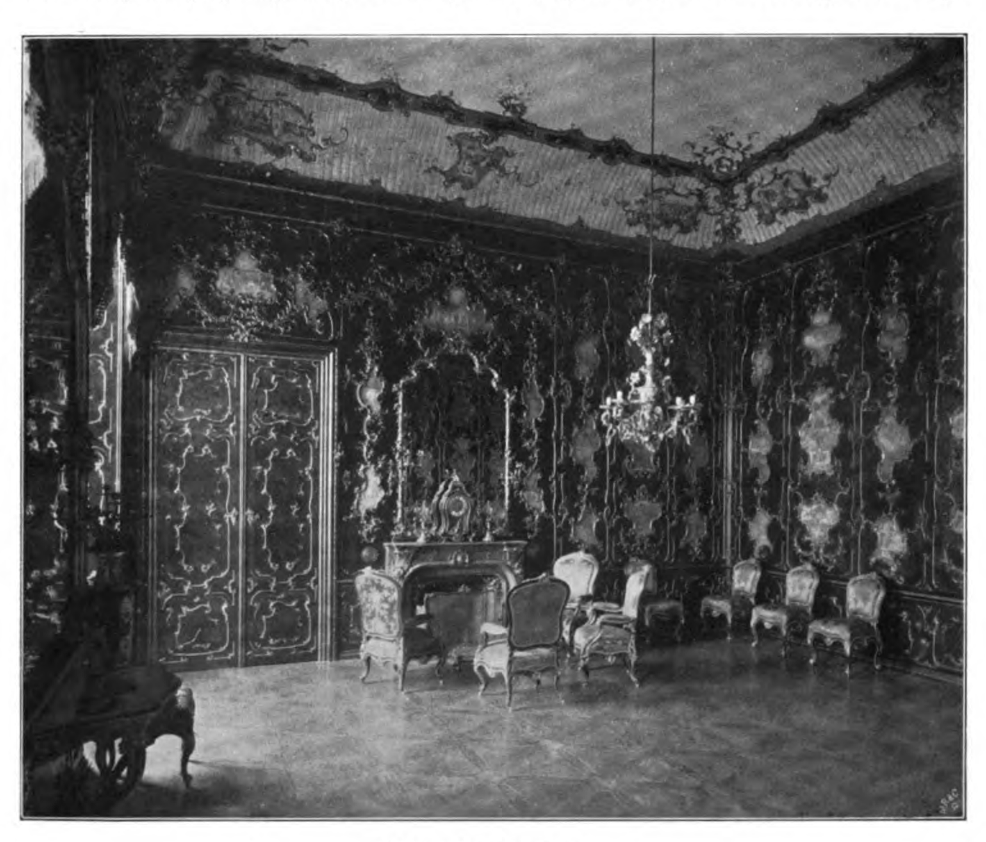
der Kaiserin ansagen, hält Wort, und der Fremde erhält eine Audienz. Der Ansager war der Gemahl der Kaiserin, der Fremde — Gideon Laudon. Sein Reiterporträt vom jungen L'Allemand hängt in Schönbrunn.

Es öffnen sich die drei „Rosazimmer“, durchaus nicht rosa; sie heißen so, weil Giuseppe Rosa sie 1760—64 mit Tierstücken und großen Landschaften geschmückt hat, oberitalienischen und schweizerischen Motiven, worunter auch die Habsburgruine im Aargau. Eine liebliche, bukolisch anmutende Landschafterei, frei nach der Natur, ohne alles Düster-wilde, Heroisch-schreckhafte. In diesem Raume hält der Kaiser Cercle, wenn Schönbrunn Gäste hat. Und es ist gastfrei. Hier weilte sogar der Sultan Abdul Aziz, der 1867, von Fuad Pascha begleitet, über Wien die Pariser Weltausstellung besuchte, wo es ihm die Hausmanniade antun sollte. Er ist der erste Osmanide, der die Auslandsreise wagte. Nicht einmal die Mekkafahrt hat je ein Türkensultan gemacht. Das stärkste Besuchsjahr ist das 1873er Weltausstellungsjahr. Nachdem der König der Belgier den Anfang gemacht, kommen hintereinander Zar Alexander II. (1. Juni), die Kaiserin Augusta (25. Juni), Königin Isabella von Spanien, welche Kaiserin Elisabeth besucht (7. Juli), der Schah von Persien, der übrigens in Laxenburg wohnt, König Viktor Emanuel (18. August), Kaiser Wilhelm I. (17. Oktober). Auch Wilhelm II. ist wiederholt in Schönbrunn willkommenster Gast.

Die Galadiners finden in der kleinen oder großen Galerie, den beiden sich widereinander öffnenden größten Prunkräumen des Schlosses statt. So mancher historische Trinkspruch ist hier gesprochen worden. In der großen Galerie herrscht das echteste Rokoko. Alles luftig, leicht, graziös-festlich, intim prächtig, weißgold-heiter. Hohe Fenster, hohe Spiegel, Blumenpyramiden an den Pfeilern. Gregor Guglielmis dreiteiliges Kolossal-Plafondgemälde mit fried-

lichen Personifikationen und militärischen Glorifikationen gibt eine vollklingende Note in der Harmonie des schönen leichtgewölbten Raumes. Es war eben damals (1761) die Zeit der Freskanten. Einen optischen Scherz hat sich der Künstler erlaubt: ein wohlbeleibter, langzopfiger Paukenschläger der berittenen ungarischen Nobelgarde ist im Bilde so hineingestellt, daß Roß und Reiter dem Beschauer von allen Seiten die Rückenansicht zeigen. Es ist dieser prächtige Spiegelsaal der richtige Rahmen für ein Festbankett, wie der ältere L'Allemand, ein geborener Hanauer, es zur hundertjährigen Jubelfeier des Theresienordens (1857) gemalt und William Unger radiert hat. Wenn heute die tausend elektrischen Kerzen an den beiden riesigen Kronleuchtern und den vielen Seitenkandelabern plötzlich aufstrahlen, gibt's einen Lichtrausch.

Theresianischer Hof-, Fest- und Familienmaler ist der in Stockholm geborene Martin von Meytens (Mytens), Sohn eines holländischen Malers am schwedischen Hofe. Der junge Meytens hat in Paris Ludwig XV. porträtiert, malt sich dann durch kleine und große Potentaten durch, kommt nach Wien, malt Karl VI., den Kunstkaiser, wird Kammermaler, Hofporträtist und schließlich Akademie-Direktor. Die Kaiserin schenkt ihm ein Haus auf der Wieden, wo er als recht wohlhabender Mann mit 75 Jahren stirbt. Wir begegnen ihm in den Räumen, die wir jetzt betreten: im Karussellzimmer und im Zeremoniensaal. Keines seiner Bilder, selbst die großformatigen Ölgemälde nicht, verleugnen den anfänglichen Elfenbein- und Emailmaler. Es ist sauberste Glattmalerei. Alle Figuren gleichen einander, auf weißen Teint und rote Schminke verzichtet keine, sie sind aber gut gezeichnet und bewegen sich, wenn auch manieriert genug. Doch das paßte vortrefflich in die damalige theatralische Moderne. Da hängen gleich im Karussellzimmer zwei Zeremonienbilder, die diese Merkmale tragen: das erste



Chinesisches Kabinett.

Ordensfest des Theresienordens und jenes des Stephansordens. Weit liebenswürdiger mutet daneben ein aus der besten Zeit Meytens' stammendes Bild an: das Karussell, welches die Kaiserin 1743 in der Wiener Winterreitschule gegeben. Wir sehen da je zwei reitende und fahrende Quadrillen, letztere mit lichten Muschel-Karossen, ein Bild heiterster Hofpracht. Maria Theresia zu Pferd in voller Frauenblüte blickt frohen Muts auf das buntbewegte Treiben. Es stand für den Augenblick gut im Erbfolgekriege . . .

Sein Bestes gibt Meytens im Zeremoniensaal namentlich mit dem großen Bildnisse der Kaiserin, das wir reproduzieren. Es ist ein für die Manier der Zeit überraschend individuelles Porträt. Und dann mit fünf historisch wie künstlerisch interessanten Wandgemälden, welche die Hochzeit des Erzherzogs Joseph, nachmaligen Kaiser Josephs II., mit Isabella von Parma (6. Oktober 1760) zum Gegenstande haben. Jedes Bild zählt mehrere hundert fußhohe Bildnisfiguren, unverkennbare Meytenskunst, indes das Beiwerk meist Schülermitarbeit sein dürfte. Wir sehen den Einzug der Braut über den Wiener Lobkowitzplatz, die Trauung in der Augustiner Hofkirche, das Hofkonzert, das Festmahl im Redoutensaal der Hofburg, wo auf Gold, das Familiensouper, wo auf Silber gespeist wird. In all dieser Feierlichkeit heimelt ein familien-gemütlicher Zug an, der unwillkürlich das Zeremoniöse durchbricht. Auf dem Konzertbilde, wo die Kaiserin mit dem lothringischen Gemahl, der vollen Kinderschar und der parmesanischen Schwiegertochter eine lauschende Gruppe bildet und dann bei der Tafel, wo die Truchsessen hin- und hereilen und das zugelassene Publikum in gemütlich bemessener Distanz staunt und gafft. Ach, nicht von langer Dauer sollte das in diesen Bildern gefeierte junge Glück sein. Schon nach drei Jahren stirbt Isabella, und einige Zeit darauf tritt Maria Josepha von Bayern, Karls VII. Tochter, an ihre Stelle. Den Höhepunkt erreicht das Gemütliche auf einem Familienbilde im Terrassenkabinett, welches zu den von dem verstorbenen Vater des jetzigen Kaisers, Erzherzog Franz Karl bewohnten Appartements gehörte. Wir wohnen einer Nikolobescherung für die Kaiserkinder bei. Der Gemahl Maria Theresias sitzt behäbig im Schlafrock, während sie selbst im Morgenkleid den Kaffee herrichtet. Ein Prinz bekommt eine offenbar verdiente Rute beschert. An der Rückwand des Kabinetts hängt ein Quodlibet kleiner Aquarelle (Kopien) von der Hand Franz' I., der die Blumen liebte und in der Malerei dilettierte. Ein Bild von eigentümlichem Interesse: ein Porträt Luthers und Katharinas von Bora. Sie hat ein aufgeschlagenes Buch vor sich liegen, worin wir lesen: Franciscus I., Romanorum Imperator, pinxit 1755. Zeichnen und Malen wurde in der kaiserlichen Familie mit Liebe betrieben. Im Bilderkabinett findet man zahlreiche Blätter (Pastelle) von Mitgliedern des Hauses. Besonders begabt war eine Tochter der Kaiserin, Maria Anna, die sich auch im Kupferstich versuchte. Noch einen Blick werfen wir in das „Rösselzimmer“, um die aus vorthere-



Sterbezimmer des Herzogs von Reichstadt.



Gobelinsaal.

sianischer Zeit stammenden Pferdestücke der beiden berühmten Brüder Hamilton, insbesondere die Parforcejagd Josephs II. von Johann Georg zu bewundern, dann treten wir in die exotischen Räume und die Napoleonzimmer.

Die exotische Liebhaberei der damaligen Interieurkunst kommt in Schönbrunn besonders geschmackvoll zu Wort. Das ist ein chinesisches „Rundkabinett": Malereien auf Schwarzlack von delikatestem chinesischen Rokoko, Goldrahmen, weiße Wände, hellblaues Porzellan, überall am richtigen Platze, ein japanischer Bronzeaufsatz, Geschenk des Mikado an unsern Kaiser, ein reizendes Interieur; dann ein blauer chinesischer Salon: pfirsichfarbener Grund mit Blumenranken, blaugrundierten, getuschten figurenreichen Bildern aus dem Leben der Chinesen. Bei Beleuchtung glühen die Gesichter auf; weiter ein Feketinzimmer mit dunkelrosa chinesischem Feketinholz getäfelt, Rokoko-Goldleisten und wundervollen indischen Miniaturen unter Glas; darauf ein Vieux laque-Zimmer mit selten großen chinesischen Lackbildern und drei Familienbildnissen, und noch ein Porzellan-Kabinett mit blaugetünchten Zeichnungen der Erzherzoginnen. Den beiden letztgenannten Räumen zunächst, auf den Garten hinaus, liegt das „Niederländische Schlafzimmer", wo Napoleon in den Kriegsjahren seine Nächte verbrachte, der Herzog von Reichstadt starb, Kaiser Wilhelm I. 1873 schlief und auch Wilhelm II. gewohnt hat. Die Napoleon-Appartements umfaßten einen Empfangssaal, wo die Leiche des Herzogs seziert wurde, ein Zimmer, wo sie auf dem Paradebett ruhte, und das Schlafgemach, das wir im Bilde wiedergeben. Audienzen erteilte Napoleon im anstoßenden chinesischen Kabinette.

Man ist eigentümlich ergriffen. Alte, farbenfrische Niederländer Gobelins: der Marsch der kaiserlichen Truppen in Italien während des Erbfolgekrieges. Hinter jener



Vom Maria Theresia-Fest im Jahre 1857. Gemälde von L'Allemand d. Ä.

spanischen Wand stand das Bett, wo der junge Napoleonide, dessen goldene Wiege man in der habsburgischen Schatzkammer aufbewahrt, seine Seele verhauchte. Noch nicht drei Jahre war er alt, als seines Vaters Reich zusammenbrach. Ein wunderschönes, bejubeltes Kind! König in der Wiege, dann kaiserliche Hoheit, dann Durchlaucht. Wie liebten die Wiener den jungen, schlanken Reiter, wie aufrichtig betrauerten sie seinen schmerzlich frühen Tod. Kaum über die einundzwanzig hinaus! Längst war sein glühendes, ruhmdürstendes, französisches Herz unheilbar sehnsuchtskrank, bevor seine Lunge erkrankte. Seine Seele horchte nach Frankreich hinüber. Fünf Jahre litt er, bis der 22. Juli 1832 kam und ihn von allen heißen Träumen und Bangigkeiten erlöste. „Im Garten von Schönbronnen, Da liegt der König von Rom," dichtete Saphir. Er liegt aber nicht unter den freirauschenden Wipfeln von Schönbrunn, sondern drinnen am Mehlmarkt in der dumpfen Gruft bei den Kapuzinern, wo Habsburg schlafen geht. Daß dem Herzog „die schönen Mädchen viel zu schaffen gemacht", wie Laube in seinen Reisenovellen schreibt, ist nicht beglaubigt. Rostand und Sarah Bernhardt haben beide das Schönbrunner Nest des „Aiglon" besichtigt. So viel ich weiß, ist Rostands Stück vor dem Erscheinen des Wertheimerschen Buches über den Herzog von Reichstadt entstanden. Der französische Dichter hätte keinen besseren Berater finden können, als den Preßburger Professor, dessen Lebensbild des unglücklichen Napoleoniden zu dem Fesselndsten gehört, was auf biographischem Gebiete seit langem geleistet worden.

Napoleonische Erinnerungen führen uns durch endlose Gänge zur letzten Station unserer Schloßwanderung: dem Theater. Ein allerliebstes Theaterchen, natürlich wieder weiß-gold, mit zwei Rängen, schmalem Parterre und einer Galerie für die kaiserliche Familie und die Damen vom Hof. Gespielt wird hier nur ganz selten und zu Ehren gekrönter Häupter. Als Napoleon nach den Marchfeldschlachten für die Friedensverhandlungen noch über drei Monate in Schönbrunn blieb, erlebte das Schloßtheaterchen eine wirkliche Saison. Es wurde am 31. Juli 1809 mit Schillers „Phädra"-Bearbeitung eröffnet. Die Titelrolle spielte Johanna Franul von Weißenthurn, welcher der Kaiser 3000 Francs als Geschenk überreichen ließ. Aus Italien wurden berühmte Sänger, worunter der Tenorist Ronconi, berufen, die im Verein mit einer deutschen Operngesellschaft unter der Direktion Weigls,

des Komponisten der „Schweizerfamilie", die beliebtesten italienischen Opern, aber auch Mozarts „Don Juan" und Weiglsche Opern, allerdings meist nur einen Akt daraus, zur Aufführung brachten. Kleine Ballette und Divertissements wechselten ab. Eine längere zweite Saison hatte das Schloßtheater im Ausstellungsjahr.

* * *

Tags darauf. Wir stehen auf der Gartendoppeltreppe, der genauen Wiederholung der monumentalen Ehrenhoftreppe. Gar manche großartige Huldigung hat hier unser Kaiser entgegengenommen. So beispielsweise beim 1857er Theresienordens-Jubiläum, das L'Allemand im Bilde festgehalten, und zuletzt im 1898er Jubeljahre, auf dessen Ausgang so tiefer Schatten fiel. Ein entzückender Blick! Er schweift geradeaus über das sonnenüberflutete Parterre, aus dessen hohen Hainbuchenwänden Marmorbilder schimmern, nach dem großen Neptunbrunnen und dann die Höhe hinan zum krönenden Gloriett — der Glorie von Schönbrunn, die Metastasio besang. Fast blendet der lichtgrüne Frühlingsschleier, der weithin, hie und da weiß und rosa gestickt, über den Park geworfen ist. Die Teppichgärtnerei liegt noch im Winterschlaf; hie und da blitzt ein schüchterner Springstrahl auf. Wir steigen hinab und schlagen die Querallee links ein. Das „Kaiserbründl" lassen wir rechts liegen. Nun grüßt der Obelisk. Vier goldene Schildkröten hocken oben auf der Felsgrotte der Sibylle und auf ihre Rücken ist die schlanke Schriftsäule gestellt, einem ägyptischen Vorbild in Rom nachgebildet, über und über mit Hieroglyphen behauen, welche „sinnbildlich" Habsburgs Geschichte bis auf die große Kaiserin erzählen; auf der Spitze sonnt sich ein goldner Adler, ein recht unägyptisches Wappentier. Das Wasserbecken vorn ist noch leer und die steinernen Flußgötter langweilen sich auf dem Trockenen. Durch die breite Allee rechts kommen wir zur künstlichen „römischen Ruine", einem vielgerühmten und -gemalten Gartenschmuckstück. Das schönste



Arbeitszimmer Kaiser Franz Josefs.

Bild davon verdanken wir dem Sezessionisten Karl Moll. Nicht jeder versteht diesen malerischen Spaß, und ein Besucher neben mir — von weither vermutlich — schüttelt wirklich den Kopf über solches Trümmerwerk in einem so wohlgepflegten Hofgarten. Jedenfalls ist diese antike Palastruine mit dem geborstenen Torbogen, durch welchen jetzt gerade der Frühling unaufhaltsam hereinbricht, mit dem verwilderten, schlingverwachsenen Teich dabei einer der hübschesten Einfälle Hohenbergs, dem Schönbrunn so viel verdankt. Weiter zur großen Neptunfontaine. Sie ist ein Werk Beyers, der mit Hagenauer, Platzer und anderen heute verschollenen Barockbildnern den Park mit Marmorstatuen — 32 an der Zahl — geschmückt hat. Beyer, ein geborener Gothaer, soll dabei in sieben Jahren 80 000 Gulden verdient haben. Das weite Becken des Neptun ist voll, der Meergott aber und Frau Thetis mit ihrem Gefolge von Tritonen, Najaden und gebäumten Seepferden feiern noch.



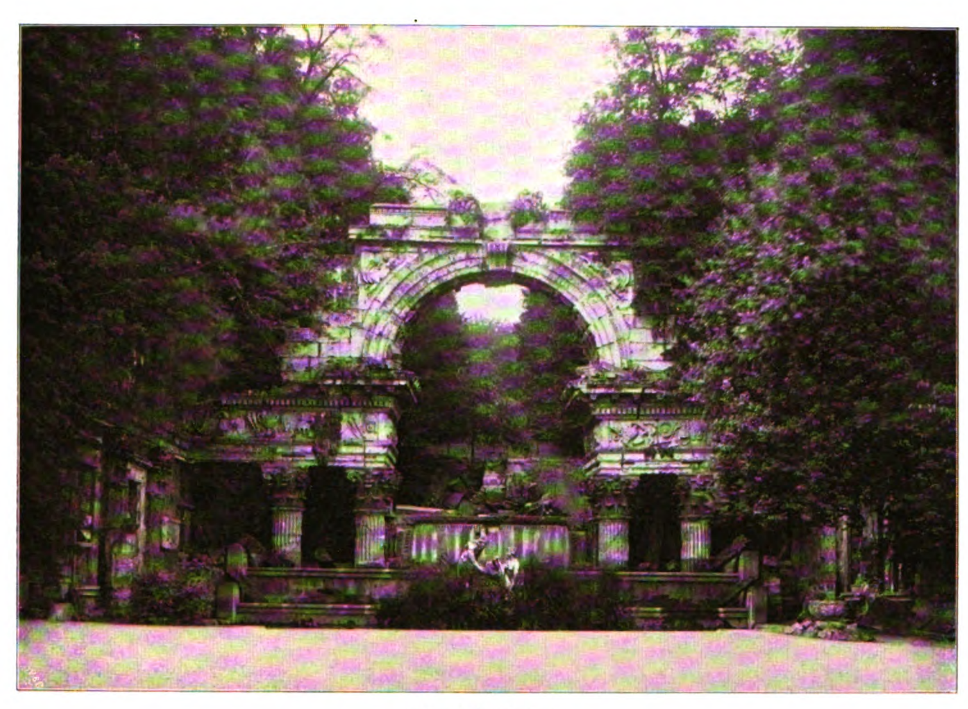
Blick auf den Obelisken.

Man sagt, die weiblichen Marmorbilder im Stile Pugets und Bouchardons, welche den Park so lieblich bevölkern, trügen die Züge von Hofdamen der Kaiserin. Da hätten sie wohl manches zu erzählen. Vielleicht stehen sie den Liebespaaren, die der Park allezeit mit gütigen Armen aufnimmt, an schönen Sommerabenden Rede. Nur eine nicht: Angerona, die Göttin der Verschwiegenheit, ein schönes, junges Mädchen, das den Finger an den Mund legt: Schweigen bei Hof ... Es ist eine recht gemischte Gesellschaft: Nymphen, Priesterinnen, Göttinnen, olympische Halbwelt. Warum Beyer seine Aspasia, die geistvolle Emanzipierte, mit Schild und Helm darstellte? Sie wollte ja die Männer gar nicht abwehren. Hamerling hat das besser gewußt. Auch eine Bacchantin und ihr Gegenstück, die Vestalin mit Kopfschleier und Lampe, fehlen nicht. Die keuschen römischen Schwestern der letzteren waren zu dreißig Jahren Tempeldienst verpflichtet, das Gelübde der Schönbrunner Vestalin ist schon hundertfünfundzwanzig Jahre alt.

Sanft ist der Aufstieg zum „Gloriett“, der entzückenden Gartensäulenhalle Hohenbergs. Sie beherrscht weithin Park, Schloß, Stadt und Land. Durch die offenen Bogenhallen blaut ein sanfter Himmel, die Verglasung der drei mittleren Arkaden opalesziert in der Sonne. Diesseits der Alpen gibt es keine schönere Sala Terrena. Man staunt, ist man oben, über die kolossalen und dabei so harmonischen Verhältnisse. Ein steinerner Adler breitet in der Giebelmitte seine Flügel nach dem Schlosse aus. Schön ist die Aussicht von der Marmortreppe vorn, zur Fernsicht wird sie auf der Plattform, wo sie über den großen Fasangarten nach Ungarn hineintaucht. Schade, daß das große Bassin vorn tot ist. Ein wundervoller Anblick muß es gewesen sein, wenn bei großen Festabenden Stuwer, der alte Wiener Feuerkünstler, das Gloriett mit bunten Flammenbuketts besteckte. Eine vormärzliche, solcherweise verzauberte Garten-Pirutschade zu Ehren der Herzogin von Kent, Mutter der Königin Viktoria, wird von Schönbrunn-Chronisten in begeisterten Worten geschildert.

* * *

Unser dritter und letzter Spaziergang führt uns in das naturwissenschaftliche



Römische Ruine.

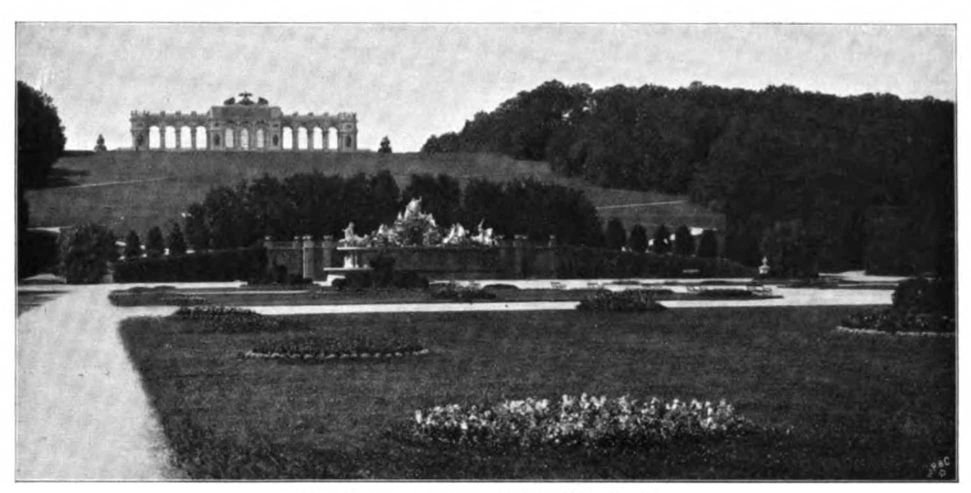
Schönbrunn, dessen Reichtum der Wiener am ausgiebigsten genießt. Der Tierpark des kaiserlichen Lustschlosses ist unser „Zoologischer“ und der Palmenpalast, der Mittelpunkt des berühmten Hortus Schoenbrunnensis, dem Jacquin ein Monumentalwerk gewidmet, ein Lieblingswanderziel der Wiener. Erster Maiensonntag. Unter Sonnenküssen und sanften Schauern ist der Frühling stark geworden; es sommert beinahe. Wir betreten heute den Park durch den Hietzinger Eingang, der sich auf die große Lindenallee öffnet. Links vom Tor steht das „Stöckl“, ein hübsches Herrenhaus, wohin der Minister des Äußeren übersiedelt, wenn der Hof im Frühjahr und Herbst in Schönbrunn Séjour nimmt. Metternich wohnte dort, Buol, Rechberg, Andrassy, Kálnoky und jetzt Goluchowski. Es fluten Menschen herein, denn die erste Seitenallee rechts führt zur „Menagerie“. Groß- und Kleinwien holt sich dort unerschöpfliche Belehrung und Ergötzung seit mehr als anderthalb Jahrhundert. Für die ursprüngliche Anlage, einen mächtigen Zirkel, diente, nur im weit größeren Maßstabe, die Menagerie des Prinzen Eugen im Belvedere als Vorbild. Sie blieb bei allen Erweiterungen und Umstellungen im wesentlichen dieselbe, das mauerbeengt Zwingerartige der um den Mittelpavillon gruppierten Tierlogen jedoch wurde durch Anlage von Durchgängen beseitigt. So wurde allmählich ein moderner Tierpark geschaffen. Unter Maria Theresia war die Menagerie keinem Geringeren als dem Oberhofmeister Grafen Corfiz von Uhlfeld in Obhut gegeben. Die Raubtierhäuser und Bärenzwinger entstanden erst unter Joseph II. In den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts wurden aus Van Akens Menagerie bedeutende Erwerbungen gemacht, und unter dem jetzigen Kaiser erfuhr der Tierstand, besonders durch die Reisen des Inspektors Kraus eine namhafte Bereicherung.

Die Raubtiere sind noch eingewintert, nur die Bären heraus. Sie haben das dankbarste Publikum. Am possierlichsten, ein Entzücken der Kinder, ist der kleine, schmalschnauzige Malaienbär, ein so zahmes Tier, daß er seine erste Besitzerin, Erzherzogin Marie Therese, auf ihren Spaziergängen in Reichenau begleitete. Es hat ein eigentümliches Interesse, den Menschen bei der Tierbetrachtung zu beobachten. Ganz anders verhält er sich vor den Raubtierlogen, als vor dem Affenhaus. Bei den

Raubtieren gibt's immer einen leisen Nervenkitzel. Der freie, kühne Blick des berberischen Löwen imponiert, der unheimlichen Ruhe des resignierten Königstigers und dem stillen Fauchen des schwarzen Panthers verdanken wir allemal einen kleinen Schauer. Unwillkürlich glauben wir alle die Gefühle dieser Gefangenen nachzuempfinden, ihren ohnmächtigen Grimm, ihre stille Verzweiflung, ihre dumpfe Resignation, ihre Abstumpfung im Kerkerelend, nur durch die Fütterungsstunde erträglich gemacht. Im Affenhause dagegen färbt die gemeine Lustigkeit dieser uns Nächstverwandten auf die Beschauer sichtlich ab. Da amüsiert alles: die mürrische Laune des alten Makako, wie die spöttische Keckheit der graugrünen Meerkatze, die boshafte Tücke des Anubis-Pavians, wie die lasziven Streiche des kleinen, schlanken Winselaffen und die tollen Sprünge des Kapuzineraffen. Einen solchen hat einmal die Wolter hereingeschenkt. Ganz andere Gefühle löst natürlich der Umgang mit Elefant, Seehund, Giraffe — Schönbrunn besaß die erste in Deutschland — aus: allemal wieder gemütliches Staunen. Adlerhof, Hirschpark, Geflügelteiche, exotische Volieren sind weitere Hauptnummern des Tierausstellungsbildes. Bei den Raubvögeln lebt noch ein Bartgeier, den vor Jahren Kronprinz Rudolf in Spanien vom Horst gehoben. Bei den Teichen und vor den exotischen Volieren (im alten Palmenhause, einem Annex der Tieranlage) muß es den Impressionisten reizen. Bildsäulenstarr steht der Purpurreiher mit hochaufgerichtetem Halse, hochdünnbeinig fegt eine kleine Flamingoherde daher, schneeweiß, sanft rosig überflogen, eine blendendste Note auf dieser Naturpalette, die das Edelsteingefunkel des Pfauenrades und den Goldschiller des Fasanenhofes übertönt. Dieser farbige Eindruck fällt ins Rauschige vor den Tropenvögeln, deren Käfige teilweise auch im oktogonen Zentral-Pavillon untergebracht sind, wo die Vögel sich an Guglielmis ovidischen Fresken ergötzen können. Kakadus mit weißen, roten, gelben Hauben, mit Helm und Korallenkrone, Papageien, Aras, Sittiche, Parkitte, Inseparables, eine wahre Farbenorgie, flammend, flirrend, flimmernd, blitzend und ein Geschrei! Das bürgerliche Element vertritt hier der fleißige Nestweber, der Webervogel, von dem nicht weniger als 26 Arten vorhanden sind. Schließlich lohnt wohl ein Blick in die Winterquartiere. Mancher arme Teufel dürfte die Strauße um ihre röhrengeheizte Woh-



Die Neptungrotte.



Die Neptungrotte mit der Gloriette.

nung — ein Schlafraum und ein Speisezimmer — beneiden ...

Hinter dem Tigerhaus ist ein kleiner Anbau, der zum Reservegarten gehört. Ein Blick hinein durch die Glaswand verbindet uns mit dem Hofblumengarten, einer wahren Schatzkammer. Hinter jener Glaswand wird seit zehn Jahren alljährlich die Victoria regia zum Blühen gebracht. Jetzt im Mai sieht man erst die schweren, wie lederausgeschlagenen Blätter, über zwei Meter im Durchmesser, deren stachelichte Rippenstäbe bekanntlich ein Gewicht von wohl fünfundzwanzig Kilogramm zu tragen vermögen. Im Juni drängt sich alles herbei, wenn das Wunder geschieht. Nicht ohne eine gewisse Enttäuschung freilich, denn die königliche Seerose ist eine Nachtschöne, sie blüht nur nächtlich, am schönsten in ihrer ersten Nacht. Plötzlich enttaucht dann ihr wundersam schimmerndes Blaßgesicht den dampfenden Wassern ... Auf dem Weg nach dem Blumengarten begrüßen wir dankbar die Bronzebüste Franz' I., des Schöpfers und ersten Schützers dieses Gartenparadieses. Das 1883 errichtete neue Palmenhaus Segenschmidts liegt vor uns, ein stolzer, luftiger, schlankrippiger Kuppelbau, ein Glaspalast von mächtigen Verhältnissen, 110 Meter lang, 28 breit und im Mittelpavillon 30 hoch. Der Spitzturm der Hietzinger Kirche, wo Maria Theresia in drangvollen Tagen oft Gebettrost gesucht, schaut herüber. Und weil mir schon Ziffern in die Feder gekommen, will ich einem statistischen Mitteilungsdrang nicht widerstehen. Offizielle Ziffern, s'il vous plaît! Mit dem Reservegarten ist der Hofpflanzengarten $10^1/_2$ Hektaren groß. Sämtliche Glashäuser haben ein Ausmaß von 10661 Quadratmetern und würden, in einer Linie aufgestellt, eine Länge von fast anderthalb Kilometern erreichen. Ihre Glasflächen bedecken fast 12000 Quadratmeter und rechnet man alle übrigen Verglasungen in den beiden Gärten hinzu, so kommt man zu 22650 Quadratmetern Glas. Das jährlich verbrauchte Heizmaterial genügte vielleicht, um eine kleine Stadt gegen des Winters Unbilden zu schützen. Außer den im Freien produzierten werden jährlich in Schönbrunn etwa 800000 Pflanzen herangezogen, weit über 8000 Arten und Varietäten kultiviert.

Im Palmenhaus. Im Kaltraum beängstigt die feuchte Luft nicht, sie umspielt uns wohlig, und die Araukarien fühlen sich sichtlich in ihrem Element. Welcher Vollwuchs diese Excelsa von der Norfolkinsel! Dann die Proteaceen, der mehrhundertjährige Baumfarn und der ehrwürdige Kaktusriese, bald monströs unförmlich, bald fünfkantige Säule. Wärmer brauchen's die Palmen, die gefürsteten Bäume des Pflanzenreiches. Ihnen ist der majestätische, kirchenhohe Mittelraum eingeräumt. Bis zur Kuppeldecke ragt die stolze, legendarisch umwitterte Livistona hinan, also fast hundert Fuß. Aber die Legende zerstiebt; die Livistona ist nicht die „Maria Theresia-Palme", die 1765 als die erste in Europa geblüht haben

soll. Von Palmen zieht Schönbrunn 48 Gattungen mit 138 Arten. Orchideenzauber webt um die mittlere Palmengruppe. Er entfaltet sich am reichsten im dritten, wärmsten Raum. Hier beklemmt heißfeuchter Dunst die Brust, die Schläfen hämmern, man hat ein leises Schwindelgefühl. Die Aroiden aber, Kinder Brasiliens, die Paradiesesfeige, die gerade oben fruchtet, der Melonenbaum, der die Melone in der Blattachsel, also gleichsam unter dem Arme trägt, der sumpfliebende Papyrus, die Orchideen — Goethe nannte sie „monströse Lilien“ — fühlen sich unendlich wohl. Nicht weniger als 102 Gattungen mit 1126 Arten ziehen die Schönbrunner Blumengärtner. Allein „Frauenschuh“, worunter das berühmte Cypripedium Spicerianum, das, im Handel auftauchend, 800 Gulden kostete, ist in 52 Arten vertreten. Ein unsagbar berückender, fast mystischer Reiz wohnt diesen vielgestaltigen, befremdlich schönen, juwelenhaften Blumen inne. Es ist, als wüßten sie von Frauen. Man denkt sie sich denn auch gerne als Blütenstern oder -rakete im Haar, als Falter oder winziger Kolibri am Busen schöner Frauen. Flora hat nichts Köstlicheres in ihrem Schmuckschrein . . .

Eine kurze Schlußstation auf dem Heimweg. Wir schlagen die Querallee nach dem Schlosse ein. Bei dem zierlichen Nymphenbrunnen angelangt, biegen wir nach rechts in einen der sieben Laubgänge ein, die hier ausstrahlen. Wollen wir am Ende derselben in das dichtverwachsene Heckenwerk eindringen, das schmalen Zugang gestattet? Lieber nicht. Denn wir gerieten in den „Irrgarten“, der vielleicht nicht so schön und künstlich wie der Versailler, sicherlich aber verworrener ist. Ein Symbol! Wir wüßten, einmal drinnen, gewiß nicht mehr aus und ein. Wer weiß in diesem großen Doppelreiche heute aus und ein? Der Schönbrunner Irrgarten zeigt gewaltsame Durchbrüche Ausgangsuchender. Ja, gewaltsame Durchbrüche! . . .



Aus dem Palmenhaus.



Im Wind. Skulptur von Richard Engelmann-Berlin.



Die zerbrochene Sonne.

Eine Kindergeschichte von

Anna Sommer.

Annie war das Nesthäkchen ihrer Familie und wäre darauf angewiesen gewesen, allein zu spielen, während die großen Geschwister in der Schule waren, arbeiteten oder sich an Spielen vergnügten, für die sie noch zu ungeschickt war, wenn nicht ein Glückszufall Ingo Jörresens Eltern bewogen hätte, das Haus auf dem Röhrendamm zu kaufen und sich dauernd in Jemarn niederzulassen, wo bisher nur ihre beiden ältesten Söhne in Pension gewesen waren. Dieses geschah gerade in der Zeit, wo Annie täglich darauf hingewiesen wurde, daß sie nun groß sei und sich allein beschäftigen müsse; weder Mama noch Minna könnten es ferner für ihre Pflicht halten, ihr Spielkamerad zu sein.

Annie weinte und schrie und schluchzte, aber Mama und Minna blieben hart. Da sah sie sich in der großen weiten Welt um, in die sie so erbarmungslos hinausgestoßen war, und fand jenseits des Lattenzauns, der zur Rechten den Garten begrenzte, Ingo.

Wie die erste Annäherung zwischen beiden gewesen, wer von ihnen zu reden begonnen hatte, wer den kühnen Plan geboren, sich in einem der Gärten zum gemeinsamen Spiel zu vereinen, das blieb ewiges Geheimnis der beiden. Die erste Kunde, die dritte von diesem Verhältnis erhielten, war Annies schluchzende Anklage: „Ingo haut mir immer meine Kuchen um,“ mit der sie zu ihrer Mutter kam. So, ohne jede weitere Erklärung, führte sie diese neue Figur in ihrem Lebensbuche ein. Sie tat dies offenbar in der Annahme, daß jedermann das Vorhandensein Ingos ebenso bekannt sein müsse, wie etwa das der Sonne, der Bäume, der Blumen oder der Vögel. Als nun seitens der Mama ein wahres Kreuzfeuer über diesen aus der Erde gewachsenen Ingo eröffnet wurde, konnte Annie auch nicht die geringste Aufklärung über seine Person geben, sie sah nur zum Fenster hinaus und sagte: „Da ist er.“

Dies zeigt deutlich, wie gänzlich unerfahren Annie noch in jeder Beziehung war, denn selbstredend hatte Ingo sich längst jeder Verantwortung durch die Flucht entzogen und ließ sich an diesem Tage nicht mehr sehen, obwohl Annie lange nach ihm rief.

Tags darauf erschien er jedoch wieder hinter dem Staket und sah unschuldsvoll und harmlos zu ihr hinüber. Annie rannte spornstreichs über die Rabatten, preßte ihr kleines Gesichtchen fest zwischen zwei Gitterstäbe und bat ihn mit den lieblichsten Schmeichelworten, wieder zu ihr zu kommen.

Ingo, die Hände in die Taschen seiner Kittelschürze versenkt, spuckte, ehe er antwortete, erst einmal aus. Hiermit wollte er zeigen, wie groß er schon sei; dann stellte er sein Kommen in Aussicht, falls Annie ihm ihren größten Sandbecher schenken wolle.

So begann es, so ging es fort und so endete es.

Ingo gebrauchte Annie ebenso notwendig zum Spielkameraden, wie sie ihn. Der Unterschied zwischen beiden war nur, daß er sein Verlangen in die Form gnädigen Gewährens und großmütiger Herablassung kleidete, während Annie ihre Liebe und Sehnsucht demütig offen bekannte. Er heimste stets seinen Tribut ein, sei es in Gestalt eines Sandbechers, wie beim erstenmal, seien es bittere Tränen und kummervolle Enttäuschung, wie sie später an manch liebem Tag von Annie gezollt wurden.

Trotzdem würde es verkehrt sein, die Kleine zu bemitleiden, das Verhältnis war, ungeachtet Ingos ausgesprochener Tyrannei, ein äußerst glückliches, und wurde auch von den Angehörigen des Paares als solches betrachtet.

„Mädchen bauen stets so nahe am Wasser," sagten die Großen, wenn sie gelegentlich Annies Tränen sahen. Dies hörte auch Ingo, und obwohl er den Sinn der Rede nicht im geringsten erfaßte, so bewies ihm die Straflosigkeit, mit der er davon kam, doch, daß man nicht gesonnen sei, ihn über Annies Kummer zur Rede zu stellen. Dies stärkte sein angeborenes Paschagefühl und war die Ursache, daß er nicht einmal mehr Gewissensbisse verspürte, wenn er Annie Tränen und Klagen entlockte.

Kein Tag verging während der ersten Jahre, die der Ansiedlung der Familie Jörresen auf dem Röhrendamm folgten, dessen Licht nicht den dunklen Haarschopf Ingos dicht neben Annies blonden Ringeln beleuchtet hätte. Sie waren die einzigen noch nicht schulpflichtigen Kinder der Straße. Kein dritter konnte sich zwischen sie drängen; so kam es, daß Ingo an seinem weiblichen Spielkameraden festhielt, obwohl die älteren Brüder gelegentlich ein Wort fallen ließen über den kleinen Jungen, der mit Mädchen spiele und Puppen trüge. Diese Spöttereien bewirkten, daß Ingo nachmittags sich an „Klipp", „Putz und Dieb" und anderen wirklichen Jungensspielen beteiligte, soweit er überhaupt von den Brüdern dabei geduldet wurde, während Annie mit bittenden Augen am Gitter auf ihn wartete und, wenn er nahe genug herankam, leise nach ihm rief. Laut wagte sie es nicht zu tun, sie wußte, welche Schande es für Ingo war, mit ihr zu spielen.

Gott sei Dank, morgens waren Ernesto und Juanito in der Schule und ihr kleiner Bruder durfte sich getrost den „Mädchenspielen" hingeben, die er, er hätte es freilich nie eingestanden, viel lieber hatte, als die seiner Brüder. Köstliche Spiele waren es, die Annie und Ingo spielten, Kaufladen, wobei die Rispen des Wegebreit Erbsenschoten und seine Blätter Sauerampfer darstellten; die fetten Blätter einer gewissen gelben Lilie als Spickaal verkauft wurden und große Rhabarberblätter je nach Bedarf als Schollen ausgeboten oder als Speck aufgeschnitten wurden. Bisweilen war es auch ein Hutladen, dann kam Ingo mit der großen Elsa, die zwei sehr hübsche Porzellanzähnchen zwischen den Wachslippen zeigte, und sagte: „Meine Frau ist leider krank, aber meine Tochter soll einen neuen Hut haben."

Diese Erklärung gab er, damit sich niemand darüber wundern sollte, daß er als Mann solche Einkäufe mache. Danach überließ er sich ganz der Freude, die niedlichen Blätterhüte, die Annie fabriziert hatte, Elsa auf das strohblonde Haupt zu setzen. Reizende kleine Schöpfungen waren diese Efeuhütchen, die seitlich eine aufgeschlagene Krempe hatten, die ein Dorn festhielt, und über die dunkelrote Tausendschönchen oder ein hellgrüner Tannentrieb als Straußenfeder herabnickten.

Ihr Lieblingsspiel aber war „Mutter und Kind", oder richtiger „Vater, Mutter und Kind". Dann saß Ingo mit einem Stückchen Zeitung in der Laube, rauchte einen dürren Zweig und machte von Zeit zu Zeit eine Bewegung, als ob er eine Uhr aus einer Westentasche zöge, und sagte dazu jedesmal: „Ich muß jetzt aufs Kontor gehen, liebe Frau." Annie harkte gerade den Sand eben und stäubte mit ihrem Taschentuch die Gartenmöbel ab. „Dann begleite ich Dich, lieber Mann, ich muß Fleisch kaufen und Gemüse."

Mit Elsa an der Hand, einen Korb am Arm, die Schürze als Umhang über die Schultern gelegt, so ging sie neben Ingo durch den Garten, in dem jeder Weg einen Straßennamen hatte. Wenn sie bis zu dem Springbrunnen gekommen waren, fing gewöhnlich das Puppenkind an zu jammern, daß es nicht mehr gehen könnte, und zwang dadurch seine Mutter, sich von ihrem Mann zu verabschieden. Am liebsten hätte Annie dies genau wie ihre Mama, nämlich mit einem Kuß, getan, aber Ingo verwies ihr solche Realistik im Spiel als „gräßliche Albernheit", und Annie mußte ohne Kußtröstung ihre Einkäufe machen. Sehr häufig war Ingo auch der Vater und Onkel Doktor zu gleicher Zeit, dann kam er, fühlte nach dem Puls, ließ Elsa die Zunge ausstrecken und vergaß nie, drohend zu sagen: „Du hast wohl zu viel Kuchen gegessen"; darauf verordnete er Pillen, das waren die Johannisbeeren, oder eine Medizin, die er in einem alten Blechtopf aus Baumharz, Sand und Wasser zusammenbraute. Wenn er so als Arzt tätig war, hatte er eine viel tiefere Stimme, wie als Vater, und bemühte sich auch, in seinem Gesicht die andere Rolle dadurch anzudeuten, daß er seine feinen dunklen Brauen hoch

auf die Stirn zog, das Kinn an den Hals preßte und die Lippen schmal machte.

Annie stand stumm daneben, zärtliches Mitleid für Elsa im Herzen und Ehrfurcht vor Ingos Wissen, der ihr, nicht in der tiefen Doktorstimme, sondern mit der gewöhnlichen, immer versicherte, das sei wirkliche Medizin, so mache man es in der Apotheke auch, und sie einmal sogar, unter Androhung, nicht mehr weiter zu spielen, dazu zwang, sein Gebräu zu probieren. Seit der Zeit hatte sie eine Abneigung gegen „Onkel Doktor" spielen, gänzlich wurde es ihr jedoch erst verleidet, als Ingo vom praktischen Arzt zum Zahnarzt umsattelte. Die Veranlassung hierzu bot eine Szene, die seine Mutter eines Tages ihrem Manne vorführte, als sie sich einen Zahn hatte ausziehen lassen. In allen Einzelheiten wiederholte sie, in der Mimik von ihrem südlichen Temperament unterstützt, das ganze Drama; und Ingo war im Zimmer und horchte mit Spannung jedem Worte und behielt jede Geste.

Voll Ungeduld sehnte er natürlich den andern Morgen herbei, um sich als Zahnarzt wirken zu sehen.

Annie zeigte von vornherein große Abneigung gegen die Änderung des Spiels, das ihr ohnehin nicht mehr gefiel, seitdem sie nicht sicher davor sein konnte, auch zum Medizinieren gezwungen zu werden. Was war das überhaupt, Zahnweh haben?

„Ist Halsschmerzen oder Kopfweh nicht ebenso gut, Ingo?" redete sie ihm sanft zu. „Nein, sie hat Zahnweh!" bestimmte Ingo, und Annie mußte sich fügen und Elsa ein Tuch um Kinn und Backen knoten. Dann erschien sie kleinlaut — Elsa an der Hand nach sich ziehend, die Schürze als Umhang über die Schultern gebreitet — bei der Laube, wo Ingo sich inzwischen eingerichtet hatte, und klingelte, Einlaß bittend, an einer der Klematisranken.

Ingo öffnete mit kräftigem Ruck die nicht vorhandene Wohnungstür und lud Mutter und Kind in der lispelnden Stimme des Zahnarztes, die Frau Jörresen mit großer Hingabe nachgeahmt hatte, ein, sich auf den Stuhl zu setzen.

Nach ein paar Sekunden gellte ein entsetzlicher Schrei durch den Garten, und in der nächsten Minute stand Annies Mutter mit zitternden Knieen vor ihrem wildweinenden kleinen Mädchen, das sich, die Puppe fest an sich pressend, über den Stuhl geworfen hatte.

Dieses Mal hatte Ingo nicht davonlaufen können, der Erfolg seiner ärztlichen Tätigkeit hatte ihn regungslos gemacht, er stand langsam erglühend da, in der Hand eine Zeugklammer, die ihm als Zange gedient hatte, und sah bald auf Annie, bald auf deren Mutter.

„Was hast Du ihr getan? Annie, sag, was er Dir getan hat, mein Liebling."

Ach, was half wohl das angstvoll zärtliche Fragen angesichts des Schmerzes, der die Kleine sprachlos machte, nicht einmal zum Aufrichten vermochte die Stimme der Mutter sie zu bewegen.

„Du Schlingel Du, was hast Du ihr getan?"

Ingo wies auf die Zeugklammer und stotterte, halb gekränkt, halb schuldbewußt: „Ich hab' ihr bloß zwei Zähne ausgezogen."

„Was hast Du?" schrie Frau Reink entsetzt und riß die Kleine an sich, „wo, mein klein Dirn, wo mein Herz? Du schrecklicher Junge Du, mach, daß Du fortkommst, Du bist ganz schlecht."

Ingo verschwand, und die schluchzende Annie wurde von den zärtlich forschenden Augen und Händen ihrer Mutter untersucht.

„Annie, Liebling, wo denn? wo hat er sie ausgezogen?"

„Da," sagte die Kleine, noch immer fassungslos vor Schmerz, und hielt ihrer Mutter die arme Elsa hin, der Ingo außer den hübschen Porzellanzähnchen auch das ganze Kinn ausgebrochen hatte. Ein tiefes Loch klaffte in dem Wachskopf. Dieser schauerliche und betrübende Anblick wirkte indessen unsagbar beruhigend auf Annies Mutter, sie lächelte, zog ihre kleine Tochter an sich und sagte: „Du arme Elsa, komm, ich mache ihr einen Umschlag und dann fährst Du heute nachmittag zur Puppenlise, die macht sie wieder gesund."

Annie schmiegte sich in die Arme, die sie so fest umschlangen, und ließ sich weiteren Trost spenden.

Wirklich machte Puppenlise Elsa wieder gesund, es war aber schwer, nach ihrer Rückkehr die alte Elsa wiederzuerkennen in dem braunäugigen, rotwangigen Geschöpf. Nur das Haar, die zwei dicken, blonden Zöpfe, war noch dasselbe, das tröstete Annie,

und nach ein paar Tagen war die braunäugige Elsa ihr ebenso lieb als vorher, wo sie mit blauen Augen sie geschaut hatte. Und nun, da das Kind wieder gesund war, begann auch die alte Innigkeit für den Puppenvater zu erwachen. Mit Elsa auf dem Arm, sie war noch zu schwach zum Gehen, ging Annie eines Tages ans Gitter und rief nach Ingo. Langsam kam er um die Hausecke, die Hände genau so auf dem Rücken verschränkend, wie sein Vater. Er tat, als ob er zufällig da umher ginge, und ohne Mutter und Kind anzusehen, schritt er vorüber.

„Ingo,“ rief Annie, und noch einmal „Ingo“. Jetzt stieg es heiß in ihr auf und drückte auf die Kehle, so schmerzte seine Nichtachtung. „Ingo, sei nicht mehr böse, Elsa ist wieder gesund.“

Eine Weile ließ er sich noch bitten, dann verzieh er und kam schnell in den Nachbarsgarten, und es herrschte für eine kurze Zeit Friede zwischen dem Paar.

So vergingen die ersten Jahre Annies und Ingos Bekanntschaft und Liebesbundes, dann streckte die Schule ihre Fangarme nach Ingo aus und riß die zwei auseinander, denn wie wäre es möglich gewesen, den Abgrund zu überbrücken, der nun zwischen ihnen gähnte. Über diese Kluft hinüber spähte Annie mit demütiger Ehrfurcht, und beispiellose Dankbarkeit erfüllte sie, wenn ihr Spielkamerad aus Mitleid noch hin und wieder auf kurze Zeit zu ihr kam.

„Bloß weil Du mir leid tust,“ sagte er, und Annie glaubte ihm aufs Wort und hoffte auf die Zeit, wo auch sie mit einem Schulranzen umhergehn würde. Dieses Ziel erreichte sie gerade ein Jahr später als Ingo, und ihre Hoffnungen, von nun an wieder ebenbürtig von ihm angesehen zu werden, erfüllten sich, wenigstens soweit sie bescheidener Natur waren und nichts erstrebten, was der Ehre eines Mittelseptimaners zu nahe tritt. Sie durfte an den Tagen, an denen Ingos Unterricht mit ihrem zur selben Zeit begann, mit ihm zur Stadt gehen und ihm belegte Butterbrote, Obst und Kuchen schenken; unterm Tor dagegen, das war selbstverständlich, mußte sie ihn verlassen, denn in der Stadt selber konnte er auf Schritt und Tritt Mitschülern oder Lehrern begegnen und sich deshalb nicht in so anstößiger Gesellschaft sehen lassen. Annie begriff auch das.

Mittags trafen sie sich wieder unter dem großen Torbogen, in dessen Schatten Annie auf ihren Freund warten durfte; war er allein, so ging sie ihm mit einem halben Lächeln ein paar Schritte entgegen, deren zögernde Unsicherheit ebenso wie das Lächeln deutlich verrieten, daß sie nie der Art des Empfanges von seiner Seite gewiß war.

Zuweilen aber geschah etwas sehr Merkwürdiges, dann stand Ingo unterm Torbogen, den einen Fuß gegen die Mauer gestemmt, den andern fest auf den Asphalt gepflanzt, die Hände in den Hosentaschen und den Hut weit aus der Stirn geschoben. Auf seinem Gesicht mit der kurzen, festen Nase, über der die Augen ganz dicht nebeneinander lagen, zeigte sich mürrische Ungeduld, die sich allmählich in wütendem Aufstampfen mit dem Fuße Luft machen mußte, aber trotzdem dauerte es immer sehr lange, ehe er sich entschloß, allein den Heimweg anzutreten, obwohl er, sobald Annie nicht unterm Tor zu erblicken war, ganz genau wußte, wo sie war, und auch, daß er sie ganz vergeblich erwarten würde. Sogar wenn er mit anderen Knaben zusammen war und Annies Gesellschaft für den Heimweg gar nicht brauchte, so verdroß es ihn im höchsten Maße, sie nicht an ihrem Platze zu finden, und seine Ungnade, die Annie oft eine volle Woche lang nach solch einem Tag zu kosten bekam, war absolut die gleiche, ob ihr Ausbleiben ihn gezwungen, ohne Gesellschaft nach Hause zu gehn oder nicht.

Trotzdem änderte sich in dieser Beziehung nichts. Trotz der unausbleiblichen Folge, während der nächsten Tage von Ingo mit gänzlicher Nichtachtung gestraft zu werden, ging Annie an den Tagen, wo Großmutter Blißmers Karoline mittags vor der Mädchenschule wartete, in das Altdamenstift des Johannisklosters.

Das waren die größten Festtage in Annies Leben. In den winzigen Stuben der Stiftswohnung, deren Fenster auf den holprig gepflasterten weiten Hof sahen, um den ringsherum Linden standen, dachte sie nicht an die Qualen der nächsten Tage, das Behagen der Gegenwart nahm alles Bangen davor von ihr.

Diesen Großmuttertagen, wie Annie sie nannte, war es eigen, daß man ihr Kommen nie voraussagen konnte. Jeder Tag, der

morgens mit einem Alltagsgesicht sie begrüßte, konnte nach der Schule in Feiertagslaune lächeln. Oft traten lange Pausen ein, ehe wieder Karolinens grünrot gestreifter Rock und ihre kurzärmelige Sammettaille sich vor Fräulein Reepschlägers Institut für höhere Töchter zeigten, dann aber kam es vor, daß zwei solcher Festtage in eine Woche fielen. Niemand aber konnte das vorher sagen, denn das hing davon ab, ob Großmutter ihre „Tour“ hatte oder nicht.

Was das eigentlich bedeutete, „ihre Tour“, wußte Annie nicht, da aber Karoline, wenn sie davon sprach, stets die Augen schloß und die Mundwinkel nach unten zog, so nahm sie an, daß es nichts Angenehmes war, und fühlte sich zufrieden, nur dann geholt zu werden, wenn Großmutter nicht „ihre Tour“ hatte.

Ach, diese unvergleichlich gute, diese beste aller Großmütter, die in weißer Tollenhaube und schwarzem Kaschmirkleid auf dem Korblehnstuhl hinterm Fenster saß, wo Myrtenbäume und Zimmerlinden, Gloxinien und Geranien durch die gebeulten Scheiben sahen. Von dort aus begrüßte sie mit einem zärtlichen Lächeln, das in unzähligen Fältchen und Strichen sich um den verblaßten Mund legte und von einem Aufleuchten der dunklen Augen begleitet war, die Enkelin.

Ach, welche Mühe Karoline dann hatte, Annies verzehrende Ungeduld zu zügeln, währenddem sie den großen Schlüssel aus dem Armkorb nahm, im Türschloß drehte und mit kräftigem Druck endlich öffnete. Die Tür zum Wohnzimmer, deren obere Hälfte ein vielscheibiges Fenster bildete, von geschwungenen weißgemalten Sprossen durchzogen, öffnete sich Annie selber und lag schon in den Armen der alten Dame, wenn Karoline auf der Schwelle erschien und mahnend rief: „Sachten Annie, bloß sachten, Frau Kunsel.“

Frau Konsul Blißmer und Annie pflegten nicht darauf zu hören, Karoline unterließ es trotzdem nie und wiederholte auch ihre Ermahnung von Zeit zu Zeit, während sie die kleine Suppenterrine auf den Sofatisch stellte, den sie schon im voraus gedeckt hatte.

Es gab immer nur Annies Lieblingsspeisen, wie rote Weinsuppe mit Sago, oder Eiermilch mit Schaumklößen, Täubchen dann, oder zierliche Frikandellen mit Apfelmus oder eingemachten Früchten und zum Nachtisch vielleicht Kartäuserklöße mit Fruchtsaft; im Sommer natürlich immer rote Grütze mit Vanillesauce. Dazu trank Annie aus einem kleinen Stielglas mit Goldrand und Weinrankenmuster Rotwein. Eigentlich war es Himbeersaft mit Wasser, das wußte sie jedoch nicht. Auch Messer und Gabel bekam sie und eine wirkliche Serviette, kein Börtchen mit Bändern; und niemand mahnte: „Annie, kleckere nicht.“ Passierte einem in dieser Beziehung doch mal ein kleines Unglück, so nickte Frau Konsul in begütigender Weise und sagte: „Du brauchst Dir nichts aufzusparen, zum Kaffee hat Karoline uns Kränzchen gebacken.“

Darüber durfte man lachen, an Schelte war also gar nicht zu denken.

Nach dem Mittagessen, während Frau Konsul in der Sofaecke nickte, durfte Annie draußen in der Küche, angetan mit einem kleinen weißen Platen, ihr Besteck, das Glas und den Teller eigenhändig in einer winzigen Wanne abwaschen und später abtrocknen, während neben ihr Karoline das übrige Geschirr spülte. So hatte jede Stunde dieser festlichen Nachmittage ihren besonderen Reiz, und immer war noch eine neue Überraschung in Bereitschaft. War es daher erstaunlich, daß Annie Ingo an diesen Tagen vergeblich warten ließ? Nein, und niemals kam ihr auch nur der Gedanke, seinetwegen einmal nicht mit Karoline zu gehen, selbst wenn sie noch so schwer unter Ungnade gelitten hatte.

Seine Nichtachtung ertrug sie schwer, was ihren Kummer jedoch verschärfte, war, daß Ingo, auch wenn er sich wieder zu ihr herabließ, nie von der Großmutter und ihren Künsten, ihren Schätzen und ihrem reizvollen Häuschen hören wollte. Gerade ihm hätte Annie gern von den wunderbaren Bilderbüchern erzählt, die ganz anders waren als irgendein Bilderbuch, das Annie oder Ingo besaßen; die großen Holzschachteln hätte sie ihm gern beschrieben mit ihrem reichen Inhalt von Woll- und Seidenrestchen, großen bunten Perlen, feinen blitzenden Schmelzen und prachtvoll duftenden Holzkügelchen, auch alles Dinge, die sich sonst nirgends in Annies Welt fanden. Aber Ingo wollte nichts wissen, und selbst der letzte Pfeil „sie kann auch zaubern“,

mit dem sie den Panzer seiner starren Gleichgültigkeit zu durchbohren hoffte, prallte machtlos an ihm ab.

Ach, diese Gleichgültigkeit war nichts weiter als mühsam verkappte und deshalb um so glühendere Neugier, die Großmutter, die Spieldose, den Guckkasten und all die andern Herrlichkeiten einmal zu sehen. Ingo aber haßte diese Großmutter, um derentwillen Annie ihn vergebens warten ließ, die ihn aus dem Reich, in dem er sonst mit unumschränktem Absolutismus herrschte, zeitweilig verdrängte, deshalb durfte er nie seinen Wunsch, Annie zu ihr zu begleiten, eingestehn. Nein, er hielt es für Ehrenpflicht, Frau Konsul Blißmer im besonderen und Großmütter im allgemeinen zu schmähen und aus Annies zärtlich kindischer Verteidigung sich neue Angriffswaffen zu schmieden. Einmal kam indessen der Tag, an dem Annies Wunsch sich erfüllen sollte — Ingo kam mit zu Großmutter Blißmer.

Im Juni war es, in Annies erstem Schulsommer. Das Paar saß in der Laube unter einem aufgespannten Regenschirm, der jedoch vollkommen trocken blieb, da das dichte Laubdach den feinen Rieselregen abfing. Es war trostlos langweilig. Annie hatte Sehnsucht nach Großmutters Karoline, die sich weder heute mittag vor dem Schulhause, noch jetzt auf der Allee des Röhrendammes sehen lassen wollte. Dabei spiegelte ihr die Erinnerung alle Reize dieser Besuche mit grausamer Deutlichkeit vor. Die entzückenden Häuschen mit Gebüsch und einem äsenden Reh, die Großmutter aus schwarzem Glanzpapier mit der blitzenden kleinen Stickschere ausschnitt; die reizenden Ketten von tanzenden Balldamen, die in gleicher Weise aus rosa Seidenpapier hervorgezaubert wurden, und all die andern reizenden Wunder, die sich bei Großmutter zutrugen, wollten ihr nicht aus dem Sinn und machten den Regentag noch trostloser, als er ohnehin war.

„Wenn doch Karoline käme," seufzte sie. Ingo schwieg, jedoch nicht aus gekränktem Stolz, sondern in stummer Zustimmung. Karoline wäre auch ihm die willkommenste Erscheinung gewesen. Dieses Mal würde er mitgehn, wenn sie ihn dazu aufforderte.

Gleichmäßig rieselte der Regen herunter, und hin und wieder begann ein Blatt des Laubdaches unter seiner Last zu erschlaffen, und Tropfen auf Tropfen fiel auf den Schirm. Annie rückte näher an Ingo heran und legte den Kopf auf seine Schulter.

„Ich möchte zu Großmutter."

„Geh doch."

Annie glitt von der Bank im halben Entschluß.

„Wollen wir, Ingo, ja?"

„Nein, ich geh' nicht mit."

„Ach bitte, Ingo, tu's."

„Was sollte ich dort wohl?"

Diese Frage, die im Gegensatz zu der energischen Abwehr, mit der er sonst diese Aufforderung beantwortete, jedem verraten hätte, wie sehr er geneigt war mitzugehn, ihr verriet sie nichts.

„Ach, da ist so viel, so viel," sie breitete ihre Arme aus und legte den Kopf zurück, um den Schatzreichtum bei der Großmutter anzudeuten.

„Nein, geh nur allein, es ist gräßlich langweilig bei ihr."

„Langweilig? Na Du, das ist es bestimmt nicht, so schöne Geschichten erzählt sie."

„Geschichten!" Ingo schloß die Augen in unsäglicher Verachtung.

„Ja, Du, aber nicht von Rotkäppchen und so etwas, viel schöner, und die Bilder schneidet sie aus Papier dazu aus; und dann kann sie zaubern, wirklich zaubern, Ingo."

„So, zaubern! Glaub' ich nicht."

„Ganz bestimmt, Du kannst es selber sehen."

„Wie sieht sie aus? Hat sie einen langen Zahn, der ihr zum Munde heraus hängt?"

„Nein, nee Du, meine Großmutter ist sehr hübsch."

„Dann kann sie auch nicht zaubern."

„Doch, das kann sie doch," beharrte Annie mit zitternder Stimme. Wie scheußlich von Ingo, es nicht glauben zu wollen, nur weil Großmutter keinen langen Zahn hatte.

Ingo sann nach. Er wollte sich gern Gewißheit über diese Großmutter verschaffen.

„Ißt sie Kröten und Spinnen?"

Er sah in die Winkel der Laube, als beabsichtige er, ein paar der genannten Tiere als Aufmerksamkeit gegen die alte Dame zum Gastgeschenk ihr mitzunehmen.

Bei diesen Worten war Annie von der

Bank gesprungen und trampelte vor Angst und Entsetzen hin und her.

„Nein, Jngo, so was sollst Du nicht sagen, meine Großmutter soll keine Spinnen und Kröten essen."

„Na, siehst Du, dann kann sie unmöglich zaubern, die essen noch ganz andere Tiere."

Nun redete Annie, ohne von der Bank herunter zu steigen, voll heiligem Eifer auf ihn ein; dabei hielt sie ihre kurzen Röcke fest über den Knieen zusammen und sah ängstlich in die Ecken der Laube. Die geheimnisvolle Dose schilderte sie, die, wenn Großmutter sie streichelte, feine kleine Melodien sang, die Tür in dem alten Schreibpult beschrieb sie, die bei der leisesten Berührung von Großmutters Hand aufsprang und ein Schloß sehen ließ, das inmitten eines weißen Waldes lag.

„Alles ist aus Elfenbein, sagt Großmutter."

Jngo lachte roh und unbarmherzig.

„Nee, wenn sie weiter nichts kann, geh' ich nicht mit, das ist kein Zaubern."

Was konnte Großmutter doch sonst noch? Annie ließ ihre Augen wandern, plötzlich zog sie heftig den Atem ein.

„Weißt Du, was sie dann noch kann?"

„Nee, man los," das war die letzte Schulredefloskel, deren Jngos ältere Brüder sich bedienten.

„Sie kann die Sonne scheinen lassen, wenn es regnet."

Dagegen war doch nichts zu sagen, deshalb kam auch jedes Wort so siegessicher und laut heraus.

„Das glaub' ich einfach nicht."

Einfach war das ohne Zweifel, aber die Siegessicherheit verließ Annie jetzt nicht, trotz seines kühlen Einwurfes.

„Komm, gleich kannst Du es sehen."

Sie sprang von der Bank und zerrte ihn mit sich, fiebernd vor Erwartung, ihn endlich von der Allmacht und Größe ihrer Großmutter überzeugt zu sehen.

„Du," schrie sie plötzlich vor aufgeregtem Entzücken und blieb stehn, „weißt Du, was sie sonst noch kann? sie kann's mitten im Sommer auf 'ne Buttersemmel schneien lassen, das schmeckt wie Honig. Glaubst Du nun, daß sie zaubern kann?"

„Nee, — aber ich will mal mitgehn."

Spornstreichs verließen sie den Garten. Gesprochen wurde nichts, so sehr waren ihre Gedanken von der kommenden Stunde erfüllt.

Jngo sann nach über die schwierigsten Proben, die er der Zauberin stellen wollte. Würde sie zum Beispiel einen ganz gewöhnlichen Regenschirm, seinen Regenschirm, in eine Schlange verwandeln können? Ob sie wenigstens eine Maus, Mäuse würde es in ihrer Wohnung in Unmenge ja geben, in einen Vogel verzaubern konnte? Das war das mindeste, was man von einer wirklichen Zauberin erwarten konnte, aber er traute dieser Großmutter nicht einmal das zu.

Neben ihm schritt Annie, wie auf Wolken gehend, getragen von dem Glücksgefühl, endlich Jngo die Wonnen dieser Großmuttertage vorführen zu können.

Ob die Tür aber heute auch so leicht aufspringen würde? Die Wolken unter ihren Füßen begannen zu weichen. Ob Großmutter überhaupt zaubern wollte? Sie mußte langsamer gehn. Die Augen ließ sie über das nasse Pflaster gleiten. Eine Mahnung ihrer Mutter fiel ihr ein, nie mit schmutzigen Stiefeln und unsauberen Strümpfen Großmutter zu besuchen. Ach, die Füße konnten auf der Fußmatte vor der Haustür abgekratzt werden!

Da fiel ihr ein Regentropfen aufs Haar, und erschrocken blieb sie stehen.

„Jngo, ich habe gar keinen Hut auf."

„Das macht nichts, Du kannst mit mir unterm Schirm gehn," beruhigte er und faßte sie an die Hand.

„Soll ich nicht lieber flink hinlaufen und ihn holen?"

„Nee, dann lassen sie Dich nicht wieder fort, komm nur fix, es ist ja gar nicht weit."

Sie ließ sich mitziehen, aber die große Freude war ausgelöscht und immer neue Verbote fielen ihr ein, die sie übertreten hatte oder zu übertreten im Begriff war. Sie durfte ohne Erlaubnis nicht aus dem Garten gehn, und nun gingen sie hier schon mitten in der Stadt. Sie durfte im Regen nicht ohne Gummischuhe herumlaufen, und sie hatte ihre kleinen Halbschuhe an. Sie durfte keine fremden Kinder mit zu Großmutter nehmen, weil die keinen Lärm vertragen konnte, und nun wollte Jngo mit zu ihr gehn, der immer so laut sprach und noch viel schmutzigere Stiefel anhatte, als sie selber. Sie vergaß ganz, daß sie ihn zu

diesem Besuch eingeladen, ihn dringend und flehend darum gebeten, und war böse auf ihn, daß er sie so in Verlegenheit bringen wollte. Immer zögernder setzte sie einen Fuß vor den andern und sah zagend nach irgendeinem aus, der sie von ihrem Vorhaben abhalten könnte. Ingo ging immer rascher und zog sie unerbittlich mit sich fort.

„Lauf doch nicht so, meine Großmutter schläft noch.“ Annies Stimme schwankte bedenklich.

„Nein, die wacht schon lange,“ erwiderte Ingo gnadenlos.

„Eigentlich darf ich gar nicht fortlaufen.“

„O, das merkt niemand, wir kommen ja gleich wieder,“ beschwichtigte er mit heuchelnder Teilnahme. Innerlich setzte er „Bangbüx“ hinzu, hütete sich jedoch wohlweislich, Annie laut so zu beleidigen, der jetzt jeder Vorwand recht gewesen wäre, diesen Besuch aufzugeben. Nun bogen sie in die Straße ein, vor deren Ende sich, an Stelle des frühern Klosters, das Damenstift quer vorlagerte. Es war ein langgestreckter, schlichter Bau mit einem breiten, tiefen Tor in der Mitte, über dem sich ein Mansardendach erhob. Zwei hoch ovale Fenster sahen auf die lange, schmale Straße, über deren Giebel sich steil das Mittelschiff mit dem feingliedrigen Dachreiter und die Türme von St. Annen erhoben. Zum Stift hinunter senkte sich die Straße sanft, zu beiden Seiten des Bürgersteigs plätscherte daher ein ansehnlicher kleiner Bach, machte, bei den Ecken angelangt, eine eilfertige Biegung, um sich dann mit Eifer durch das Rost des Abflusses zu stürzen.

Annie betrachtete diese reißenden Fluten und sagte, nun ihrerseits Bedauern heuchelnd, obwohl sie dankbar war, so nahe der großmütterlichen Wohnung noch einem rettenden Hindernis zu begegnen: „O wie schade, nun können wir nicht zu Großmutter, denn durch all das Wasser“ — sie zeigte auf die breiten Pfützen und die sich überstürzende trübe Flut im Rinnstein — „kann ich wirklich nicht waten.“

Sie blieb stehn und ließ seine Hand los. Ingo sah sie und dann den Fahrdamm an, und hatte, ehe sie Protest erheben konnte, schon den Schirm geschlossen, die Arme um die Mitte ihres Körpers gelegt und trug, oder zerrte besser gesagt, sein weinendes Opfer durch die Pfützen.

„Ich fall', Ingo“ und „pfui, Ingo, laß mich los, laß mich los!“ schrie Annie und wand sich so in seinen Armen, von denen einer außerdem noch den Schirm festgeklemmt hielt, daß er sie freigeben mußte. Mitten in einen Wassertümpel ließ er sie herabgleiten, daß die braune Lache hoch aufspritzte.

Oben auf dem Mansardendach knarrte die Wetterfahne. Es klang wie eine ärgerliche Mahnung, die Annie wohl vernahm, aber konnte sie nun noch umkehren? Ingo stand schon unterm Torweg und rüttelte an einer kleinen Tür.

„Dort wohnt sie gar nicht,“ schluchzte sie und drängte ihn fort.

„Wo dann?“

Fürs erste bekam er keine Antwort, Annie mußte sich erst etwas von der Angst und dem Schreck über das Wasser erholen, das war nur durch Tränen möglich. Anstatt nun durch gütigen Zuspruch seine Gefährtin wieder zu beruhigen, setzte Ingo sich auf die schwere Sperrkette, die während des Tages von dem geschlossenen Türflügel schräg hin zur Torwegwand gespannt hing, wo sie ein großer eiserner Haken festhielt. Da schaukelte er auf und ab, was natürlich den Türflügel hin und her rüttelte, und dazu sang er laut:

„Regen, Regen rusch
De König sitt in'n Busch“

womit er Annie und ihre Tränen verhöhnen wollte. Denn jetzt befürchtete er nicht mehr, daß sie zurücklaufen würde. Dazu war sie zu naß geworden.

„Still, Ingo, Du sollst ruhig sein.“ Annie stand vor ihm und versuchte ihm den Mund zuzuhalten; dabei funkelten ihre Augen vor Zorn und Tränen. Karoline hatte nie unterlassen, sie zum vorsichtigen Auftreten und leisen Reden zu ermahnen, sobald sie unter den Torweg traten, sonst würden die Damen nie mehr erlauben, daß Annie ihre Großmutter besuche. „Kinnerspektakel hört sich nich für Jehannskloster.“

Was Ingo tat, erschien ihr schlimmer noch als „Kinnerspektakel“, ihre offenkundige Angst bewirkte daher auch, daß Ingo schwieg und ebenso wie sie auf den Zehenspitzen ging. Die schläfrige Ruhe des weiten Hofplatzes, auf den die Fenster mit den ausgebeulten Scheiben blickten, schüchterte ihn etwas ein.

Hier hörte man nichts als das sanfte Rauschen und Tropfen des Regens, das

Plätschern und Gurgeln in den Dachrinnen und Abflußrohren, aus denen es in hüpfenden Kaskaden auf die runden Kopfsteine fiel und dann in weitverzweigtem Gerinnsel zu den Senkungen des Pflasters hineilte. Es tropfte von dem Weinlaub, das hier auf der Hofseite die langen Hauswände überspann, und es rann in hellen Tränen über die weißen Bänke, die, die Stäbchenlehne dem Hof zugewandt, neben den Hauseingängen lehnten und die Hinterbeine in die Luft streckten. Tränen überall: an den schillernden, runden Scheiben, an der Laternenkette, die sich quer über den schmälern Teil des Hofes spannte, sogar über dem messingenen Türklopfer an Frau Konsul Blißmers Haustür.

„Hier wohnt sie," flüsterte Annie, die nicht gewagt hatte, durch das Wohnstubenfenster zu blicken.

„Muß man klingeln oder klopfen?" fragte Ingo und griff nach dem schönen Klopfer, weil er diese Art, sich den Hausbewohnern anzukündigen, für die amüsantere hielt; geklingelt wurde ja überall.

„Klingeln!" sagte Annie und hielt mit beiden Händen den Klopfer fest.

Nun hing Ingo sich in die Glockenzugstange, die sich erst nach einigen vergeblichen Versuchen dazu bringen ließ, die Glocke drinnen in Bewegung zu setzen. Nachdem er diesen letzten Schritt getan, verspürte auch er die größte Lust, das Folgende nicht abzuwarten, und hätte Annie jetzt nur durch einen Blick ihn zur Umkehr aufgefordert, so würde er ohne Besinnen die Gelegenheit zu einem halbwegs ehrenvollen Rückzug ergriffen haben. Sie sah indes starr auf die grüngestrichene Tür und horchte.

Jetzt kam etwas. Ingo sprang über die niedrige Stufe auf den Hof zurück, Annie schutzlos dem ersten Angriff überlassend.

Langsam öffnete sich, nachdem innen eine Kette geklirrt und ein Riegel zurückgeschoben war, die Tür, und Frau Konsul wurde hinter dem schmalen Türspalt sichtbar, der sich sofort verbreiterte, als sie ihre Enkelin sah.

„Du, mein Kind? und ohne Hut, ohne Mantel?" Frau Konsul wiegte den Kopf hin und her. „Kind, Kind, daß dies Deine Mutter erlaubt! Und was will denn der Junge? Gehört der zu Dir?"

Annie hätte ihn verleugnen, sich schnell durch die Tür zwängen und die dann hinter sich verschließen mögen; so ungeheuerlich erschien ihr angesichts der Großmutter in der schneeweißen Tollenhaube, unter der die lilaseidenen Bänder leise zitterten, der Plan, Ingo mit seinen schmutzigen Stiefeln in diese geheiligten Räume zu bringen.

„Wir wollten Sie bischen besuchen. Es regnet so und da langweilen Sie sich wohl? Nicht?" sagte Ingo, nahm seinen Hut ab und trat wieder auf die Türstufe.

Frau Konsul sah mit ihren dunklen Augen, die sehr jung erschienen im Gegensatz zu dem welken Gesicht unter den weißen Lockenpuffen, von einem zum andern und überlegte mit einem Blick auf den Regen. was sie mit dem ungelegen kommenden Pärchen anfangen sollte.

Ingo verlor sich in neugierigem Betrachten der Hexe. Einen Krückstock hatte sie und zog das eine Bein nach, wenn sie ging, das bemerkte er sofort bei den paar Schritten, die Frau Konsul zur Seite machte, um die Kinder eintreten zu lassen. Sonst aber fehlte ihr alles, seiner Meinung nach, was sie berechtigt hätte, diesen Ehrentitel zu führen. Keinen Buckel, keinen lang heraushängenden Zahn, keine roten Augen, nichts hatte sie, und was seine umherirrenden Augen auf dem kleinen weißgetünchten Vorplatz wahrnahmen, konnte auch in keiner Weise Annies kühne Behauptung von der zaubernden Großmutter unterstützen.

Da standen dunkelglänzende Schränke, deren Schlüssellöcher in diamantförmiger Elfenbeinumrandung lagen, in der Ecke neben dem Fenster war ein Blumentritt zu sehen, und darüber hing eine große Ansicht von Jemarn, wie es wohl vor fünfzig, sechzig Jahren ausgesehen hatte. Der Tür gegenüber stieg steil eine schmale Treppe hinauf, deren Stufen sehr hoch waren und in der Mitte eine kleine Vertiefung zeigten. Neben der Treppe lief ein kurzer Gang zur Küche, deren Tür offen stand und den Blick auf die roten Ziegelfliesen, den weißgescheuerten Küchentisch und zwei blühende Geranienstöcke vor dem kleinscheibigen Fenster freiließ.

Dieses saubere, friedliche Stückchen Interieur mißfiel Ingo im höchsten Grade. Da war ja nicht mal eine schwarze Katze zu sehen, gar nicht zu denken an Kröten

oder Schlangen, die sich sonst auch in jedem ordentlichen Hexenhause vorfinden. Selbst Spinnweben entdeckten seine forschenden Augen nicht. Und dann diese freundliche Stimme! Sprach so eine Hexe? Nein, es war nichts, gar nichts. Sehr gleichgültig und kühl fragte er:

„Können Sie hexen?“

Seine Frage gab Frau Konsul Blißmer die Lösung für den Besuch des kleinen Paares, der bei diesem Wetter und in dem Zustand, den besonders Annies Anzug zeigte, ihr sonst ganz unerklärlich gewesen wäre. Also die Zauberei war der Magnet. Müde lächelnd sah sie auf die Kleine, die, in Angst und Scham erglühend, sich emsig den Schürzensaum um die Finger wickelte. Der Junge fuhr noch immer mit seinen weit aufgerissenen Augen in allen Winkeln umher, die viel zu sauber und zu hell waren, um auch nur das geringste Ungewöhnliche vermuten zu lassen.

„Nein, mein Junge, zaubern kann ich nicht,“ sagte Frau Konsul.

„Na, siehst Du,“ triumphierte Ingo, zu Annie gewandt, „Sie sind 'ne ganz gewöhnliche Großmutter? Nicht?“

„Ja, das bin ich wohl.“

„Nein, das bist Du nicht,“ Annie schluchzte laut auf, und den linken Arm vor die weinenden Augen legend, stieß sie mit der rechten Hand nach Ingo, den sie jedoch nicht erreichte, „und Du kannst doch zaubern.“

„Annie hat nämlich gesagt, Sie könnten zaubern, und deshalb bin ich mitgegangen.“ Ingo wollte damit diesen Gefühlsausbruch seiner Freundin erläutern und gleichzeitig sein Mitkommen erklären. Großmütig fügte er hinzu, daß sie ja nun den Guckkasten besehen könnten. Damit wollte er den andern beiden über ihre Niederlage forthelfen und sich gleichzeitig für die Enttäuschung schadlos halten.

Wieder zog ein Lächeln über Frau Konsuls Gesicht, das ein wenig Resignation, aber auch Belustigung über den nüchtern praktischen Sinn dieses Dreikäsehochs ausdrückte.

„Wenn Du denn meinst, der Guckkasten oder die Spieluhr täten es auch, dann kommt nur herein. Zuerst könntet Ihr Euch aber wohl die Füße da auf der Matte etwas abstreichen, sonst bekomme ich Schelte von Karoline über die eingetretenen Fußböden.“

Im Wohnzimmer stellte Frau Konsul den Guckkasten auf den Spieltisch, der an der Wand neben der Tür stand, rückte die Kartenpresse mit der feinen Stickerei zur Seite, schob die silbernen Leuchter hart an die Wand und verwahrte die weiße Tülldecke in einem Schubfach. Nachdem sie den Kindern so Raum gemacht hatte für ihr Spiel, trug sie, zwischen dem hohen Eckschrank und dem Sofatisch hin und her gehend, allerlei zur Bewirtung ihrer Gäste zusammen.

Annie sah von Zeit zu Zeit zu ihr hinüber, wie sie, immer mit dem Stocke aufstapfend, sich durch das Zimmer schleppte. Da war etwas in den bekannten Zügen der Großmutter, das sie so traurig machte, o so traurig, wie sie bisher niemals gewesen war. Daß es der immer wiederkehrende Schmerzenszug war, der ihr dieses Empfinden einflößte, wußte Annie nicht.

Ach der Guckkasten! Die Bilder interessierten sie heute gar nicht, nur einmal, als Ingo laut auflachte, drängte sie ihren Kopf auch vor das Fensterchen; sie konnte aber nicht lachen über den Mann, der mit seinem Stelzfuß die alte Frau durchprügelte, die wiederum ihn dafür mit dem Besen bedrohte.

Wenn Ingo doch fort wäre! dann setzte Großmutter sich vielleicht in ihren Lehnstuhl und nickte und lächelte und schnitt dazu einen Wald aus Papier. Sie selber säße neben ihr auf dem Schemel und hörte die Geschichte von dem Kind, das sich in diesem Walde verirrt hatte.

„Nun trinkt Ihr wohl eine Tasse Kaffee,“ sagte Frau Konsul.

„Ja gern,“ antwortete Ingo schnell aufstehend. Es schmeichelte seiner Männlichkeit, Kaffee anstatt Milch angeboten zu bekommen, auch sonst war ihm diese Aufforderung als Unterbrechung angenehm. Er musterte mit seinen raschen, offenen Blicken das Teebrot auf dem dunkelblauen Kuchenteller und die gestrichenen Buttersemmel in dem zarten silbernen Brotkorb, dessen hochstehender Bügel von Rosen gebildet war, deren eine dicht an die andre sich drängte.

Die Großmutter wies einladend auf das schmale schwarze Damastsofa. Ingo schob mit stummem Protest das Kissen bei-

seite, das den Sitz erhöhen sollte, während Annie sich gehorsam darauf setzte und auch sonst sich in jeder Beziehung bemühte, durch mustergültiges Betragen ihr Schuldbewußtsein zu verringern. Ob Ingo wohl seine Tasse umstoßen würde? Möglich war es, denn, wenn man einstippt, stößt man immer die Tasse um, sagte Annies Mutter, und das tat er jetzt. Sie wagte gar nicht mehr zur Seite zu sehen und richtete daher den Blick starr auf das zierliche Silberkörbchen, in dem sonst die beschnitten Semmel lagen.

Ach Gott, wenn, wenn Großmutter doch zaubern wollte!

Die saß nun, zufrieden, ihr Bein ruhen zu können, im Lehnstuhl, und da war auch wieder das alte Sonnenlächeln, dem gegenüber sich stets Annies allergeheimste Wünsche und Fragen über die Lippen gewagt hatten. Bittend sah sie in die dunklen Augen unter den weißen Lockenpuffen.

„Was möchtest Du denn noch, mein Herz?“ Die Gewährung des unausgesprochenen Wunsches lag schon in dem traulich freundlichen Ton dieser Frage.

„Zauber' Schnee auf die Semmel.“

Ingo legte aufhorchend seine angebissene Semmelhälfte auf den Teller zurück, richtete sich kerzengerade auf und behielt die Großmutter fest im Auge.

Frau Konsul Blißmer faltete die Hände ineinander und sah wieder von einem zum andern. Hier begegnete sie bittendem Vertrauen, dort nüchtern abwartendem Unglauben. Mußte dieser kläräugige junge Skeptiker ihrem Liebling den Glauben an die harmlosen kleinen Zauberscherze zerstören?

Sie versuchte Annie von ihrem Wunsche abzubringen, aber Ingo bat nun auch.

„Ja, bitte, zaubern Sie mal, aber lieber etwas anderes als Schnee aufs Brot; könnten Sie wohl mal 'nen Frosch aus Annies Tasse springen lassen?“

„Nein, nein!“ Annie stand schon mitten im Zimmer. „Pfui, Ingo, wie kannst Du bloß so was sagen.“

Entsetzt sah sie auf die niedliche Bechertasse mit der Rosengirlande, auf der sich Tauben wiegten, und fürchtete beinahe, Ingos Wunsch möge schon genügt haben, um das Schreckliche zu bewirken.

Es geschah jedoch nichts, und sie wagte es, sich wieder hinzusetzen.

„Ein andermal zaubere ich,“ erklärte Frau Konsul, als die Kleine sich beruhigt hatte, „heute bin ich etwas krank und möchte nicht umhergehen.“

„Dann ist Ingo doch nicht hier.“

„O, der kann ja wieder mitkommen.“

„Nee, ich habe dann keine Zeit, zaubern Sie man lieber heute.“

Da entschloß Frau Konsul sich, ihnen den Willen zu tun. Als sie sich erhob und tastend den Stock vorschob, mußte sie sich zuerst noch einmal wieder setzen, so schmerzte das Bein.

„Nein, Großmutter, laß es lieber,“ rief Annie zärtlich und legte aufspringend ihre Arme um den Hals ihrer Großmutter.

„Sie können sich hinterher ganz lange ausruhen. Wenn Sie gezaubert haben, gehen wir auch gleich fort.“

Ingo meinte, diese Beinschmerzen seien etwas ähnliches wie seine Montagskrankheiten, die sich zuweilen schon am Sonntagabend, meistens aber erst am Montag, ehe er in die Schule mußte, bemerkbar machten.

„Also gut.“ Frau Konsul erhob sich zum zweitenmal und ergriff den Brotkorb. „Macht mal fest die Augen zu.“

„Nee, das gilt nicht.“

„Doch, Ingo, doch,“ redete Annie mit entrüsteter Aufgeregtheit zu, „Du mußt Dir die Augen ganz fest zuhalten und die Ohren auch, sonst kann Großmutter nicht zaubern.“

„Ja dann —!“ — Ingo lachte höhnisch, tat aber doch, was von ihm verlangt wurde. Frau Konsul trat zu dem Eckschrank und öffnete später die Fensterklappe. Dabei sang sie mit zitternder, klangloser Stimme:

„Freut Euch des Lebens, weil noch das Lämpchen glüht!
Pflücket die Rose, eh' sie verblüht.
Man schafft so gern sich Sorg' und Müh',
Sucht Dornen auf und findet sie,
Und läßt das Veilchen unbemerkt,
Das uns am Wege blüht.“

Hiermit hoffte sie die verschiedenen Geräusche, die bei dem Zauberakt notwendig waren, zu übertönen. Ihre Stimme war jedoch heute noch schwächer als sonst schon, und als sie zum zweitenmal

Man schafft so gern sich Sorg' und Müh'

gesungen, da vergaß sie ganz diese Vorsicht, weil ihr Bein so schmerzte. Das Lächeln aber blieb auf ihren Lippen, Annies lieblich einfältiger Eifer, mit dem sie sich

Ohren und Augen verschloß, hielten es dort fest.

„So, nun dürft Ihr sehen."

„Aaa." Annie schlug vor Entzücken die Hände zusammen. Da stand das Wunder, die weiß beschneiten Semmeln in dem silbernen Brotkorb. „Siehst Du, siehst Du," jubelte sie, „Großmutter kann doch zaubern."

Ingo schwieg, aber Annie bemerkte es nicht, weil die Begeisterung und der Genuß an den honigsüßen Semmeln sie ganz gefangen nahm. Endlich war der Druck von ihr gewichen, lachend und plaudernd, wie sonst bei diesen Besuchen, saß sie da und sonnte sich an Großmutters gütigem Lächeln.

Da stand Ingo auf und schob den Tisch zurück, so daß es klirrte.

„Ich geh' nach Haus," sagte er und ließ durch den Ton seiner Stimme deutlich erkennen, daß er seine guten Gründe für diesen plötzlichen Entschluß habe.

Solche Scherze sich noch mit ihm, einem Mittelseptimaner, zu erlauben!

„Warum?"

Annie sah ihn erschrocken und verständnislos an.

„Ich muß nach Hause." Ohne sie oder die Großmutter anzusehen, nahm er seinen Hut; ehe er ihn jedoch aufsetzen konnte, sagte Frau Konsul mit liebenswürdiger Entschiedenheit: „Nein, mein Kind, Du gehst jetzt nicht, es regnet zu sehr. Sobald meine Karoline zurückkommt, soll sie Eure Regenmäntel und Gummischuhe holen, bis dahin müßt Ihr warten."

Hiergegen wagte Ingo keine Einwendungen zu machen, er blieb am Spieltisch stehn, den Hut in der rechten Hand, die linke spielte mit den Knebeln der Kartenpresse, knarrend schraubten sie sich über die Gewindestangen.

Frau Konsul sah ein paarmal besorgt darauf hin. Diese Kartenpresse hatte der selige Konsul Blißmer zum Weihnachtsgeschenk von ihr bekommen, als sie noch Brautleute waren; die Petitpoint-Stickerei, die, in den Deckel eingelassen, unter Glas ruhte, zeigte ein Bukett von Veilchen und Rosen in verblaßten Farben auf haarfeinem Stramin und war von dem Konsul immer als Muster weiblichen Fleißes und Zartheit des Geschmackes gepriesen worden. Und nun berührte dieser Junge es, als ob die Presse ein Kinderspielzeug sei, und folglich dazu da, zerbrochen zu werden.

Frau Konsul rückte auf ihrem Stuhl hin und her und griff mit etwas zitternder Hand schließlich nach ihrem Krückstock.

„Ich werde Euch die Spieluhr aufziehen." Sie ging, schwer mit dem Stock aufstoßend, zu dem Zylinderbureau, schob den runden Deckel zurück und zog eins der zierlich mit farbigem Holz eingelegten Schiebfächer auf.

Annie kam auf den Zehenspitzen näher, um einen Blick auf die köstlichen und seltsamen Dinge zu tun, die in dem kleinen Schiebfach auf der breiten Platte und in tiefen, gewölbten Fächern mit den elfenbeinernen Pfeilern zu den Seiten zu sehen waren. Frau Konsul ließ der Kleinen dieses Mal jedoch keine Zeit, die Schachfiguren aus Ebenholz und rosa Korallen auszupacken oder die geschnitzten beinernen Spielmarken aus dem Jacarandaholzkästchen zu nehmen, sondern ließ schnell wieder den bauchigen Deckel herabgleiten, um die Kartenpresse aus Ingos Fingern zu retten.

Die Spieldose setzte sie auf den Sofatisch.

Komm hierher, mein Kind, vielleicht macht es Dir Spaß, das Uhrwerk aufzudrehen."

Diese Berechnung war richtig. Ingo ließ unverzüglich die Presse im Stich und nahm, ungeduldig die zurechtweisenden Hände der Großmutter zurückschiebend, die Dose in die Hand, während Annie und Frau Konsul mit bangen Gefühlen seiner dreisten Art zusahen, mit der er sich mit dem Mechanismus bekannt machte. Die Kleine sah in verstohlenem Erstaunen ihre Großmutter an, die solche Profanierung nicht allein duldete, sondern sogar herausgefordert hatte; außerdem war sie traurig, daß nun wirklich gar keine Zauberei dabei war, daß Ingo ebensogut wie die Großmutter die Dose zum Singen bringen konnte.

Als nach einem einleitenden Surren die „Aufforderung zum Tanz" erklang, wandte Frau Konsul sich ab und brachte die Kartenpresse in Sicherheit: mochte lieber noch der Spieluhr etwas geschehen, die Generalkonsul Hodges ihr zur Taufe ihres ältesten Sohnes aus Hamburg mitgebracht, als dieses Andenken, das ihr Mann nie in die Hand genommen, ohne wenigstens mit einem Blick an die alten Zeiten zu erinnern.

Annies leise Enttäuschung war gewichen bei diesen feinen Tönen, die wie Perlen dahinglitten; wieder mußte sie suchend um sich schauen, denn auch heute schien es ihr unmöglich, trotzdem sie ängstlich Ingos Operation an dem Werk verfolgt hatte, daß solche Klänge dem schwarzen Kästchen mit den Klauenfüßen entschweben könnten. Ingo aber sah angestrengt auf die Walzen und Scheiben, die sich unter der Glasplatte emsig drehten, und versuchte, den Nagel seines Daumens darunter zu schieben, um die Platte zu heben. Als seinem Forschungsgeist hier indessen nachhaltiger Widerstand entgegen trat, erlahmte sein Interesse völlig. Was half ihm die Spieluhr, wenn es unmöglich war, die Kämme der Walzen zu befühlen, sie festzuhalten und freizugeben nach Gefallen!

„Noch einmal," bat Annie inbrünstig, als das Werk abgelaufen war.

„Nein, nicht noch mal." Ingo klappte den Deckel zu und legte die Hand, in der er den Schlüssel hielt, fest darauf.

„Was wollen wir dann tun?"

„Weiß nicht," antwortete er, ohne sie anzusehen, und ließ seine Augen wieder wandern.

Frau Konsul Blißmer erwartete mit Bangen, welchem Gegenstand er seine nächste Aufmerksamkeit widmen würde. Da stand soviel umher an altersschwachen Dingen, die nur dank der sorgsamsten Behandlung noch zusammenhielten, für sie alle zitterte ihr Herz, und sie sann ängstlich über eine Ableitung nach, die den Jungen für kurze Zeit fesseln könnte.

Wenn nur Karoline bald zurückkäme! Sie sah durchs Fenster. Draußen war es noch immer dasselbe, der Regen rauschte, und von den Simsen tropfte es und schlug aufs Fensterblech. Das klang, als ob jemand Erbsen dagegen schnellte. In den Dachrinnen, in den Röhren und Traufen gurgelte, plätscherte und sprudelte es in emsig eiligem Ton. Und alle diese Geräusche hörte man deutlich in der Stille des kleinen Zimmers.

Frau Konsul schrak zusammen, dicht neben ihrem Ohr zitterte ein kleiner Seufzer. Als sie sich umwandte, schmiegte Annie sich dicht an ihre Kniee, senkte den Kopf und spielte mit den Falten des Kaschmirkleides, die sich quer über Frau Konsuls Schoß zogen.

„Laß die Sonne wieder scheinen, Großmutter." Ingo ließ die feine Teeserviette im Stich, deren Zipfel er plissierte, und kam ans Fenster.

„Kindchen, darum mußt Du den lieben Gott bitten," antwortete Frau Konsul etwas erstaunt ihrer Enkelin, „und der wird sie auch wieder scheinen lassen, sobald es genug geregnet hat."

„Nein, Du sollst sie scheinen lassen," beharrte die Kleine und sah mit einem schnellen, flehenden Blick auf.

„Aber, Herzenskind, das kann ich doch nicht."

Wunderbare Einfälle hatte das Kind. Frau Konsul besann sich, ob ihre eigenen Kinder früher auch so gewesen waren.

Ingo strahlte indessen vor Zufriedenheit und nickte Annie, die ihn mit scheuem Blick streifte, herausfordernd zu. Er hatte es ja gewußt, daß diese Großmutter, mit der Annie sich immer so „machte", eine ganz gewöhnliche alte Frau und weiter nichts sei. Den Betrug mit den Schneesemmeln würde er auf dem Rückweg noch dieser „dummen Dirn" erklären, und dann sollte sie nur noch einmal wagen, von ihrer zaubernden Großmutter zu erzählen.

Die „dumme Dirn" hatte sich noch enger an Frau Konsul geschmiegt und flüsterte jetzt, ihre Hände hohl zusammengelegt an die Tollenhaube pressend, dort, wo sie das Ohr vermutete, eine lange Erklärung, die die Großmutter nur halb verstand.

„Wo denn, Kindchen?"

„Oben in dem kleinen Zimmer."

Nun begriff Frau Konsul und erinnerte sich an die Sonne, nach der ihr Enkelkind verlangte.

„Ach, Anniechen, ich bin so müde, laß mich hier ruhig sitzen, mein Kind."

Wirklich, Frau Konsul Blißmer war müde und sehnte sich nach Ruhe für ihr schmerzendes Bein. Das aber würde sie nicht verhindert haben, der Kleinen den Wunsch zu erfüllen. Nein, sie sträubte sich nur dagegen, von Ingos energischen Knabenfäusten den rosigen Schimmer zerreißen zu lassen, der noch Annies Gedankenwelt umgab und den sie selber hatte weben helfen durch Märchen und Fabeln, Zauber- und Feengeschichten, mit denen sie die Phantasie der Kleinen angeregt.

„Großmutter, Ingo will nicht glauben, daß Du die Sonne scheinen lassen kannst,“ hub Annie nach einer Weile wieder an.

„Nee, das glaub' ich natürlich nicht,“ sagte Ingo, sich nicht die geringste Mühe gebend, seinen Unglauben zu verleugnen; im Gegenteil, er wollte dieser Großmutter zeigen, daß er kein kleiner Junge mehr sei, dem man solche dummen Späße vormacht, und im Vollgefühl seiner Überlegenheit ergriff er sein rechtes Bein am Enkel und drehte sich auf dem Hacken des andern Fußes blitzschnell herum.

Gerade in diesem Augenblick ging Karoline an dem Fenster vorüber und stand gleich darauf mit sehr verwunderten Augen im Wohnzimmer.

„Mein Gott, Frau Konsul!“ Vorwurfsvoll richtete sie die Augen auf ihre Herrin. Ehe sie jedoch weiter reden konnte, entdeckte sie das kreisrunde Mal auf dem Fußboden, das von Ingos Hacken herrührte.

„Du bische woll nich bei Trost! Wist Dich woll gleich mal schicken, Jung!“ rang es sich voller Empörung über ihre Lippen, und mit einem kräftigen Griff brachte sie Ingo, der sich zum zweitenmal herumschnellen wollte, in die Position zurück, die ein normaler Mensch beim Stehen einzunehmen pflegt.

„Frau Kunsel, was is dies nu bloß?“

„Die Kinder wollten mich besuchen, Karoline, Kaffee haben sie schon getrunken und nun“ — in Anbetracht des Fußbodens und um endgültig die Gefahr von den gebrechlichen Sachen abzuwenden, faßte Frau Konsul diesen Entschluß, jedoch nicht ohne einen leisen Seufzer — „nun könnten sie nach oben in die kleine Kammer gehen und dort ausgucken. Bring mir mal den Schlüssel.“

Karoline konnte während dieser Worte nicht den Blick ihrer Herrin auffangen, die sich damit beschäftigte, ihrer Enkelin die Haare zu streicheln und zu glätten; einen Widerspruch gegen diesen Befehl laut werden zu lassen, wagte sie indessen nicht und zog sich daher mit einem erbarmungslosen Blick auf Ingo und Annie zurück. Gleich darauf kam sie mit einem großen, roten Wolllappen wieder, sah Annie an und sagte, deren regenweiche Schürze und die bis zum Knie hinauf mit Schmutzspritzern bedeckten weißen Strümpfe musternd: „Du siehst ja nüdlich aus, mein Deern.“ Dann befahl sie Ingo, sich auf den Stuhl neben der Tür zu setzen, packte erst einen und dann den andern seiner Füße und bearbeitete Sohlen und Oberleder mit einem Aufwand von Kraft, der nicht einzig und allein den Zweck hatte, die Stiefel zu säubern und abzutrocknen. Ingo wand sich unter ihren Griffen im vergeblichen Bemühen.

„So, nu komm Du mal her.“

Das galt Annie. Die Behandlung war weit zarter, selbst in ihrem heiligen Zorn über die „gräsig“ eingetretenen Fußböden konnte sie ihre Liebe für die Kleine nicht ganz verleugnen. Annie wagte daher sehr vorsichtig und zögernd mit dem Zeigefinger über den prallen roten Arm zu fahren, der aus Karolinens kurzärmeliger Sammetjacke hervorschaute, und nach dem Schlüssel zu der kleinen Kammer zu fragen. Hierbei beugte sie sich herab, um der vor ihr Knieenden ins Gesicht sehen zu können.

Einer Antwort ward sie indes nicht gewürdigt. Als die Stiefel in der von Karoline gewünschten Verfassung waren, raffte sie ihren Wolllappen auf, schlug sich glättend gegen die steifen Rockfalten, die beim Knieen in Unordnung geraten waren, und legte stumm, mit einem Gesichtsausdruck, der deutlich aussprach, was Karoline von ihrer Herrin und deren Schwachheit den Kindern gegenüber dachte, den Schlüssel vor Frau Konsul auf das dreibeinige Tischchen.

Ihre stumme Auflehnung ward weder von der Großmutter noch von der Enkelin beherzigt. Ingo, der sie gar nicht beachtet hatte, wollte voraufstürzen, wurde aber im letzten Moment von Karoline wieder die Stufen heruntergezogen.

„Du läss' je woll Frau Kunsel zuerst gehn, wie sich das hört, nich?“

Langsam stieg nun die Großmutter voran, die eine Hand schwer auf das Treppengeländer stützend, mit der andern das Kleid aufraffend. Das kranke Bein zog sie nach, und auf jeder zweiten Stufe blieb sie stehen, um auszuruhen. Hinter ihr standen wartend die Kinder. Ingo meinte sehr gut den Grund zu kennen, weshalb die Großmutter keine Eile hatte, die neue Zauberei zu zeigen. Aber Annie verursachte dieses Stehenbleiben jedesmal Pein, Gewissensbisse, die Großmutter so zu quälen, und gleichzeitig Angst, sie könnte um-

kehren, ehe das geheimnisvolle Zimmer erreicht war.

Endlich standen sie oben in der kleinen Mansardenstube, auf deren etwas über meterhohen Wänden das niedrige Dach lag. Der Tür gegenüber befand sich eine achteckige Fensteröffnung in der Wand, die selten, nur im strengen Winter, durch eine Scheibe geschlossen wurde. Hier sprang das Dach weit vor und bot so einen Schutz gegen den Regen.

Nur weniges von alledem, was in diesem Raum sich aneinander drängte, zu Stapeln geschichtet lag oder sorglich mit Tüchern umwickelt war, hatte Aussicht, jemals wieder in Gebrauch genommen zu werden. Kein Mensch würde je wieder die alten Koffer zur Reise packen, obwohl ihr Eisenbeschlag durabel gearbeitet und das schwarz-braune Leder noch wetterfest war. Auch den langen, gestickten Reisesack mit dem Fuchsienbukett brauchte niemand mehr, und wer sich die Gardinenkasten mit dem Bronzebeschlag und das Bündel alter Rouleauxstangen ansah, die hinter den Koffern lagen, der sagte sich, daß sie nie und nimmer mit ihrer imponierenden Länge für die schmalen Fenster des Johannisstifts brauchbar sein würden.

Ingo kniete vor einem der Koffer und klemmte seine Finger unter die breiten Schloßkrampen, sah sich aber aufmerksam um, als Frau Konsul sich bückte und etwas hinter den Vorsatzfenstern hervorzog, das sie, den Kindern den Rücken wendend, unter ihrer Schürze verbarg.

„Jetzt stellt Euch beide mit dem Gesicht gegen die Tür," befahl sie und behielt Ingo solange im Auge, bis er Annies Beispiel folgte und sich auch abwandte. Dann ging sie, so schnell das kranke Bein es erlaubte, zu der Luke. Es klappte und klirrte leise.

„Nun dürft Ihr herankommen."

Mit raschen Schritten und jeden Pulsschlag im Halse fühlend, näherte Annie sich der Fensterluke, vor die nun ein Glasstern aus rotem und gelbem Glas gestellt war. Die einzelnen Strahlen waren durch weiße Holzleisten verbunden, die alle in der Mitte des Stern zusammenliefen. An einen der gelben Strahlen preßte Annie ihr Gesicht und trampelte dann vor seliger Überraschung auf dem Fleck, wo sie stand, so überwältigte sie die Glückseligkeit über das Sonnenwunder.

Dort unten lag der Hofplatz mit dem runden Kopfsteinpflaster, zwischen dem überall das Gras hervorwuchs. Da waren die Linden, an denen die gelben Blütenbüschel hingen, und der winzige Garten vor dem Hause der Seniorin, in dem hohe, weiße Lilien, zwischen Malven und blauem Rittersporn, blühten. Und über dem allen lag das warme, gelbe Licht, das ihr weit schöner dünkte als der wirkliche Sonnenschein.

„Wie wunderwunderschön," seufzte sie in hingebendem Entzücken und versank dann von neuem in die stille, gelbe Welt da unten.

Jetzt lief der graue Kater sehr eilig und trotzdem unendlich vorsichtig über den Hof, zwängte sich durch die Holzstäbe des Gartengitters, sprang behende über die Treppenstufen und schmiegte sich auf die Türschwelle der Seniorin nieder.

„Guck, Ingo, selbst Peter ist ganz sonnig. O wie hübsch, wie wunderhübsch!"

„Pö," sagte Ingo und stieß die Luft durch die Nase, „pö!"

Er saß auf einem der Koffer, malträtierte mit seinen Absätzen den Eisenbeschlag und ließ die Augen über die schrägen Dachwände gleiten, absichtlich weder Annie noch dem Fenster einen Blick gönnend.

„Ingo, glaubst Du's denn noch immer nicht, daß Großmama zaubern kann?" Annie holte diese Worte mit einem tiefen Seufzer aus ihrer Brust und faltete dazu die Hände über der feuchten Schürze.

„Pö, ha!" Unsägliche Verachtung und heißbrodelnder Zorn machten sich hierin Luft.

„Ja, Du guckst ja auch gar nicht durch, dann kannst Du nicht sehen, wie schön da unten die Sonne scheint."

„Sonne?! Du Schaf Du!" Zum erstenmal traf sie jetzt ein haßerfüllter Blick. Noch aber brach es sich nicht Bahn, was in ihm kochte und tobte. Hier im Hause der Großmutter mit den strengen Augen mußte er sich Zügel anlegen, sobald sie aber draußen waren, dann sollte Annie es hören, wie er über die Großmutter dachte.

„Bitte, Ingo, guck nur einmal durch, ganz bestimmt, die Sonne scheint wieder." Sie stand vor ihm und versuchte, ihn am Arm mit sich zu ziehen.

Das war der Funken ins Pulverfaß.

Ingo bückte sich nach einer der Rouleauxstangen, als ob sie eigens zu dem

Zweck, dem er sie nun bestimmte, dorthin gelegt sei, und stieß damit mitten in den Glasstern hinein.

Jeden Stoß begleitete er mit einem zischenden „so", und dann hielt er inne.

„Nun zeig' mal die Sonne, wenn Du sie finden kannst! Und auf die Buttersemmel hat sie ganz einfach Zucker gestreut, der im Eckschrank stand, das hab' ich ganz deutlich gesehen, und hinterher hat sie sie zum Fenster hinausgehalten, damit wir glauben sollten, es wäre Schnee drauf gefallen. Das ist kein Zaubern, gar nichts ist es, gar nichts."

Von neuem stieß er in die roten und gelben Glasstrahlen, die klirrend zersprangen. Bei jedem Stoß jammerte Annie laut auf und versuchte, seinen Arm festzuhalten. Ingo schüttelte sie jedoch ab und fuhr auf die letzten Scherben los, die noch zackig an den weißen Stäben starrten. Da ward von hinten der Arm mit der Stange festgehalten, und ehe er sich umwenden konnte, brannten seine Backen von ein paar Ohrfeigen, die von Karolinens derben Händen stammten. Ingo wand und drehte sich unter ihren festen, schmerzhaften Griffen, stieß mit den Füßen und schnellte, alle Muskeln anspannend, so plötzlich empor, daß sie ihn fahren lassen mußte. Er sprang zur Tür und rannte polternd die Treppe hinunter.

An der Großmutter drängte er sich hastig vorüber, die mit flackernden Augen und zitternden Händen in der Stubentür stand, und mit versagender Stimme: „Was ist geschehen? — Karoline! Was fehlt ihr?" in den kleinen Flur hinausrief.

Die Haustür ließ Ingo weit hinter sich auf, und so drang Annies leidenschaftliches Schluchzen auch über den stillen Hof des alten Stifts, in dessen Mauern wohl leise geseufzt und spärlich sickernde Tränen geweint wurden, niemals aber der jammervolle Ausbruch eines kummerunkundigen jungen Wesens gehört worden war.

Auch Frau Konsul hatte vergessen, daß man so weinen kann. Zitternd, mit bebenden Lippen und einem Zucken in dem spitzen Kinn, stand sie am Fuße der Treppe und rief noch einmal: „Annie, was fehlt Dir, Herzkind?"

Ihre alte Stimme ward gänzlich erstickt von dem jammernden Weinen der Kleinen. Oben saß Karoline auf dem Platz, den vor der Katastrophe Ingo inne gehabt hatte, und hielt Annie auf dem Schoß. Mit dem Zipfel ihres groben Platens trocknete sie Tränen, die unaufhaltsam aus den blauen Augen brachen.

„Nu is gut," beschwichtigte sie und wiegte sich dabei hin und her, „Du kannst da nichsnich for, mein süße Deern, nein, Du bische uns' oll Lütt, — nee, nu wein' man nich mehr, nu komm man runter szu Großmutter; un denn mach ich Dich büschen Zuckerwasser, daß Du Dir wieder besinnen kannst. Aber das kannst mich szu glauben, nach den Jung sein Elterns geh' ich! Woneben is das, mein Deern, wo sie wohnen? Oha! Der muß ja Schacht haben, daß er nich weiß, wo er auf sitzen soll! — — Herregott nee, Frau Kunsel," unterbrach sie sich plötzlich und ließ Annie vom Schoß gleiten, um ihrer Herrin beizuspringen, die zitternd vor Erregung im Türrahmen stand.

„Er hat die Sonne kaput gemacht," jammerte Annie auf und stürzte zur Großmutter, die unter dem heftigen Anprall wankte.

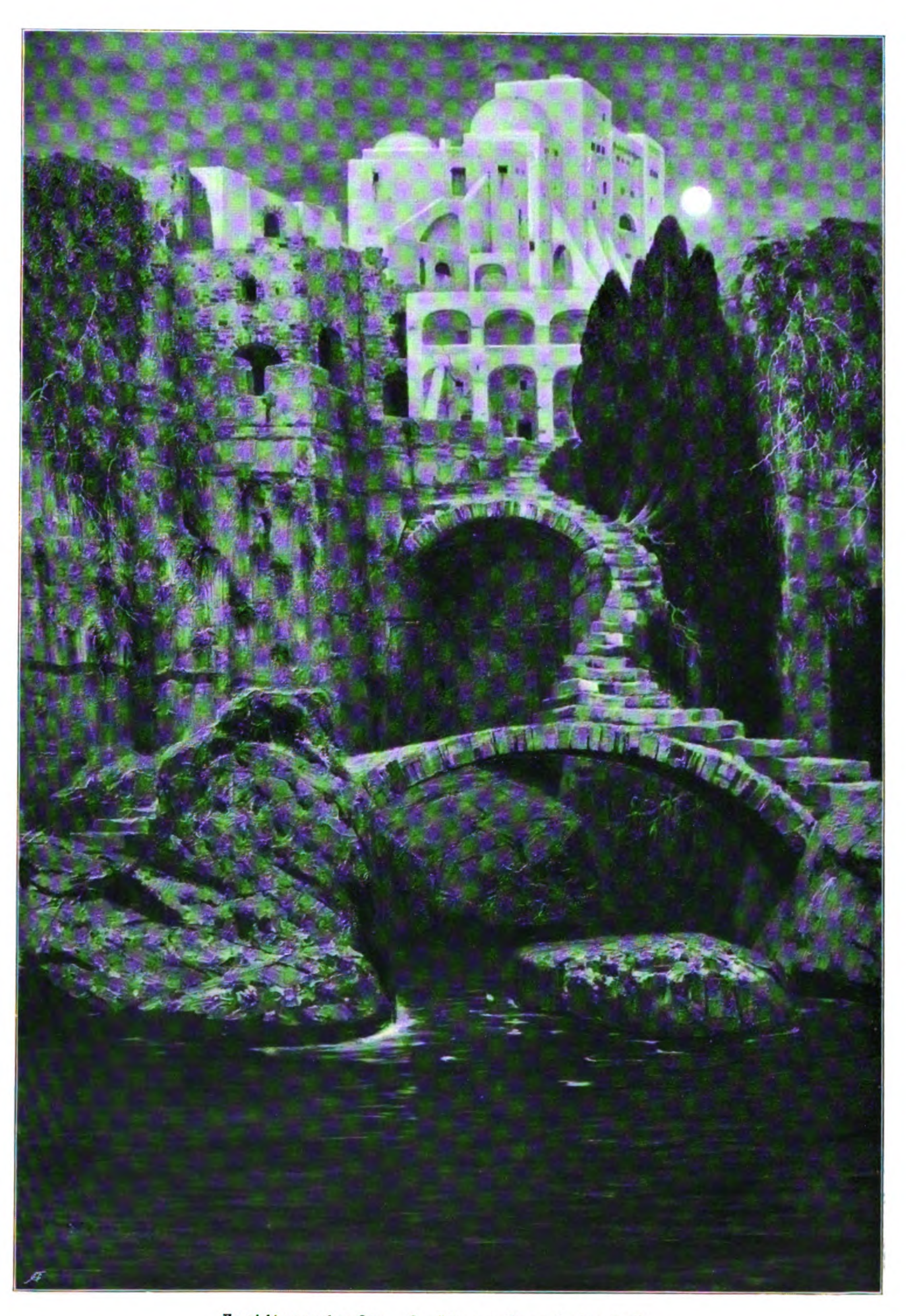
„Kind, dis geht je in Lebend nich gut, wo kannst Du so szu Kehr gehn, noch daszu, wenn Großmutter ihre Tour hat. Is je auch 'n großen Unverstand von Frau Kunsel, bei den Szustand noch mal rauf szu klebastern. Je das is es warraftig."

„Ach, laß nur, Karoline, red' nicht mehr, zieh mal den Koffer her, — so, — ich muß mich hinsetzen, — und nun hol mir meine Tropfen. — Ja, geh nur, das ist bloß der Schreck, hol mir die Tropfen."

Karoline mußte nachgeben, die braunen Augen sahen sie so bestimmt und fest an, dagegen gab es keine Widerrede. Sie brachte die Tropfen und zählte sie laut, jede Zahl mit einem Nicken begleitend, in den kleinen, silbernen Becher, aus dem Frau Konsul alle Medizin zu nehmen pflegte.

„Mein Deern, nu deucht mir, hast Du da all genug um geweint, nu hör man auf." Karoline versuchte die Kleine aufzurichten. Aber Annie grub den Kopf tiefer in die weichen Kaschmirfalten und Karoline mußte auf Frau Konsuls stummen Befehl fortgehn. Dann wartete Frau Konsul, bis ihr Atem und Puls ruhiger geworden waren. Karoline hatte wohl recht, das Treppensteigen hatte sie viel zu sehr angestrengt.

„Herzkind, Anniechen, mußt Du noch



Ausklingender Tag. Gemälde von Hans Busse-Berlin.
Aus Ed. Schultes Kunstsalon in Berlin W.

immer über die Sonne weinen?" fragte sie nach einer Weile.

„Jaha," klang es aus den Rockfalten, und noch tiefer wühlte sich der Kopf ein.

„Wir wollen sie wieder heil machen lassen, Karoline soll sie morgen zu Lütge tragen." Tröstend strich Frau Konsul über die Hände, die ihre Knie umkrampften.

Das Weinen wurde immer stärker und erschütterte den ganzen kleinen Körper.

„Aber wenn wir sie nun wieder heil machen lassen — —" begann wieder Frau Konsul.

Da erhob Annie den Kopf und sah tränenüberströmt und verzweifelt die Großmutter an.

„Du kannst gar nicht zaubern, sagt er, und es war Zucker, kein Schnee."

Großmutter faltete die Hände über den blonden Kopf, der sich wieder in ihrem Schoß vergrub. Ein feiner, scharfer Schmerz durchzog ihre alte Brust, der dem jungen Enkelkind galt, das sich so leidenschaftlich gegen diese erste Erkenntnis der Wirklichkeit sträubte. Wie schwer würde der Kleinen der lange Weg werden, auf dem solch junger, kräftiger Schmerz sich allmählich in müde, hinfällige Seufzer verwandelt!

Die Poesie.

Von

Alberta von Puttkamer.

Du frugst mich einst: Was ist denn Poesie?
Wo lebt sie denn? Wie kann ich sie erfassen?
Die Welt ist laut, und nüchtern sind die Gassen,
Und jeder beugt dem blanken Gold sein Knie.

Wo, wo ertönt Dir denn die Melodie,
Die Deine reichen Strophen rauschen lassen?
Vom Frührot, bis die Abende erblassen,
Bin ich gewandert, – doch ich fand sie nie...

Und wo erschaust Du denn den Heil'genschimmer,
Der über allen Dingen bei Dir steht?
Die Lebensröten, die so strahlend färben,

Wenn sie doch uns in Nacht und Winter sterben?
Wo lebt die Poesie? Ich fand sie nimmer –
Sag', weißt Du, wo die Königliche geht?

* * *

Ich aber sprach: Der kann sie nur erkennen,
Der, wenn ihn frühe streift ihr Hauch und Gruß,
Die Königin umfängt zu freiem Kuß,
Weil alle seine Pulse nach ihr brennen...

Der Starke wird sie nur sein eigen nennen,
In dem sie lebt, der in ihr leben muß.
Wer außer sich sie sucht, den flieht ihr Fuß, –
Wer eins mit ihr, dem wird sie nie sich trennen –

Und sieh', weil ich mit ihren Augen schaue,
Besiegt der Schimmer alles Erdengraue.
Weil ich aus ihren Seelentiefen höre,

Erklingt mein Lied wie reingestimmte Chöre,
Und weil sie mich enthebt zu ihrer Bahn,
Sind mir nun alle Wunder aufgetan...



Sommernacht.

Durch die stille Sommerpracht
Tiefe Brunnen hör' ich rauschen;
Sternenglanz und Erdennacht
Seh' ich stumme Grüße tauschen.

Was in Tages Lärm verhallt,
Was verblaßt im Sonnenreigen,
Drängt mit brünstiger Gewalt,
Sich zu heben, sich zu neigen.

Tief aus meines Wesens Grund
Fühl' ich Lebensquellen brechen,
Sehnsuchtsvoll, mit heißem Mund
Niegesprochnes auszusprechen.

Und hinan zur Sternenpracht,
Und herab zu ird'schen Schranken
Fluten durch des Herzens Schacht
Ew'ger Geister Lichtgedanken.

Ein Wort.

Erst war es ein Geschwätz, ein leichtes Spiel,
Ein Kindertand nur, ohne Ernst und Ziel,
Ein Sticheln wie mit feinen Nadeln dann,
Ein Kitzeln fast, ein Ritzchen dann und wann.
Dann plötzlich bohrte tiefer sich ein Stich —
Kaum wissen wir's, warst Du es oder ich?
Ein Tröpflein quoll, fast sah's wie Herzblut aus;
Heiß schoß Dein Blick, ich zog die Stirne kraus.

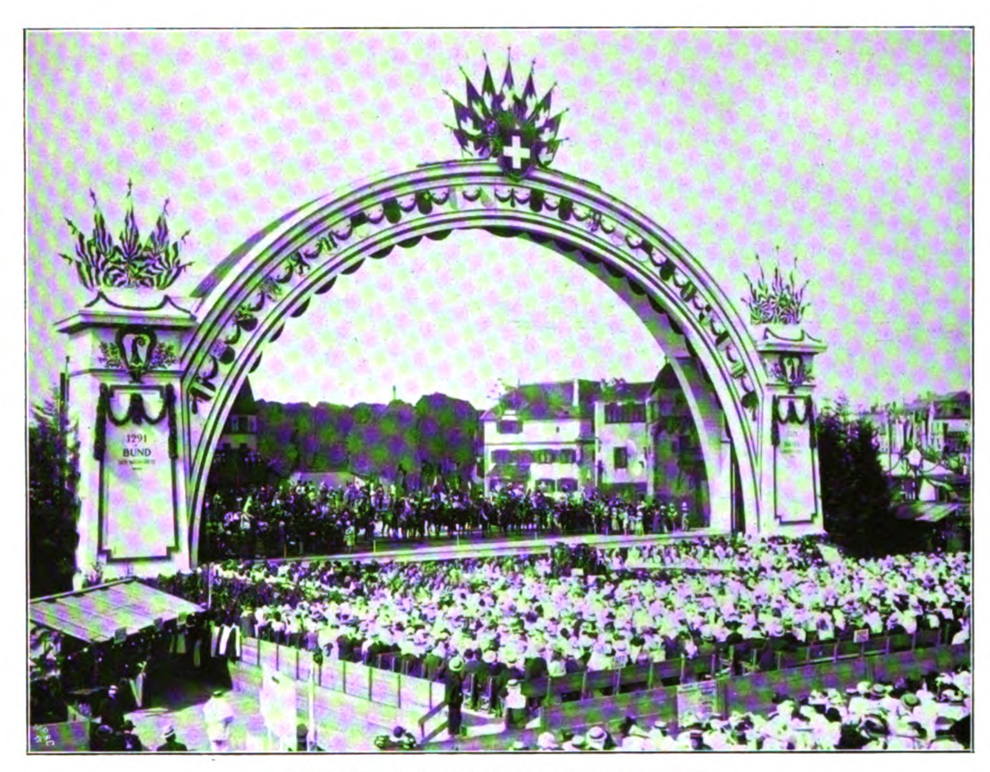
Und dann — wild fuhr's heraus, jach, wie ein Schwert
Mit grellem Stahlblitz aus der Scheide fährt.
Es rast und saust, schon rieselt's warm und rot —
Mein Gott, auf seiner Spitze saß der Tod!
Nun bleibt gesprochen, was gesprochen ward,
Nun bleibt gebrochen, was gebrochen ward.
Und ob Du klug den Riß zu schließen meinst:
Kein Morgen bringt nach solchem Heut' das Einst.

Zwei Menschen.

Zwei Menschen wandern, ich weiß nicht wo,
Zwei Menschen kommen, ich weiß nicht wann;
Ich kenne sie nicht, sie kennen nicht mich,
Und schau'n doch so vertraut mich an.

Sie winken wie aus Nebeln fern
Und nicken als wie im Traum mir zu,
Als wollten sie sprechen: „Sei gegrüßt,
Du lieber Menschenbruder Du!

Es graut der Tag, ob früh, ob spät,
Es grünt der Platz, ob dort, ob hier,
Da ruhn wir traulich rechts und links
In stiller Kammer neben Dir."



Die Baseler Festspielbühne vom Jahre 1901.
(Aufnahme von Anton Krenn in Zürich.)

Volkskunst und Drama in der Schweiz.

Von

Dr. Hermann Kesser-Zürich.

Mit zwanzig Abbildungen nach Originalaufnahmen.

Der triebkräftige Boden der Schweiz, auf dem die germanische und romanische Rasse nebeneinander leben, hat uns im letzten Viertel des XIX. Jahrhunderts entscheidende künstlerische Ereignisse gebracht. Ich meine den Züricher Dichter Gottfried Keller und den Maler Arnold Böcklin. Neuerdings hat wiederum ein Schweizer die Aufmerksamkeit der Kunstwelt auf das kleine Land mit seiner kräftigen produktiven Rasse gelenkt: der Berner Ferdinand Hodler schuf seine monumentalen Kraftgestalten und scheint zum Führer einer neuen lapidaren, von keinem Bleichsuchtsideal angekränkelten germanischen Kunst zu werden, als Künstler eine typische schweizerische Erscheinung, mehr noch wie Arnold Böcklin, weniger Schweizer in seinen Stoffen, als Schweizer in der kräftigen farbigen Sinnlichkeit, mit der er seine antike Stoffwelt schaut. Die gedrungene markante Form, das Betonen der Farbe und ehrliche Derbheit, wie sie Böcklin und Hodler offenbaren, ist der Grundton aller Schweizer Kunst. Wir finden ihn bei der künstlerischen Erscheinung ursprünglichster Schweizer Art wieder, bei Gottfried Keller, dem Maler und Dichter, einem Künstler aus dem Herzen des Volkes heraus dazu geboren, die künstlerischen und nationalen Anlagen des Volkes in sich zu vereinen und darum vom Volk verstanden zu werden, wir finden diesen Grundton in einer Kunst wieder, zu der das Schweizer Volk von alters her eine ausgesprochene Neigung besitzt und der in Gottfried Keller ein Ästhetiker erstehen sollte: In der dramatischen Volkskunst der Schweiz, einer Kunstgattung „dem Bedürfnis nach Schau-

handlung entsprungen, das wie ein roter Faden durch alle Lebensäußerungen der Völker geht". In den primitiven, fast archaischen Formen, die als erste Äußerungen dieses dramatischen Triebes vorliegen, in den veredelten Formen, wie sie die Neublüte der dramatischen Volkskunst in den neunziger Jahren zeitigte: überall erkennen wir die scharfgeschnittene, kräftige Linie schweizerischer Kunstinstinkte, überall sieht man die wuchtige Derbheit, die kernige Kraft wieder, die sich in allem, was die Kunst des Schweizerlandes hervorgebracht hat, wiederfindet, sei es nun, daß wir Dichtungen, Bilder oder die Volksbühne vor uns haben. Denn das ist das gemeinsame Band aller Schweizer Kunst, daß sie ohne den „Holzboden" der Schweiz nicht denkbar ist; daß sie so gut wie nie auf äußeres Zureden erstand, niemals nachahmte, sondern immer Eigenes gab. Wo sich die Schweizer Kunst zu Spitzen erhebt, zu Gipfeln, löst sie sich trotz ihrer historischen Abhängigkeit vom deutschen Kulturboden, von den nördlichen Vorbildern ihrer Kulturlehrer ab, um die Kraft zu ihren Schöpfungen aus dem heimatlichen Grund zu holen.

Auch die Quellen, aus denen die dramatische Volkskunst erstand, entspringen ausschließlich der heimischen Tradition und den spezifischen nationalen Eigenschaften. Sie leiten sich von den großen offiziellen Festen her, von den Gedenkfeiern für vaterländische Ruhmestaten und den alten Karnevalsspielen, den alten Frühlingsfesten, die sich von der katholischen Faschingslust her in der Schweiz erhalten haben und die derbe Volksmummerei, um ein Wort Gottfried Kellers zu gebrauchen, nach und nach in vaterländische Aufführungen unter freiem Himmel verwandelten, an denen zuerst nur die Jugend, dann aber auch fröhliche Männer teilnahmen. „Bald wurde eine Schweizer Schlacht dargestellt," schreibt Gottfried Keller darüber, „bald eine Handlung aus dem Leben berühmter Helden und nach dem Maßstabe der Bildung und des Wohlstandes einer Gegend wurden solche Aufzüge mit mehr oder weniger Ernst und Aufwand vorbereitet und ausgeführt."

Beispiele für primitive Ansätze zu theatralischer Schaustellung hat man in den alten Frühlingsfesten, so in dem Züricher Sechseläutenfest, hat man in anderen Naturfesten, die sich bis zum heutigen Tage erhalten haben, wie in dem Winzerfest zu Vevey, in den modernen großen Turnfesten, Schwingfesten und Schützenfesten der Schweiz, mit denen immer ein festlicher Akt auf einer Bühne verbunden ist. Von einer eigentlichen Handlung oder einem Drama ist hier natürlich keine Rede, die Lust am äußeren Gepränge ist Selbstzweck und in tendenziöser Didaktik wird das Nützliche der Schieß-



Die Bürger von Konstanz erwarten den Kaiser Maximilian.
Aus dem Centenarfestspiele vom Jahre 1901 in Schaffhausen.
(Aufnahme von Koch in Schaffhausen.)



Idyll im Dorf Hallau. Aus dem Centenarfestspiele vom Jahre 1901 in Schaffhausen.

übung oder der Turnerei durch lebende Bilder veranschaulicht.

Diese niederen Gattungen theatralischer Volkskunst sollen hier nicht Erledigung finden. Es handelt sich um die ernstgemeinten Ansätze zu einer nationalen Bühnenkunst und ihre letzten Symptome, die ich namhaft machen möchte. Dazu ist ein kleiner historischer Exkurs notwendig, weil das der einzige Weg ist, um eine Art Genesis der dramatischen Volkskunst zu konstruieren. Gegenstand der Handlung war schon früh immer die vaterländische Geschichte. In Festzügen und prunkvollen Schaustellungen feierte man den Sieg über den Gegner, zur Erinnerung an Schlachten zog man im Kostüm der Zeit durch die Stadt oder den kleinen Marktflecken, eine redelustige Zeit verlangte nach einer Festrede, nach einer Erklärung und Motivierung der Züge und Gruppen, erzählte von den einzelnen Episoden und in bilderbogenfarbiger Buntheit entrollte man die Tage der Väter. Daß man sich schließlich mit den Festzügen auf ein Podium begab, die Gruppen des Zuges zu lebenden Bildern stellte und daß Szene und Dialog hinzukamen, das will mit dem Hang an Aktionsfreudigkeit erklärt werden, zunächst mit dem Hang an roherer Aktionsfreudigkeit, der Vorliebe für Kampfspiele.

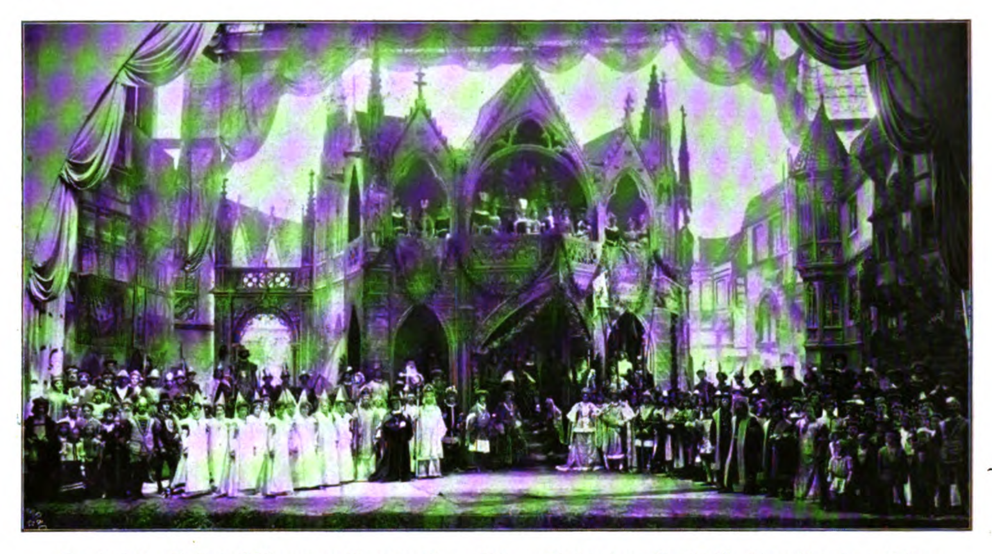
Der Trieb zu ernstem künstlerischem Tun war trotz dieser niederen Neigungen in der Schweiz nie eingeschlafen. Das Schweizer Volk durch eine Art von bombastischer Temperamentsanlage und durch technische Fähigkeiten auf das Volksdrama wie keine andere Nation hingewiesen, hat den Gedanken an ein National-Theater und ein nationales Drama niemals fallen lassen, um so mehr, da man zu den deutschen Schauspielertruppen in kein inniges Verhältnis kommen wollte.

Ein Theatergenie wie es in der Kunstgeschichte nur einmal vorkam, der Regisseur aller Regisseure und Dramatiker aller Dramatiker, Richard Wagner, ist es gewesen, der die Anlage des Schweizer Volkes, das er aus mehr als zehnjährigen Anschauungen gut kannte, erfaßte und in seinem Aufsatze „Ein Theater in Zürich“ *) auf die vorhandenen Faktoren hinwies, die zur Verwertung auf einer nationalen Bühne drängten. Was Wagner in diesem Aufsatz gesagt hat, gibt in nuce die Psychologie der dramatischen Volkskunst der Schweiz.

Mehr als ein halbes Jahrhundert ist darüber vergangen, ehe man an die teilweise Realisierung der Wagnerschen Vorschläge herantrat. Was Wagner wollte, das war die natürliche Neigung des Schweizer Volkes zur Kunst und namentlich zur dramatischen Kunst zu fördern und die vorhandenen entwicklungskräftigen Keime zu einem gemeinsamen Ziele hinzulenken.

Seine praktischen Vorschläge, die er 1851 in dem Aufsatze „Ein Theater in Zürich“ bis ins Kleine gemacht hat, sind großartige Wegweiser für jene, die jetzt die

*) Richard Wagners gesammelte Schriften und Dichtungen, fünfter Band, Seite 20 u. ff. (Leipzig, C. W. Siegels Musikalienhandlung.)



Am Hof Karls des Kühnen zu Nancy: Vermählungsfeier von Karls Tochter Maria mit dem nachmaligen Kaiser Maximilian. Aus dem Züricher Festspiel von Arnold Ott. (Aufnahme des Photographieverlag Wehrli, A.-G.)

dramatischen Schweizer zu einer gewissen Entwicklung bringen wollen. Ästhetischen Erfolg hat Wagner bis jetzt noch wenig gehabt und bescheiden und spärlich sind die Ereignisse, die sich als verheißungsvolle Anzeichen einer neueren besseren Zeit einstellen.

In vielem berühren sich Wagners Ideen mit den Vorschlägen Gottfried Kellers, der etwas später als er das gleiche Thema behandelte.

Keller nimmt als Grundlage die großen Sängerfeste an, an denen sich auf dem Übergang des weltlichen nationalen Oratoriums das nationale Schauspiel am leichtesten entwickeln könnte.

Sein Vorschlag stammt aus dem Jahre 1861. Inzwischen hat das Interesse bis in die achtziger Jahre hinein geruht und erst Mitte der achtziger Jahre setzen künstlerisch brauchbare Ereigisse ein.

Warum sich die Schweiz so lange Zeit gelassen hat, um auf diesem Gebiete etwas Gediegenes zu schaffen?

Ich glaube, es hängt mit politischen und äußeren Umständen zusammen. Erst jetzt, wo die Schweiz seit Jahrzehnten größerer geschichtlicher Ereignisse und kriegerischer Taten entbehrt, wo ihre Kämpfe ausschließlich auf dem Gebiete des Wirtschaftslebens ausgetragen werden, möchte man sich zuweilen gerade mit Nachdruck der alten Zeit bewußt werden, und ein Ausdrucksmittel dafür sind die neuerdings in Schwung gekommenen nationalen Feste, die dann wieder in einem Übermaß auftraten, daß man schon von einer Festspielseuche zu sprechen begann. Und das mit Recht.

Von nationalen Grundgedanken ist das schweizerische Volksdrama getragen. Zu krasser Nationalismus, chauvinistische Naivität und ein Mangel an Verständnis für wirklich künstlerische Aufgaben, ein allzu stark dominierendes Gefühl für einseitige poetische Gerechtigkeit auf Seite der dargestellten Schweizer waren es, die dem Volksschauspiele so lange im Wege standen und vor allem seine Entwicklung nach der künstlerischen Seite hemmten.

* * *

Sieht man sich die Leistungen auf dem Gebiete des dramatischen Volksschauspiels im Laufe der letzten fünfzehn Jahre an, so läßt sich ein sukzessives Aufwärtsschreiten verfolgen, und man darf jetzt, nachdem sich die krassesten Derbheiten des Volksschauspiels gemildert haben, von der dramatischen Volkskunst der Schweiz wie von einem kunstgeschichtlichen Ereignis sprechen; früher hatte man nur kulturhistorische Erscheinungen vor sich.

Über den Stil von Darstellung und Dichtung, wie er in der neueren Epoche der dramatischen Schauspielkunst des Volkes

zutage tritt, kann man im einzelnen nur im Anschluß an die besonderen großen Festspiele berichten.

„Gruppen" hat der Verfasser des Berner Festspiels vom Jahre 1891, mit dem, unbeschadet beachtenswerter Festspiele in Schwyz und Sempach (1886), die Neublüte der dramatischen Volkskunst anhebt, die einzelnen Bilder genannt, die, verschiedenen Zeiten und verschiedenen Epochen der Landesgeschichte angehörend, die historische und kulturelle Entwicklung von Bern zeigen sollten. Es waren gut geordnete Historienbilder, wirkungsvoll, weil sie auf große monumentale Linien beschränkt waren und weil der pomphafte Rahmen einer reichen Kulissendekoration fehlte. Die einzelnen Szenen spielten sich unbeschadet der Zeit in einem architektonischen Rahmen ab, der niemals gewechselt wurde.

Mit reicherer Ausstattung arbeiteten dann andere Festspiele, so Solothurn, im Jahre 1898 Thurgau, im Jahre 1901 Basel und Schaffhausen, 1902 Aarau, in der äußeren Anordnung, dem dekorativen Zuschnitt der Bühnenform und dem Zuschauerraum fast alle voneinander verschieden. Gemeinsam war allen der vaterländische Stoff, hier in poetischer Verklärung gegeben, aber doch mit gerechter Verteilung von Licht und Schatten, dort mit Verzerrung des Feindes zum gemeinen Bösewicht, wie es der Volksinstinkt will. Fast durchweg ist das Festspiel mit allegorischen Figuren ausgestattet, die am Schlusse der Handlung als Verkörperung von Land oder Stadt wie ein deus ex machina in die Handlung eingreifen, die Verwundeten mit dem Lorbeer krönen, a tergo auf die Zukunft hinweisen und mit diesem Akt den patriotischen Schluß aller Festspiele einleiten: das Absingen eines vaterländischen Liedes.

Ein wesentliches Arbeitsfeld während des letzten Jahrzehnts war die stilistische Neugestaltung der Schaubühne, die Schaffung einer freien Bühne, auf der nach völlig anderen Prinzipien geschaltet werden sollte, wie im geschlossenen Theaterraum. Man hat sich nach dieser Richtung gegenseitig in Experimenten überboten. Einmal das Heil in einem stilistisch nur andeutenden Material gesucht, indem man jedem prunkhaften „Zur Schaustellen" aus dem Wege ging, ein anderes Mal wollte man durch Anwendung einer modifizierten Shakespeare-Bühne und schließlich durch perspektivisch und plastisch gegebene Versatzstücke den Gefahren, kulissenmäßig zu wirken, aus dem Wege gehen, um so gegen den Kulissenzauber echtes und einfaches Bühnenmaterial auszuspielen. Da kam man dann



Hochzeit in einem Schweizer Gebirgsdorf.
Aus dem Festspiel „Karl der Kühne und die Eidgenossen" von Arnold Ott.
(Aufnahme des Photographieverlag Wehrli, A.-G.)

wieder dem Panoramaprinzip zu nahe: kurz, man hat eine im großen und ganzen noch ungelöste Frage vor sich, zu der einzig das Schaffhausener Festspiel vom Jahre 1901 eine glücklichere Lösung brachte.

Die künstlerische Zentralstellung bei allen Festspielen nimmt indes weniger das Dekorative und der Aufbau der Bühne, als die Zusammensetzung der Darsteller ein, das künstlerische Grundelement des Volksschauspiels.

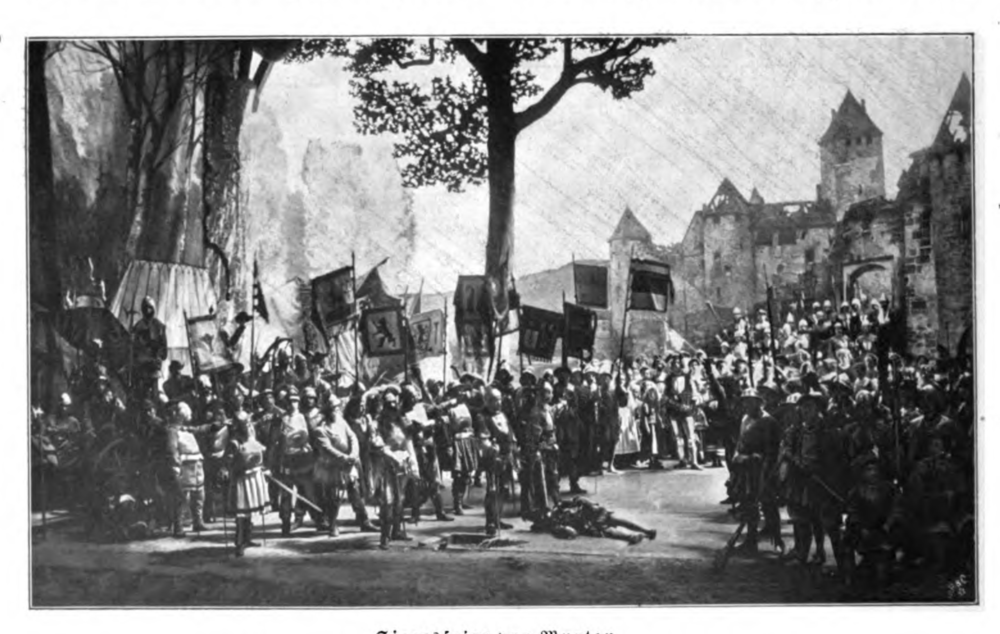
Sie setzen sich aus allen Schichten des Volkes zusammen, und zwar aus Vertretern der gebildeten und ungebildeten Stände zu gleichen Teilen. Auf dem Lande liegen die Hauptrollen meist in den Händen der Lehrer, den einzigen Trägern höherer Bildung. In den Städten wirken das Militär, Studentenschaft und Beamtenschaft zusammen, um die großen Sprechrollen zweckentsprechend besetzen zu können. Mit Vorliebe nimmt man zu großen Rollen, da sie meistens auch mit dem notwendigen großen Organ versehen sind, eidgenössische Offiziere, und es ging als Unikum durch die ganze deutsche Presse, daß in Altdorf im Vorjahre wie heuer der Reichsvogt Geßler von einem eidgenössischen Oberst gespielt wurde, der Tell von einem Oberstleutnant, beide überdies landbekannte politische Parteimänner.



Der Hofnarr Karls des Kühnen Le Glorieux.
Darsteller aus dem Festspiel in Zürich.
(Aufnahme des Photographieverlag Wehrli, A.-G.)

Nicht selten geht das Spiel in Wirklichkeit über. So erzählte man mir von einem Walter Tell, der bei dem Abschied von dem gefesselten Vater echte, helle Tränen weinte. Der Jubel, wenn Tell den Apfel am Haupte des Kindes trifft, braucht nicht vom Regisseur entfacht zu werden; die Schweizer, die in dem Stück das geknechtete Landvolk der Urkantone darstellen, fühlen sich ja als wirkliche, nicht bloß als bühnenmäßige Zuschauer, und wenn sie sich aus begeisterten Landleuten zusammensetzen, brechen sie ohne Zutun des Regisseurs in lauten Jubel aus.

Was die Darsteller ein für allemal von den Berufsschauspielern unterscheidet, ist ihre



Siegesfeier von Murten.
Aus Arnold Otts „Karl der Kühne und die Eidgenossen“ in Zürich.
(Aufnahme des Photographieverlag Wehrli, A.-G.)




Bürgermeister Waldmann von Zürich, eidgenössischer Führer, und Brosi, der Reisläufer. Darsteller aus dem Festspiel „Karl der Kühne".
(Aufnahme des Photographieverlag Wehrli, A.-G.)

freiwillige und ohne jedes Honorar gegebene Leistung. Selbst die Unbemittelten verlangen keine Löhnung und stellen sich lediglich aus Liebe zur Sache in den Dienst der Festspiele, betrachten es vielmehr als eine öffentliche, man ist fast versucht zu sagen politische Betätigung, im Volksschauspiele zu wirken. Daher denn auch die zentrale Stellung der Festspiele, wo nur solche aufgeführt werden. Alle Schichten der Bevölkerung wirken zusammen, und was in irgendeiner Weise etwas zum Gelingen beitragen kann, stellt sich zur Verfügung. Die Fuhrhalter leihen ihre Pferde, die Bauern ihr Vieh, die Museen Waffen, die Zeitungen den Annonceteil, und es ist nicht zu viel gesagt, wenn man behauptet, daß sich die Leute mit einer Liebe und Ausdauer der Sache widmen, als ob es sich um große vaterländische Aktionen handelte. Der Anblick des Zuschauerraumes muß diese Meinung vollends verdichten, die Zuschauer spielen selbst mit. Sie setzen sich aus jenen mitfühlenden Theaterbesuchern zusammen, die bei den Gewalttaten eines Geßlers beispielsweise wirkliche Fäuste machen, am liebsten auf die Bühne springen würden um mitzutun, beim Apfelschuß in begeistertes Triumphgeschrei ausbrechen und den Tod des Geßler wie eine Erlösung begrüßen. Das gibt Stimmung. Und weil überdies das Volk den Stoff kennt, das Verständnis von vornherein also vorauszusetzen ist, hat die Bühnenhandlung mächtige Resonanz. In Korporationen wohnen die Vereine der Aufführung bei, die Schuljugend erscheint mit ihren Lehrern, und bei großen Anlässen finden sich die eidgenössischen Räte selbst ein, um dem Festspiel die Weihe patriotischer Gesinnung zu geben. Setzt sich das Publikum auch nicht aus lauter Leuten zusammen, die wie jener Urner Führer dem Fremden gegenüber die Versicherung geben würde: „Herr, zweifelt am Herrgott, aber laßt uns den Tell", so sind es doch Menschen mit einer hinreichenden patriotischen Ausrüstung, die weniger das Einzelne, als das Ganze ins Auge fassen.

Das wissen die Leiter und Veranstalter der Festspiele, das wissen auch die Festspieldichter, und so ist das schweizerische Volksschauspiel vielfach nur dazu da, um die Geschäfte des Staates zu besorgen. Es ist eine patriotische Kundgebung, eine Demonstration, bei der Darsteller und Zu-



Karl der Kühne, Herzog von Burgund.
Aus dem gleichnamigen Festspiel.
(Aufnahme des Photographieverlag Wehrli, A.-G.)

schauer zusammenwirken. Die Wahl des Ortes kommt als stimmungsbildender Umstand dazu, meist ist es historischer Boden, heiliger Boden, auf dem gespielt wird.

Ich habe im vorstehenden die charakteristischen Einzelheiten der Volksschauspiele kurz skizziert und ihre ästhetischen Voraussetzungen gegeben. Stilistische Einheit weisen sie noch nicht auf und spärlich sind die Beispiele von Darbietungen, die neben dem patriotischen Akt auch noch ein künstlerisches Ereignis bedeuten und als solches gewürdigt werden können. — Mit dem Berner Festspiel vom Jahre 1891 hatte es angefangen; erst das Schaffhausener Festspiel von 1901 bezeichnet einen gewissen Höhepunkt.

Das Schaffhausener Festspiel zerfiel in drei Akte. Der erste spielte in Konstanz im Jahre 1499; er brachte eine Schilderung von Kaiser Maximilians Hofhaltung und sein Gericht über die Eidgenossen und schloß mit der Kriegserklärung des Kaisers an die Schweizer. Der zweite Akt, in den realistischen Volksszenen besonders glücklich, zeigte gute szenische Kleinkunst, die im einzelnen näher erörtert werden wird, und als Hauptsache den Überfall des Dorfes Unter-Hallau, das von den „Schwaben" überfallen wird. Die eidgenössische Besatzung schlägt den Angriff zurück. Auf dem Herrenacker zu Schaffhausen, der Feststadt, spielt der dritte Akt, die Darstellung der offiziellen Staatsaktion, die „Beschwörung des Bundesbriefes". Er klingt mit einem großen Volksfest aus und schließt mit dem Schwurgesang des Volkes.

Das ist der Inhalt des Stückes von Arnold Ott, den man in der Schweiz schon einmal als den Shakespeare des Volksschauspiels bezeichnete.

Durch die Erfahrung klug gemacht, hat man hier zum erstenmal eine Bühne zu schaffen versucht, die sich mit den aufgewendeten Massen verträgt, eine Dichtung gegeben, die ein beachtenswerter Kompromiß zwischen Festspiel und Drama ist, und das Ganze nach künstlerischen Prinzipien angeordnet. Die Riesenbühne des Schaffhausener Festspiels hatte eine Breite von vierzig Metern, unzählige Zugänge, war nach rückwärts mit einer abfallenden Rampe versehen und ließ so die Illusion eines weiten, ungewöhnlich großen Gesichtsfeldes aufkommen. Bei der Ausgestaltung legte man Gewicht darauf, ein reales und greifbares Stück Heimatland vorzuführen und neben den Schlachtenbildern und prunkhaften Massenszenen den Boden für plastische und mit Detailfleiß gezeichnete Kulturbilder zu schaffen.

Man bildete ein reales Dorf und baute dabei alles auf, auf das der geschlossene Bühnenraum nur andeutend hinweisen kann; zur Linken eine Bauernhütte, vor ihr ein Ackerfeld, auf dem man einen säenden Bauer arbeiten sieht. Auf diesen Teil der Bühne versetzte man die lyrischen Szenen: eine junge Bäuerin, die ihr Kind wiegt und ihr Lamm behütet, ein altes Paar, das sich an der Sonne wärmt, einen Bauer, seinen Pflug flickend, eine Bäuerin am Spinnrad. Im Hintergrunde erhebt sich die Dorfkirche, fast in natürlicher Größe mit ihrer Friedhofsmauer hingestellt, der Schauplatz des kommenden Kampfes. Links von ihr zieht sich ein Weinberg hinauf. Wenn sich der Vorhang hebt, sieht man die Landleute an den Rebstöcken arbeiten; später sprengt die feindliche Reiterei durch das Gelände, unter ihren Hufen die mühselige Arbeit niederreitend. Aus der Kirche tritt der Priester mit einem Zug von Mönchen und Ministranten, er spricht den Flursegen und betet für das Heil der Saat.



Adolf Huber und Gustav Schmid,
als Darsteller des Rudenz und Melchthal in den Altdorfer Tellaufführungen.

Das waren lebenskräftige, farbige Schilderungen, wie sie vordem auf einer anderen Bühne nicht möglich waren.

Mit seltenem Geschick hatte man dann den Übergang der Bühne zum freien Horizont zu schaffen gewußt, ein schwieriger Umstand bei der Freilichtbühne, der oft genug illusionsstörend wirkt.

Spielen sich auf so großem Raume bewegte Szenen ab, so wirken sie nicht mehr theatermäßig, es sind Kopien der Wirklichkeit.

Unvorhergesehenes, unerwartete Konstellationen, Kampfesszenen wirken nicht unnatürlich. Die Möglichkeit der Wendungen ist unbeschränkt, und der Tummelplatz ist groß genug, um alles auszuführen. Auch mit Kleinigkeiten hatte man gerechnet; festen Boden statt der Bretter genommen, um den illusionsstörenden hohlen Klang beim Auftreten der Reiter zu vermeiden, die Größe der Versatzstücke war so berechnet, daß sie immer zur perspektiven Wirkung der Personen und Figuranten stimmte. Unerreicht war die Bewegungsfähigkeit der Züge und Truppen. Die mannigfaltige Gestaltung des Geländes ermöglichte die Veranschaulichung einer regelrechten Belagerung der in der Kirche eingeschlossenen Dorfbewohner, eines Sturmes auf die Verteidiger und ihre Entsetzung. Das sind Darbietungen, die man sonst nur in einem gedrängten Stenogramm geben kann, die jeder Kunst eines Regisseurs spotten. Nur auf der „Idealbühne“ des Volksschauspiels sind sie möglich.

Hatte dann weiter vordem das Stück historische Gruppenbilder ohne irgendeinen inneren Zusammenhang und ohne jede Motivierung aneinander gereiht, so war hier in richtiger Weise auch die Einheit von Zeit und Personen gewahrt und die Dichtung als solche war, wenn auch kein vollwertiges Drama, so doch mindestens eine Schauhandlung mit dramatischen Ansätzen.



Oberst Alois Huber als Darsteller des Tell in den Altdorfer Festspielen.

Sie stammte, wie schon bemerkt, von dem Luzerner Dichter **Arnold Ott**, dem einzigen, der berufen scheint, auf diesem Gebiete künstlerische Werte zu schaffen.

An der Wiedergabe eines anderen Ottschen nationalen Dramas „Karl der Kühne und die Eidgenossen“ versuchen sich heuer und im Vorjahre, um damit eine weitere Leistung von Beachtenswertem herauszugreifen, die Bewohner von Wiedikon, eines Vorortes von Zürich. Einer der wenigen Fälle, daß man sich an die Darstellung eines nationalen Dramas im großen Stil ohne besonderen Festspielanlaß macht.

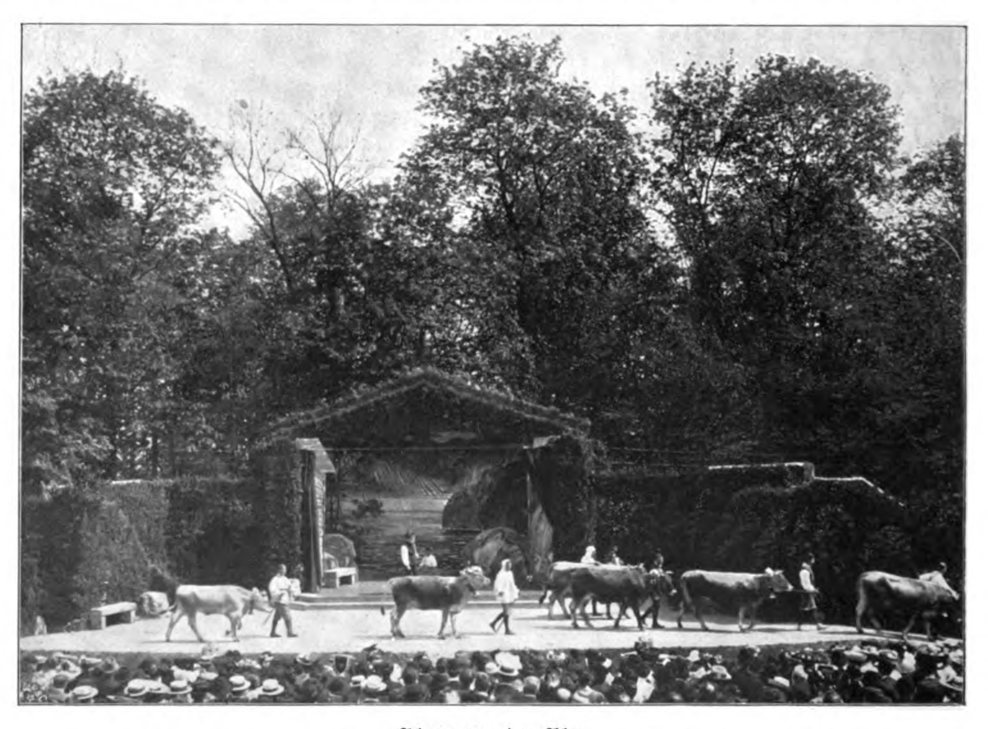
Eigenheiten dieser Bühne sind ihre ungewöhnlichen Größenverhältnisse: sie ist zwanzig Meter breit und fünfundzwanzig Meter tief, damit ein möglichst rückwärts entwickelbares Bild erstehen kann. Zur Entwicklung von Massenszenen hat man in Wiedikon außer zwei Proszeniumsrampen noch drei hintere Rampen angebracht und zehn Meter der Bühne befinden sich, während sonst durch einen völlig freien Hintergrund das Prinzip der Freilichtbühne festgehalten ist, unter Dach, so daß auch bei schlechtem Wetter gespielt werden kann. Ein völlig gedeckter Zuschauerraum nimmt fast fünftausend Menschen auf, alles in allem Dimensionen, die ungewöhnlich sind. Die Wiedikoner Bühne zeigt dann noch andere Einrichtungen, die man vom Theater her übernommen hat, aber sonst bei Festspielen nicht allgemein zur Anwendung brachte, so die Placierung von Sängern und Orchester in einen vor der Bühne versenkten Raum.

Das Ottsche Drama, das heute schon mehr als eine Fassung aufweist und auf eine förmliche Geschichte seiner Aufführungen in Theatern und auf freien Bühnen zurückschauen kann, zerfällt in fünf Akte, von denen jeder ein geschlossenes Bühnenbild ist. Der erste Akt bringt das Siegesfest Karls des Kühnen in dem eroberten Nancy und

den Konflikt mit den schweizerischen Gesandten: die Wolken ziehen sich zusammen. In die Urner Berge führt uns der zweite Akt: ein Bild des stillen Friedens, das durch die Nachricht von dem Aufgebot aller streitbaren Bürger dramatisch wirksam abgeschlossen wird. Hier bieten sich idyllische bukolische Szenen, eine ländliche Hochzeit, ein „Schwinget", Musik und Tanz. An die szenische Ausgestaltung wurde besondere Sorgfalt gewendet, und was hier gegeben wird, sind wahr und ehrlich geschaute, mit Farben gemalte und mit lapidaren Strichen gezeichnete Bilder aus dem Kulturleben des Schweizer Bergvolkes. Die Schweizer in der Schlacht und beim Sieg gibt der dritte Akt; in seinem ersten Teil eine Schilderung von der Siegesgewißheit Karls des Kühnen, in seinem zweiten ein Schlachtenbild und ein Siegesfest der Schweizer. Charakteristische Episoden und Massenszenen wechseln hier miteinander ab, das Triumphgeschrei der Sieger mischt sich mit dem Jammer der Überwundenen. Noch stärkere Kontraste bietet der vierte Akt, der die Eidgenossen am Abend nach der Schlacht bei Murten vorführt und tragische Größe atmet, der fünfte, der mit dem Fall des kühnen Burgunderherzogs abschließt, dem Mann, der ein Weltreich gründen wollte und, von allen seinen Anhängern verlassen, in den Armen seines Hofnarren stirbt. Das ist kurz wiedergegeben der Hauptinhalt des fünfaktigen Dramas.

Ein Massenaufgebot von nahezu einem halben tausend Darsteller geben diesem Monstredrama von fünf Akten den Zug ins Große. Das gewünschte schweizerische Nationaldrama hat man zwar auch mit „Karl dem Kühnen" nicht vor sich, es sind fünf Akte, die sich bequem auf drei zusammenfassen lassen: die Geschichte von Karl dem Kühnen, der vor Grandson das Gut, vor Murten den Mut und vor Nancy das Blut verlor, in einer Reihe von dialogisierten szenischen Bildern.

Einige Szenen sind wie bei dem Schaffhausener Festspiel nicht frei von wirklicher dramatischer Qualität, was aber durchaus noch nicht hinreicht, um das Stück als Drama gelten zu lassen, um so mehr, als sich der Dichter noch zu viel der obligaten Festspiel-Requisiten bedient, endloser Ansprachen und Reden, vieler Kanonenschüsse,



Abzug von der Alp.
Darstellung aus dem 1. Akt des Tell anläßlich der Schillerfeier in Schaffhausen, Mai 1905.



Der Rütlischwur.
Von der Tellaufführung der Schillerfeier zu Schaffhausen, Mai 1905.

nachträglicher Zukunfts-Prophezeiungen, riesiger Gesangseinlagen, wie überhaupt eines ungeheuren äußeren Apparates.

Das war aber nicht ausschlaggebend; das Hauptwort sprach das heimische Element auf der Bühne. Unter den Darstellern konnte man eminent schöne Typen eidgenössischer Urkraft wahrnehmen. Beispiele davon gaben der Bürgermeister Waldmann von Zürich, der Talamann Zgraggen, der Reisläufer Brosi und Karl der Kühne selbst, Figuren mit so scharf gezeichneter Silhouette, daß sie einem Bilde von Hodler stehen könnten.

Ausgesprochene Eignung, das ließ diese letzte bedeutende Äußerung der dramatischen Volkskunst erkennen, scheint für die Bewegung vorhanden zu sein, denn hinter dem emphatischen Habitus lebte eine deutlich wahrnehmbare schauspielerische Natürlichkeit.

Bei den Altdorfer Festspielen, die seit dem Jahre 1899 ins Leben gerufen sind und auch heuer wieder vor einer mehrjährigen Pause sicher vielfache Beachtung finden werden, konnte man ähnliche Beobachtungen machen. Theater gespielt wurde in Altdorf schon seit längerer Zeit, man hat sich dort mit dramatischen Leistungen in Oper und Schauspiel aller Art schon in früheren Jahrzehnten hervorgetan und der Gedanke, in Altdorf gerade den Tell aufzuführen, wurde besonders durch die Enthüllung des Wilhelm Tell-Denkmals im Jahre 1895 aufs neue nahe gelegt.

Im Sommer 1899 erfolgte dann die erste Aufführung. Altdorf hat ein Theater mit modernen Einrichtungen, keine Freilichtbühne, und man kann deshalb hier nicht von ursprünglichen Äußerungen der Volksschauspielkunst sprechen, weil das Theater eine getreue Kopie des geschlossenen städtischen Theaters ist. Einzig der Zuschauerraum ist nach der Art der Volksschauspiele terrassenförmig angelegt, nicht amphitheatralisch und in Galerien.

Was an Altdorf, einem stilistischen Mittelding zwischen Berufstheater und Volksschauspielhaus, besonders wirksam ist, das sind ebenfalls wieder die malerischen Bilder, die Kunst der Regie, das Land und Volk der Urkantone mit den Nachkommen des Wilhelm Tell auf der Bühne wiederzugeben. Im Telljubeljahre 1904 waren die Spiele besonders groß angelegt, seit lange sorgsam vorbereitet und ein sprechender Ausdruck für die Jubiläumsstimmung. Heuer spielt man zu Ehren Schillers.

Im Zuschauerraum mischt sich das fremde Element mit dem heimischen, die Jugend der Urkantone wallfahrtet nach Altdorf, um dort zum ersten Male ihre Tell-

sage leben zu sehen, und daß dem naiven Genießen dieser Natursöhne noch keine Grenzen gezogen sind, brauche ich nicht zu berichten. Überdies gibt es noch in Altdorf und Umgebung veritable Nachkommen der Freiheitshelden, die im „Tell“ auftreten. Unter dem jungen Volk wurde mir von einem Sachkundigen ein Fräulein Tell gezeigt, das überdies noch in Bürglen zu Hause war, und daß am Vierwaldstättersee die Namen Auf-der-Mauer, Imhof, Reding heute noch zu finden sind, weiß jeder, der das klassische Land des Tell einmal besucht hat. Dieser Kontakt mit den Nachkommen Wilhelm Tells, der Zusammenhang mit der historischen Stätte schafft die Wirkung und echte Begeisterung der Darsteller, gibt den Massenszenen ungeahnte Lebendigkeit. Selbst die Kinder, die man beizieht, wissen, was sie zu tun haben, jedes steht, durchdrungen von seiner schauspielerisch-nationalen Pflicht, an seinem Platze, und diesem eifrigen Zusammenarbeiten im Verein mit einer sehr geschickten Regie entspringt der einheitliche Verlauf der Vorstellungen, die weniger auf Einzelheiten kritisch untersucht sein sollen.



Hermann Geßler.
Aus der Tellaufführung in Schaffhausen, Mai 1905.

Eine andere Aufführung des Wilhelm Tell möchte ich an dieser Stelle erwähnen, weil sie ein interessanter Versuch mit einer wirklichen Volksbühne ist, überdies mit einer Bühne, wie sie bisher noch nie geschaffen war: es sind die Tellaufführungen, die zur Feier von Schillers 100. Todestag in Schaffhausen in Szene gingen. Man nahm dort eine Art Shakespearebühne. Die Dekoration beschränkte sich auf einen abgegrenzten Raum in der Mitte, den Hintergrund bildeten die benachbarten Bäume und der freie Himmel, mit schlichtem Tannenreis waren die Bretter verkleidet, die zur großen Bühne herunterführen, auf der sich dann die Szenen, bei denen das Volk zur Verwendung kommt, abspielen. Freilich kam man manchmal mit szenarischen Vorschriften Friedrich Schillers in Konflikt, so läßt sich die Nacht bei der Rütliszene trotz guter Behelfe auf einer freien Bühne nur andeuten, nie aber vollkommen vortäuschen. Dagegen läßt sich wiederum von Szenen, die im geschlossenen Theater abflauen, eine weitaus entsprechendere Wiedergabe schaffen. Dazu gehört z. B. der Heimtrieb von den Almen zu Beginn des Dramas und das Schlußbild, wo dem Zuschauer der Tell als bejubelter Mittelpunkt eines ganzen Talgrundes erscheinen soll. Wird das friedliche Bild des Hirtenlebens, wie es auf dieser Bühne möglich ist, mit breiteren Strichen gezeichnet und ins Einzelne ausgeführt, so ist für die folgenden Szenen eine ungleich wirksamere Stimmung geschaffen, und sieht man, wie sich am Schluß das gesamte Volk rings auf den Höhen einfindet, wie nach der Vorschrift des Dichters der ganze Talgrund vor Tells Wohnung mit Landleuten besetzt ist, „die sich zu einem malerischen Ganzen gruppieren“, wie andere über einen hohen Steg kommen, wie Tell heraustritt und von dem versammelten Volke „mit lautem Frohlocken“ empfangen wird, so steht Tell tatsächlich wie ein National-Heros inmitten eines huldigenden Landes und diesen Begriff Land kann nur die freie, offene Bühne zur Vorstellung bringen.

* * *

Treffen sich die dramatischen Triebe mit einem starken religiösen Empfinden, so entsteht das Volksschauspiel religiösen Inhalts, die Darstellung der Passion. Mit diesem Umstande sind die Passionsspiele in Selzach zu erklären, naive und sinnlich farbige Bilder aus der christlichen Geschichte, Holzschnitt-Illustrationen der Bibel, die in ihrer eigenartigen Verschmelzung moderner szenischer Mittel mit den prunkhaften Anforderungen, wie sie die Pflege des katholischen Kultus vorstellt, ein absonderliches Mittelglied zwischen den alten Passionsspielen und den neueren dramatischen Leistungen des Volkes bilden.

Mit Oberammergau ist Selzach keineswegs zu vergleichen, denn während die Leute im bayerischen Hochgebirge nunmehr

auf eine Tradition von bald drei Jahrhunderten zurückschauen können, während man dort eine besondere Bühne geschaffen hat und religiöse Absichten ursprünglich die Grundidee der Passionsspiele waren, ist Selzach mehr der Theaterspielerei zuliebe ins Leben gerufen worden, und wenn schon die dortigen Leistungen einen gewissen Stempel der Originalität an sich haben, so fehlt doch hier die schauspielerische Kultur der Darsteller: es sind Landleute, die sich alle Mühe geben, aber nicht berufene Interpreten des biblischen Stoffes, wie die Oberammergauer.


Armgart mit ihren Kindern.
Aus der Tellaufführung in Schaffhausen, Mai 1905.

Das Theater ist ein geschlossenes Haus, die Bühne eine gewöhnliche Theaterbühne mit künstlichem Licht. Weniger auf die Echtheit des szenischen Materials und auf weise Beschränkung in den künstlerischen Ausdrucksmitteln, wie die anderen Volksschauspiele, wollen die Selzacher Versuche angesehen sein. Der Hauptakzent liegt hier nicht auf der Herausarbeitung selbstwirkender naiver Faktoren, sondern mehr auf dem Effektvollen, Farbenglänzenden. Was man dort sieht, das sind die „Sensationen" der Christus-Tragödie zu theatralischen Bildern verarbeitet, unterstützt durch einen begleitenden Sprecher und durch eine unbedeutende religiöse Musik, eine Art von oratorischer Tonkunst, in die der Komponist bekannte kirchliche Gesänge und Motive verflochten hat. Man hat Selzach schon als ein Oratorium mit begleitenden Bildern bezeichnet. Das ist insofern nicht richtig, als die Musik dort belanglos, die Bühnenbilder Hauptsache sind. Zuweilen beschränken sie sich in geschickter Anlehnung an klassische Darstellungen auf leblose Tableaux; wenn es


Walther Fürst, Stauffacher und Melchthal.
Gruppe aus der Tellaufführung in Schaffhausen, Mai 1905.

die Handlung als geeignet erscheinen läßt, werden Dialog und Geste eingeführt, so bei der Erscheinung Christi vor Pilatus, bei seinem Verhöre vor dem Synedrium, wobei den Chormassen Gelegenheit zu wirksamen Aktionen gegeben wird.

Auch in Selzach sind prächtige darstellerische Typen zu finden. Als Merkwürdigkeit darunter ein schwarzhaariger Christus mit edlen, schönen Zügen. Mit sicherem Schritt hervortretende Persönlichkeiten sind die Hohepriester und der Pilatus.

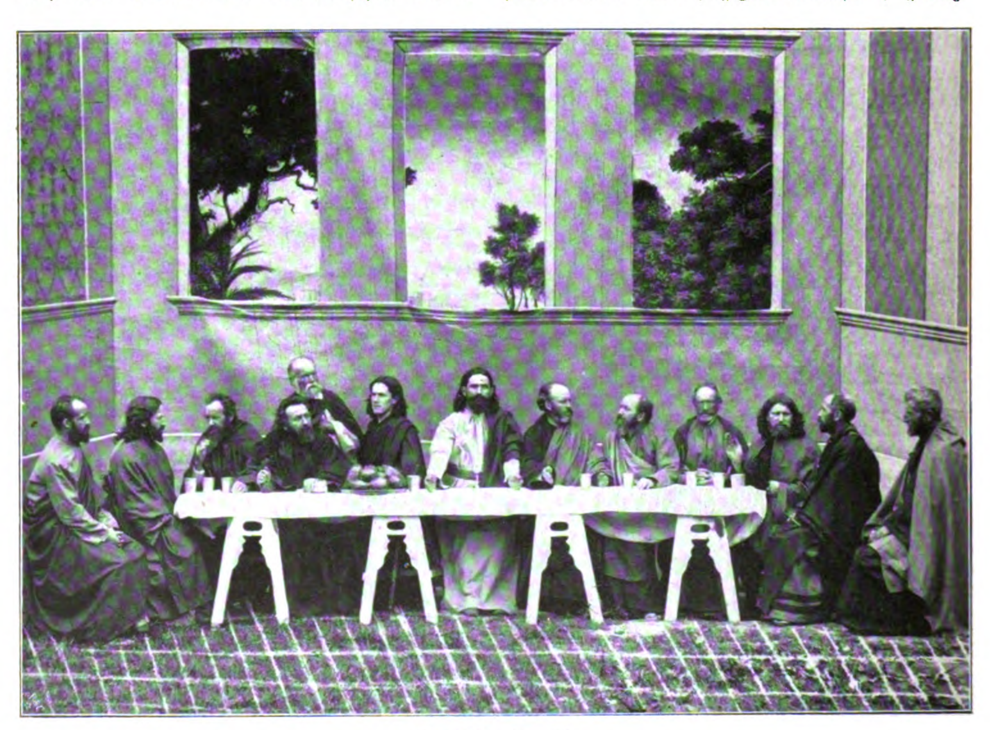
Liebhabern von natürlicher dramatischer Kunst wird in Selzach nicht viel geboten, man hat mehr Dressur vor sich, wie instinktive dramatische Äußerungen, was den An-Sich-Wert der Selzacher Passionsspiele als beachtenswerte Leistungen durchaus nicht einschränkt.

* * *

Bei dem Schaffhausener Festspiel vom Jahre 1901, bei dem Volksschauspiel in Wiedikon bei Zürich und bei der soeben erwähnten Tellaufführung in Schaffhausen war die Hand eines Regisseurs tätig, der auf dem Gebiete der dramatischen Volkskunst ein Bahnbrecher zu werden scheint: Professor Haug aus Schaffhausen. Im Verein mit einem talentvollen jüngeren Schweizer Künstler, August Schmid aus Dießenhofen, erstanden malerische Dekorationen, die sich von den anderen Festspielen durch stilistische Anpassung an die Bedürfnisse der Volksschauspielbühne, durch einen großen monumentalen Zug und durch wirksame Einfachheit vielfach vorteilhaft auszeichneten.

Haug hat neben diesen Beispielen veredelter dramatischer Volkskunst in der Schweiz außerdem noch durch einen Vorschlag Beachtung gefunden, dem nach den vorliegenden Erfolgen die Verwirklichung jedenfalls nahesteht: er riet zur Gründung eines schweizerischen National-Theaters, eines Theaters, bei dem man an Richard Wagners Idee denken kann, eines Kunsttempels, in dem sich künftig das dramatische Können der Schweizer ausleben soll.

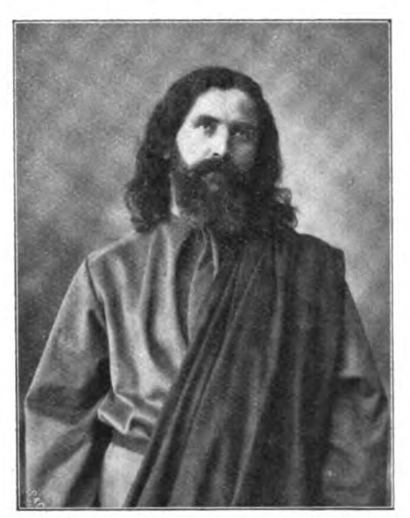
Es muß hervorgehoben werden, daß man von diesem National-Theater nicht nur schweizerische Stücke gespielt haben will, sondern auch klassische Werke, wie „Die Jungfrau von Orleans", „Julius Cäsar", „Göz



Das Abendmahl.
Gruppenbild aus dem Selzacher Passionsspiele.

von Berlichingen"; daß man alle jene Stücke, bei denen eine zahlreiche Beteiligung möglich ist, auf die Bühne bringen will.

Ob der Plan gelingen wird? Im Interesse der guten Sache wäre es zu wünschen, und was bisher geschah, scheint die Verwirklichung der Volksbühne in greifbare Nähe zu rücken. Die Volksbühne wird dann künstlerische Produktionen erzeugen und auf Dichter und Darsteller befruchtend einwirken. — Die Schweiz ist als politisches Experimentierfeld in sozialer Hinsicht bekannt. Vielleicht bringt sie auch noch die sozialen Triebe, die sich im ästhetischen Schaffen und Genießen äußern, auf eine letzte Formel und läßt jene Kunstgattung erstehen, bei der sich ganze soziale Gruppen zur gemeinsamen Erzeugung und zum gemeinsamen Genuß des Schönen und Erhebenden vereinigen.



Christus. Aus dem Selzacher Passionsspiele. (Aufnahme von Ernst Glutz in Solothurn.)

Das Lächeln.

Von

Karl August Hückinghaus.

In den Gassen von Florenz umspielte
Einem jungen, schlanken Fischerkinde
Einst den Mund ein holdes, süßes Lächeln.
Meister Raffaelo kam des Weges,
Sah die junge, schlanke Angelina,
Sah das himmlischsüße holde Lächeln
Und behielt es fest in seiner Seele.
Ging dann flugs nach Haus in seine Werkstatt,
Schuf und schuf bis in die Nacht und bannte
Mit der kunstgewohnten Hand das Lächeln
Angelinas hin auf seine Leinwand.

Lang schon hat das schönheitsdurst'ge Auge
Sich dem Meister früh im Tod geschlossen,
Starr geworden ist die schmale Rechte,
Die der Seele tiefste Lichtgedanken
Farbenglühend schrieb auf graue Leinwand,
Aber von den Wänden des Palazzo,
Aus dem süßen Antlitz der Madonna
Strahlt in ewigjunger, sanfter Schönheit
Immer neuen staunenden Geschlechtern,
Von Jahrhunderten hin zu Jahrhundert
Noch das holde Lächeln Angelinas.

Ostsee-Lieder.

Von

Georg Busse-Palma.

1. Vineta.

Hier stand die Stadt der Städte,
Die sich Vineta nannt'.
Die See verließ ihr Bette
Und schluckte Stadt und Strand.
Die Wellen kamen gesprungen
Und würgten Städter und Stadt,
Vineta, das immer gesungen
Und niemals gebetet hat!

Heut rauschen Wogen und Winde,
Wo Trubel und Tanz getollt.
Stumm ward die singende Sünde
Und stumm das klingende Gold.
Nur Glockenstimmen durchbeben
Mitunter die laute Flut,
Darunter das stumme Leben
Vinetas begraben ruht.

Ich hab' die Glocken vernommen.
Sie klagen wunderlich weh.
Sie konnten aus Tiefen kommen
Und können doch nie zur Höh'!
Sie stöhnen so dumpf und trübe,
Von tiefen Stürmen gewiegt,
Wie eine unsterbliche Liebe,
Die lebend im Grabe liegt ...

2. Gleichnisse.

Wenn sich Meer und Himmel küssen,
Mund auf Mund im Abendrot —:
Sollt' ich Deinen nicht vermissen,
Der sich einst so lieblich bot? —

Einer Möwe Silberschwingen
Blitzen auf und schwinden weit,
Flüchtig wie die Tage gingen
Jener silberschwingigen Zeit! —

Wenn die Flut sich schmiegt und schmeichelt
Auf den weißen Dünensand —:
Ach, so hab' ich Dich gestreichelt
Zärtlich einst mit zarter Hand!

Wogendrang und weißes Schäumen,
Ewig rastlos, bannt den Blick —
Ewig rastlos wogt mein Träumen
An den Strand der Insel Glück! —

Wenn aus Höhen in die Tiefe
Klagend dann ein Adler schreit,
Ist's als ob ein Echo riefe
Antwort meinem Sehnsuchtsleid! — —

3. Nach dem Sturm.

Heut hat die See gestürmt,
Und ihre Wellenjungen,
Fünf Ellen hoch getürmt,
Sind zwanzig weit gesprungen.

Den halben Strand bedeckt
Der Muscheln Myriade.
Ein Tümmler liegt verreckt,
Fettglänzend am Gestade.

Doch hier und da im Tang
Erblitzt im Sonnenlichte
Braunrot und blondhaarblank
Das Harz der Urweltfichte.

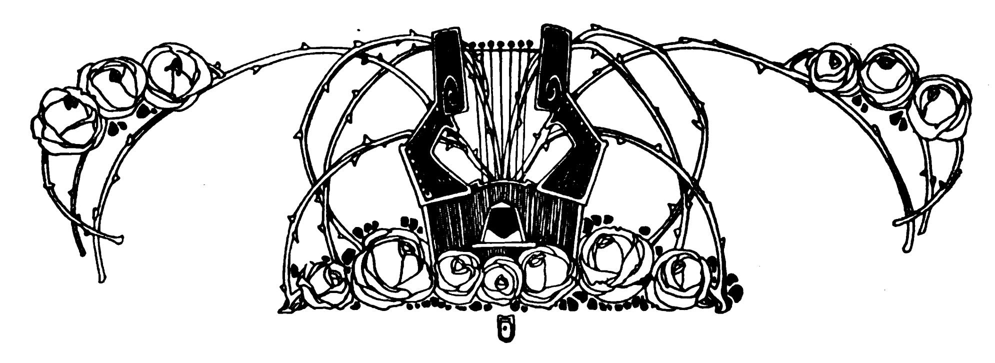
Versunkner Wälder Blut,
Das blühend sich verschwendet,
Hat die empörte Flut
Im Bernstein uns gespendet.

Den Wald, verfault und schwarz,
Hat längst die See zerrieben.
Es ist allein das Harz
Goldklar und blank geblieben.

So blieb von einem Glück,
Das längst die Zeit verschlungen,
Das Edle mir zurück
In dem, was ich gesungen;

In Liedern, die bewegt
Aus wildzerwühltem Innern
Manchmal zum Munde trägt
Ein schmerzliches Erinnern!

Wie Bernstein mir beschert
Nach stürmischem Erschauern,
Wird, tief wie er geklärt,
Ihr Gold mich überdauern!



Neues vom Büchertisch.

Von

Carl Busse.

Adolf Wilbrandt, Erinnerungen (Stuttgart 1905, J. G. Cotta). — Rudolph Stratz, Ich harr' des Glücks (ebenda). — Carl Schönherr, Caritas (Wien, Wiener Verlag). — Wilhelm Fischer in Graz, Hans Heinzlin (München, Georg Müller). — Cäsar Flaischlen, Jost Seyfried (Berlin, E. Fleischel & Co.).

Man hat mit 68 Jahren das Recht, müde zu sein. Das Recht, nicht mehr vorwärtszuschreiten, sondern sinnend zurückzuschauen. Das Recht, seine Erinnerungen zu sammeln und sie — wenn das Leben, das man geführt hat, danach war — auch anderen zu geben: Lest und lernt! Denn woraus könnte man mehr lernen und woraus mehr Gewinn ziehen, als aus einem ehrlich erzählten Menschenleben? Solch eine Autobiographie ist dann ein natürlicher Abschluß, ist dann, um mit Goethe und seinem Vorwort zu „Dichtung und Wahrheit" zu reden, das Eingeständnis, daß die eigentlich schöpferische Zeit, die Zeit und Kraft für „mächtig wirksame Erzeugnisse" vorüber ist. Und wenn ja nach Ibsen Dichten überhaupt so viel bedeutet wie „Gerichtstag über sich selber halten" — diese letzte Rechenschaft, die man sich und anderen in dem ganzen Lebensbericht gibt, hat etwas geheimnisvoll Reizendes. Für den Schöpfer sowohl, wie für den Leser. Mehr als sonst steht der nackte Mensch vor uns. Was er war und ist, kann sich nirgends deutlicher zeigen; jede Schwäche wird offenbar, ob sie sich noch so sehr zu verstecken trachtet; aber alles Große und Starke drängt sich auch hervor.

Wenn Adolf Wilbrandt, dessen Geburts- und Wohnhaus in einer Hafenstraße von Rostock steht, diese einleitenden Worte läse, würde er den Kopf schütteln und vielleicht gar wie seine Romanhelden „furchtbar viel Blitzlicht" in die Augen kriegen. Und seine Stimme — er pflegt, glaub' ich, zu sagen „der tönende Hammer" in der Stimme — würde einem klarmachen, daß er durchaus nicht müde sei, daß er seine Jahre nicht im geringsten fühle, daß von Abschluß keine Rede sein könne und daß er selbst dem einzigen Goethe (o Goethe! Goethe!!) hier nicht zu folgen vermöge. Er könnte wirklich darauf verweisen, daß seine „Erinnerungen", die er soeben erscheinen ließ (Stuttgart 1905, J. G. Cotta), nur durch äußerliche Anregungen entstandene und hier vereinigte Plaudereien wären, Feuilletons für die „Neue Freie Presse" — durchaus aber keine eigentliche Autobiographie.

Mit alledem hätte er gewiß auch recht. Und besäße ich die Wilbrandtsche Liebenswürdigkeit, die sich doch nur im Superlativ behaglich fühlt, so würde ich den Dichter deshalb preisen, daß er Autobiographisches im höheren Sinne so gar nicht gibt, und würde den Mangel zu Triumph und Tugend machen, indem ich sagte: Ja, wer noch so geistig jung und schaffensfroh ist, der hat eben weder Lust noch Ruhe zu einer reellen Lebensbeschreibung. Da mir diese Liebenswürdigkeit aber fehlt, so kann ich nicht umhin zu gestehen, daß mich Wilbrandts Erinnerungen stark enttäuscht haben. Man erwartet Bekenntnisse eines die Herzen und Verhältnisse durchschauenden Dichters und Menschen, und man findet wortselige Feuilletons, die wahllos und verschwenderisch nach allen Seiten Weihrauch streuen. Es ist trotzdem lehrreich, sich mit dem Buche zu beschäftigen. Nicht so, weil darin berühmte Persönlichkeiten erscheinen, die noch für lange hinaus „lebendige Werte" sind — Bismarck voran, das jetzige Reichskanzlerpaar, Lenbach, Makart, Brahms, Liszt, Rubinstein, Laube, Dingelstedt, Grillparzer, Bauernfeld, Anzengruber, dann die Bühnensterne Charlotte Wolter, Fanny Elßler, die Gallmeyer und Stella Hohenfels, Sonnenthal, Baumeister, Girardi, Salvini usw. — nicht deshalb also, denn Wilbrandts Urteile sind nur mit allergrößter Vorsicht aufzunehmen, sondern vor allem, weil man durch diese „Erinnerungen" eine uns fremdgewordene Zeit wieder aufleuchten sieht und in Adolf Wilbrandt einen sie mit am reinsten zur Anschauung bringenden Typus erkennt.

Als Fürst Bismarck Ende 1890 den Dichter in Friedrichsruh empfing, wunderte er sich „mit einer Art von Vorwurf", daß in seinem Sprechen kein heimatlicher, mecklenburgischer Anklang zu bemerken sei. Wilbrandt suchte ihm kurz zu erklären, wie sein Lebensgang, sein ästhetisches Bedürfnis nach reinster Sprachform ihn so „ver-

hochdeutscht“ hätte. Der große Alte im Sachsenwald aber hatte mit den ersten Worten sofort jene Schwäche des Poeten getroffen, aus der alles übrige sich von selbst ergibt. Auch wir können von ihr ausgehen. Adolf Wilbrandt ist ganz Kultur-, Kunst-, Bildungsprodukt. Die Heimat, die Scholle haben ihm nichts, aber auch gar nichts mitgegeben. Seine Stammesgenossen finden nicht einen einzigen derjenigen Züge, die ihre Art ausmachen, in ihm wieder. Er hat wohl einen Roman „Ein Mecklenburger“ geschrieben, aber wenn der Held darin ein waschechter Obotrite sein soll, ist Onkel Bräsig ein Weaner und Hamlet ein Bajuware. Wer das Buch gelesen hat, wird wissen, daß ich nicht übertreibe. Also ist der geborene Niederdeutsche, der kein Fünkchen Stammesart besitzt, oberdeutschem Wesen verwandt? In diesem und jenem vielleicht, im ganzen läßt er sich doch auch da nicht unterbringen. Ich möchte fast sagen, er wurzelt nicht im deutschen Boden, sondern nur in deutscher Bildung, wie seine Freundin, die Gräfin, jetzige Fürstin Bülow. Sein Vaterland ist das idealistische Deutschland der Schiller und Beethoven, seine Religion die Humanitätsreligion unserer Klassiker, sein Volk die geistige Elitegesellschaft in Nord und Süd, die gleich ihm in Kunst, Bildung, Schönheit schwelgt. Nimmt man dazu eine rasche, feurige Begeisterung, die immer auf dem Sprunge ist, sich auf etwas zu stürzen, es zu erheben, zu vergolden, zu verklären, der das in den Himmel Tragen natürlich ist, so hat man das liebenswürdigste Exemplar eines deutschen Idealisten der vorbismarckischen Zeit vor sich. Ein Schwarm- und Schöngeist ist dieser Adolf Wilbrandt, wie er heut gar nicht mehr geboren werden kann. Er führt immer gern ein wenig durch die Wolken und apostrophiert selig irgend etwas Großes: Goethe oder Beethoven oder die Natur. Dabei kommt so ein Rauschglück über ihn, wegen der betreffenden Größe, die ihn hinreißt, und wegen seiner eignen großen Worte, die er dabei findet. Er ist niemals „Freuet Euch des Lebens“, er ist immer gleich „Freude, schöner Götterfunken, Tochter aus Elysium“. Die Deklamation ist dann seine natürliche Sprache; er berauscht sich an seinem eignen Schwingensausen. Der 68jährige hat noch dieselbe Begeisterungsfähigkeit wie der Student, und in Superlativen bricht es hervor. Das ist an sich ja prächtig, und was Adolf Wilbrandt am Schluß des Bismarckkapitels sagt, will ich extra hierhersetzen, weil jeder von uns Ja und Amen dazu sprechen wird: „Deutsche Jugend, Ihr alle! O, daß Euch doch kein Thersites, auch der Klügste, der Wissendste nicht, daß Euch kein Loki, kein Teufel in menschlicher Gestalt das Herz so verwirren könnte, daß Ihr für die Größe keine Begeisterung, für das Verdienst keinen Dank, für die höchsten Stimmen der Ehre keinen Widerhall im Busen habt! Möchtet Ihr nie die Freude des Nörgelns, des Verkleinerns, des Kaltlächelns lernen, diese gifthaltigste Freude, die alle ihre edleren und schöneren Schwestern um sich her zerstört. Möchtet Ihr jeden verlachen, der Euch nehmen will, was Euer Bestes ist: Euch in Liebe zu beugen vor dem, was durch seine segenspendende Größe sich und Euch verherrlicht!“

Bravo — nicht wahr? Eine Jugend ohne Begeisterung wäre schrecklich und schnittreif. Das ist es auch nicht, was uns von Wilbrandt trennt. Nur daß wir andere Augen haben, anders werten, mehr unterscheiden. Wilbrandt pufft auf jeder Seite zehn Superlative ab. Halb mit Neid, halb mit Kopfschütteln erkennt man, wie rasend gern er erhöht, wie seine Augen zehn Mängel übersehen, um sich an einem Vorzug zu weiden, wie er nach eigenem Geständnis alles vergessen hat, was er in den Jahren seiner Burgtheaterdirektion an Anfechtungen und Verlästerungen erlitt, wie ihm nur goldige Erinnerungen in reiner Luft schweben. Diese Naturveranlagung, die ihm im ganzen doch wohl sehr viel Glücksmomente verschafft hat, macht ihn einerseits zum Lebensfremdling und andererseits zum „Lebensvirtuosen“, wie ein Freund ihn genannt hat. Zum Lebensvirtuosen, der Honig auch aus den Blüten saugt oder zu saugen vermeint, die gar keinen besitzen. Deshalb sind die Urteile z. B., die der Dichter über Personen und Verhältnisse ausspricht, nie recht ernst zu nehmen. Was er sagt, ist an sich fraglos wahr, aber das Bild wird immer schief und einseitig, weil er nie den Schatten hineinmalt. Diese tausend Leute, die er anmarschieren läßt, bilden das reinste Regiment von Erzengeln: sie strahlen alle nur die höchsten Tugenden aus. Ich zweifle keinen Augenblick, daß die Fürstin Bülow die vortrefflichste Dame der Welt ist, daß „Zauberkraft“ und „Seelenduft“, der wie „Kölnisch Wasser die Luft durchgeistet“, von ihr ausgehn, aber ich sähe dieses Idealbild gern etwas menschlicher gemalt. Jemand, dem Wilbrandts Art nicht vertraut ist, könnte ihn unter Umständen für einen bewußten Schmeichler halten, aber es ist tatsächlich immer nur die mit ihm durchgehende Begeisterung, die den Positiv und Komparativ überfliegt. Man kann das ganze Buch durchblättern: nirgends ein Wort des Hasses, des Zorns, das Bluten einer alten Wunde. Überall nur Balsam, Weihrauch und Myrrhen. Natürlich auch nirgends ein festes, starkes Urteil, das man unbesehen schon glaubt. Jeder und jedes kriegt sein Krönchen und Kränzchen aufgedrückt: nichts Böses über die Toten, nichts Böses über die Lebendigen! Wenn eine Dame in Genüssen aller Art wählerisch ist, so nennt Wilbrandt das etwa den aparten Künstlersinn; ist sie nicht wählerisch, so begeistert er sich für ihre „Einsaugfreudigkeit“. Wenn die holde (65jährige) Fanny Elßler ein Engel ist und jede ihrer Kopf-, Arm- und Schulterbewegungen eine „Offenbarung eingeborenster Anmut“, so ist ihre häßliche Cousine einfach „auch ein Engel“, und weil Wilbrandt sie beide zusammen auf einem Bilde hat, so segnet er auch gleich noch die Photographen. Hat er aber sonst gar nichts von einem Menschen zu sagen, so wird ihm wenigstens das epitheton ornans eines trefflichen Ehrenmanns angehängt. Zufällig weiß man über einige der Berühmtheiten, die Wilbrandt hier vorführt, Genaueres, und das Gegenbild sieht verteufelt anders aus. Aber man begreift, daß die eitelsten Schauspieler, die Künstler und die Frauen Wilbrandts treue Freunde sind. Er hat den Finderblick, den Blick für das Beste an ihnen und nur für dies. Wem

wäre das nicht angenehm? Und mit diesen Urteilen, die keine sind, vergleiche man die unfehlbar treffsicheren, „objektiven“, oft wie Erlösung wirkenden und einen ganzen Menschen mit zwei Zeilen packenden, die Paul Heyse in seinen Erinnerungen gefällt hat. Man sieht den Unterschied der Persönlichkeiten und der Künstler, der Künstler, die so oft törichterweise zusammengespannt werden.

Adolf Wilbrandt erzählt in diesen „Erinnerungen“ auch von einem Briefe, den er an Bismarck geschrieben hat. Es heißt darin: „Ich gehöre zu den nicht sehr häufigen (und zum Aussterben vorgemerkten) Menschen, denen Sie recht eigentlich das Glück des Daseins erst ermöglicht haben. In den Jahren meiner Jugendkraft gemartert und gefoltert durch die Zerrissenheit unseres Volkes, die Posse des deutschen Bundes, die Schmach unsres ganzen Zustands, die Ohnmacht des Einzelnen, den halberstickte Tränen des Grimms und der Scham nicht befreien konnten — in diesem verzehrenden Elend erlebte ich in Ihnen den Befreier, den Erretter, der mich selig machte, vor dessen Größe ich mich mit Gefühlen der Dankbarkeit beuge, die kein Wort umfaßt.“

Man kann sich diesen Jubel Wilbrandts leicht vorstellen, aber der Dichter hatte schon zu lange in der „Ohnmacht“ früherer Zeit gestanden, als daß der aus neuen Verhältnissen wachsende Geist ihm noch hätte Richtung geben und ihn hätte verändern können. Was der im neuen Reich großgewordenen Jugend selbstverständlicher Lebensinhalt war, für den man kaum noch dankte, das war ihm herrliches Wunder. Doch selbst das Wunder konnte die entscheidenden Eindrücke seiner Entwicklungsjahre nicht auslöschen. Das Deutschland, das ihn gebildet, war ein Kulturbegriff, ein ästhetisch-ideeller Begriff, war die Einheit der deutschen Bildung, die innerlich verband, was äußerlich zerrissen war. Das Deutschland, das die nachfolgende Generation geformt, war ein höchst realer Faktor, eine Macht ersten Ranges. Und der Geist, den dieses politisch-realistische Deutschland seinen Söhnen verlieh, war natürlich ein ganz andrer, ja entgegengesetzter, als der des ästhetisch-literarischen Deutschlands, das nur in den Köpfen und Herzen lebte. Ich wüßte kaum einen einzigen der älteren Generation, der reiner, ausschließlicher, auffälliger diesen Geist zur Anschauung brächte als Adolf Wilbrandt. Das ist die große Kluft, die ihn, den immer noch jugendlich Begeisterten, von der Jugend so scharf trennt. Sieht man es von uns aus an, ist's fast ein tragisches Leben. Er selber wird es als glückliches preisen. Es kommt nur auf die Auffassung an. Von einem Mantel . . . pardon, von eines weiten Mantels kühnem Schwung umwallt, mit dem Blitzlicht der raschen Begeisterung in den Augen, wort-, form-, kunstselig, der schwärmerische Schöngeist — so stand Adolf Wilbrandt mit 30, so wird er mit 70 Jahren vor uns stehen, so zeigen ihn uns die Bilder mit der Künstlerkrawatte, die Romane mit dem „Schwung“, die Erinnerungen jetzt mit der Begeisterung für alles, was seinen Weg kreuzte. Daß die Menschen, von denen er erzählt, so sind und waren, wie er sie darstellt, daß das gesamte Lebensbild, das er uns entwickelt, richtig ist, glauben wir nicht. Wunderlich, und anders als in andern Köpfen, malt sich in diesem Kopf die Welt. Aber — der Kopf ist immerhin interessant, und das Schwingensausen klingt oft voll und schön, so daß wir ihm gern zuhören und uns manchmal gar einbilden, wir flögen wirklich. —

Auch von Rudolf Stratz wird niemand behaupten wollen, daß er sonderlich bodenständig ist und in der Landschaft seiner Heimat wurzelt. Statt in Heidelberg hätte er ebensogut in Berlin oder Kiew zur Welt gekommen sein können. Er hat eine glänzende Feuilletonbegabung, ein ausgesprochenes Talent für Reise- und Sportschriftstellerei. In England würde ihn vielleicht eins der reichen Riesenblätter durch die Welt gesandt haben: erzähl' uns, wie es in den Sammelpunkten der internationalen Gesellschaft, in den Bädern, Sommerfrischen und Erholungsstätten der zivilisierten Welt, in den Alpen, der Pußta, der südrussischen Steppe aussieht, wie sich die kleinen Menschen der verschiedenen Rassen zwischen den Wundern einer großen Natur bewegen und amüsieren! Ich glaube, Rudolf Stratz würde eine solche Aufgabe geradezu klassisch lösen. Aber sie wurde ihm nicht gestellt. Und so löste er eben auf eigene Faust erzählerische Aufgaben. Auch hier versagte sein Talent nicht; besonders mit Werken, in denen seine spezielle Begabung sich reichlich zeigen konnte, gewann er die Gunst des besseren Lesepublikums. Also vornehmlich mit jenen Romanen, in denen das „Milieu“ das Ausschlaggebende und Wichtigste ist. So geschickt die Menschen in den Rahmen gestellt, so gewandt die Schicksalsfäden verschlungen und gelöst werden: der große Rahmen selbst ist doch die Hauptsache und ist meisterhaft behandelt. Man frage einmal nach diesem oder jenem Stratzschen Roman — man wird niemals hören: ach, das ist das Buch, in dem sich dies Schicksal erfüllt oder jene Gestalt auftritt, sondern man wird die Antwort erhalten: ja, es spielt im Hochgebirge oder in Odessa oder in Heidelberg. So sehr überwiegt die treffliche Milieuschilderung, daß die Menschen, die darin stehen, einem später wohl aus dem Gedächtnis entschwinden. In die Gletscherwelt der Finsteraarhorn- und Monterosakette führt „Der weiße Tod“; ins Hochgebirge auch „Montblanc“ und „Die törichte Jungfrau“; in den Odenwald „Die ewige Burg“; nach Odessa „Gib mir die Hand“; im Titel nennen den Schauplatz schon „Unter den Linden“, „Berliner Höllenfahrt“, „Alt-Heidelberg, Du feine . . .“

Unter den neuen Novellen, die soeben, nach der ersten „Ich harr' des Glücks“ genannt, gesammelt erscheinen (Stuttgart 1905, J. G. Cotta), ist besonders die eine ein echter Stratz. Sie heißt „Nur wer die Sehnsucht kennt“ und spielt in einem Wintersporthotel oben im Engadin. Das Ursprüngliche, was Stratz zur Darstellung reizte, war das Leben und Treiben, das sich da entwickelt, der Wintersport der Engländer und Amerikaner, die bald einen Eishockey-Match ausfechten, bald auf dem kanadischen Rennschlitten, dem Toboggan, dahinsausen oder Ski laufen. In diesen Rahmen hinein komponierte er erst eine Handlung. Sie ergab sich der suchenden Phan-

tasie in dem Augenblicke, als er sich erinnerte, daß „drüben“ Davos lag, die letzte Zuflucht der Kranken. Er kombiniert nun einfach: ein junges Mädchen mit verdächtigem Husten, das nach Davos gehört, kommt statt dessen hierher, in das Paradies der Gesunden, der Robusten und Lungenkräftigen. Und seine besondere Kunst besteht nun darin, den Faden der Handlung so zu führen, daß er gleichzeitig und in steter Verbindung mit der fortschreitenden Erzählung alle sportlichen Wintervergnügungen und alle landschaftlichen Schönheiten und Eigentümlichkeiten des Graubündener Hochtals darstellen kann, also seinem Sondertalent zwanglos Spielraum verschafft.

Dieser eigene Blick für das Wesentliche einer Stadt, einer Gesellschaft, einer landschaftlichen Szenerie, kurz für das „Milieu“ ist gewiß durch Reisen, durch einen häufigen Wechsel der Umgebung, durch die Notwendigkeit rascher Orientierung erst zu voller Entwicklung gebracht worden. Bei den recht eigentlichen „Poeten“ unseres Volkes, die doch mehr wie die Spinnen in selbstgewebten Netzen sitzen und auf „Opfer“ warten, finden wir ihn selten oder gar nicht. Sie beherrschen wohl ihre Heimat, aber außerhalb dieser werden sie unsicher und schwanken wie entwurzelte Bäume. Hat hier also Stratz vor ihnen das prae (allerdings überhaupt jeder gewandte Feuilletonist), so dreht sich die Scheibe, sowie das Schwergewicht von dem interessanten, fremden Rahmen fort in das einzelne Individuum, in das Menschenherz verlegt wird. Da kommt Rudolf Stratz doch über eine leise Oberflächlichkeit nicht weg. Zwar lassen ihn seine erzählerische Gewandtheit, sein virtuoser Formsinn auch hier nicht ganz im Stich. Er wird immer eine Gestalt glaubhaft machen können. Aber es ist doch kein eigentliches von innen heraus Schaffen, sondern mehr ein kluges Nachgehen von außen her. Und deshalb folgen wir Stratz um so weniger gern, je größer die seelischen Erschütterungen sind, aus denen etwas wächst, je schwerer, tiefer und tragischer etwas ist. Dergleichen möchten wir lieber von anderen gedeutet haben. Auch in dem neuen Novellenbuche ist diejenige Erzählung, die den gewaltigsten tragischen Konflikt bringt, „Und vergib uns unsre Schuld“, weitaus die schwächste. Die beste dagegen, „Wie der Kaplan Musculus wider den Teufel stritt“, ist auch gleichzeitig die lustigste. In beiden hat Stratz speziell katholische Geistliche zu Trägern der Handlung gemacht, und auch in einer dritten („Das Adämle“) konfessionelle Gegensätze gestreift. Irre ich nicht, geschieht es von seiner Seite zum ersten Male. Da wird es schwerlich lange dauern, bis Rom seine Schäflein vor ihm warnt ...

Warnen wird es auch, oder gewarnt hat es schon vor einem Österreicher, K a r l S c h ö n h e r r, dessen Drama „Sonnwendtag“ vor einem oder zwei Jahren im Burgtheater starken Eindruck machte. Die gewaltigste Szene dieses Dramas sollte, wie man sich damals erzählte, im Burgtheater unterdrückt werden: es war, wenn ich mich auf mein stark strapaziertes Gedächtnis verlassen kann, die letzte, eine Szene ohne Worte, in der eine in all ihrem Glauben an Gottes Gerechtigkeit und Güte irregewordene Mutter das der Jungfrau Maria geweihte Altärchen ab- und wegräumt. Sie sagt nichts, sie räumt nur weg. Künstlerisch ein genialer Einfall. Daran erinnert die erste der Novellen, die dieser selbe Karl Schönherr unter dem Titel „C a r i t a s“ jetzt erscheinen ließ (Wien, Wiener Verlag). „Gottes Schwiegermutter“ heißt sie, und „Gottes Schwiegermutter“ ist eben auch eine schmerzensreiche Mutter, die ihr „Nesthockerl“, das liebe, lustige, rosige Mädl, auf die herrlich schönen Ausmalungen eines Ordensmannes hin als „Braut Christi“ in ein Frauenkloster gibt. Der eine Sohn von ihr ist „Gesellpriester“ im Passeiertal, der andere Mediziner auf der „hohen Studi“, der Universität. Und nun begibt es sich, daß die verlassene Mutter ihr Kind, die „Braut Christi“, die an einer schweren Lungenentzündung erkrankt ist, besuchen will, aber es ist ein „versperrtes Kloster mit strenger Klausur“, und selbst zu der Sterbenden wird sie nicht hineingelassen, obwohl sie wimmernd und wie eine Diebin nach den Fenstern spähend um das Kloster schleicht. Ihr Sohn, der Mediziner, ihr Sohn, der Geistliche — sie dürfen die Zelle betreten; für den Arzt und den Priester ist die Klausur aufgehoben. Für sie, das wimmernde Weib, das dem Hascherl den Angstschweiß abwischen, das Leintuch glätten, die Kissen ordnen möchte, nicht: „sie war ja bloß die Mutter“. Und erst die Tote bringt man ihr „auf einen kleinen Plausch“. Da schreit die unglückliche Mutter auf: „Grüß Gott, Kind, jetzt hab' ich Dich! Hab' Dich schon ächzen hören, aber sie haben mich nit einig'lassen!“ Und das „Nit einig'lassen!“ wimmert durch die ganze Kirche. Ganz am Schlusse, erschütternd-wirkungsvoll, aber künstlerisch nicht unbedenklich, erzählt Karl Schönherr, daß ihm das furchtbare Echo noch heut in den Ohren gelle, denn — es war s e i n e Schwester, die da tot lag, und s e i n e Mutter, die da schrie.

Wie gesagt, diese Hereinziehung des Allerpersönlichsten mag rein künstlerisch nicht gutzuheißen sein, aber sie gibt uns den Schlüssel für alles Folgende, für Karl Schönherr selbst. Sie deutet an, was der Mensch gelitten hat, und sie erklärt, daß jetzt noch viel Haß und Zorn und Hohn in ihm ist, daß seine Augen, die zu wenig ins Licht gesehen, noch verdunkelt sind, daß harte Entbehrungszeiten, viele Leiderfahrungen in ihm nachwirken und ihm das objektive Schauen noch unmöglich machen, daß er Krasses und Grelles, im letzten Grunde künstlerisch Unwahres, noch bevorzugt. Er hat noch gar nichts Ruhiges, Fröhliches; er schwelgt in grausamer Satire wie im Henkermahl: da erzählt er von einem zum Tode Verurteilten, der bei seiner letzten Mahlzeit durch eine verschluckte Gräte in Erstickungsgefahr gerät. Die berühmtesten Spezialisten werden aufgeboten, durch den Luftröhrenschnitt wird das kostbare Leben wirklich gerettet, der Patient wird durch aufopferndste Pflege und unter der ängstlichen Teilnahme des gesamten Gerichtshofes wieder vollständig gesund gepäppelt, natürlich nur, um dann vorschriftsmäßig zum Galgen geführt zu werden.

Also krasse Satire, unkünstlerisch alles ins Extrem gepeitscht. Es fragt sich sogar, ob Schön-

herr dann, wenn er reifer wird, wenn er sich mäßigt, wenn er auf alles Rattengift verzichtet, wenn eine ihm freundlicher lächelnde Sonne ihn harmonischer macht — ob er dann überhaupt noch Wirkungen ausüben kann. Und doch, all seinen Landsleuten, voran den „lieben" Wienern, die nicht verstehen können, daß wir sie so wenig ernst nehmen, ihnen allen möcht' ich sagen: Dieser Schönherr mit seinen groben künstlerischen Mängeln ist uns tausendmal lieber, als Eure greise Virtuosenkunst, die keinen Inhalt hat, denn hier ballt doch ein Mensch die Fäuste, hier haßt einer, hier steht eine Persönlichkeit, ein „Kerl" da, der, ob er die „Literatur" zwingt oder nicht, sich doch mit allem, was er ist und hat, ins Zeug legt und gewiß nicht Eure tadellose Form, aber dafür auch nicht Eure Schwachherzigkeit hat! Sela!

Ein anderer Österreicher, und gottlob wieder einer, der sich von den üblichen schwarzgelben Ästheten vorteilhaft unterscheidet, ist Wilhelm Fischer in Graz, dessen Roman „Die Freude am Licht" den Stillen im Lande vor einigen Jahren seinen Genuß bereitete. Das Buch wurde damals als das süddeutsche Gegenstück zum „Jörn Uhl" ausgerufen, und das war nicht nur hoch, es war auch zu hoch geschworen. Wohl aber war es das schöne Werk eines reinen und heiteren, seelenheiteren Poeten, der anmutreiche Gestalten mit sonnenfreudigen Augen durchs goldene Licht führte. In der Erinnerung verschwimmt mir das Ganze natürlich schon, aber es verschwimmt und verzittert wie ein fernes goldenes Gespinst, wie ein versunkener Sommertag, von dem man nichts anderes mehr weiß, als daß er schön und fröhlich war. Wackere Menschen mit treuen, unverderbten Herzen und der süddeutschen „Aufgeschlossenheit" des Gemüts bewegten sich darin, und besonders ein feines Geschöpf mit einem zarten Blutschimmer in den Wangen hebt sich von dem Goldgrund und küßt den Schlosserjungen ein einziges Mal. Ohne daß die Konturen auseinander fließen, hat der Roman etwas schön Lyrisches. Wie ein Gedicht wirkt er nach.

Als neue poetische Beute hat dieser Wilhelm Fischer in Graz nun den „Hans Heinzlin" gegriffen (München 1905, Georg Müller), eine Erzählung, die nicht ganz so glücklich sich rundet wie die „Freude am Licht". Der Hans Heinzlin ist ein Bildschnitzer, der die Tochter des reichen „Herrn Gewerken" Fronauer gewinnt, die jedoch bald, nachdem sie ein Töchterchen geboren, das Zeitliche segnet. Und nun geht's immer mehr bergab mit dem schrullenhaften Kleinkünstler, bis er ganz verarmt in eine Burgruine zieht, allwo die Trautel zu einer herrlichen Jungfrau heranwächst. Wie würden nun gern etwas ausführlicher und eindringlicher hören, wie in diesem feinen Mädel die Liebe heranwächst und sich ausbreitet, statt dessen müssen wir aber den Charakter des störrigen Bildschnitzers bis zum Grund auskosten, ohne sonderlich danach zu gelüsten. Doch so will es der Erzähler und das Thema. Bis am Ende der Hans Heinzlin, der immer etwas Apartes hat haben wollen und durch Eigenbrödelei sein Leben verpfuscht, sich anschickt, den Tod zu empfangen, und seiner Trautel zur Hochzeit, die er nicht mehr erleben wird, ein sinn- und kunstvoll gearbeitetes Kästchen, sein letztes und bestes Werk, darbringt.

In der treuherzigen, wärmenden Darstellung Fischers vergißt man beinah, daß der Alte nicht nur ein sonderliches, sondern, von einer gewissen Seite gesehen, auch ein ziemlich bedenkliches Gewächs ist, so liebevoll vertieft sich der Dichter in das krause Männchen. Schließlich ist es aber auch hier nicht die Charakterisierungskunst, die den Hans Heinzlin über viele andere Bücher hebt, noch viel weniger die Führung der Handlung und Verknüpfung der Fäden, sondern die schöne lyrische Sprache, in der alles einhergeht, die Eigenwärme hat und entzückt wie reiner Geigenton. Auch anmutsvolle Szenen prägen sich ein, so diejenige, in der Lentfried die Schlafkammer des Mädchens öffnet. Im ganzen wird mancher doch wohl zu viel Weichheit im Hans Heinzlin und in Wilhelm Fischer finden, und der Gedanke taucht auf, ob dieser Dichter in einem gesünderen, jugendkräftigeren, robusteren Lande nicht ganz natürlich noch ein wenig mehr Härte und Energie der Linien gewonnen hätte, die ihn zu einem Meister machen würden. —

Ein wenig mehr Härte und Energie der Linien ... Da hab' ich zuletzt einen großen zweibändigen „Roman" von Cäsar Flaischlen vor mir liegen, dem ich wirklich gern alles Gute nachsagte. Aber es geht nicht, dieser Brei ist gar zu uferlos. Man muß mit Flaischlen die größte Sympathie haben, da er bitter ehrlich um die Kunst ringt, alle Effekte verschmäht, nur das Beste in sich auszusprechen bemüht ist — doch was hilft das alles, wenn ihm die Götter jede Formungsenergie, jede Kraft, das Weite ins Enge zu bringen, versagten? Mit einiger Hoffnung verfolgte man sein zähes und redliches Streben schon seit vielen Jahren: vielleicht wird es noch etwas! Aber nun ist Flaischlen auf der Mittagshöhe, ist er 41 Jahre alt, also in dem Alter, in dem auch die Schwaben, zu denen er gehört, reif zu sein pflegen. Und sein neuer „Roman in Brief- und Tagebuchblättern": „Jost Seyfried" (Berlin 1905, E. Fleischel & Co.) zeigt in seinen zwei Bänden genau das Formchaos, wie seine früheren Bücher. Da wird man ihm um so mehr sagen müssen, daß er in höchster Gefahr ist, immer ein „Halber" zu bleiben, als er selber sich in einen durch kritiklose Verehrer genährten Selbstbetrug einzuspinnen scheint. Gerade über ihn ist — man sollt' es wirklich nicht für möglich halten — vor Jahr und Tag schon ein großes Werk erschienen, ein Werk von einer Stärke, wie es noch über keinen modernen deutschen Dichter, Hauptmann ausgenommen, geschrieben ist. Dadurch und durch die Sympathie, die man seinem Schaffen und seinem Charakter entgegenbringt, noch mehr durch die menschlich natürliche Neigung, das eigene Können zur Kunstnorm zu machen, ist er mehr und mehr dazu gekommen, das, was er selber nicht kann, als überwunden abzulehnen und in seiner uferlosen Breimacherei womöglich ein neues Kunstideal zu erblicken. Sein Mangel an erfindender Phantasie, sein Mangel an Gestaltungskraft, sein Mangel an kompositioneller Energie, sein Mangel an

Formensinn müssen ihm dazu dienen, zu erklären, daß „unser ganzer Roman von heute nicht mehr ernst zu nehmen ist", weil er noch immer „merkwürdige Begebenheiten" schildert (soll heißen: äußere Handlung hat), daß unser Schauspiel immer noch bloß „Kasperletheater" ist, weil Menschen darin noch handeln, während doch ganz einerlei ist, was sie tun, da „Empfindungen und Gedanken" schwerer wiegen als Taten und des Menschen Seele „endlich die Bühne werden muß".

Mit anderen Worten: weil die menschliche Seele die Hauptsache ist und „nicht der Kram um sie herum", so ist es das Flaischlensche Kunstideal, möglichst nur diese „Seele" in allen ihren Äußerungen einzufangen. Klingt soweit nicht einmal schlecht, ist aber Unsinn. Der liebe Gott hat keine Seelen in den grenzenlosen Raum gestellt, daß sie da 'rumpaddeln, sondern Menschen in diese liebe Welt, und der Künstler, wenn er einer ist, soll's ihm nachtun. Aber Flaischlen ist kein Künstler. Weder ein Lyriker, noch ein Erzähler, noch ein Dramatiker, denn überall widersteht ihm die spezielle Kunstform. Und um aus diesem Dilemma herauszukommen, dekretiert er einfach weiter, daß es sinnlos sei, von einem „spezialisierten Dichtertum" zu reden und zu fragen, ob einer mehr Talent für Lyrisches oder Dramatisches oder Novellistisches habe. Es käme einfach auf den Willen an, dann könne man, wenn man überhaupt ein Künstler sei, eben alles. Aber man sieht's ja an ihm selber, wie weit er mit dem Willen gekommen ist: daß er ein „Woller und Möchter" geblieben ist, der Aphorismen, Gedichtschnitzel, allerlei, was ihm durch den Kopf schießt, Stimmungen und Verstimmungen nebeneinanderschreibt, gehobene Prosa zerhackt und dann glaubt, er hätte ein Kunstwerk geleistet. Er hat die Naivität zu behaupten, ein Gedicht zu machen, ein Bildchen zu malen, ein Figürchen zu modellieren, müsse schließlich jeder ebenso lernen können wie Lesen, Schreiben und Rechnen. Gewiß, schließlich ... aber es wird auch danach! Hinter dieser Verachtung der Form steht, wie so oft, die Ohnmacht. Ein Beweis dafür ist, daß dieser selbe Formverächter durch eine wunderliche Zeilenabteilung usw. doch wieder eine ihm gemäße Form sich zu schaffen bemüht ist. So kommt eine durch die Druckanordnung zerrissene Prosa heraus, deren Zweck man nicht einsieht, in der das erschütternde Wörtchen „aber" oder das Wörtchen „ist" allein auf der weiten Flur eines ganzen Zeilenraumes steht, in der durch ungeheure Verschwendung von Gedankenpunkten zu wirken versucht wird. Die typographische Anordnung soll, wie das Vorwort deutlich genug verrät, tatsächlich nun wenigstens einen Teil der Aufgabe übernehmen, die sonst der „Form" zufiel. Und tausend andere Äußerlichkeiten sollen dazu helfen: es wird z. B. schwerlich ein modernes Buch geben, das soviel Ausrufungszeichen verbraucht wie der „Jost Seyfried".

Von dem „Roman" selbst kann ich beim besten Willen nicht reden. Es gibt da keine Fabel, kein Gerippe, es gibt darin nur Deklamationen, ewige Kunstrederei, Gefühlsschwelgerei, Gedichte, oder vielmehr die Materialien zu Gedichten und dergleichen. Jost Seyfried ist natürlich „Dichter" oder soll es wenigstens sein. Nein! Wer mit 41 Jahren noch immer über den Brei nicht hinaus ist, wird schwerlich jemals darüber hinwegkommen. Das Chaos, das Cäsar Flaischlen vor uns ausbreitet, ist nicht das Chaos der Urkraft, aus dem sich über kurz oder lang Sterne gebären, sondern das Chaos der Ohnmacht, das sich immer von neuem zwar in schöpferischem Trieb durcheinanderschiebt, aber doch eben nur Chaos bleibt.

Fremde Seelen.

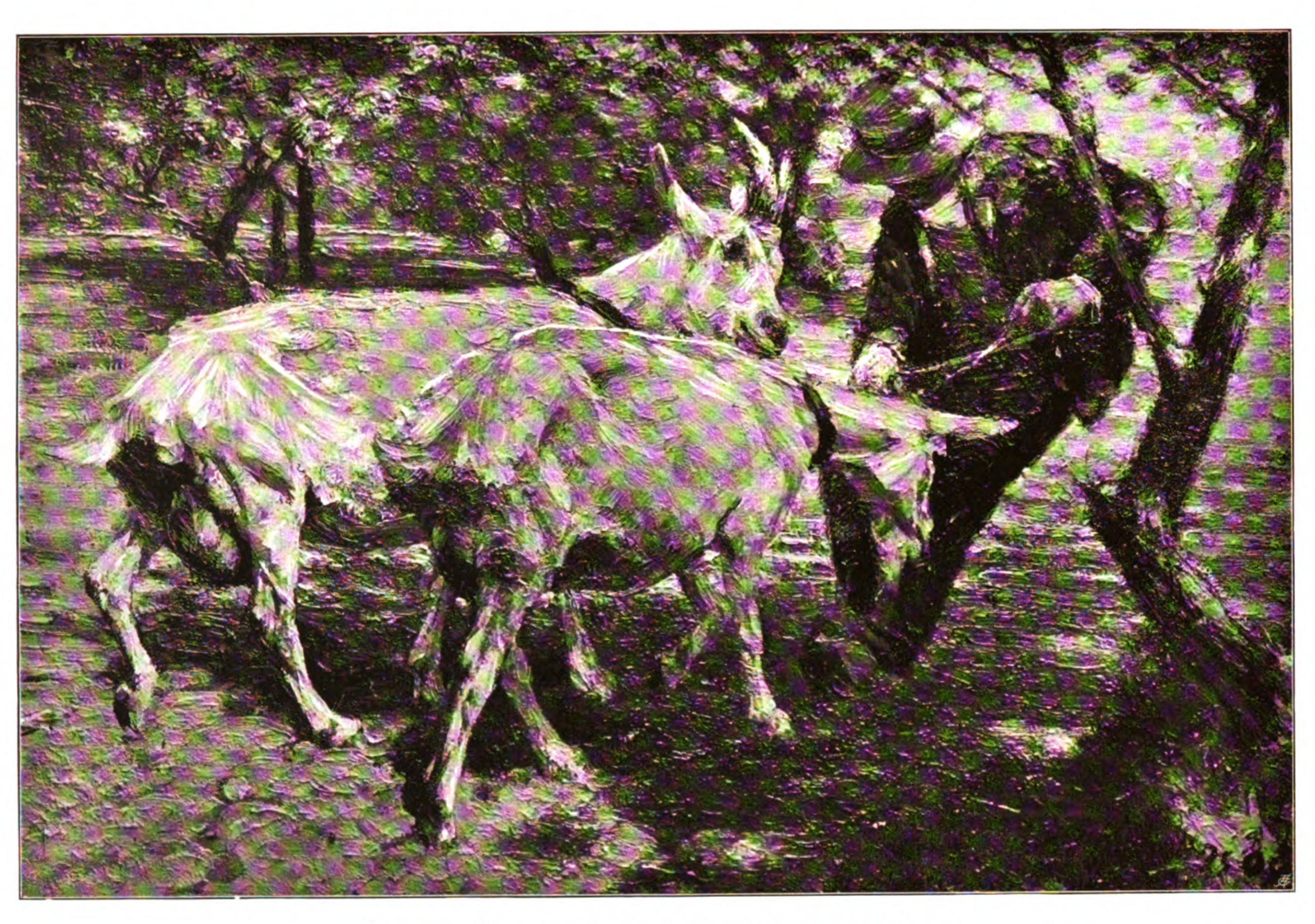
Die Wälder lagen tief und groß
Und schweigend uns zu Füßen.
Vereinsamt schien aus ihrem Schoß
Ein kleines Licht, ein Menschenlos,
Uns Einsame zu grüßen.

Die Abendnebel stiegen sacht
Aus bachdurchbrauster Rille.
So schritten aus der Sonnenpracht
Entgegen wir der herben Nacht
Durch diese Dämmerstille.

Scheu klang das „Du" und tot das „Wir".
Die Rede fiel wie Frosten.
So müde war der Traum in mir,
So starr umstellt das Herz in Dir
Von Deiner Regeln Posten.

Die Kühle strich die Wälder weit,
Und einem Nebelriesen
Vergleichbar, schritt die Einsamkeit
In ihrem bleichen Nonnenkleid
Voraus uns durch die Wiesen.

Julius Havemann.



Im Baumschatten. Gemälde von Julius Paul Junghanns-München.



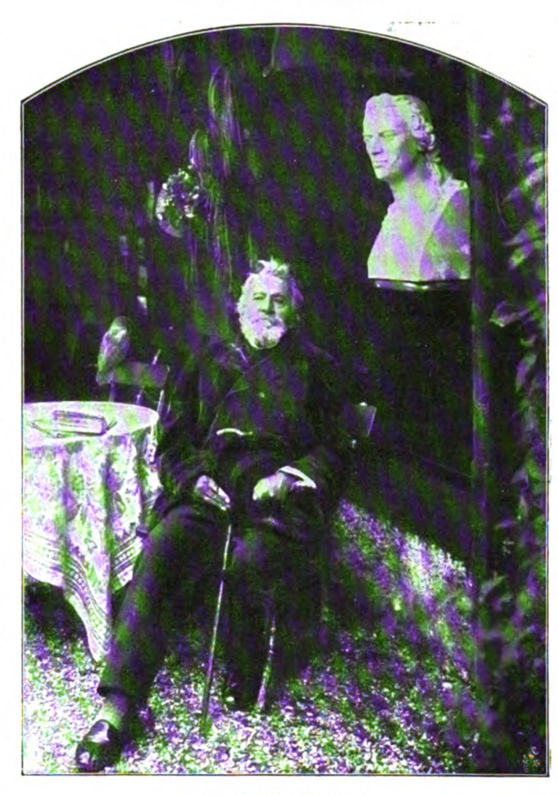
Der neue Rembrandt des Städelschen Instituts in Frankfurt a. M.

Illustrierte Rundschau.

Der Rembrandt des Städelschen Instituts-Frankfurt a. M. — Hermann Lingg †. — „Familienbild" von Lucas Cranach aus dem Besitz des Prinzen Emil v. Schoenaich-Carolath. — Arbeiten von C. A. Beumers in Düsseldorf. — Rauchzimmer und Schreibzimmer; Entwürfe von A. Bembé-Mainz für einen neuen Dampfer der Hamburg-Amerika-Linie. — Arbeiten von Graf Louis Sparre (Finnland). — Bronzeschalen der Aktiengesellschaft vorm. H. Gladenbeck. — Tierplaketten von Victor Peter-Paris. — Das Henlein-Denkmal in Nürnberg. Zu unseren Bildern.

Der großen Gemäldesammlung von Frankfurt a. M., dem umsichtig geleiteten Städelschen Kunstinstitut (im Jahre 1816 von dem Bankier J. Fr. Städel begründet), ist ein großer Wurf gelungen, der um so bemerkenswerter erscheint, weil in unseren Tagen der Wettbewerb auf dem Kunstmarkt durch die Konkurrenz der amerikanischen Multimillionäre geradezu erschreckende Formen angenommen hat: die Sammlung erwarb einen berühmten Rembrandt aus dem Besitz des Wiener Grafen Schönborn für den Preis von 380000 Kronen. Es handelt sich um die „Blendung Simsons" oder, wie das Gemälde jetzt bezeichnet wird, den „Triumph der Delila". Äußerlich betrachtet ist das Bild das zweitgrößte des Meisters, der es auf der vollen Höhe seiner Schöpferkraft im Jahre 1636 malte, in demselben Jahre, in dem seine berühmte „Danae" (neuerdings vielfach als „Braut des Tobias" bezeichnet) entstand, die jetzt eine Hauptzierde der Petersburger Ermitage bildet. Der Vorwurf des Werkes ist grauenvoll, wie seine Schilderung durch den Meister selbst. Delila hat auf das Drängen der Philisterfürsten den jüdischen Helden Simson, der ihr Volk hart bedrängte, bewogen, ihr das Geheimnis seiner Kraft, die auf seinen geweihten Locken beruhte, zu verraten; als er eingeschlafen ist, schneidet sie ihm das Haar ab und ruft die Philister herein. Hier setzt die bildliche Darstellung ein. Während Delila, in der einen Hand die Schere, in der anderen den Haarschopf, davoneilt, stößt der eine Philister Simson das Auge aus, ein zweiter fesselt ihn, ein dritter und vierter bedrohen ihn mit Pike und Schwert. Mit überwältigender Kraft und Lebendigkeit ist das geschildert, wundervoll ist die Komposition, besonders gelungen die Gestalt der Delila, die die Mitte der Bildfläche einnimmt, mit erregtem Antlitz und dem triumphierenden Blick der glänzenden Augen. — Das Gemälde hat eine sehr verschiedene Beurteilung erfahren. Ein bekannter Kunsthistoriker (Prof. Knackfuß) findet die Darstellung „ebenso

grauenvoll wie häßlich"; er behauptet sogar, daß diese grauenvolle Häßlichkeit an das Lächerliche streife, und nimmt an, selbst die begeistertsten Verehrer Rembrandts würden dies Bild kaum bewundern; andere tadelten die allzu dunkle Tönung des Gemäldes scharf — und wieder andere waren begeistert von der kühnen Realistik des großen Niederländers. In der Schönbornschen Galerie hing das Bild in äußerst ungünstiger Beleuchtung (wie behauptet wird auf Wunsch der Damen des Hauses, denen es auch zu grausig erschien), und auf diese Ungunst dürfte wenigstens manch technischer Vorwurf gegen das Gemälde zurückzuführen sein; jetzt ist man geradezu überrascht durch das Kolorit und die prächtige Erhaltung des Werkes. Die Frankfurter sind begreiflicherweise sehr stolz auf ihre Erwerbung, und um so betrübter die Wiener Kunstfreunde; auf den Vorbesitzer und Verkäufer hagelte es an der Donau Vorwürfe, denen er freilich mit der Erklärung begegnen konnte, daß er den Rembrandt vergeblich dem österreichischen Ministerium und auch Wiener Galerien angeboten habe, der von Frankfurt bezahlte Preis sei aber überall als zu hoch befunden worden — in der Tat ist er ja wohl auch „reichlich". Das Bild ist übrigens nicht, wie eine alte Fabel behauptet, als Packleinwand eines Warenkollis s. Z. nach Wien gekommen und dort zufällig entdeckt worden. Es stammt



Hermann Lingg †.

Familienbild. Gemälde von Lukas Cranach.

vielmehr aus Würzburg, wo es sich in der Gemäldegalerie des Fürstbischofs Friedrich Karl von Schönborn befand, nach dessen Tode es 1746 in den Besitz seiner Wiener Angehörigen gelangte. —

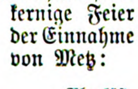


In Silber getriebene Schmuckschale, emailliert. Figur in Elfenbein geschnitzt von Hauptlehrer Görrig in Darmstadt.

Am 17. Juni verschied in München im hohen Alter von 85 Jahren Hermann Lingg — viele der Jüngeren, die sonst im Walde deutscher Poeterei gut Bescheid zu wissen glauben, werden vielleicht erst durch die Zeitungsnachrichten über seinen Tod erfahren haben, daß der Dichter der (ihnen aus der Literaturgeschichte bekannten) „Völkerwanderung“ noch lebte. Und wie klein mag die Zahl derer unter den Mitlebenden sein, die dies große, in seiner Art gewaltige Epos wirklich gelesen haben?! Mit dem Tode des halbvergessenen Greises klang ein Leben aus, von dem man sich einst unendlich viel versprach. Ich erinnere mich noch deutlich, wie uns Schüler der nun auch längst verewigte Taubert in begeisterten Worten Ende der sechziger Jahre auf die damals grad vollendete Völkerwanderung aufmerksam machte, und wie wir dann mit einem eigentümlichen Gemisch von Bewunderung und — leider muß es gesagt sein — Langeweile die Dichtung zu bewältigen suchten. Wir kamen darüber in ein schamvolles Gefühl der Unreife; heut muß ich freilich gestehen, ganz ungerechtfertigt war unser Empfinden nicht, wenn auch jetzt noch einzelne farbenglühende Schilderungen, z. B. die der Vandalenplünderung Roms, nicht in meinem Gedächtnis erloschen sind. Frischer stehen einige kleine Gaben Linggs vor mir, wie seine kernige Feier der Einnahme von Metz:



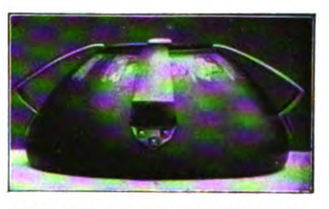
Anhänger aus oxydiertem Silber.



„. . . Abgelöst, Franzose! Seinen Posten
Nimmt fortan der Deutsche wieder ein.
Westwärts Abendnebel glosten,
Auf der Mosel Höhen tagt's im Osten —
Und die Zukunft, deutsches Volk, ist Dein!“

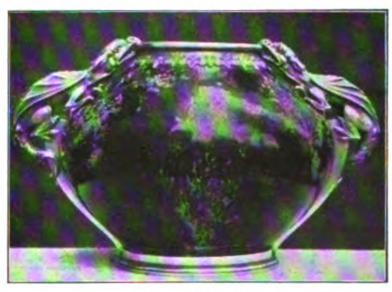
Serpentinvase.

Geibel war es, der Lingg in die Literatur einführte; er nahm sich des 1820 in Lindau geborenen, wegen Krankheit verabschiedeten bayerischen Militärarztes in hingebender Freundschaft an, verschaffte ihm für seinen ersten Band Gedichte (Cotta, 1854) einen Verleger, warb für sie, ruhte nicht, bis König Max von Bayern dem Poeten ein Jahresgehalt aussetzte, und ermöglichte ihm dadurch die Vollendung seiner „Völkerwanderung“. An der Tafelrunde des Königs galt Lingg dann als aufsteigender Stern — bis ein Anlauf nach dem andern scheiterte. Seinen Dramen, auch dem einst bewunderten „Catilina“, fehlte doch das rechte Theaterblut, der „Völkerwanderung“ die Kunst gedrängten Zusammenfassens, den lyrischen Gaben leichte Gefälligkeit — immerhin haben wenigstens sie dauernderen Erfolg gehabt, und es wäre nicht unmöglich, daß eine Auslese aus ihnen auch heut noch lebendigen Widerhall in unserem Volke fände. —



Aschenbecher aus patiniertem Kupfer mit Emaille.

Auf dem Schloß Haselhorst des Prinzen Emil Schoenaich-Carolath — unseren Lesern ist der Prinz als feinsinniger Dichter kein Fremder — wurde jüngst ein Bild der Vergessenheit entrissen, das allem Anschein nach ein echter Lukas Cranach ist, der bisher in den Verzeichnissen der Hauptwerke des Meisters, auch in dem von Muther aufgestellten, fehlte. Das Gemälde — 125 Centimeter lang, 85 Centimeter hoch, ist auf Holz gemalt, signiert, aber ohne Jahreszahl. Die Hauptfigur soll (?) Porträtähnlichkeit mit dem alten Kurfürsten Friedrich von Sachsen zeigen. Eine gewisse Verwandtschaft hat das Bild mit dem bekannten Cranachschen Werke in der Braunschweiger



Japanische Vase.

Neuere Arbeiten von C. A. Beumers, Goldschmied und Juwelier, in Düsseldorf.



Unterer und oberer Rauchsalon eines Dampfers. Entwurf von A. Bembé in Mainz.

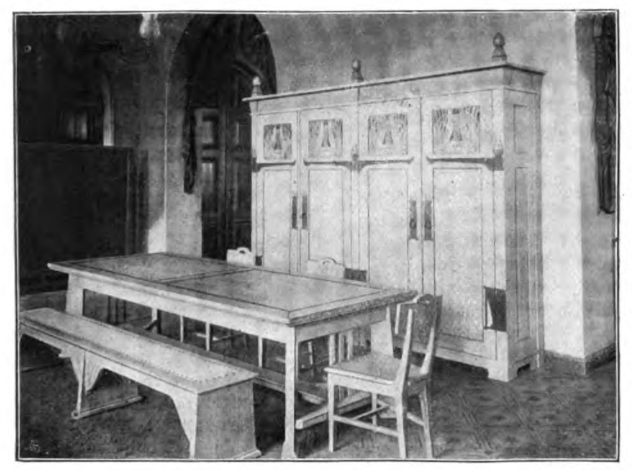
Galerie, das unter dem Titel „Herkules bei Omphale“ geht. Ob unser Gemälde freilich ganz von Cranachs eigner Hand herrührt, wird, wie so oft bei ihm, schwer zu entscheiden sein — die Entscheidung dürfte eine „Doktorfrage‘ für die Kranachforscher werden.

In der Reihe der Abbildungen unserer Rundschau folgen Wiedergaben einiger kunstgewerblicher Meisterstücke der bekannten Goldschmiedefirma C. A. Beumers in Düsseldorf. Da ist zunächst eine köstliche Schmuckschale, Silber und Emaille, die von Smaragdgrün bis Graugrün mit bläulichem Streifenschimmer spielt, bekrönt von einer feinen, kleinen Elfenbeinfigur; da ist weiter eine Serpentinvase mit emailliertem Rande, in den sich, originell als Henkel aufgefaßt, zwei Leoparden festbeißen, ähnlich wie bei der grau-grünen altjapanischen Vase zwei Greifen verwendet wurden. Eigenartig ist auch der Anhänger in oxydiertem Silber: ein Drachenkopf mit Perlen und Brillanten, der im weitaufgerissenen Maule zwischen den kräftig modellierten Zähnen einen schönen, olivengrünen Edelstein — einen Peridot — hält. —

Unsere beiden großen deutschen Weltschiffahrtslinien, die größten der Welt, wetteiferten stets in bezug auf die Ausstattung der Gesellschaftsräume ihrer Ozeanriesen; bisweilen trat dabei — um ehrlich zu sein — ein etwas aufdringlicher Zug nach blendendem Prunk für ein feiner geschultes Auge nicht gerade angenehm hervor, etwas von jenem Luxus, mit dem auch neuere großstädtische Hotelkarawansereien zu blenden suchen: vom Neuen das Neueste, aber möglichst viel Vergoldung um jeden Preis! Um so erfreulicher wirken die Entwürfe für einen der gewaltigen Neubauten der H.-A.-G., der Hamburg-Amerika-Linie, welche aus den Ateliers der Mainzer Firma A. Bembé stammen. Der eine Entwurf gibt einen Blick in die beiden Rauchsalons der ersten Klasse wieder, welche übereinanderliegend durch eine Treppe miteinander verbunden sind. Der untere Teil der Treppe ist im Raum liegend gedacht, die beiden Läufe der oberen Treppe dagegen liegen außerhalb in dem davor befindlichen Gange. Der Stil der Räume zeigt englische Spätrenaissance, die Holzteile sollen in geräuchertem Eichenholz mit diskreten, schwarzen Einlagen hergestellt werden. Über dem Getäfel sind Wände und Plafonds flach ornamentiert und mattweiß behandelt. Der zweite Entwurf gilt dem Schreibzimmer I. Klasse desselben Schiffes mit dem Durchblick in den Damensalon. Hierfür war der Stil der ersten Periode Louis’ XV., der sogenannte Régencestil, gewählt; ebenfalls in alt wirkendem Eichenholz geschnitzt, zeigen die Wandtäfelungen das aus dem Vollen herausgeschnittene, sehr zarte Ornament dieser Zeit. Die Sitzmöbel sind mit blauem Roßhaartuch überzogen, der Boden ist mit einem roten Velourteppich



Schreibraum neben dem Damensalon eines Dampfers. Entwurf von A. Bembé in Mainz.



und künstlerische Leiter der Aktiengesellschaft „Iris“ in Borgaa, an deren Arbeiten sich nicht nur zahlreiche finnische Künstler und Architekten, sondern auch mehrere nach Finnland übergesiedelte Ausländer, wie der Belgier Finch und der Schwede Nyström, beteiligten. Für die Popularisierung der Idee, in Finnland wieder künstlerisch einwandfreies Hausgerät zu schaffen, ist die Tätigkeit dieser Gesellschaft von großem Nutzen gewesen, leider hielt nur, unter der Ungunst auch der politischen Lage, der finanzielle Erfolg mit dem künstlerischen nicht Schritt, und seit einigen Jahren hat sie sich wieder aufgelöst. Ein Beweis für die freudige Schaffenskraft Graf Sparres ist es nun,

belegt. Der Durchblick aus diesem, in warmen Holztönen behandelten Raum in den licht und festlich gehaltenen Damensalon strebt einen besonders reizvollen Kontrast an. —

Graf Louis Sparre ist ein Schwede von Geburt, aber, seit langen Jahren in Finnland lebend, ein Finne und in seiner zweiten Heimat ein Pionier der neuen Bewegung geworden, die Kunst wieder mit dem täglichen Leben in Verbindung zu bringen. Er war der eigentliche Gründer



Möbel aus dem Studentenhaus in Helsingfors. Von Graf Louis Sparre.



Möbel aus dem Studentenhaus in Helsingfors. Von Graf Louis Sparre.

daß er nicht den Mut verloren hat, sondern seine Arbeit jetzt in eigenen Werkstätten fortsetzt. In erster Linie ist er Innenarchitekt; ursprünglich Maler, hat er gelernt, die Formen seiner Möbel scharf dem jeweiligen praktischen Gebrauch anzupassen und doch den malerischen Gesamteindruck zu wahren. So sind die Räume, die er für das Studentenhaus in Helsingfors einrichtete, ihrer verschiedenen Bestimmung entsprechend, grundverschieden, aber dabei stets höchst geschmackvoll. Die derben Möbel der Trinkstube, die einen Puff vertragen können müssen, schlagen den Ton der rustikalen finnischen Volkskunst an und bilden eine entschieden glücklichere Lösung dieser Aufgabe als die imitierten altdeutschen Trinkstuben unserer Architekten. Famos konstruiert sind auch die Möbel des Herrenzimmers (auf Seite 710); in solchen Sesseln kann man sich's wohl bequem machen. Auch viele vortreffliche Lederarbeiten sind schon aus



Herrenzimmer. Von Graf Louis Sparre.

den Werkstätten Graf Sparres hervorgegangen. Die abgebildete Einbanddecke eines als Erinnerungsgabe bestimmten Albums mit der in verschiedenfarbigem aufgelegten Leder und Goldpressung ausgeführten finnischen Landschaft mag als Beweis dafür dienen, wie feinfühlig das Künstlerpaar seine Motive dem Charakter des Materials anzupassen weiß. Auf die reizende, eingelegte Tischplatte mit der Ansicht von Borgaa, dem Wohnsitz des Künstlers, und die in Ornament und Beschlägen gleich zierliche Truhe für Frauenhandarbeiten möchten wir noch besonders hinweisen.

Zwei allerliebsten Bronzearbeiten der Bildgießerei von Gladenbeck-Berlin A.-G. und einigen reizvollen Tierplaketten von Viktor Peter-Paris — man wird immer aufs neue neidisch auf diese frische Medailleurkunst der Franzosen — reihen wir ein originelles deutsches Denkmal an, das vor kurzem auf dem Häfnerplatz Nürnbergs enthüllt wurde. Die Nürnberger haben damit eine Ehrenschuld gegen einen Landsmann eingelöst, dessen Ruhm zwar lange angezweifelt wurde, aber durch neuere Forschungen als über jeden Zweifel erhaben festgestellt worden ist. Mit anderen Worten: Peter Henlein, dem dies Denkmal gilt, ist jetzt wirklich als der Erfinder der Taschenuhr anerkannt. Das hübsche Bronzewerk des ehrsamen Schlossers von Max Meißner stellt ihn dar mit dem Uhrengewicht, das seine Erfindung beseitigte, unter dem Fuß, mit dem Tastzirkel in der Rechten und dem „Eylein" in der Linken. Die Stadt Nürnberg und der deutsche Uhrmacherbund errichteten das Denkmal auf gemeinsame Kosten. —



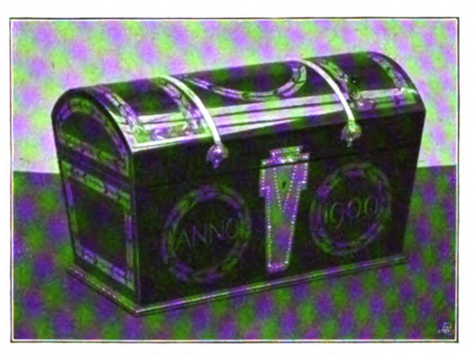
Ansicht von Borgaa.
Eingelegte Tischplatte von Louis Sparre.

* * *

Es ist uns eine aufrichtige Genugtuung, unseren Lesern grade im letzten Heft dieses Jahrgangs noch eine künstlerische Gabe von besonderer Bedeutung bieten zu können: vier Blätter nämlich, nach Aquarellen und Pastellstudien Max Liebermanns in der vollen Farbenfrische der Originale reproduziert; Blätter zudem, die des Meisters Eigenart scharf und kräftig widerspiegeln. Welch schweren Künstlerweg ist Max Liebermann doch gewandelt! Unter allen jüngeren

Einband eines Albums. Von Graf Louis Sparre.
In verschiedenfarbigem Leder mit Goldpressung ausgeführt von der Gattin des Künstlers.

Berliner Malern von Bedeutung war er einst der angefochtenste. Mit Spott hat man ihn überhäuft „wegen seiner unausrottbaren Vorliebe für alle häßlichen Exemplare des Menschengeschlechts und seiner unheilbaren Neigung für einen schwärzlich-braunen Gesamtton“, wie eine bekannte Kunstgeschichte ihr Urteil zusammenfaßte. Er aber — der Schüler Steffecks und Thumanns! — ist unbeirrt seinen Pfad weitergegangen, nachdem ihm erst einmal das Verständnis für einen Millet, einen Daubigny und Corot, einen Israels gekommen war; er blieb der Maler der einfachen Natürlichkeit. Seine Einwirkung auf die ganze heutige deutsche Kunst ist, obwohl er nie eine direkte Schule um sich sammelte, überaus groß gewesen. Ich will damit keineswegs behaupten, daß sie stets günstig war, denn die Nachahmer waren häufig keine Liebermanns. Aber was uns heute an Ungezwungenheit und Frische in der deutschen Malerei erfreut, ist doch zum nicht geringen Teil auf seine Vermittelung, auf von ihm ausgehende Anregungen zurückzuführen. So ist allmählich der Haß gegen ihn verstummt, ihn hat er durch seine stille, ehrliche Arbeit besiegt. Zu Verehrern und Bewunderern freilich konnte er diejenigen nicht zwingen, die seiner Art wildfremd gegenüberstehen, die sich immer aufs neue an der Schwere seiner Darstellung stoßen, über die er in der Tat häufig nicht fortkommt; wer leichte Gefälligkeit, wer das rein Malerische in der Kunst bevorzugt, wird sich selten mit ihm befreunden können. Respekt hat er aber auch seinen ursprünglichen Widersachern eingeflößt, und schließlich — er als



Truhe für Frauenhandarbeiten.
Von Graf Louis Sparre.





Bronzeschalen von Hans Schmidt und Valentin.
Ausgeführt von der Aktiengesellschaft vorm. H. Gladenbeck in Berlin.







Tierplaketten von Viktor Peter-Paris.







Tierplaketten von Viktor Peter-Paris.

eine ausgesprochene Persönlichkeit mit eigenen starken Sympathien und Antipathien weiß das am besten — „über den Geschmack ist nicht zu streiten". — Von Berliner Künstlern ist außer Liebermann zunächst in diesem Hefte noch vertreten Prof. Hanns Herrmann mit einer famosen Strandszene (zw. S. 648 u. S. 649), an der man seine Freude haben muß, so frisch und zuversichtlich ist sie aus dem Leben herausgegriffen. Wir finden in dem Heft ferner den Berliner Hans Busse mit einem italienischen Motiv voll starker Architekturphantastik (zw. S. 680 u. S. 681) und endlich einen jüngeren talentvollen Bildhauer, Georg Engelmann, übrigens ein Bayreuther seiner Geburt nach, mit der Plastik „Im Wind" (zw. S. 664 u. S. 665). Das Werk hat seine eigene Note und fand bei seiner ersten Ausstellung im Cassirerschen Kunstsalon starken Beifall; ich glaube, man wird auf diesen jungen Künstler achten müssen, er hat schöpferische Kraft, wirkliche Eigenart. — Von Münchener Künstlern erwarben wir einmal das schöne Tierstück von Julius Paul Junghans (zw. S. 704 u. S. 705), eines reich begabten Zügelschülers, und dann eine feine Landschaft des verstorbenen O. Goebel (zw. S. 640 u. S. 641). Sehr originell und der Wiedergabe wert wollte uns endlich das Gemälde von Constantin Somow aus Petersburg, „Der Regenbogen" erscheinen (zw. S. 616 u. S. 617). Die Bekanntschaft des interessanten Künstlers wurde uns seinerzeit durch eine Düsseldorfer Ausstellung vermittelt, neuerdings hat der Russe aber wiederholt und erfolgreich auch in Berlin, ebenfalls im Cassirerschen Kunstsalon, ausgestellt. Er ist keine gewöhnliche Erscheinung, er wandelt seine ganz eigenen Pfade. Man könnte ihn, wenn durchaus rubriziert und klassifiziert werden muß, vielleicht als Romantiker bezeichnen. Wenn nicht alles täuscht, so nahen wir uns ja überhaupt einer Zeit, in der die Romantik sich wieder größere Anerkennung, einen weiteren Spielraum erobern wird — in allen Künsten — und warum auch nicht: haben denn nicht alle Kunstgattungen nebeneinander ihre Berechtigung! Wenn Somow ein Romantiker ist, so ist er freilich einer von ganz besonderer Art. Er liebt das Phantastische, aber er hat dabei einen starken Wirklichkeitssinn; vielfach kommt bei ihm jedoch noch ein dritter Einschlag hinzu, eine fast dominierende Neigung zur Ironie. In dem Bilde, das wir heut von ihm veröffentlichen, einer Landschaft voll schöner Stimmung, tritt dieser Hang nicht hervor, höchstens deuten die Figuren in dem kleinen Pavillon ihn lose an; in vielem anderen ist er geradezu kennzeichnend. Dann — in Bildnissen wie in der Staffage seiner Landschaften — bevorzugt Somow eine Art von Biedermeierstil oder auch das Rokoko und er prägt dann in seine Schöpfungen etwas von drollig-bissiger Serenissimuslaune hinein.

H. v. S.



Das Peter Henlein-Denkmal in Nürnberg.
Von Max Meißner-Friedenau.

Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten. Zuschriften an die Redaktion von Velhagen & Klasings Monatsheften, Berlin W 50. — Für die Redaktion verantwortlich: Theodor Hermann Pantenius in Berlin. — Für Österreich-Ungarn Herausgabe: Friese & Lang, Wien I. Verantwortlicher Redakteur: Carl von Vincenti, Wien III, Richardgasse 1.
Verlag: Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien. Druck: Fischer & Wittig in Leipzig.

